HEYNE BÜCHER

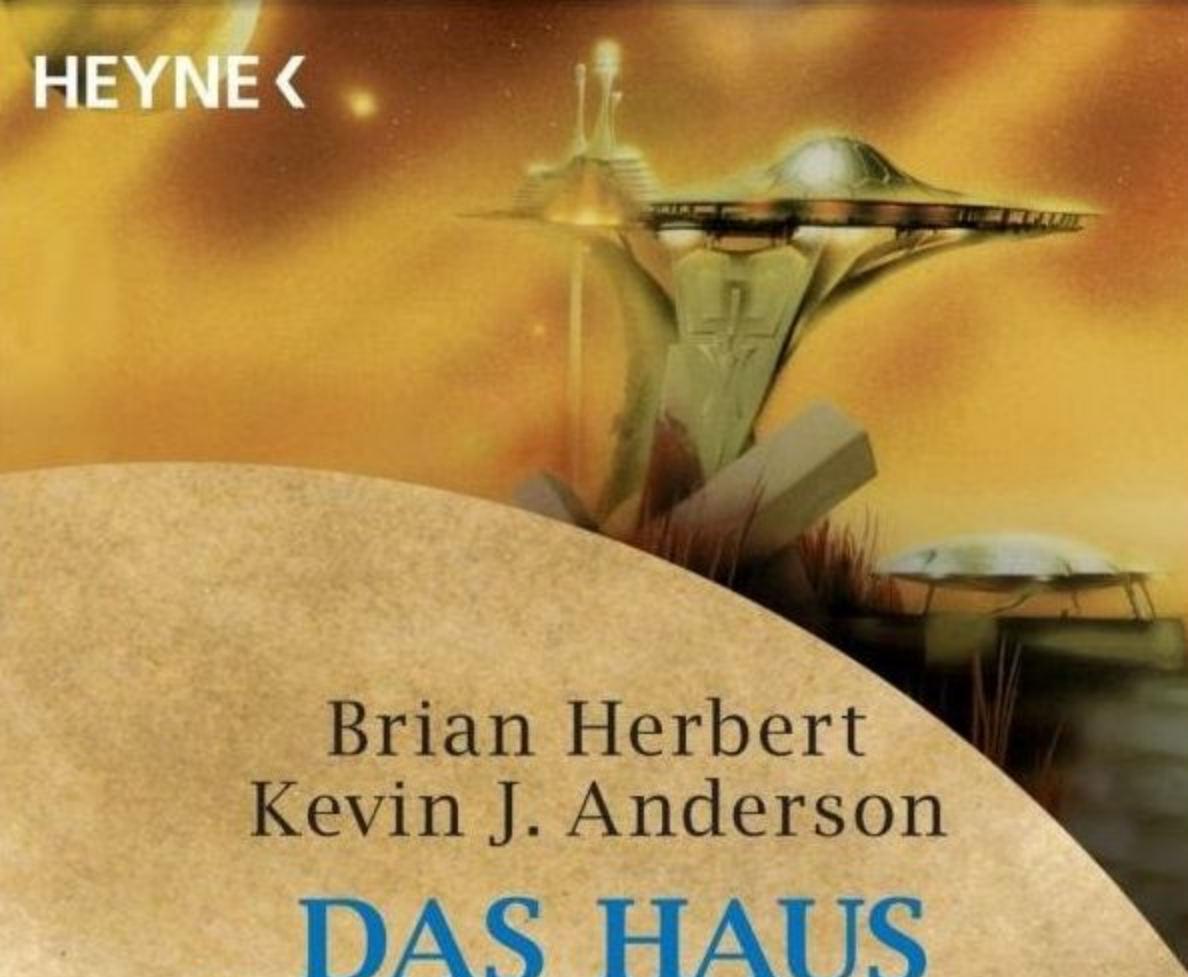
Brian Herbert
Kevin J. Anderson

DAS HAUS ATREIDES

ROMAN

DER WÜSTENPLANET
Die frühen Chroniken 1

HEYNE



Brian Herbert
Kevin J. Anderson

DAS HAUS ATREIDES

ROMAN

DER WÜSTENPLANET
Die frühen Chroniken 1

Das Buch

Mit dem Wüstenplanet-Zyklus hat Frank Herbert ein Universum geschaffen, das in der Science Fiction-Literatur einzigartig ist. Es umfasst den größten Teil unserer Galaxis und einen Zeitraum von Jahrtausenden, ja greift weit darüber hinaus: In die Vergangenheit durch die aufbewahrten Erinnerungen der Vorfahren im hochgezüchteten Geist der Atreides und dem Kollektivbewußtsein der Bene Gesserit; in die Zukunft durch die hellseherischen Kräfte Paul Muad'dibs und seines Sohnes Leto, des »zerlegten Gottes«. Damit hat der Autor eine Bühne geschaffen, die ihresgleichen nicht hat.

Nach dem überraschenden Tod Frank Herberts 1986 schien die Expansion des eindrucksvollen Universums endgültig zum Stillstand gekommen zu sein – zum Bedauern von Millionen von Leserinnen und Lesern rund um die Welt. Doch Brian Herbert, der Sohn Frank Herberts, sichtete den umfangreichen Nachlass seines Vaters und entschloss sich daraufhin, gemeinsam mit Kevin J. Anderson eine Trilogie zu schreiben, die unmittelbar vor dem Einsetzen der Handlung des Romans »Der Wüstenplanet« spielt. Dadurch eröffnete sich die Möglichkeit, viele Ereignisse ins Bild zu setzen, die Frank Herbert in seinem Werk nur angedeutet hatte, sowie die Hauptcharaktere zu entwickeln, ihre Herkunft und ihre Jugend zu schildern und ihre Motive zu beleuchten.

So lernen wir die ehrgeizigen Pläne und genetischen Machenschaften der Schwesternschaft der Bene Gesserit kennen, deren Ziel es ist, das »Gotteskind«, den Kwisatz Haderach zur Welt zu bringen, die desolaten Zustände am Kaiserhof, die Intrigen und abgefeimten Mordpläne des Thronerben, das schleichende Siechtum des Imperators Elrood, den erbarmungslosen Kampf um den wertvollsten Stoff der Galaxis, das Gewürz, welches man den Riesensandwürmern auf Arrakis, dem Wüstenplaneten, verdankt, das grausame Spiel der Harkonnens, die Interessen der Raumfahrergilde und die Machenschaften der fundamentalistischen Tleilaxu, das schreckliche Schicksal des jugendlichen Duncan Idaho und den Traum des Kaiserlichen Planetologen Pardot Kynes, der als einer der wenigen Fremdweltler das Vertrauen der Fremen, der Wüstenbewohner von Arrakis, gewinnt und ihnen die Vision eines wasserreichen grünen Planeten schenkt.

Die Autoren

Brian Herbert, der Sohn des 1986 verstorbenen Wüstenplanet-Schöpfers Frank Herbert, hat selbst SF-Romane verfasst, darunter den in Zusammenarbeit mit seinem Vater entstandenen »Mann zweier Welten«.

Kevin J. Anderson ist einer der meistgelesenen SF-Autoren unserer Zeit. Die Auflage seiner Bücher, darunter zahlreiche »Star Wars«- und »Akte X«-Romane, beträgt weltweit über 12 Millionen Exemplare.

Eine Liste der im WILHELM HEYNE VERLAG erschienenen Wüstenplanet-Bücher finden Sie am Ende des Bandes.

BRIAN HERBERT &
KEVIN J. ANDERSON

DAS HAUS ATREIDES

DER WÜSTENPLANET
DIE FRÜHEN CHRONIKEN
ERSTER ROMAN

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/8304

Titel der amerikanischen Originalausgabe
DUNE: HOUSE ATREIDES
Deutsche Übersetzung von Bernhard Kempen
Das Umschlagbild ist von Frank M. Lewecke

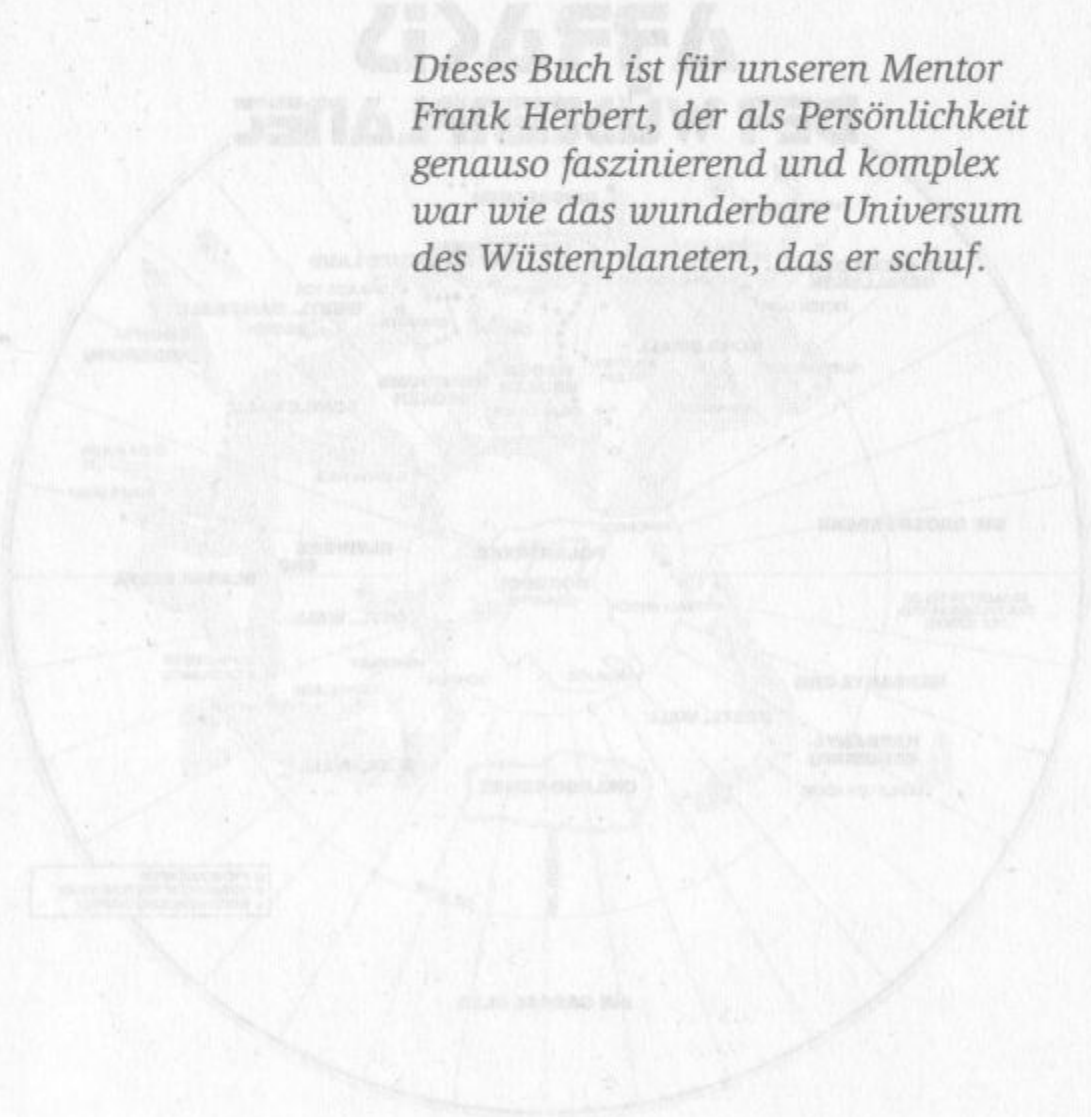
Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt

2. Auflage

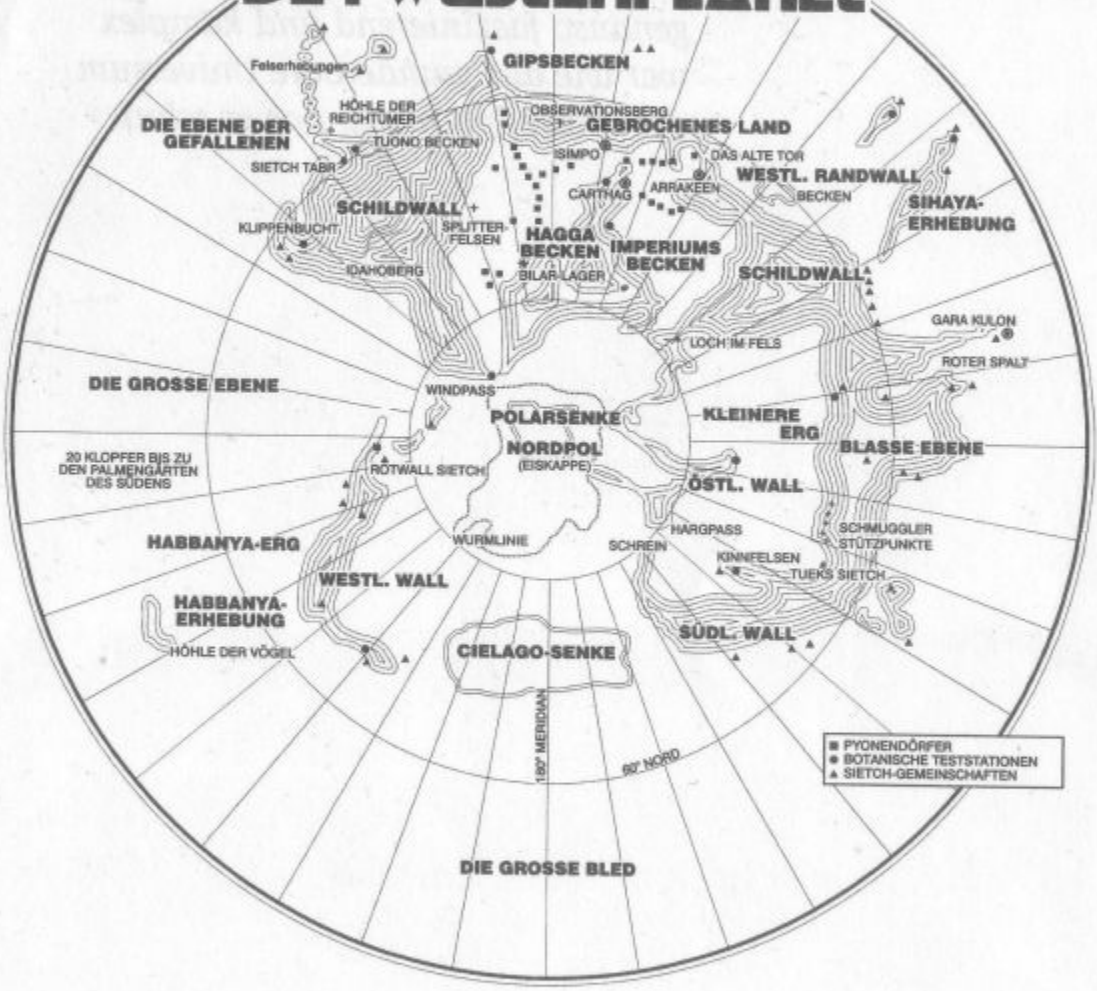
Redaktion: Frank-Dietrich Grehmsbaum
Copyright © 1999 by Herbert Limited Partnership
Mit freundlicher Genehmigung der Autoren
und Paul & Peter Fritz, Literarische Agentur, Zürich
Copyright © 2001 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
http://www.heyne.de
Deutsche Erstausgabe 5/2001
Printed in Germany 2002
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Bercker, Kevelaer

ISBN 3-453-18768-7

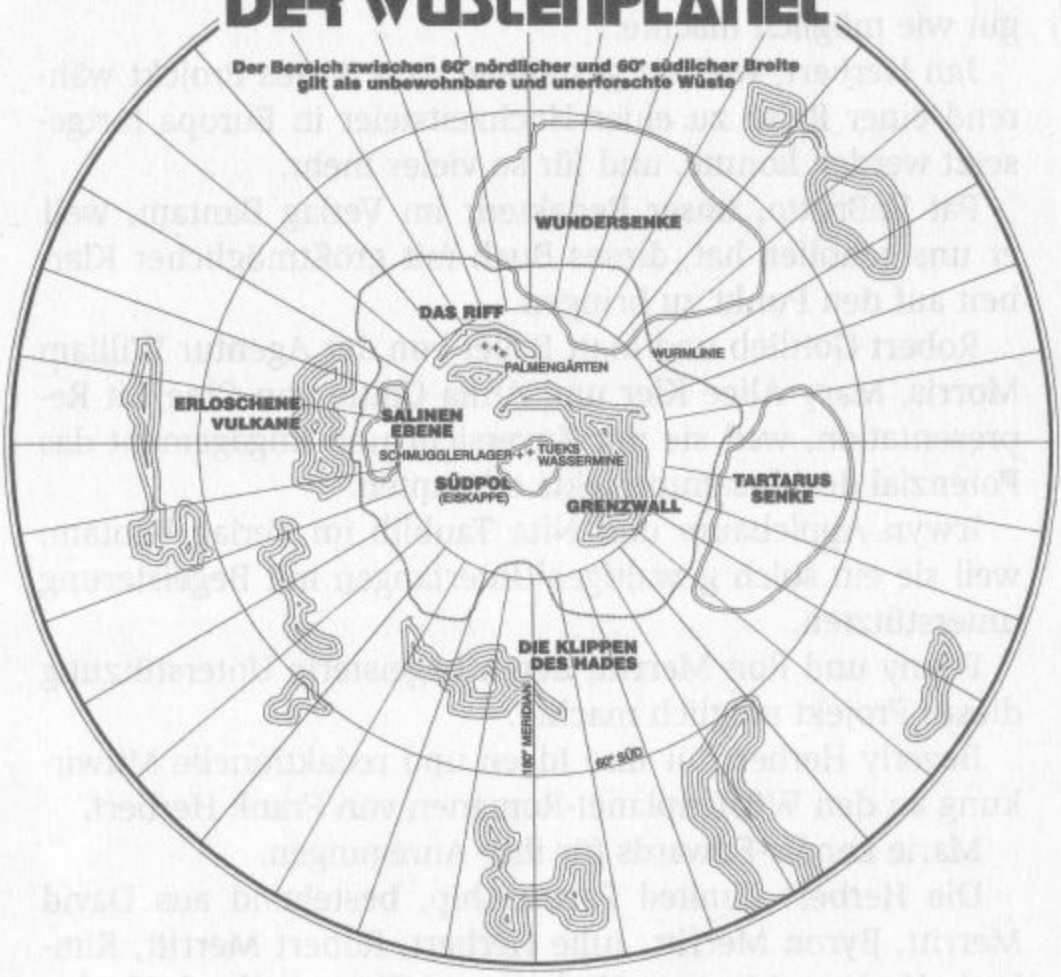
Dieses Buch ist für unseren Mentor Frank Herbert, der als Persönlichkeit genauso faszinierend und komplex war wie das wunderbare Universum des Wüstenplaneten, das er schuf.



ARRAKIS
DER WÜSTENPLANET



ARRAKIS
DER WÜSTENPLANET



Danksagung

Ed Kramer, weil er die Brücke war, die uns überhaupt zusammengeführt hat.

Rebecca Moesta Anderson wegen ihres unerschöpflichen Ideenreichtums und ihrer harten Arbeit, die dieses Buch so gut wie möglich machte.

Jan Herbert, weil sie gestattete, dass dieses Projekt während einer Reise zu einer Hochzeitsfeier in Europa fortgesetzt werden konnte, und für so vieles mehr.

Pat LoBrutto, unser Redakteur im Verlag Bantam, weil er uns geholfen hat, dieses Buch mit größtmöglicher Klarheit auf den Punkt zu bringen.

Robert Gottlieb und Matt Bialer von der Agentur William Morris, Mary Alice Kier und Anna Cottle von Cine/Lit Representation, weil sie mit Zuversicht und Engagement das Potenzial des Gesamtprojekts erkannten.

Irwyn Applebaum und Nita Taublib im Verlag Bantam, weil sie ein solch gewaltiges Unterfangen mit Begeisterung unterstützten.

Penny und Ron Merritt, deren begeisterte Unterstützung dieses Projekt möglich machte.

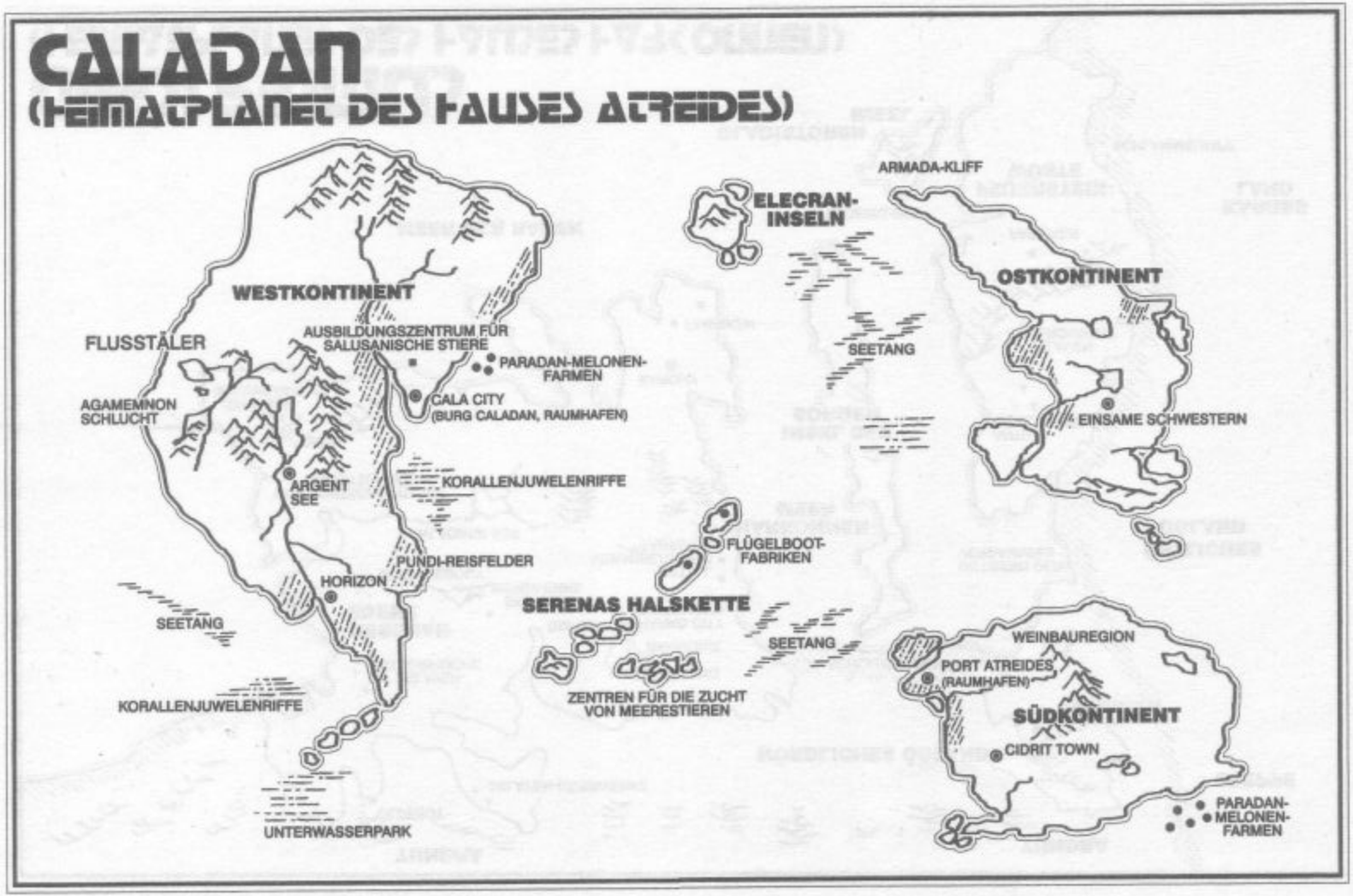
Beverly Herbert für ihre Ideen und redaktionelle Mitwirkung an den Wüstenplanet-Romanen von Frank Herbert.

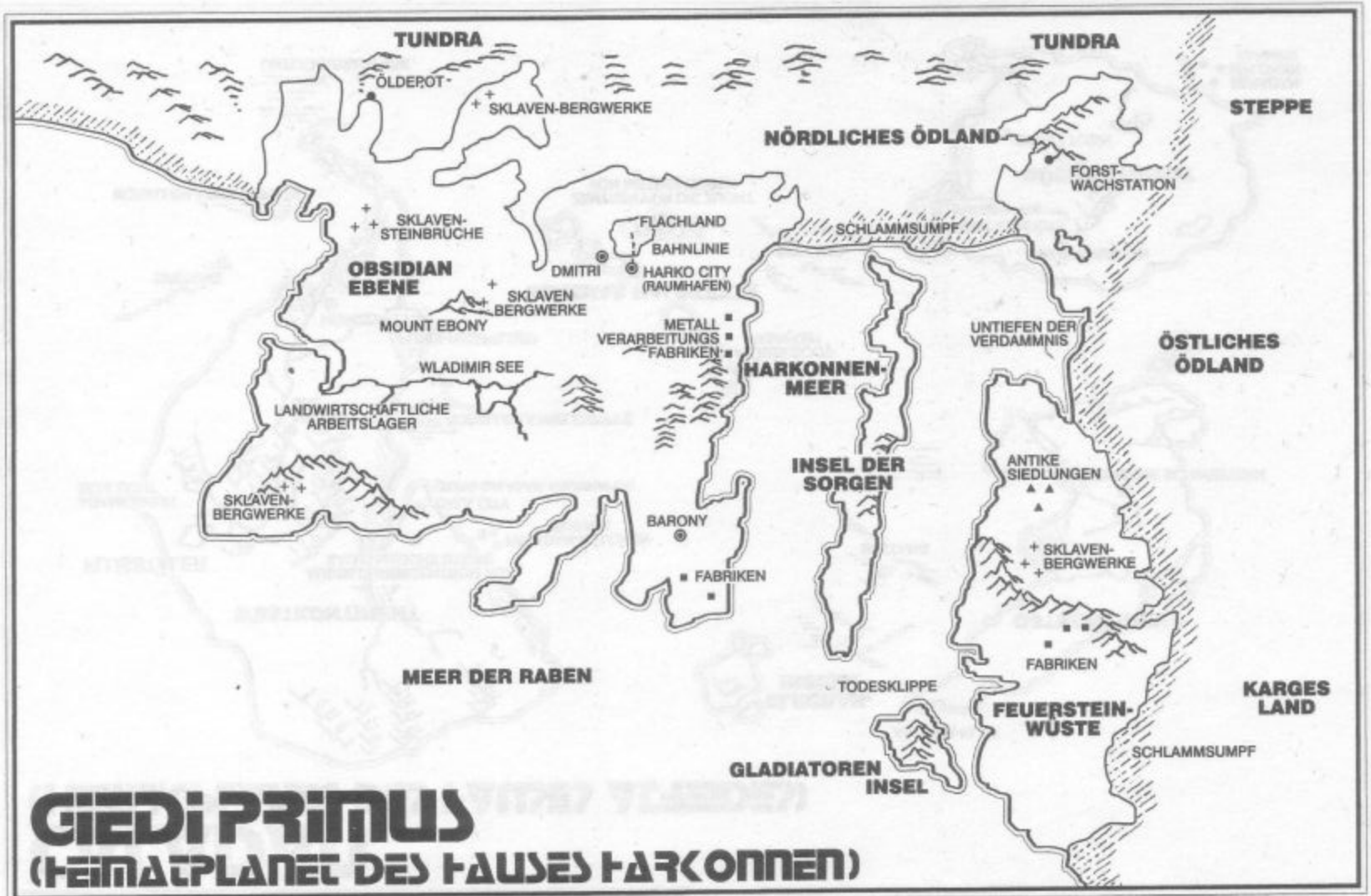
Marie Landis-Edwards für ihre Anregungen.

Die Herbert Limited Partnership, bestehend aus David Merritt, Byron Merritt, Julie Herbert, Robert Merritt, Kimberly Herbert, Margaux Herbert und Theresa Shackelford.

Besonderer Dank gebührt Catherine Sidor von WordFire Inc., die viele Stunden Schwerstarbeit investierte, um das Manuskript vorzubereiten und zu revidieren, und Sarah Jones für ihre Hilfe, viele alte Bücher und Dokumente in eine brauchbare Form zu konvertieren.

Und den Millionen ergebener Fans, die den Ursprungsroman dreieinhalb Jahrzehnte lang lebendig erhalten haben.


CALADAN
(HEIMATPLANET DES HAUSES ATREIDES)
ARMADA-KLIFF
ELECRAN-INSELN
OSTKONTINENT
WESTKONTINENT
FLUSSTÄLER
AUSBILDUNGSZENTRUM FÜR SALUSANISCHE STIERE
PARADAN-MELONEN-FARMEN
SEETANG
CALA CITY
(BURG CALADAN, RAUMHAFEN)
AGAMEMNON SCHLUCHT
EINSAME SCHWESTERN
ARGENT SEE
KORALLENJUWELENRIFFE
FLÜGELBOOT-FABRIKEN
PUNDI-REISFELDER
HORIZON
SERENAS HALSKETTE
SEETANG
WEINBAUREGION
PORT ATREIDES
(RAUMHAFEN)
SEETANG
KORALLENJUWELENRIFFE
ZENTREN FÜR DIE ZUCHT VON MEERESTIEREN
SÜDKONTINENT
CIDRIT TOWN
PARADAN-MELONEN-FARMEN
UNTERWASSERPARK



GIEDI PRIMUS
(HEIMATPLANET DES HAUSES HARKONNEN)

Übertragung von der Raumgilde an das galaktische Handelskonglomerat »Merkantile Allianz für Fortschritt und Entwicklung im All« (MAFEA):

Die spezifische Zielsetzung unserer inoffiziellen Mission bestand in der Suche nach unbewohnten Welten, um eine weitere Quelle der kostbaren Gewürzmelange zu finden, von der das Imperium in so vieler Hinsicht abhängig ist. Wir haben zahlreiche Reisen unserer Navigatoren und Steuermänner dokumentiert, die Hunderte von Planeten besuchten. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir jedoch keinerlei Erfolg. Die einzige Melange-Quelle im Bekannten Universum ist nach wie vor der Wüstenplanet Arrakis. Die Gilde, die MAFEA und alle anderen, die davon abhängig sind, müssen sich weiterhin der Knechtschaft des Harkonnen-Monopols unterwerfen.

Doch die Erkundung entlegener Regionen nach neuen Planetensystemen und neuen Rohstoffquellen trägt inzwischen eigene Früchte. Die detaillierten Ergebnisse und orbitalen Kartographiedaten auf den beigefügten Seiten werden zweifellos von großer kommerzieller Bedeutung für die MAFEA sein.

Nachdem wir unsere Seite des Vertrages gemäß den zuvor vereinbarten Spezifikationen erfüllt haben, bitten wir hiermit um Überweisung der entsprechenden Summe durch die MAFEA an die Zentrale der offiziellen Gildebank auf Junction.

An Seine Kaiserliche Hoheit, Padischah-Imperator Elrood IX., Herrscher des Bekannten Universums – Von Seinem Ergebenen Untertan, Baron Wladimir Harkonnen, planetarischer Gouverneur von Arrakis, Titular-Oberhaupt des Hauses Harkonnen und Oberherr von Giedi Primus, Lankiveil und alliierten Planeten:

Majestät, erlauben Sie mir, Ihnen erneut zu versichern, dass ich Ihr treuer Diener auf dem Wüstenplaneten Arrakis bin. Denn sieben Jahre nach dem Tod meines Vaters muss ich Ihnen zu meiner Schande mitteilen, das mein inkompetenter Halbbruder Abulurd zugelassen hat, dass die Gewürzproduktion ins Stocken gerät. Es gab hohe maschinelle Verluste, wodurch die Exportrate auf einen katastrophalen Tiefstand fiel. Angesichts der Abhängigkeit des Imperiums von der Gewürzmelange hätte dieser Engpass zu dramatischen Konsequenzen führen können. Seien Sie versichert, dass meine Familie Maßnahmen ergriffen hat, um diese bedauernswerte Situation zu korrigieren: Abulurd wurde seiner Pflichten enthoben und auf den Planeten Lankiveil abgeschoben. Sein Adelstitel wurde ihm aberkannt, auch wenn er eines Tages wieder in den Rang eines Bezirksgouverneurs aufsteigen könnte.

Nachdem ich nun der unmittelbare Aufseher von Arrakis bin, möchte ich mich Ihnen gegenüber persönlich dafür verbürgen, dass ich jede erforderliche Maßnahme ergreifen werde – in Form von Geld, Engagement und einer eisernen Hand –, um zu gewährleisten, dass die Melange-Produktion wieder die früheren Rekordraten erreicht oder gar übertrifft.

Wie Sie in Ihrer Weisheit befohlen haben: Das Gewürz muss fließen!

1

Die Melange ist das finanzielle Herz aller MAFEA-Aktivitäten. Ohne das Gewürz könnten die Ehrwürdigen Mütter der Bene Gesserit ihre Aufgaben der Beobachtung und Einflussnahme nicht erfüllen, die Navigatoren der Gilde könnten keine sicheren Wege durch den Raum erkennen und Milliarden Bürger des Imperiums würden an Suchtdrogenentzug sterben. Selbst ein Dummkopf erkennt, dass eine solche Abhängigkeit von einem einzigen Grundstoff zum Missbrauch führen muss. Wir alle schweben in großer Gefahr.

MAFEA, Ökonomische Analyse
der Güterversorgung

Baron Wladimir Harkonnen, ein schlanker und muskulöser Mann, kauerte neben dem Piloten des Ornithopters. Mit pechschwarzen Augen blickte er durch das zerkratzte Plazfenster und roch den allgegenwärtigen Staub.

Tief unter dem gepanzerten Thopter strahlte der Sand im unerbittlichen Licht der weißen Sonne von Arrakis. Die endlose Dünenlandschaft, die in der Tageshitze glühte, ließ seine Netzhaut brennen. Land und Himmel waren ausgebleicht und farblos. Hier gab es nichts, was ein menschliches Auge erfreuen konnte.

Ein Höllenplanet.

Der Baron wünschte sich in die industrielle und zivilisierte Wärme und Komplexität von Giedi Primus zurück, der Zentralwelt des Hauses Harkonnen. In der Familienresidenz in der Stadt Carthag hätte er anderen Aufgaben und vor allem angenehmeren Ablenkungen nachgehen können, die seinem anspruchsvollen Geschmack angemessener waren.

Aber die Gewürzernte hatte Vorrang. *Jederzeit.* Insbesondere ein so großes Feld wie jenes, das seine Späher gemeldet hatten.

Im engen Cockpit bemühte sich der Baron um eine selbstbewusste Haltung und ignorierte das Rütteln und Schaukeln des Thopters in den Luftströmungen. Die mechanischen Flügel schlugen rhythmisch wie die einer Wespe. Dunkles Leder spannte sich straff über seine ausgeprägten Brustmuskeln. Mit Mitte Vierzig sah er auf verwegene Weise gut aus; sein rotgoldenes Haar war nach exakten Vorgaben geschnitten, so dass sein spitzer Haaransatz betont wurde. Der Baron hatte glatte Haut und hohe, ausgeprägte Wangenknochen. Sehnige Muskeln zeigten sich an Hals und Unterkiefer, jederzeit bereit, sein Gesicht je nach Bedarf zu einem mürrischen Ausdruck oder einem harten Lächeln zu verziehen.

»Wie weit noch?« Er warf dem Piloten, der erste Anzeichen der Nervosität erkennen ließ, einen Seitenblick zu.

»Die Stelle liegt tief in der Wüste, Mylord. Alles deutet darauf hin, dass es sich um eins der reichhaltigsten Gewürzvorkommen handelt, die jemals entdeckt wurden.«

Das Fluggefährt wurde durchgeschüttelt, als sie in die Thermik über einem Felsen aus schwarzer Lava gerieten. Der Pilot schluckte und konzentrierte sich auf die Steuerung des Ornithopters.

Der Baron lehnte sich im Sitz zurück und beherrschte seine Ungeduld. Er war froh, dass die neue Lagerstätte weit von neugierigen Augen entfernt lag, außer Reichweite der Vertreter des Imperiums oder der MAFEA, die unangenehme Berichte weiterleiten konnten. Der senile Imperator Elrood IX. musste nicht jede verdammte Einzelheit über die Gewürzproduktion der Harkonnens auf Arrakis erfahren. Durch sorgfältig redigierte Berichte und manipulierte Rechnungsbücher sowie Bestechungen ließ der Baron den Kontrolleuren außerhalb des Planeten nur die Informationen zukommen, die er für angemessen hielt.

Mit einer kräftigen Hand wischte er sich den Schweißfilm

von der Oberlippe und korrigierte die Klimakontrollen des Thopters, damit die Luft im Cockpit kühler und feuchter wurde.

Der Pilot, dem es offensichtlich unangenehm war, für einen so bedeutenden und launischen Passagier verantwortlich zu sein, bemühte sich, etwas mehr Geschwindigkeit aus den Triebwerken herauszuholen. Wieder konsultierte er die Projektion der Landkarte auf seinen Armaturen und verglich die Linien mit der Gestalt der Wüstenlandschaft, die sich unter ihnen erstreckte, so weit das Auge reichte.

Der Baron, der die kartographischen Projektionen selbst studiert hatte, war sehr unzufrieden über ihren Mangel an Details gewesen. Wie sollte irgendjemand einen Weg durch eine solche Einöde finden? Wie war es möglich, dass ein Planet von solch überragender Bedeutung für die wirtschaftliche Stabilität des Imperiums praktisch unerforscht geblieben war? Wieder ein Punkt, in dem sein schwächlicher Halbbruder Abulurd versagt hatte.

Doch Abulurd war abgesetzt, und nun trug der Baron die Verantwortung. *Nachdem Arrakis jetzt mir gehört, werde ich alles in Ordnung bringen.* Wenn er nach Carthag zurückkehrte, würde er seine Leute damit beauftragen, den Planeten neu zu vermessen und neue Karten zu zeichnen – sofern die verdammten Fremen nicht wieder die Landvermesser umbrachten oder die Orientierungsmarken zerstörten.

Seit vierzig Jahren war diese Wüstenwelt das Quasi-Lehen des Hauses Harkonnen, eine vom Imperator gewährte politische Übereinkunft mit dem Segen der treibenden Finanzmacht der MAFEA – der Merkantilen Allianz für Fortschritt und Entwicklung im All. Arrakis war ein erbarmungsloser und unangenehmer Planet, aber trotzdem eine der wichtigsten Juwelen in der Krone des Imperiums – aufgrund der kostbaren Substanz, die es hier gab.

Doch anlässlich des Todes von Dmitri Harkonnen, dem Vater des Barons, hatte der alte Imperator aufgrund einer geistigen Schwäche die Macht an den weichherzigen Abu-

lurd weitergegeben, dem es gelungen war, die Gewürzproduktion in nur sieben Jahren in eine schwere Krise zu manövrieren. Die Profite gingen nach unten, und er war hilflos dem Treiben von Schmugglern und Saboteuren ausgeliefert. Der Narr fiel in Ungnade und verlor seine Stellung, um ohne offiziellen Titel nach Lankiveil verbannt zu werden, wo selbst er im mühelos florierenden Walpelzgeschäft kaum Schaden anrichten konnte.

Unmittelbar nachdem er zum Gouverneur ernannt worden war, hatte Baron Wladimir Harkonnen begonnen, Arrakis auf den Kopf zu stellen. Er würde der Welt seinen Stempel aufdrücken und die Erblast schwerer Fehler und mangelnden Urteilsvermögens auslöschen.

Arrakis – eine Hölle, die von manchen nicht als Belohnung, sondern als Strafe betrachtet wurde – war im gesamten Imperium die einzige bekannte Quelle der Gewürzmelange, einer Substanz, die wertvoller als das kostbarste Metall war. Auf dieser ausgetrockneten Welt war es sogar noch wertvoller als die gleiche Menge Wasser.

Ohne das Gewürz wäre die effiziente Raumfahrt unmöglich... und ohne die Raumfahrt würde das Imperium zerfallen. Das Gewürz verlängerte das Leben, bewahrte die Gesundheit und verlieh dem Dasein Elan. Der Baron, der es selbst in Maßen benutzte, schätzte die Wirkung, die es auf seine Stimmungslage hatte. Natürlich war das Gewürz gleichzeitig äußerst suchterregend, was den Preis zusätzlich in die Höhe trieb...

Der gepanzerte Thopter flog über einen ausgedörrten Gebirgszug hinweg, der wie ein abgebrochener Unterkiefer mit verfaulten Zähnen aussah. Ein Stück weiter erkannte der Baron nun eine Staubwolke, die sich ambossförmig in den Himmel erhob.

»Das ist die Erntemaschine, Baron.«

Schwarze Punkte im monochromen Himmel wuchsen zu falkengleichen Kampfthoptern und kamen auf sie zu. Der Kommunikator gab ein Signal von sich, worauf der Pilot einen Identifikationscode sendete. Die bezahlten Verteidi-

gungstruppen – Söldner mit dem Befehl, unwillkommene Beobachter fernzuhalten – drehten ab und schlossen wieder den Verteidigungsring am Himmel.

Solange das Haus Harkonnen die Illusion von Fortschritt und Profit aufrechterhielt, musste die Raumgilde nicht von jedem einzelnen Gewürzfund erfahren. Das gleiche galt für den Imperator und die MAFEA. Der Baron würde die Melange für sich behalten und damit seine gewaltigen Vorräte aufstocken.

Nachdem sich Abulurd jahrelang durchgewurstelt hatte, wäre es in den Augen des Imperators und der MAFEA bereits eine erhebliche Verbesserung, wenn der Baron nur die Hälfte dessen erreichte, wozu er in der Lage war. Wenn er sie glücklich machte, würden sie niemals bemerken, welche Mengen er abschöpfte, und würden niemals darauf kommen, dass er geheime Gewürzvorräte hortete. Eine gefährliche List, falls sie jemals entdeckt wurde... aber der Baron verfügte über Mittel, neugierige Blicke zu verhindern.

Als sie sich der Staubwolke näherten, nahm er sich ein Fernglas und fokussierte die Öl-Linsen. In der Vergrößerung konnte er die Gewürzfabrik bei der Arbeit beobachten. Mit den gigantischen Raupenketten und der enormen Ladekapazität kostete diese mechanische Monstrosität ein Vermögen – und sie war jeden Solari wert, der ausgegeben werden musste, um sie zu warten. Die Grabschaufeln wirbelten zimtroten Staub, grauen Sand und Steinsplitter auf, während sie sich in die Wüstenoberfläche gruben und das aromatische Gewürz aussiebten.

Mobile Bodeneinheiten verteilten sich in der Nähe der Fabrik über den freien Sand, drangen mit Sonden in den Boden ein, nahmen Proben und vermaßen den Umfang der unterirdischen Gewürzader. In der Luft kreisten wartend schwerere Maschinen, getragen von Jumbo-Ornithoptern. An der Peripherie kreuzten Späher mit aufmerksamen Wächtern, die nach den verräterischen Sandwellen eines Wurmzeichens Ausschau hielten. Einer der großen Sand-

würmer von Arrakis konnte die komplette Maschinerie verschlucken.

»Baron«, sagte der Pilot und reichte den Kommunikator an ihn weiter, »der Hauptmann der Arbeitermannschaft möchte mit Ihnen reden.«

»Hier spricht Ihr Baron.« Er hielt sich das Kommunikationsgerät ans Ohr. »Bringen Sie mich auf den neuesten Stand. Wie viel haben Sie gefunden?«

Der Hauptmann der Arbeiter antwortete ihm in barschem Tonfall und schien sich nicht im Geringsten von der Bedeutung des Mannes, mit dem er sprach, beeindrucken zu lassen. »Ich arbeite jetzt seit zehn Jahren im Gewürzabbau, aber dieses Vorkommen übersteigt alles, was ich bisher gesehen habe. Das Problem ist, dass es recht tief liegt. Normalerweise finden wir das Gewürz an der Oberfläche, nachdem es von den Elementen freigelegt wurde. Diesmal ist es extrem konzentriert, aber...«

Der Baron wartete nur einen kurzen Moment. »Was ist damit?«

»Hier geht etwas Seltsames vor sich, Mylord. Chemisch, meine ich. Von unten strömt Kohlendioxid an die Oberfläche, aus einer Art Blase, die sich genau unter uns befinden muss. Der Ernter gräbt sich durch die oberen Sandschichten, um an das Gewürz zu gelangen, aber hier gibt es außerdem Wasserdampf.«

»Wasserdampf!« So etwas war auf Arrakis so gut wie unbekannt, wo der Feuchtigkeitsgehalt der Luft selbst an den besten Tagen praktisch unmessbar war.

»Vielleicht sind wir auf eine uralte Wasserader gestoßen, Mylord. Sie könnte unter einer Felskappe liegen.«

Der Baron hatte es für völlig unmöglich gehalten, unter der Oberfläche von Arrakis jemals auf fließendes Wasser zu stoßen. Rasch überschlug er die Möglichkeiten der Ausbeutung eines Wasservorrats, der an die Bevölkerung verkauft werden konnte. Das würde zweifellos den Zorn der Wasserhändler erregen, die ohnehin viel zu viel Einfluss und Selbstbewusstsein entwickelt hatten.

Er antwortete mit grollendem Bass. »Glauben Sie, es könnte irgendwie das Gewürz kontaminieren?«

»Kann ich nicht sagen, Mylord«, erwiderte der Hauptmann. »Das Gewürz ist ein seltsames Zeug, aber ich habe noch nie eine Ader wie diese gesehen. Es erscheint mir... irgendwie nicht richtig.«

Der Baron warf dem Thopterpiloten einen Seitenblick zu. »Nehmen Sie Kontakt mit den Spähern auf. Erkundigen Sie sich, ob sie schon Wurmzeichen entdeckt haben.«

»Keine Wurmzeichen, Baron«, sagte der Pilot, nachdem er die Rückmeldungen entgegengenommen hatte. Der Baron bemerkte, dass dem Mann winzige Schweißperlen auf der Stirn standen.

»Wie lange ist der Ernter schon da unten?«

»Fast zwei Standardstunden, Mylord.«

Jetzt runzelte der Baron die Stirn. In dieser Zeit hätte sich längst ein Wurm zeigen müssen.

Der Pilot hatte versehentlich den Kommunikationskanal geöffnet gelassen, über den der Hauptmann die Angabe mürrisch bestätigte. »Wir hatten noch nie so viel Zeit, Mylord. Jedes Mal kommen die Würmer. Immer. Aber da unten geschieht etwas. Der Gasstrom wird stärker. Man riecht es.«

Als der Baron einen tiefen Atemzug von der aufbereiteten Kabinenluft nahm, roch er den moschusartigen Zimtduft des frisch aus der Wüste geschürften Rohgewürzes. Der Ornithopter hielt nun seine Position am Himmel mehrere hundert Meter von der großen Erntefabrik entfernt.

»Wir haben außerdem unterirdische Vibrationen festgestellt, eine Art Resonanz. Das gefällt mir überhaupt nicht, Mylord.«

»Sie werden nicht dafür bezahlt, dass es Ihnen gefällt«, erwiderte der Baron. »Ist es ein tiefer Wurm?«

»Das glaube ich nicht, Mylord.«

Er überflog die geschätzten Werte, die vom Ernter übermittelt wurden. Die Zahlen waren enorm. »Diese eine Schürfaktion bringt uns genauso viel ein, wie an anderen

Stellen innerhalb eines ganzen Monats gewonnen wird!« Er trommelte rhythmisch mit den Fingern auf seinem rechten Oberschenkel.

»Trotzdem schlage ich vor, Mylord, dass wir uns bereitmachen, die Ernteaktion abzubrechen. Die möglichen Verluste...«

»Auf gar keinen Fall, Hauptmann!«, sagte der Baron. »Es gibt keine Wurmzeichen, und Sie haben schon fast eine volle Fabrikladung an Bord. Wir können mit einem Carryall einen leeren Ernter absetzen, wenn Sie ihn benötigen. Ich werde kein Vermögen im Stich lassen, nur weil Sie nervös werden... nur weil sie ein seltsames *Gefühl* haben. Lächerlich!«

Als der Vorgesetzte der Arbeiter seine Ansicht verteidigen wollte, wurde er vom Baron unterbrochen. »Hauptmann, wenn Sie ein nervöser Feigling sind, haben Sie den falschen Beruf gewählt und stehen in den Diensten des falschen Hauses. Machen Sie weiter!« Er schaltete den Kommunikator ab und machte sich einen mentalen Vermerk, diesen Mann baldmöglichst von seinem Posten zu entfernen.

Weiter oben schwebten Carryalls und hielten sich bereit, die Gewürzfabrik und ihre Besatzung aufzunehmen, sobald ein Wurm erschien. Aber warum dauerte es so lange, bis eins dieser Geschöpfe auftauchte? Die Würmer versuchten sonst immer, die Melange zu schützen.

Melange. Stumm sprach er das Wort aus und kostete seinen Geschmack.

Von abergläubischen Vorstellungen umwoben war diese Substanz eine unbekannte Größe, die moderne Entsprechung eines Einhorns. Und die Unbewohnbarkeit von Arrakis hatte bislang verhindert, dass die Herkunft des Gewürzes geklärt werden konnte. In den Weiten des riesigen Imperiums hatte bislang kein Entdecker oder Prospektor auf einem anderen Planeten Melange gefunden, und trotz jahrhundertelanger Versuche war es bisher niemandem gelungen, einen Ersatzstoff zu synthetisieren. Seit das

Haus Harkonnen die planetarischen Gouverneure von Arrakis stellte und damit die gesamte Gewürzproduktion beherrschte, war der Baron gar nicht mehr daran interessiert, dass ein Ersatzstoff entwickelt oder eine andere Quelle entdeckt wurde.

Experten lokalisierten das Gewürz in der Wüste, und das Imperium benutzte es – alles weitere ging ihn nichts mehr an. Die Gewürzarbeiter schwebten ständig in Gefahr, stets konnte ein Wurm zu früh angreifen oder ein Carryall versagen, so dass eine Gewürzfabrik nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden konnte. Sandstürme konnten sich mit unvorhersehbarer Gewalt und Geschwindigkeit bilden. Die Verluste des Hauses Harkonnen an Menschenleben und Maschinen waren erschreckend... aber die Melange machte fast alle Kosten in Form von Blut oder Geld wieder wett.

Während der Ornithopter im gleichmäßigen, wummernden Rhythmus am Himmel schwebte, studierte der Baron das arbeitsame Treiben am Boden. Die grelle Sonne spiegelte sich auf der staubigen Verkleidung der Gewürzfabrik. Späher kreisten unablässig, während dazwischen Bodenfahrzeuge verkehrten und Proben nahmen.

Immer noch keine Anzeichen für einen Wurm. Jeder gewonnene Augenblick erlaubte der Mannschaft, mehr Gewürz zu gewinnen. Die Arbeiter würden eine Prämie erhalten – mit Ausnahme des Hauptmanns – und das Haus Harkonnen würde noch reicher werden. Die Aufzeichnungen konnten später frisiert werden.

Der Baron wandte sich an den Piloten. »Rufen Sie die nächstgelegene Basis. Ein Carryall soll eine weitere Erntefabrik bringen. Diese Ader scheint unerschöpflich.« Er verstummte für einen Moment. »Wenn sich bis jetzt noch kein Wurm gezeigt hat, könnte vielleicht noch genügend Zeit sein...«

Der Hauptmann der Bodenmannschaft rief zurück. Er sendete auf einer allgemeinen Frequenz, da der Baron seinen Empfänger abgeschaltet hatte. »Mylord, unsere Sonden deuten darauf hin, dass die Temperatur im Boden ansteigt – auf

dramatische Werte! Da unten geht irgendetwas vor sich, eine chemische Reaktion. Und eins unserer Bodenteams ist gerade auf ein wimmelndes Nest aus Sandforellen gestoßen.«

Der Baron knurrte verärgert, weil der Mann auf einem unverschlüsselten Kanal kommunizierte. Was war, wenn MAFEA-Spione mithörten? Außerdem waren Sandforellen völlig uninteressant. Die gallertartigen Wesen, die tief im Sand lebten, waren für ihn genauso unwichtig wie Fliegen, die eine längst vergessene Leiche umschwirrten.

Er nahm sich vor, diesem Schwächling von Hauptmann Schlimmeres anzutun, als ihn nur seines Postens zu entheben und ihm eine Prämie zu verweigern. *Dieser saftlose Bastard ist vermutlich von Abulurd persönlich ausgesucht worden.*

Der Baron sah, wie sich die winzigen Gestalten der Kundschafter durch den Sand bewegten. Sie liefen aufgeregt umher, wie Ameisen im Säuretaumel. Sie eilten zur großen Erntefabrik zurück. Ein Mann sprang von seinem verdreckten Geländefahrzeug und hastete in Richtung der offenen Tür der gewaltigen Maschine.

»Was tun die Männer? Warum verlassen sie ihre Posten? Bringen Sie uns näher heran, damit ich mehr erkennen kann!«

Der Pilot neigte den Ornithopter und stieß wie ein angreifendes Insekt auf den Sand hinunter. Die Männer am Boden gingen gebeugt, husteten und würgten, während sie versuchten, sich Filter über die Gesichter zu ziehen. Zwei stolperten im Sand, der in Bewegung geraten war. Andere bereiteten hektisch die Fabrik auf den Abtransport vor.

»Wo bleibt der Carryall? Der Carryall soll kommen!«, schrie jemand.

Alle Späher machten Meldung. »Ich sehe kein Wurmzeichen.«

»Immer noch nichts.«

»Hier ist alles klar«, sagte ein dritter.

»Warum ziehen sie sich zurück?«, verlangte der Baron zu wissen, als könnte der Pilot ihm eine Antwort geben.

»Irgendetwas geschieht hier!«, brüllte der Hauptmann der Fabrik. »Wo bleibt der Carryall? Wir brauchen ihn jetzt!«

Der Boden wölbte sich auf. Vier Arbeiter stolperten und stürzten mit dem Gesicht voran in den Sand, bevor sie die Rampe der Gewürzfabrik erreichen konnten.

»Schauen Sie, Mylord!« Der Pilot zeigte nach unten, während er voller Ehrfurcht sprach. Der Baron konzentrierte sich nicht mehr auf die feigen Männer und sah nun, dass der Sand rings um das Abbaugebiet zitterte, wie ein straffes Trommelfell vibrierte.

Die Gewürzfabrik neigte sich und kippte zur Seite. Im Sand öffnete sich ein Spalt, dann wölbte sich überall der Boden auf, stieg empor wie Luftblasen in einem kochenden salusianischen Schlammtopf.

»Bringen Sie uns sofort weg von hier!«, rief der Baron. Als der Pilot einen Sekundenbruchteil zu lange zögerte und auf die Szene starrte, schoss die Hand des Barons mit der Geschwindigkeit einer Peitsche durch die Luft und versetzte dem Mann eine Ohrfeige. »Los!«

Der Pilot packte die Steuerung des Thopters und riss die Maschine steil nach oben. Die gegliederten Flügel schlugen hektisch.

Unter ihnen erreichte die angeschwollene Sandblase ihren Gipfel – dann platzte sie und wirbelte die Gewürzfabrik, die mobilen Einheiten und alles andere in die Luft. Eine gewaltige Sandexplosion breitete sich aus und verstreute Felstrümmer und flüchtiges orangefarbenes Gewürz. Die riesige Fabrik wurde in Stücke gerissen und verwehte wie Staub in einem Coriolissturm.

»Was, zum Teufel, ist passiert?« Die dunklen Augen des Barons weiteten sich ungläubig angesichts des Ausmaßes dieser Katastrophe. All die kostbare Melange war verloren, innerhalb eines Augenblicks vom Boden verschluckt. Die gesamte Maschinerie war zerstört. Über die Verluste an Menschenleben dachte er kaum nach – nur was die vergeudeten Kosten für die Ausbildung der Mannschaft betraf.

»Festhalten, Baron!«, rief der Pilot. Die Knöchel seiner Hände, die sich um die Steuerung klammerten, traten weiß hervor.

Die Druckwelle traf sie wie ein Hammerschlag. Der gepanzerte Ornithopter überschlug sich in der Luft, während die Flügel hilflos flatterten. Der Motor heulte und ächzte, als er versuchte, die Fluglage zu stabilisieren. Sandkörner prasselten mit hoher Geschwindigkeit wie Schrotladungen gegen die Plazfenster. Die Maschinen des Thopters kämpften gegen den Staub und gaben ein besorgniserregendes Husten von sich. Das Gefährt verlor an Höhe und stürzte dem brodelnden Abgrund der Wüste entgegen.

Der Pilot schrie unverständliche Worte. Der Baron klammerte sich an seine Sitzgurte und sah, wie der Boden auf sie zukam, wie ein umgekehrter Stiefelabsatz, der ein Insekt zertreten wollte.

Als Oberhaupt des Hauses Harkonnen war er immer davon ausgegangen, dass er eines Tages durch die Hand eines heimtückischen Attentäters sterben würde... Dass er stattdessen einer unvorhersehbaren Naturkatastrophe zum Opfer fiel – dieser Gedanke wirkte auf den Baron beinahe erheiternd.

Während sie in die Tiefe stürzten, öffnete sich der Sand wie ein eitriges Geschwür. Der Staub und das Rohgewürz wurden nach unten gesaugt und durch Konvektionsströme und chemische Reaktionen vermischt. Was noch vor wenigen Augenblicken eine reiche Gewürzader gewesen war, hatte sich in ein lepröses Maul verwandelt, das sie alle verschlingen wollte.

Doch der Pilot, der während des Fluges schwach und zerstreut gewirkt hatte, war nun voller Konzentration und Entschlossenheit. Seine Finger huschten zwischen dem Luftruder und den Maschinenreglern hin und her, während er die Luftströmungen auszugleichen versuchte, indem er von einem Motor auf den anderen schaltete, um zu verhindern, dass sich die Ansaugdüsen mit Staub verstopften.

Endlich befreite sich der Ornithopter aus dem Sturm, er-

langte wieder eine stabile Fluglage und schwebte tief über die Dünenebene hinweg. Der Pilot stieß einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus.

Wo das große Loch die Sandschichten aufgerissen hatte, sah der Baron nun glitzernde, durchscheinende Gestalten, die wie Maden auf einem Kadaver wimmelten: Sandforellen, die zum Explosionsherd strebten. Bald würden auch die riesigen Würmer eintreffen. Dem konnten die Ungeheuer unmöglich widerstehen.

Es half nichts – der Baron verstand einfach nicht, was es mit dem Gewürz auf sich hatte. Es war ihm ein Rätsel.

Der Thopter gewann an Höhe und näherte sich wieder den Spähern und Carryalls, die völlig von den Ereignissen überrascht worden waren. Es war ihnen nicht gelungen, die Gewürzfabrik und ihre kostbare Fracht vor der Katastrophe zu bergen, aber der Baron konnte deswegen niemandem einen Vorwurf machen – außer sich selbst. Er selbst hatte die ausdrückliche Anweisung erteilt, die Aktion fortzusetzen.

»Sie haben mir soeben das Leben gerettet, Pilot. Wie ist Ihr Name?«

»Kryubi, Mylord.«

»Nun, Kryubi – haben Sie so etwas schon einmal gesehen? Was ist dort unten geschehen? Was hat diese Explosion verursacht?«

Die Pilot atmete tief durch. »Ich habe gehört, wie die Fremen über etwas sprachen, das sie als... *Gewürzblasen* oder *Gewürzeruption* bezeichnen.« Er wirkte jetzt wie eine Statue, als hätte der Schrecken ihn in etwas viel Stärkeres verwandelt. »Es geschieht tief in der Wüste, wo es nur wenige Menschen miterleben.«

»Wen schert es, was die Fremen sagen?« Er verzog die Lippen beim Gedanken an die schmutzigen, nomadischen Habenichtse der großen Wüste. »Wir alle haben schon von Gewürzeruptionen gehört, aber niemand hat bisher eine gesehen. Verrückter Aberglaube!«

»Ja, aber jeder Aberglaube hat gewöhnlich eine reale

Grundlage. Diese Leute sehen viele Dinge in der Wüste.« Unwillkürlich bewunderte der Baron den Mann, weil er bereit war, offen seine Meinung zu sagen, obwohl Kryubi von der launischen Unberechenbarkeit des Barons wissen musste. Vielleicht wäre es klug, ihn zu befördern...

»Es heißt, eine Gewürzeruption sei eine chemische Reaktion«, fuhr Kryubi fort, »möglicherweise als Resultat einer konzentrierten Vorgewürzmasse unter dem Sand.«

Der Baron dachte darüber nach; er konnte schließlich nicht verleugnen, was er mit eigenen Augen gesehen hatte. Eines Tages würde man vielleicht die wahre Natur der Melange verstehen und wäre in der Lage, derartige Katastrophen zu vermeiden. Da das Gewürz bislang für jene, die bereit waren, die Mühen auf sich zu nehmen, in scheinbar unerschöpflichen Mengen zur Verfügung stand, hatte noch niemand eine detaillierte Analyse durchgeführt. Warum sollte man seine Zeit mit Untersuchungen vergeuden, während man ein Vermögen verdienen konnte? Der Baron hatte das Monopol auf Arrakis – aber es war gleichzeitig ein Monopol, das sich auf Unwissenheit gründete.

Er knirschte mit den Zähnen und nahm sich vor, etwas Dampf abzulassen, sobald er nach Carthag zurückgekehrt war, um seine aufgestauten Spannungen mit »Belustigungen« abzureagieren, vielleicht sogar etwas deftiger, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Diesmal musste er sich einen ganz besonderen Kandidaten aussuchen – nicht einen seiner regulären Liebhaber, sondern jemanden, der ihm in Zukunft nicht mehr von Nutzen sein würde. So konnte er alle Hemmungen abwerfen.

Als er nach unten schaute, dachte er: *Jetzt gibt es keinen Grund mehr, dieses Schürfgebiet vor dem Imperator geheim zu halten.* Sie konnten den Gewürzfund dokumentieren und die Vernichtung von Mannschaft und Ausrüstung bekanntgeben. Es war überflüssig geworden, die Berichte irgendwie manipulieren zu wollen. Der alte Elrood würde mit Verstimmung reagieren, und das Haus Harkonnen musste sich mit einem finanziellen Rückschlag abfinden.

Während der Pilot über der Stelle kreiste, trafen per Kommunikationsverbindung die ersten Meldungen der überlebenden Gewürzarbeiter ein. Als sich der Baron die Verluste an Männern, Maschinen und Melange anhörte, spürte er, wie ein immer größerer Zorn in ihm aufkochte.

Arrakis sei verdammt! dachte er. *Das Gewürz sei verdammt! Und unsere Abhängigkeit sei verdammt!*

2

Wir sind Generalisten. Planetenweite Probleme lassen sich nicht mit klaren Trennlinien umreißen. Die Planetologie ist eine pragmatische Wissenschaft.

Pardot Kynes, Die ökologische Sanierung von Salusa Secundus nach dem Holocaust

Auf dem Imperiumsplaneten Kaitain ragten gewaltige Gebäude in den Himmel. Prächtige Skulpturen und opulente mehrstöckige Brunnen säumten die mit Kristall gepflasterten Boulevards, die einem Traum entsprungen schienen. Man konnte Stunden mit Starren verbringen.

Pardot Kynes gelang es kaum, mehr als einige flüchtige Blicke an das urbane Spektakel zu verschwenden, während ihn die kaiserlichen Wachen in schnellem Schritt in den Palast eskortierten. Sie hatten weder Verständnis für die Neugier eines einfachen Planetologen noch schienen sie sich für die Wunder der Stadt zu interessieren. Ihre Aufgabe bestand darin, ihn in den Thronsaal mit der gewaltigen Kuppel zu geleiten, und zwar ohne Verzögerung. Man durfte den Imperator des Bekannten Universums nicht wegen irgendwelcher Sehenswürdigkeiten warten lassen.

Die Mitglieder von Kynes' Eskorte trugen grau-schwarze Uniformen, die tadellos sauber und mit Tressen und Orden geschmückt waren; jeder Knopf und jeder Flitter war poliert, jedes Band gestrafft und geglättet. Fünfzehn Männer aus dem handverlesenen Stab des Imperators – die Sardaukar – umzingelten ihn wie eine Armee.

Trotz allem war Kynes vom Glanz der Hauptwelt überwältigt. Er wandte sich an einen Wachmann in der Nähe. »Normalerweise halte ich mich draußen im Dreck auf oder

stapfe durch die Sümpfe eines Planeten, den sonst niemand freiwillig betreten würde«, sagte er. Einen Anblick wie diesen hatte er nie zuvor gesehen – und ihn sich nicht einmal vorstellen können, wenn er all die zerklüfteten und abgelegenen Landschaften studiert hatte.

Der Wachmann gab dem großen, schlanken Fremdweltler keine Antwort. Sardaukar waren ausgebildet, als Kampfmaschinen zu funktionieren, nicht um Konversation zu treiben.

»Und jetzt bin ich bis hinunter zur dritten Hautschicht saubergeschrubbt und wie ein Aristokrat gewandet.« Kynes zerrte am dicken Cordstoff seiner dunkelblauen Jacke und nahm den Geruch der Seife auf seiner Haut wahr. Über seiner hohen Stirn wuchs schütteres, rotblondes Haar, das streng nach hinten gekämmt war.

Die Eskorte näherte sich zügig einem scheinbar endlosen Wasserfall aus polierten steinernen Stufen, die kunstvoll mit goldenen Filigranarbeiten und cremefarben funkelnden Soosteinen verziert waren.

Kynes wandte sich an den Wachmann zu seiner Linken. »Dies ist mein erster Besuch auf Kaitain. Ich wette, Sie nehmen die Sehenswürdigkeiten überhaupt nicht mehr wahr, wenn sie ständig hier arbeiten.« Seine Worte riefen ein wehmütiges Lächeln hervor, doch ansonsten stießen sie erneut auf taube Ohren.

Kynes war ein fähiger und allgemein anerkannter Ökologe, Geologe und Meteorologe mit zusätzlichen Qualifikationen in Botanik und Mikrobiologie. Er genoss es, die Geheimnisse ganzer Welten zu atmen, doch die Menschen blieben ihm häufig ein Rätsel – genauso wie diese Wachen.

»Kaitain ist wesentlich… angenehmer als Salusa Secundus. – Dort bin ich aufgewachsen, müssen Sie wissen«, fuhr er fort. »Ich war auch auf Bela Tegeuse, wo es unter den zwei Zwergsonnen fast genauso schlimm, düster und trostlos ist.«

Schließlich wandte Kynes den Blick wieder geradeaus und begnügte sich damit, leise vor sich hinzumurmeln.

»Der Padischah-Imperator hat mich durch die halbe Galaxis zu sich gerufen. Wenn ich nur wüsste, warum.« Keiner seiner Begleiter machte Anstalten, ihm darauf eine Antwort zu geben.

Das Gefolge marschierte unter einem pockennarbigen Bogen aus rotem Lavagestein hindurch, der aus einer uralten Epoche zu stammen schien. Kynes blickte auf, und sein geologischer Sachverstand konnte das harte und seltene Gestein sofort einordnen: Dieser Bogen stammte von der verwüsteten Welt Salusa Secundus.

Es verblüffte ihn, dass man ein solches Relikt zu bewahren versuchte, das vom Planeten stammte, auf dem Kynes so viele Jahre verbracht hatte, einer isolierten Gefängniswelt mit ruiniertem Ökosystem. Doch dann erinnerte er sich – wobei er sich einen Narren schalt, weil er es vergessen hatte –, dass Salusa einst die Hauptwelt des Imperiums gewesen war, vor vielen Jahrtausenden... bevor die Katastrophe alles verändert hatte. Zweifellos hatte das Haus Corrino diesen Bogen als Denkmal der Vergangenheit herschaffen lassen – oder als eine Art Trophäe, um zu demonstrieren, wie die kaiserliche Familie die Widrigkeiten überwunden hatte, denen ein ganzer Planet zum Opfer gefallen war.

Als die Sardaukar-Eskorte durch den Bogen aus Lavagestein schritt und in die hallende Pracht des eigentlichen Palasts trat, ertönte eine Fanfare aus Blasinstrumenten, die Kynes unbekannt waren. Er hatte sich nie besonders für Musik oder andere Künste interessiert, nicht einmal als Kind. Wozu auch, wenn es doch so viel Naturwissenschaft zu lernen gab?

Kurz bevor sie unter das mit funkelnden Juwelen besetzte Dach des gewaltigen imperialen Palasts traten, reckte Kynes noch einmal den Hals, um einen letzten Blick auf den klaren Himmel in vollkommenem Blau zu werfen.

Während der Reise hierher hatte Kynes in einer abgeriegelten Sektion des Gilde-Heighliners die Zeit genutzt, so viel wie möglich über die Hauptwelt zu lernen, obwohl er niemals zuvor seine fachlichen Fähigkeiten auf einen so zi-

vilisierten Planeten angewendet hatte. Kaitain war vorbildlich geplant und angelegt worden – mit Bäumen entlang der Prachtstraßen, hervorragender Architektur, gut gewässerten Gärten, Blumenrabatten... und so vielem mehr.

In den offiziellen Berichten des Imperiums hieß es, dass es stets warm war, dass ständig ein gemäßigtes Klima herrschte. Stürme waren unbekannt. Keine Wolken verunzierten den Himmel. Zuerst hatte er gedacht, die Berichte wären vielleicht nur touristische Propaganda, doch als das prachtvolle Eskortschiff niedergegangen war, hatte er die Flotte der Wettersatelliten bemerkt, die – mit brutaler Gewalt – das Klima kontrollierten und Kaitain zu einem friedlichen Ort machten.

Klima-Ingenieure konnten das Wetter zweifellos so verändern, dass es dem entsprach, was irgendjemand als optimal betrachtete, doch sie gingen immer ein großes Risiko ein, wenn sie eine Umwelt schufen, die letztlich den Geist, den Körper und die Seele krank machte. Diese Tatsache würde die kaiserliche Familie niemals verstehen. Sie entspannte sich weiterhin unter ihrem sonnigen Himmel und spazierte durch ihre gut gewässerten Parks, ohne etwas von der ökologischen Katastrophe zu bemerken, die sich unmittelbar vor ihren verschlossenen Augen anbahnte. Es wäre interessant, auf diesem Planeten zu bleiben und die Auswirkungen zu studieren – aber irgendwie bezweifelte Kynes, dass das der Grund war, warum Imperator Elrood IX. ihn hatte rufen lassen...

Die Eskorte führte ihn immer tiefer in den hallenden Palast, an Statuen und klassischen Gemälden vorbei. Der weitläufige Audienzsaal hätte als Arena für altertümliche Gladiatorenkämpfe dienen können. Der Boden erstreckte sich wie eine in vielen Farben glänzende Ebene aus Steinquadraten – jeder einzelne Stein stammte von einem anderen Planeten des Imperiums. Im Zuge der Erweiterung des Imperiums waren Nischen und Flügel angebaut worden.

Hofbeamte in prächtigen Gewändern mit farbenfrohen Dekorationen stolzierten herum und protzten mit Textilien,

in die Fäden aus wertvollen Metallen eingewoben waren. Sie trugen Dokumente hin und her und gingen ihren undefinierbaren Geschäften nach, eilten zu Konferenzen und sprachen sich im Flüsterton an, als würden nur sie selbst verstehen, worin ihre wahre Funktion bestand.

Kynes war ein Fremder in dieser Welt der Politik; in der Wildnis fühlte er sich eindeutig wohler. Obwohl ihn die Pracht faszinierte, sehnte er sich nach Einsamkeit, unerforschten Landschaften und den Geheimnissen fremdartiger Flora und Fauna. Von der hier herrschenden Hektik würde er bald Kopfschmerzen bekommen.

Die Sardaukar-Wachen dirigierten ihn über eine lange Promenade, die von einem Prismensystem beleuchtet wurde. Ihre knappen, rhythmischen Schritte klangen wie Feuersalven; Kynes' Gestolper war die einzige Dissonanz.

Auf einem erhöhten Podium aus blaugrünem Kristall stand der strahlende Goldene Löwenthron, der aus einem einzigen Stück Hagal-Quarz gehauen war. Und auf diesem prachtvollen Sitz hockte der alte Mann höchstpersönlich – Elrood Corrino IX., der Imperator und Herrscher des Bekannten Universums.

Kynes starrte ihn an. Der Imperator war ein beunruhigend magerer Mann, vom Alter skelettiert, mit einem unförmig großen Kopf auf dünnem Hals. Inmitten dieses unglaublichen Luxus und des inszenierten Reichtums wirkte der gealterte Herrscher beinahe unbedeutend. Dennoch konnte der Imperator mit einem Schnippen seiner knochigen Finger ganze Planeten zur Auslöschung und Milliarden Menschen zum Tod verurteilen. Elrood hatte fast anderthalb Jahrhunderte lang auf dem Goldenen Löwenthron gesessen. Wie viele Planeten umfasste das Imperium? Über wie viele Menschen herrschte dieser Mann? Kynes fragte sich, wie irgendjemand über solch schwindelerregende Informationsmengen Buch führen konnte.

Als er zur Basis des Podiums geführt wurde, lächelte Kynes den Herrscher unsicher an, dann schluckte er, wandte den Blick ab und verbeugte sich tief. Niemand hatte es für

nötig erachtet, ihn in das angemessene Protokoll einzuweihen, und ihm lag nicht viel an artigen Umgangsformen und Höflichkeiten. Seine Nase registrierte den schwachen Zimtduft von Melange, der aus einem Krug mit Gewürzbier stieg, welcher in Griffweite auf einem kleinen Tisch neben dem Thron des Imperators stand.

Ein Page trat vor, nickte dem Anführer des Wachtrupps der Sardaukar zu, drehte sich um und verkündete laut in Galach, der allgemeinen Sprache des Imperiums: »Der Planetologe Pardot Kynes!«

Kynes richtete sich auf und bemühte sich um eine gerade Haltung, während er sich fragte, warum man ihn mit solchem Getöse vorstellte, obwohl der Imperator doch offensichtlich wusste, wer er war. Warum hätte er ihn sonst zu sich gerufen? Kynes überlegte, ob er den Mann irgendwie begrüßen sollte, doch dann entschied er, lieber abzuwarten, damit der Hof den Ablauf der Ereignisse vorgeben konnte.

»Kynes«, sagte der alte Imperator mit durchdringender, krächzender Stimme, die unter jahrelangem Befehlston gelitten hatte, »Sie wurden gerufen, weil Sie mir wärmstens empfohlen wurden. Unsere Berater haben viele Kandidaten geprüft, doch *Sie* erhielten die besten Referenzen. Was sagen Sie dazu?« Der Imperator beugte sich vor und hob die Augenbrauen, so dass sich seine gesamte hohe Stirn in tiefe Falten legte.

Kynes murmelte etwas, wie geehrt und dankbar er sich fühlte, dann räusperte er sich und stellte die eigentliche Frage: »Dennoch wüsste ich gerne, Herr, *wozu* ich empfohlen wurde.«

Darüber lachte Elrood meckernd und lehnte sich zurück. »Wie erfrischend, jemanden zu erleben, dem mehr daran liegt, seine Neugier zu befriedigen, als die angemessenen Worte zu wählen oder sich bei diesen dummen Kletten und Marionetten beliebt zu machen.« Als Elrood lächelte, verzog sich sein Gesicht wie eine faltige Gummimaske. Seine Haut hatte einen gräulichen Ton, wie Pergament. »Im Bericht heißt es, dass Sie auf Salusa Secundus aufgewachsen sind

und fundierte, bedeutende Abhandlungen über die Ökologie des Planeten verfasst haben.«

»Ja, Herr... äh... Eure Majestät. Meine Eltern waren beamtete Funktionäre mit dem Auftrag, in Ihrem dortigen kaiserlichen Gefängnis zu arbeiten. Ich war noch ein Kind, als sie damals auf den Planeten versetzt wurden.«

In Wirklichkeit wusste Kynes von Gerüchten, nach denen seine Mutter oder sein Vater irgendwie das Missfallen Elroods erregt hatten, worauf sie in Ungnade gefallen und auf den Strafplaneten verbannt worden waren. Doch der junge Pardot Kynes war von den Ödländern fasziniert gewesen. Wenn seine Privatlehrer ihren Unterricht beendet hatten, verbrachte er den Rest des Tages mit der Erkundung der kargen Wildnis. Er machte Notizen, studierte die Insekten und Pflanzen und widerstandsfähigen Tiere, denen es gelungen war, den vor Urzeiten erfolgten atomaren Holocaust zu überleben.

»Ja, ja, dessen bin ich mir bewusst«, sagte Elrood. »Nach einer Weile wurden Ihre Eltern auf eine andere Welt versetzt.«

Kynes nickte. »Ja, Mylord. Sie zogen nach Harmonthep.«

Der Imperator tat seine Bemerkung mit einer ungeduldigen Geste ab. »Aber später kehrten sie nach Salusa zurück. Geschah es aus freien Stücken?«

»Nun ja, für mich gab es auf Salusa noch Vieles zu erkunden«, antwortete er, während er ein verlegenes Achselzucken unterdrückte.

Kynes hatte viele Jahre völlig allein in der Wildnis verbracht und sich mit klimatischen und ökologischen Rätseln beschäftigt. Er hatte große Entbehrungen und manche Unbequemlichkeit ertragen. Einmal war er sogar von Laza-Tigern verfolgt worden und hatte es überlebt. Anschließend hatte Kynes eine umfangreiche Abhandlung über seine Jahre auf dem Planeten veröffentlicht und damit das Fenster zu einem völlig neuen Verständnis der einstmals lebendigen und nun verlassenen Hauptwelt des Imperiums aufgestoßen.

»Die lebensfeindliche Wildnis regte mein Interesse für die Ökologie an. Es ist wesentlich faszinierender, eine... verwüstete Welt zu studieren. Es würde schwer fallen, derartige Erkenntnisse auf einer zivilisierten Welt zu gewinnen.«

Elrood lachte über die Bemerkung seines Besuchers und blickte sich um, worauf die übrigen Mitglieder des Hofs pflichtschuldigst in das Gelächter einstimmten. »Wie auf Kaitain, wollen Sie sagen?«

»Nun, ich bin mir sicher, dass es auch hier interessante Stellen gibt, Herr«, sagte Kynes, während er hoffte, keinen unverzeihlichen Fauxpas begangen zu haben.

»Elegant formuliert!«, tönte Elrood. »Meine Berater haben klug entschieden, Sie zu erwählen, Pardot Kynes.«

Da er nicht wusste, was er sonst tun oder sagen sollte, verbeugte sich der Planetologe unbeholfen.

Nach seinen Jahren auf Salusa Secundus hatte er sich im sumpfigen Dickicht der düsteren Welt Bela Tegeuse aufgehalten und weitere Orte aufgesucht, die ihn interessiert hatten. Er konnte fast überall von dem leben, was das Land ihm bot, da seine Bedürfnisse bescheiden waren. Für ihn war es das Allerwichtigste, wissenschaftliche Erkenntnisse zu ernten, Steine umzudrehen und nachzusehen, welche Rätsel die natürlichen Vorgänge dort für ihn hinterlassen hatten.

Doch nun war seine Neugier geweckt. Wodurch hatte er die kaiserliche Aufmerksamkeit erregt? »Wenn ich erneut danach fragen darf, Eure Majestät... was genau haben Sie mit mir vor?« Hastig fügte er hinzu: »Natürlich ist es mir stets eine Ehre, dem Imperator zu dienen, ganz gleich, wo ich benötigt werde.«

»Sie sind als großer Weltenleser anerkannt, Kynes, als Mann, der es versteht, komplexe Ökosysteme zu analysieren, um sie für die Bedürfnisse des Imperiums nutzbar zu machen. Wir haben Sie erwählt, sich zum Wüstenplaneten Arrakis zu begeben und dort Ihre Zauberkunst einzusetzen.«

»Arrakis!« Kynes war nicht in der Lage, sein Erstaunen –

und seine *Befriedigung* – über diese Aussicht zu verbergen. »Ich glaube, die nomadischen Einwohner, die Fremen, bezeichnen ihn als *Dune*.«

»Wie auch immer man ihn nennen mag«, erwiderte Elrood mit leichter Ungeduld, »jedenfalls ist es eine der unangenehmsten und gleichzeitig bedeutendsten Welten des Imperiums. Sie wissen natürlich, dass Arrakis die einzige bekannte Quelle für die Gewürzmelange ist.«

Kynes nickte. »Ich habe mich schon häufig gefragt, warum kein Forscher jemals auf einer anderen Welt Gewürz gefunden hat. Und warum niemand versteht, wie das Gewürz entsteht oder abgelagert wird.«

»Sie sollen es für Uns verstehen«, sagte der Imperator. »Und zwar schnell, weil die Zeit drängt.«

Kynes wurde plötzlich bewusst, dass er vielleicht etwas zu weit gegangen war, und er schrak ein wenig zurück. Hier stand er im grandiosen Thronsaal, von dem aus Millionen Welten beherrscht wurden, und führte wahrhaftig ein *Gespräch* mit Imperator Elrood IX. Die übrigen Mitglieder des Hofes starrten ihn an, manche mit offener Missbilligung, manche mit Entsetzen, andere mit heimlicher Schadenfreude, als würden sie jeden Augenblick eine schwere Bestrafung erwarten.

Doch Kynes dachte nur noch an weite Landschaften aus glühendem Sand, majestätischen Dünen und monströsen Sandwürmern – Bilder, die er nur aus Filmbüchern kannte. Er vergaß seinen geringfügigen Lapsus, hielt den Atem an und wartete auf weitere Einzelheiten seines Auftrags.

»Für den künftigen Fortbestand des Imperiums ist es überlebenswichtig, das Geheimnis der Melange zu lüften. Bislang hat niemand Zeit oder Mühe darauf verwendet, dieses Rätsel zu lösen. Die Menschen halten Arrakis für eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums; niemand interessiert sich für die Hintergründe oder Details. Eine Nachlässigkeit.« Er hielt einen Moment lang inne. »Dieser Herausforderung werden Sie sich stellen, Pardot Kynes. Wir ernennen Sie zu Unserem offiziellen Imperialen Planetologen auf Arrakis.«

Während Elrood diese Entscheidung verkündete, blickte er auf den wettergegerbten Mann mittleren Alters herab und versuchte sich ein eigenes Bild von ihm zu machen. Er sah sofort, das Kynes keine sehr komplexe Persönlichkeit war: Seine Gefühle und Neigungen ließen sich mühelos von seinem Gesicht ablesen. Die Hofberater hatten darauf hingewiesen, dass Pardot Kynes ein Mann ohne jeglichen politischen Ehrgeiz war. Seine einzigen Interessen galten seiner Arbeit und der natürlichen Ordnung des Universums. Er entwickelte eine kindliche Faszination für fremde Welten und raue Lebensbedingungen. Er würde die Aufgabe mit grenzenlosem Engagement erfüllen und ehrliche Antworten liefern.

Elrood hatte den größten Teil seiner politischen Karriere in Gesellschaft von säuselnden Speichelleckern und hirnlosen Jasagern verbracht, die ihm nach dem Mund zu reden versuchten. Doch dieser Mann war ganz anders; er hatte Ecken und Kanten und nahm keine Rücksicht auf höfliche Konventionen.

Es war immer wichtiger geworden, die Fakten im Zusammenhang mit dem Gewürz zu verstehen, um die Effizienz der Maßnahmen zu verbessern – der lebenswichtigen Maßnahmen. Nachdem Abulurd Harkonnen sieben Jahre lang als unfähiger Gouverneur gewirkt hatte, gefolgt von den jüngsten Unfällen und Fehlern, die auf das Konto des allzu ehrgeizigen Barons Wladimir Harkonnen gingen, sorgte sich der Imperator um einen möglichen Engpass in der Produktion und Distribution der Melange. Das Gewürz musste fließen.

Die Raumgilde benötige gewaltige Gewürzvorräte, um die isolierten Tanks zu füllen, in denen ihre mutierten Navigatoren lebten. Er selbst sowie die gesamte Oberklasse des Imperiums benötigte eine tägliche (und stetig zunehmende) Melange-Dosis zur Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens. Die Schwesternschaft der Bene Gesserit benötigte es zur Ausbildung neuer Ehrwürdiger Mütter. Mentaten benötigten es zur geistigen Konzentration.

Obwohl er mit vielen der harten Verwaltungsmaßnahmen des Barons Harkonnen in der letzten Zeit nicht einverstanden war, konnte der Imperator Arrakis nicht einfach seiner eigenen Verantwortung unterstellen. Nach Jahrzehnten politischer Intrigen war das Haus Richese ausgebootet und dem Haus Harkonnen das Lehen übertragen worden.

Die Verwaltung von Arrakis war nun schon seit tausend Jahren eine Gunst, die der Imperator einer auserwählten Familie gewährte. Dieses Haus durfte dann für eine Zeitdauer, die ein Jahrhundert nicht überstieg, Reichtümer aus dem Sand schürfen. Jedes Mal, wenn das Lehen erneuert werden sollte, wurde der Palast mit einem Hagel aus Bitten und Anträgen bombardiert. Auch der Landsraad zog seine Fäden, die für Elrood gelegentlich zu Würgeschlingen wurden.

Obwohl er der Imperator war, beruhte seine Macht auf einem sorgfältig austarierten, aber labilen Gleichgewicht aus Allianzen mit zahllosen Kräften, darunter die Großen und Kleinen Häuser des Landsraads, die Raumgilde und die allumfassenden wirtschaftlichen Kombinate wie die MAFEA. Mit anderen Kräften war der Umgang noch viel schwieriger – Mächte, die es vorzogen, hinter den Kulissen zu wirken.

Ich muss das Gleichgewicht zerstören, dachte Elrood. *Sonst wird das Arrakis-Problem mich zerstören.*

Der Imperator beugte sich vor und sah, dass Kynes vor Freude und Begeisterung beinahe platzte. Er *brannte* geradezu darauf, auf die Wüstenwelt beordert zu werden. Um so besser! »Finden Sie alles heraus, was Sie über Arrakis in Erfahrung bringen können, und schicken Sie mir regelmäßig Berichte, Planetologe. Das Haus Harkonnen erhält die Anweisung, Ihre Arbeit in jeder erdenklichen Weise zu unterstützen.« *Obwohl es ihnen mit Sicherheit nicht passt, wenn ein imperialer Beobachter herumschnüffelt.*

Als kürzlich ernannter planetarischer Gouverneur war Baron Harkonnen in nächster Zeit noch in hohem Grade von der Gunst des Imperators abhängig. »Wir werden Ih-

nen alles zur Verfügung stellen, was Sie für die Reise brauchen. Fertigen Sie eine Liste an und geben Sie sie meinem Kammerherrn. Wenn Sie Arrakis erreicht haben, werden die Harkonnens Ihnen jegliche weitere Unterstützung zukommen lassen.«

»Ich habe nur wenige Bedürfnisse«, sagte Kynes. »Alles, was ich wirklich brauche, sind meine Augen und mein Verstand.«

»Ja, aber sehen Sie zu, dass der Baron Ihnen etwas mehr als nur das gibt.« Elrood lächelte erneut, dann entließ er den Planetologen. Der Imperator bemerkte, dass Kynes' Schritte sichtlich schwungvoller ausfielen, als er aus dem imperialen Audienzsaal geführt wurde.

3

Du sollst keine Maschine nach
deinem geistigen Ebenbilde machen.

Das Hauptprinzip von Butlers Djihad,
zitiert nach der Orange-Katholischen Bibel

»Das Leid ist der große Lehrmeister der Menschen«, sprach der Chor der alten Schauspieler auf der Bühne in vollkommenem Gleichklang. Obwohl es einfache Dorfbewohner aus der Siedlung unterhalb von Burg Caladan waren, hatten sie die alljährliche Aufführung des offiziellen Haus-Dramas gut einstudiert. Ihre Kostüme waren farbenprächtig, wenn auch nicht unbedingt authentisch. Der Realismus der Kulissen – die Fassade von Agamemnons Palast, der gepflasterte Hof – basierte lediglich auf dem Enthusiasmus der Beteiligten und einigen wenigen Filmbuch-Illustrationen des antiken Griechenland.

Das lange Stück von Aischylos lief bereits seit einiger Zeit, und die Luft im Theater war warm und leicht stickig geworden. Leuchtgloben erhellten die Bühne und die Sitzreihen, während die Fackeln und Kohlenbecken rund um die Schauspieler ihren aromatischen Duft verbreiteten.

Obwohl die Hintergrundgeräusche eigentlich laut genug waren, drohte Gefahr, dass das Schnarchen des alten Herzogs bis zu den Akteuren vordrang.

»Vater, wach auf!«, flüsterte Leto Atreides und stieß Herzog Paulus in die Rippen. »Das Stück ist noch nicht einmal zur Hälfte um.«

Paulus regte sich auf dem Sitz in seiner Privatloge, richtete sich auf und klopfte sich nicht vorhandenen Staub von seiner breiten Brust. Schatten spielten über das zerknitterte, schmale Gesicht und den voluminösen, grau gesprenkelten

Bart. Er trug eine schwarze Atreides-Uniform mit dem Wappen des roten Falken auf der linken Brustseite. »Es wird doch sowieso nur die ganze Zeit geredet und herumgestanden, mein Junge.« Er schaute blinzelnd zur Bühne, wo sich die alten Männer kaum von der Stelle gerührt hatten. »Außerdem ist es jedes Jahr dasselbe.«

»Darum geht es nicht, Paulus. Die Leute beobachten dich«, warf Letos Mutter ein, die auf der anderen Seite des Herzogs saß. Die dunkelhäutige Lady Helena, die ihr bestes Kleid trug, nahm die tiefgründigen Worte des griechischen Chors sehr ernst. »Achte auf den Inhalt. Schließlich ist es *deine* Familiengeschichte, nicht meine.« Leto blickte von einem Elternteil zum anderen. Er wusste, dass die Familiengeschichte des Hauses Richese – das seiner Mutter – nicht weniger Glanz und Tragik enthielt als die der Atreides. Richese war von einem höchst lukrativen »Goldenen Zeitalter« in die gegenwärtige wirtschaftliche Flaute gesunken.

Das Haus Atreides behauptete, seine Wurzeln mehr als zwölftausend Jahre zurückverfolgen zu können, bis zu den Söhnen des Atreus auf Alt-Terra. Heute hatte die Familie ihre lange Geschichte akzeptiert, obwohl sie zahllose tragische und unehrenhafte Zwischenfälle enthielt. Die Herzöge hatten die Tradition der alljährlichen Aufführung des klassischen Dramas *Agamemnon* eingeführt – über den berühmtesten der Atreus-Söhne und den General, der Troja erobert hatte.

Mit dem pechschwarzen Haar und dem schmalen Gesicht ähnelte Leto Atreides sehr seiner Mutter, obwohl er die Adlernase und das Raubvogelprofil von seinem Vater hatte. Der junge Mann trug unbequeme repräsentative Kleidung und verfolgte leicht geistesabwesend die Geschichte des Stücks, das in einer fernen Epoche angesiedelt war. Der Autor der uralten Tragödie hatte darauf vertraut, dass sein Publikum die exotischen Anspielungen verstand. General Agamemnon war ein bedeutender militärischer Befehlshaber in einem der legendären Kriege der menschlichen Geschichte gewesen, lange bevor die Menschheit durch die

selbst geschaffenen Denkmaschinen versklavt wurde, lange bevor Butlers Djihad die Menschheit befreit hatte.

Zum ersten Mal in seinem vierzehnjährigen Leben spürte Leto das Gewicht der Legenden auf seinen Schultern lasten, als er die Verbindung zu den Gesichtern und Persönlichkeiten der schicksalhaften Vergangenheit seiner Familie wahrnahm. Eines Tages würde er seinem Vater nachfolgen und ebenfalls zu einem Teil der Atreides-Geschichte werden. Die Ereignisse ließen bereits seine Jugend zerbröckeln und verwandelten ihn in einen Mann. Er sah es ganz deutlich.

»Das ungeneidete Glück ist das Beste«, deklamierten die alten Männer im Chor, »ruhmreicher als Städte zu plündern, besser als den Befehlen anderer zu folgen.«

Bevor er nach Troja aufgebrochen war, hatte Agamemnon seine Tochter geopfert, damit die Götter ihm günstige Meereswinde gewährten. Seine verzweifelte Frau Klytämnestra hatte die zehn Jahre der Abwesenheit ihres Gatten mit der Planung ihrer Rache verbracht. Und nun, nach der Entscheidungsschlacht um Troja, hatte man eine Kette aus Signalfeuern entlang der Küste entfacht, um in der Heimat die Botschaft des Sieges zu verkünden.

»Die gesamte Handlung findet außerhalb der Bühne statt«, murmelte Paulus, obwohl er sich niemals als Leser oder Literaturkritiker hervorgetan hatte. Er lebte nur für den Augenblick und genoss jeden Tropfen seiner Erfahrungen und Errungenschaften. Meistens zog er die Gesellschaft seines Sohnes oder seiner Soldaten vor. »Alle stehen nur in den Kulissen herum und warten darauf, dass Agamemnon endlich eintrifft.«

Paulus verabscheute Tatenlosigkeit und hatte seinem Sohn immer wieder gesagt, dass selbst eine falsche Entscheidung besser als gar keine Entscheidung war. Leto war überzeugt, dass der alte Herzog am meisten mit der Figur des großen Generals sympathisierte, einem Helden ganz nach seinem Geschmack.

Die alten Männer tönten weiter im Chor, Klytämnestra kam aus dem Palast, um eine Ansprache zu halten, dann

setzte wieder der Chor ein. Ein Herold, der vorgab, einem Schiff entstiegen zu sein, kam auf die Bühne, küsste den Boden und lieferte einen langen Monolog ab.

»Agamemnon, ruhmreicher König! Wir heißen dich willkommen, weil du Troja und die Heimat der Trojaner dem Erdboden gleichmachtest. Die Tempel unsrer Feinde sind zerstört, nie mehr werden sie zu ihren Göttern beten, und ihre Felder sind unfruchtbar.«

Krieg und Verwüstung - das erinnerte Leto an die jungen Jahre seines Vaters, als er losgestürmt war und sich für den Imperator in die Schlacht geworfen hatte, als er eine blutige Rebellion auf Ecaz niedergeschlagen hatte, an der Seite seines Freundes Dominic, der nun der Graf des Hauses Vernius auf Ix war. Wenn er allein mit Leto war, erzählte der alte Herzog gerne voller Begeisterung von diesen Zeiten.

Im Halbdunkel ihrer Loge stieß Paulus einen etwas zu lauten Seufzer aus, mit dem er seiner Langeweile Ausdruck gab. Lady Helena maß ihn mit einem durchdringenden Blick, dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem Fortgang des Stückes zu, wobei sie wieder das beschauliche Lächeln auf ihr Gesicht zauberte - für den Fall, dass irgendjemand in ihre Richtung blickte. Leto sah seinen Vater mit einem schiefen Grinsen voller Mitgefühl an, worauf Paulus mit einem Augenzwinkern antwortete. Der Herzog und seine Frau spielten wieder einmal die Rollen, die ihnen am meisten ans Herz gewachsen waren.

Endlich traf auf der Bühne der siegreiche Agamemnon im Streitwagen ein, in Begleitung seiner im Krieg erbeuteten Mätresse, der halb verrückten Prophetin Kassandra. Unterdessen bereitete sich Klytämnestra auf die Rückkehr ihres verhassten Gatten vor und heuchelte Liebe und Unterwürfigkeit.

Der alte Paulus wollte den Kragen seiner Uniform lockern, doch Helena hielt im letzten Augenblick seine Hand zurück - ohne dass ihr Lächeln beeinträchtigt wurde.

Leto grinste insgeheim, als er dieses Ritual seiner Eltern beobachtete. Seine Mutter bemühte sich ständig darum,

»den Anstand zu wahren«, wie sie sich ausdrückte, während der alte Mann längst nicht so förmlich auftrat. Von seinem Vater hatte Leto viel über Staatskunst und Menschenführung gelernt, während Lady Helena ihn in protokollarischen und religiösen Dingen unterrichtet hatte.

Als geborene Richese war Lady Helena Atreides in einem Großen Haus aufgewachsen, das durch fehlgeschlagene wirtschaftliche Investitionen und politische Intrigen sehr viel an Macht und Prestige verloren hatte. Nachdem ihrer Familie die Verwaltung von Arrakis entrissen worden war, hatte das Haus durch eine arrangierte eheliche Verbindung mit den Atreides einen Teil seiner Ehre wiederherstellen können. Mehrere ihrer Schwestern hatten in andere Häuser eingeheiratet.

Trotz ihrer offensichtlichen Unterschiede hatte der alte Herzog einmal zu Leto gesagt, dass er Helena in den ersten Jahren ihrer Verbindung wirklich geliebt hatte. Mit der Zeit hatten diese Gefühle nachgelassen, worauf er sich mit vielen Mätressen vergnügt und möglicherweise mehrere illegitime Kinder gezeugt hatte. Trotzdem blieb Leto sein einziger offizieller Erbe. Im Verlauf der Jahrzehnte hatte sich eine gewisse Feindseligkeit zwischen den Ehepartnern aufgebaut und zu einer tiefen Kluft erweitert. Inzwischen war ihre Verbindung nur noch rein politischer Natur.

»Ich habe überhaupt nur aus politischen Gründen geheiratet, mein Junge«, hatte er dazu gesagt. »Ich hätte nie versuchen sollen, etwas anderes daraus zu machen. In unseren Kreisen ist die Ehe ein Werkzeug. Man sollte nicht alles verderben, indem man versucht, Liebe ins Spiel zu bringen.«

Leto fragte sich gelegentlich, ob Helena seinen Vater jemals geliebt hatte oder ob sie nur an seinem Titel und seiner Stellung interessiert war. In letzter Zeit schien sie die Rolle der Geschäftsführerin des Hauses übernommen zu haben und kümmerte sich fast nur noch darum, dass er sich ordentlich und gepflegt in der Öffentlichkeit präsentierte. Schließlich stieg und fiel ihr Ruf mit seinem.

Auf der Bühne begrüßte Klytämnestra ihren Gatten und

legte den Boden mit purpurroten Gobelins aus, damit er nicht durch den Dreck laufen musste. Begleitet von Jubel und Fanfaren marschierte Agamemnon in den Palast, während die Seherin Kassandra sprachlos vor Entsetzen war und sich weigerte, ihm zu folgen. Sie hatte ihren eigenen Tod und den Mord am General geweissagt, obwohl natürlich niemand auf sie gehört hatte.

Über sorgsam kultivierte politische Kanäle hatte Letos Mutter den Kontakt zu anderen mächtigen Häusern aufrechterhalten, während Herzog Paulus intensive Bindungen zum einfachen Volk von Caladan pflegte. Die Herzöge der Atreides führten ihre Untertanen, indem sie ihnen dienten und sich selbst nur einen angemessenen Betrag aus den geschäftlichen Unternehmungen der Familie auszahlten. Es war eine wohlhabende, aber keineswegs ausschweifende Familie – zumindest nicht auf Kosten der Bürger.

Als der zurückgekehrte General im Stück das Bad aufsuchte, fesselte seine verräterische Frau ihn in purpurne Gewänder und erstach ihn sowie seine prophetische Mätresse. »Bei den Göttern! Mir wurde ein tödlicher Stich zugefügt!«, klagte Agamemnon von außerhalb der Bühne.

Der alte Paulus schmunzelte und beugte sich zu seinem Sohn hinüber. »Ich habe in der Schlacht schon viele Männer getötet, aber ich habe noch nie gehört, wie jemand sterbend *so etwas* sagte!«

Helena ermahnte ihn, still zu sein.

»Die Götter mögen mich bewahren! Ein weiterer Stich! Ich werde sterben!«, rief Agamemnons Stimme.

Während sich das Publikum von der Tragödie fesseln ließ, versuchte Leto über die Situation nachzudenken, in welcher Beziehung sie zu seinem Leben stand. Schließlich handelte es sich hierbei um das Erbe seiner Familie.

Klytämnestra gestand den Mord und rechtfertigte ihn als Rache an ihrem Gatten, weil er ihre Tochter geopfert, sie in Troja mit Huren betrogen und am Ende auch noch unverfroren seine Mätresse Kassandra in ihr Haus gebracht hatte. »Ruhmreicher König«, klagte der Chor, »unsere Liebe zu

dir ist grenzenlos, unsere Tränen werden nie versiegen. Die Spinne hat dich in ihrem geisterhaften Netz des Todes gefangen.«

Letos Eingeweide kochten. Das Haus Atreides hatte sich in ferner Vergangenheit schrecklicher Verbrechen schuldig gemacht. Aber seitdem hatte sich die Familie geändert, vielleicht angesichts der Gespenster ihrer Geschichte. Der alte Herzog war ein ehrenwerter Mann, der im Landsraad hohes Ansehen genoss und von seinem Volk geliebt wurde. Leto hoffte, dass er dasselbe von sich behaupten konnte, wenn es an ihm war, die Führung des Hauses Atreides zu übernehmen.

Die letzten Zeilen des Stücks wurden gesprochen, und das Schauspielerensemble erschien auf der Bühne, um sich vor der versammelten politischen und wirtschaftlichen Prominenz zu verbeugen, die sich in statusgemäßer Kleidung eingefunden hatte.

»Ich bin froh, dass es vorbei ist«, sagte Paulus seufzend, als die großen Leuchtgloben im Theatersaal erstrahlten. Der alte Herzog erhob sich und gab seiner Gattin einen Handkuss, bevor sie die Fürstenloge verließen. »Geh schon voraus, meine Liebe. Ich habe noch etwas mit Leto zu besprechen. Warte im Empfangsraum auf uns.«

Helena warf ihrem Sohn einen kurzen Blick zu und machte sich auf den Weg durch den Korridor des uralten, aus Stein und Holz erbauten Theaters. Diese Geste besagte, dass sie genau wusste, was Paulus mit seinem Sohn zu bereden hatte, jedoch bereit war, sich der archaischen Tradition zu beugen, dass die Männer »wichtige Themen« unter sich besprachen, während sich die Frauen anderweitig beschäftigten.

Händler, einflussreiche Geschäftsleute und andere ehrenwerte Bürger strömten in den Korridor, um caladanischen Wein zu trinken und sich am Büfett zu stärken. »Hier entlang, Junge«, sagte der alte Herzog und nahm einen Hinterausgang. Sie kamen an zwei Atreides-Wachen vorbei, die bei ihrem Anblick salutierten. Dann fuhren sie mit einem

Lift vier Stockwerke höher, wo sie in ein vergoldetes Ankleidezimmer traten. Balutanische Kristall-Leuchtgloben schwebten in der Luft und verstrahlten warmes, orangefarbenes Licht. Dieser Raum hatte zu den Gemächern eines legendären caladanischen Schauspielers gehört und wurde heutzutage ausschließlich von den Atreides und ihren engsten Beratern benutzt, wenn sie sich zu einem vertraulichen Gespräch zurückziehen wollten.

Leto fragte sich, warum sein Vater ihn hierher geführt hatte.

Nachdem er die Tür hinter sich verschlossen hatte, ließ sich Paulus in einen grün-schwarzen Suspensorsessel sinken und bedeutete Leto, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Der junge Mann tat wie befohlen und stellte den Sessel so ein, dass er etwas höher schwebte und mit seinem Vater auf gleicher Augenhöhe war. Das wagte Leto nur, wenn sie unter sich waren; er hätte es nicht einmal in Gegenwart seiner Mutter getan, die ein solches Verhalten als ungebührlich und respektlos betrachtet hätte. Der alte Herzog hingegen fand die Kühnheit und den Mut seines Sohnes amüsant, weil es ihn daran erinnerte, wie er selbst als junger Mann gewesen war.

»Du wirst allmählich erwachsen, Leto«, begann Paulus und nahm eine kunstvoll geschnitzte Holzpfeife aus einem Fach in der Armlehne seines Sessels. Er vergeudete keine Zeit mit leerem Geschwätz. »Und du solltest mehr von der Welt kennen lernen als nur deinen eigenen Hinterhof. Also werde ich dich zum Studium nach Ix schicken.« Er beobachtete den schwarzhaarigen jungen Mann, der seiner Mutter so ähnlich war, obwohl seine Haut einen helleren Olivton hatte. Sein Gesicht war schmal und kantig, seine Augen waren tiefgrau.

Ix! Letos Puls ging schneller. *Der Maschinenplanet. Ein seltsamer und fremdartiger Ort.* Jeder Bürger des Imperiums hatte bereits von den unfassbaren technischen Leistungen dieser geheimnisvollen Welt gehört, aber nur wenige hatten sie je besucht. Leto hatte das Gefühl, die Orien-

tierung zu verlieren, als stünde er inmitten eines Sturms auf dem Deck eines Schiffs. Sein Vater liebte es, Überraschungen aus dem Hut zu zaubern, um zu sehen, wie Leto auf eine plötzlich veränderte Situation reagierte.

Die Ixianer wahrten strikte Geheimhaltung, was ihre industriellen Aktivitäten betraf. Gerüchte besagten, dass sie sich am Rande der Legalität bewegten und Geräte herstellten, die möglicherweise das Djihad-Verbot von Denkmaschinen verletzten. *Warum will mein Vater mich trotzdem auf einen solchen Planeten schicken, und wie hat er es arrangiert? Warum hat mich vorher niemand gefragt?*

Ein Robotisch schob sich neben Leto aus dem Boden und servierte ihm ein Glas mit kaltem Cidritsaft. Die Vorlieben des jungen Mannes waren genauso bekannt wie die Angewohnheit des alten Herzogs, sich mit seiner Pfeife zu begnügen. Leto nahm einen Schluck vom sauren Getränk und zog die Lippen zusammen.

»Du wirst dort ein Jahr lang studieren«, sagte Paulus, »gemäß der Tradition der alliierten Großen Häuser. Das Leben auf Ix ist ein ziemlicher Kontrast zu unserer recht bukolischen Heimatwelt. Lerne davon.« Er starrte die Pfeife in seiner Hand an. Sie war aus dunkelbraunem Jakaranda-Holz von Elacca geschnitzt und wies eine spiralige Maserung auf, die im Schein der Leuchtgloben glitzerte.

»Du warst auf dieser Welt, nicht wahr?« Leto lächelte, als er sich erinnerte. »Dort hast du deinen Kameraden Dominic Vernius getroffen.«

Paulus berührte die Zündfläche an der Seite seiner Pfeife und setzte damit den Tabak in Brand, bei dem es sich eigentlich um goldfarbenen Seetang mit hohem Nikotingehalt handelte. Er nahm einen tiefen Zug und atmete den Rauch aus. »Bei vielen Gelegenheiten. Die Ixianer isolieren sich und vertrauen Fremdweltlern nicht. Du wirst also jede Menge Sicherheitsvorkehrungen, Befragungen und Durchleuchtungen über dich ergehen lassen müssen. Sie wissen, dass es für sie tödlich werden kann, wenn sie in ihrer Wachsamkeit auch nur einen Augenblick nachlas-

sen. Die Großen wie die Kleinen Häuser schätzen gleichermaßen, was Ix zu bieten hat, und würden es gerne für sich in Anspruch nehmen.«

»Wie zum Beispiel Richese«, sagte Leto.

»Sag das nicht zu deiner Mutter! Richese ist nur noch ein Schatten seiner selbst, nachdem Ix das Haus im totalen Wirtschaftskrieg vernichtend geschlagen hat.« Er beugte sich vor und zog an seiner Pfeife. »Die Ixianer sind Meister der Industriespionage und des Patentediebstahls. Heutzutage bringt Richese nur noch billige Kopien und keine Innovationen mehr zustande.«

Leto dachte darüber nach, weil ihm diese Dinge neu waren. Der alte Herzog blies die Wangen auf, wobei sich seine Barthaare sträubten, und stieß Rauch aus.

»Aus Respekt vor deiner Mutter haben wir die Informationen gefiltert, die auf deinem Lehrplan standen, Junge. Das Haus Richese hat äußerst tragische Verluste erlitten. Dein Großvater, Graf Ilban Richese, hatte eine große Familie und verbrachte mehr Zeit mit seinen Kindern als mit der Wahrung seiner geschäftlichen Interessen. Kein Wunder, dass seine Kinder völlig verhätschelt aufwuchsen und seine Reichtümer sich bald in Luft auflösten.«

Leto nickte, während er so aufmerksam wie immer der Rede seines Vaters lauschte. Aber er wusste bereits mehr, als Paulus glaubte; er hatte insgeheim Holo-Aufzeichnungen und Filmbücher studiert, zu denen seine Lehrer ihm unbeabsichtigt den Zugang ermöglicht hatten. Doch nun kam ihm der Gedanke, dass all das vielleicht geplant gewesen war, dass ihm die Familiengeschichte seiner Mutter offenbart werden sollte, wie eine Blüte, die sich Blatt für Blatt enthüllte.

Im Zusammenhang mit seinem Interesse an den Richeses war Leto immer wieder auf Ix gestoßen und hatte dieses Thema genauso faszinierend gefunden. Das ixianische Haus Vernius war einst ein industrieller Konkurrent von Richese gewesen und hatte als treibende Kraft der technischen Entwicklung überlebt. Die gräfliche Familie von Ix

gehörte zu den reichsten des ganzen Imperiums – und dort sollte er nun studieren!

Seine Gedanken wurden von den nächsten Worten seines Vaters verdrängt. »Dein Mitschüler wird Prinz Rhombur sein, der Erbe des Adelstitels von Vernius. Ich hoffe, ihr zwei kommt miteinander zurecht. Ihr seid etwa im gleichen Alter.«

Der Prinz von Ix, dachte Leto ehrfürchtig. Er hoffte, dass der junge Mann nicht genauso verzogen war wie die meisten Kinder aus mächtigen Familien des Landsraads. Warum hätte es nicht wenigstens eine Prinzessin sein können, zum Beispiel mit dem Gesicht und der Figur der Tochter des Gildebankers, die er letzten Monat beim Gezeitenwendfest kennen gelernt hatte?

»Und... wie ist dieser Prinz Rhombur?«, fragte Leto.

Paulus lachte, ein stürmischer Gefühlsausbruch, in dem ein Leben voller Festlichkeiten und derber Geschichten zum Ausdruck kam. »Nun, ich habe keine Ahnung. Es ist schon lange her, seit ich Dominic und seine Frau Shando zum letzten Mal besucht habe.« Er grinste über eine amüsante Erinnerung. »Ach ja, Shando – sie war einst eine Konkubine des Imperators, aber dann hat Dominic sie Elrood vor der Nase weggeschnappt.« Er lachte laut und unverschämt. »Jetzt haben sie einen Sohn... und eine Tochter. Ihr Name ist Kailea.«

Mit einem geheimnisvollen Lächeln fuhr der alte Herzog fort: »Es gibt noch Vieles, was du lernen musst, Junge. In einem Jahr werdet ihr beide im Zuge des Austauschstudiums nach Caladan kommen. Man wird dich und Rhombur auf die Pundi-Reisfarmen im Tiefland des südlichen Kontinents bringen, wo ihr in Hütten wohnen und auf den Reisfeldern arbeiten werdet. Ihr werdet in einer Nells-Kapsel unter die Meeresoberfläche tauchen und nach Korallenjuwelen suchen.« Er klopfte seinem Sohn lächelnd auf die Schulter. »Manche Dinge kann man nicht aus Filmbüchern oder im Klassenzimmer lernen.«

»Jawohl, Vater.« Er roch den süßen Jodduft des Tang-Ta-

baks. Er runzelte die Stirn und hoffte, dass der Rauch seinen Gesichtsausdruck verbarg. Diese drastische und unerwartete Veränderung in seinem Leben war gar nicht nach seinem Geschmack, aber er respektierte die Entscheidungen seines Vaters. Leto hatte in vielen harten Lektionen erfahren, dass der alte Herzog genau wusste, wovon er sprach, und dass er nur vom Wunsch beseelt war, dafür zu sorgen, dass sein Sohn eines Tages in seine Fußstapfen treten konnte.

Der Herzog lehnte sich in seinem Suspensorsessel zurück, der daraufhin in der Luft auf und ab wippte. »Junge, ich weiß, dass du nicht uneingeschränkt begeistert bist, aber es wird eine wichtige Erfahrung für dich und Dominics Sohn sein. Hier auf Caladan werdet ihr beide unser größtes Geheimnis kennen lernen – wie wir die zuverlässige Loyalität unserer Untertanen gewährleisten, warum wir unserem Volk stillschweigend vertrauen, wie es die Ixianer nie gelernt haben.«

Jetzt wurde Paulus sehr ernst, und aus seinen Augen war das amüsierte Funkeln verschwunden. »Das ist viel bedeutender als alles, was du auf einem Industrieplaneten lernen kannst, mein Junge. Menschen sind stets wichtiger als Maschinen.«

Leto hatte diesen Spruch schon häufig gehört; diese Weisheit war ihm längst genauso selbstverständlich wie das Atmen geworden. »Deshalb kämpfen unsere Soldaten so gut.«

Paulus beugte sich vor und tauchte in die wirbelnde Rauchwolke seines letzten Zuges ein. »Eines Tages wirst du Herzog sein, Junge, der Patriarch des Hauses Atreides und ein angesehener Repräsentant im Landsraad. Deine Stimme wird dasselbe Gewicht wie die aller anderen Oberhäupter der Großen Häuser haben. Das ist eine schwere Verantwortung.«

»Ich werde sie bewältigen.«

»Davon bin ich überzeugt, Leto... aber du solltest etwas entspannter werden. Das Volk wird es sofort bemerken,

wenn du unglücklich bist – und wenn der Herzog unglücklich ist, kann auch das Volk nicht glücklich sein. Lass dich nicht von äußeren Zwängen vereinnahmen, lass sie an dir abgleiten.« Er reckte mahnend einen Finger. »Hab mehr Spaß im Leben!«

Spaß. Leto dachte erneut an die Tochter des Gildebankers, stellte sich die Fülle ihrer Brüste und Hüften vor, ihren feuchten Schmollmund und die verlockenden Blicke, die sie ihm zugeworfen hatte.

Vielleicht war er gar nicht so verkrampft, wie sein Vater dachte...

Er nahm einen weiteren Schluck Cidritsaft und genoss es, wie sich die saure Kühle in seiner Kehle auflöste. »Warum unterziehen uns die Ixianer diesen Prüfungsprozeduren, obwohl wir unsere Loyalität hinlänglich bewiesen haben, obwohl allgemein bekannt ist, dass die Atreides ihren Verbündeten in Treue ergeben sind? Glaubst du, dass ein Atreides, dem all dies eingetrichtert wurde, jemals zu einem Verräter werden könnte? Könnten wir jemals wie... wie die Harkonnens werden?«

Der alte Herzog zog eine finstere Miene. »Einst haben wir uns nicht sehr von ihnen unterschieden, aber für dich ist die Zeit noch nicht gekommen, von diesen Geschichten zu erfahren. Denk an das Drama, das wir soeben gesehen haben.« Er hob einen Finger. »Das Imperium ändert sich ständig. Bündnisse werden geschlossen und nach Laune aufgekündigt.«

»Aber nicht unsere Bündnisse!«

Paulus erwiderte den starren Blick des Jungen, bis er sich abwandte und in einen Winkel schaute, wo sich der Rauch seiner Pfeife in dichten Schwaden gesammelt hatte.

Leto seufzte. Es gab so Vieles, was er wissen wollte, und zwar schnell. Aber man fütterte ihn lediglich mit winzigen Häppchen – wie die Petit fours, die auf den Parties seiner Mutter gereicht wurden.

Sie hörten, wie draußen Leute vorbeigingen und das Theater für die nächste Aufführung von *Agamemnon* räum-

ten. Die Schauspieler würden sich ausruhen, die Kostüme wechseln und sich auf ein neues Publikum vorbereiten.

Als er mit seinem Vater in diesem abgeschiedenen Zimmer saß, fühlte sich Leto mehr wie ein Mann als je zuvor. Vielleicht würde er beim nächsten Mal seine eigene Pfeife entzünden. Vielleicht würde er etwas Stärkeres als Cidritsaft trinken. Paulus blickte ihn mit stolz glühenden Augen an.

Leto lächelte zurück und versuchte sich vorzustellen, wie das Leben als Herzog Atreides sein würde – dann empfand er plötzlich Schuldgefühle, als ihm bewusst wurde, dass sein Vater zuerst sterben musste, bevor er sich den herzoglichen Siegelring auf den Finger stecken konnte. Das wollte er nicht, und er war dankbar, dass bis dahin noch sehr viel Zeit vergehen würde. Es lag noch viel zu weit in der Zukunft, um schon jetzt darüber nachzudenken.

4

> Raumgilde: *eines der drei Beine, auf dem das politische Gleichgewicht nach der Unterzeichnung der Großen Konvention ruht. Die Gilde war die zweite mental-physische Erziehungsschule (siehe:* Bene Gesserit*) nach Butlers Djihad. Das Monopol der Gilde auf die Raumfahrt, das interstellare Transportwesen und das Bankwesen bezeichnet den Anfang der imperialen Zeitrechnung.*
>
> Terminologie des Imperiums

Von seinem Sitzplatz auf dem Goldenen Löwenthron blickte Imperator Elrood IX. mit finsterer Miene auf den breitschultrigen und viel zu selbstgefälligen Mann hinab, der vor dem imperialen Podium stand und einen Stiefel, der vermutlich noch beschmutzt war, auf die unterste Stufe gestellt hatte. Graf Dominic Vernius war so kahl wie ein blank polierter Geländerknauf und wahrte nach wie vor die Haltung eines berühmten und ausgezeichneten Kriegshelden, obwohl diese Zeiten schon lange vorbei waren. Elrood bezweifelte, dass sich noch irgendjemand an seine Tage der Tapferkeit und des Ruhms erinnerte.

Aken Hesban, der Imperiale Kammerherr, eilte sofort an die Seite des Besuchers und befahl in brüskem Tonfall, dass Dominic den Anstoß erregenden Fuß entfernen solle. Hesbans Gesicht war teigig, und sein Mund wurde von einem langen, hängenden Schnurrbart eingerahmt. Die letzten Strahlen der spätnachmittäglichen Sonne Kaitains wurden von den schmalen Prismenfenstern gebrochen und flossen als goldene Streifen über eine hohe Wand.

Graf Vernius von Ix nahm wie befohlen seinen Fuß von der Stufe, ohne dass der freundliche Ausdruck von seinem

Gesicht verschwand, mit dem er Elrood anstarrte. Das ixianische Wappen, eine Helix in Purpur- und Kupferrot, zierte den Kragen von Dominics Gewand. Obwohl das Haus Corrino erheblich mächtiger als die herrschende Familie von Ix war, legte Dominic die ärgerliche Gewohnheit an den Tag, den Imperator wie einen Gleichgestellten zu behandeln, als wäre es ihm aufgrund ihrer Vergangenheit – hinsichtlich der guten wie der bösen Dinge – erlaubt, auf jegliche Förmlichkeit zu verzichten. Hesban konnte dieses Verhalten jedenfalls nicht gutheißen.

Vor Jahrzehnten hatte Dominic während der grausamen Bürgerkriege Legionen imperialer Truppen angeführt, und seitdem mangelte es ihm an Respekt vor dem Imperator. Elrood war in politische Schwierigkeiten geraten, als er überstürzt seine vierte Frau Habla geheiratet hatte, worauf mehrere Führer des Landsraads gezwungen waren, ihre militärische Hausmacht einzusetzen, um wieder Ruhe zu schaffen. Das Haus Vernius hatte genauso wie die Atreides zu diesen Verbündeten gehört.

Nun verzog sich der extravagante Schnurrbart Dominics zu einem breiten Lächeln, während er Elrood mit stumpfem Blick betrachtete. Der alte Geier hatte sich den Platz auf dem Thron nicht durch große Taten oder Sympathien verdient. Dominics Großonkel Gaylord hatte einmal gesagt: »Wer als Erbe der Macht geboren ist, muss sich ihrer durch gute Taten würdig erweisen – oder darauf verzichten. Wer es nicht tut, handelt ohne Gewissen.«

Dominic stand ungeduldig auf dem Schachbrettmuster des Bodens aus polierten Steinquadern – die angeblich von allen Welten des Imperiums stammten – und wartete darauf, dass Elrood sprach. *Eine Million Welten? Hier kann es unmöglich so viele Steine geben, obwohl ich nicht derjenige sein möchte, der sie zählen muss.*

Der Kammerherr starrte so säuerlich auf ihn herab, als würde er sich ausschließlich von Buttermilch ernähren. Doch Graf Vernius kannte dieses Spiel und weigerte sich, unruhig zu werden und sich nach dem Anlass seiner Vorla-

dung zu erkundigen. Er stand einfach nur da und lächelte den alten Mann an. Sein Gesichtsausdruck implizierte, dass er viel mehr peinliche Geheimnisse über den alten Mann wusste, als Shando ihm jemals anvertraut hatte. Elrood ärgerte sich über diesen Fingerzeig, als hätte er sich an einem Elacca-Bitterdorn gestochen.

Zu seiner Rechten bewegte sich etwas, und im Schatten eines Eingangs erkannte Dominic eine schwarz gekleidete Frau, eine dieser Bene-Gesserit-Hexen. Ihr Gesicht konnte er nicht erkennen, da es teilweise von einer weiten Kapuze verhüllt wurde. Die Bene Gesserit waren berüchtigte Hüterinnen dunkler Geheimnisse, sie hielten sich stets in der Nähe der Machtzentren auf, als ständige Beobachterinnen... und Intrigantinnen.

»Ich würde Sie nicht danach fragen, wenn es nicht wahr wäre, Vernius«, sagte der Imperator. »Meine Quellen sind zuverlässig, und ich weiß, dass sie diese entsetzliche Tat begangen haben. Ixianische Technik! Pah!« Er verzog die verwelkten Lippen, als wollte er ausspucken. Dominic verzichtete darauf, die Augen zu verdrehen, denn Elrood neigte dazu, der Wirkung seiner melodramatischen Gesten viel zu viel Gewicht beizumessen.

Dominic lächelte immer noch und zeigte viele Zähne. »Ich bin mir nicht bewusst, eine ›entsetzliche Tat‹ begangen zu haben, Herr. Fragen Sie Ihre Wahrsagerin, wenn Sie mir nicht glauben.« Er blickte sich zur Bene-Gesserit-Schwester im Schatten um.

»Pure Semantik – spielen Sie nicht den Dummen, Dominic!«

Trotzdem wartete er ab, um den Imperator zu zwingen, die Anklage offen auszusprechen.

Elrood wirkte eingeschnappt – genauso wie sein Kammerherr. »Das neue Design Ihres Heighliners wird es der Gilde mit ihrem verdammenswerten Monopol auf den Raumtransport ermöglichen, mit jeder Ladung *sechzehn Prozent mehr Fracht* aufzunehmen!«

Dominic verbeugte sich, immer noch milde lächelnd. »Um

genau zu sein, Hoheit, ist es uns gelungen, die Steigerung auf achtzehn Prozent hochzuschrauben. Das ist eine bedeutende Verbesserung gegenüber der bisherigen Konstruktion, da wir nicht nur mit einem neuartigen Rumpf, sondern einer Schildtechnik arbeiten, die weniger wiegt und noch weniger Platz beansprucht. Dadurch konnte die Effizienz entschieden gesteigert werden. Das ist der Geist ixianischer Innovation, die das Haus Vernius im Laufe der Jahrhunderte so groß gemacht hat.«

»Ihre Veränderungen reduziert die Zahl der Flüge, die die Gilde unternehmen muss, um dieselbe Frachtmenge zu transportieren.«

»Selbstverständlich, Hoheit.« Dominic sah den alten Mann an, als wäre er schwer von Begriff. »Wenn man die Kapazität eines Heighliners erhöht, sind nicht mehr so viele Flüge nötig, um die gleiche Menge an Material zu befördern. Eine ganz einfache Rechnung.«

»Ihre neue Konstruktion bringt das imperiale Haus in große Schwierigkeiten, Graf Vernius«, sagte Aken Hesban, der seine Amtskette festhielt, als wäre es ein Taschentuch. Die Enden seines langen Schnurrbarts wirkten wie die Stoßzähne eines Walrosses.

»Nun, ich denke, dass ich die Gründe für Ihre kurzsichtige Besorgnis verstehe, *Hoheit*«, sagte Dominic, ohne den aufgeblasenen Kammerherrn auch nur eines Blickes zu würdigen. Die Steuern des Imperiums wurden nicht auf die Frachtmenge, sondern die Anzahl der Flüge erhoben, daher musste das neue Design der Heighliner zu einer spürbaren Verringerung der Einnahmen des Hauses Corrino führen.

Dominic breitete die großen, narbigen Hände aus und verlegte sich auf eine vernünftige Argumentation. »Aber Sie können doch nicht ernsthaft verlangen, dass wir unverfroren den Fortschritt aufhalten! Ix hat in keiner Weise die Vorschriften der Großen Revolte verletzt. Wir haben die volle Unterstützung der Raumgilde und des Landsraads.«

»Sie haben es getan, obwohl sie wussten, dass Sie damit meinen Zorn erregen würden?« Elrood beugte sich auf dem imposanten Thron vor und wirkte nun noch mehr wie ein Geier.

»Ich bitte Sie, Imperator!« Dominic lachte, um die Besorgnis des Herrschers bloßzustellen. »Persönliche Bedenken dürfen dem Fortschritt nicht im Wege stehen.«

Elrood erhob sich vom Thron und stand in seinem aufgebauschten Gewand da, das sein Skelett wie Zeltplanen verhüllte. »Ich kann nicht ohne weiteres mit der Gilde über eine neue Besteuerungsgrundlage verhandeln, die auf dem Frachtgewicht basiert, Vernius. Das wissen Sie genau!«

»Und ich kann nicht ohne weiteres die einfachen Gesetze der Wirtschaft und des Handels ändern.« Er schüttelte den kahlen Schädel und hob die Schultern. »So ist das Geschäft, Elrood.«

Den Hofbeamten stockte der Atem, als sie hörten, wie formlos und vertraulich Dominic Vernius zum Imperator sprach. »Achten Sie auf Ihr Benehmen«, warnte ihn der Kammerherr.

Dominic ignorierte ihn und fuhr fort: »Von dieser Modifikation des Designs sind viele Menschen betroffen, aber die meisten in positiver Hinsicht. Uns geht es ausschließlich um den Fortschritt, und wir wollen unserem Kunden, der Raumgilde, nur beste Arbeit verkaufen. Die Anschaffungskosten für einen neuen Heighliner übersteigen das, was die meisten Planetensysteme innerhalb eines Standardjahres einnehmen.«

Elrood versuchte ihn mit seinem Blick niederzuzwingen. »Vielleicht ist es an der Zeit, dass meine Verwaltungs- und Lizenzbeamten wieder einmal Ihre Produktionsstätten inspizieren.« Seine Stimme hatte einen drohenden Tonfall angenommen. »Mir sind Berichte zugeleitet worden, nach denen ixianische Wissenschaftler möglicherweise an geheimen, illegalen Denkmaschinen arbeiten, die die Djihad-Bestimmungen verletzen würden. Außerdem ist mir zu Ohren gekommen, dass sich Ihre Suboiden-Arbei-

terklasse wegen zunehmender Unterdrückung beklagt. Ist es nicht so, Aken?«

Der Kammerherr nickte mürrisch. »Ja, Eure Hoheit.«

»Es gibt keine derartigen Gerüchte.« Dominic lachte leise, aber leicht verunsichert. »Und nicht den geringsten Beweis.«

»Leider waren es anonyme Berichte, die daher nicht als Aufzeichnung gespeichert wurden.« Der Imperator verschränkte die Finger mit den langen Nägeln ineinander, während ein echtes Lächeln auf seinem Gesicht erschien. »Ja, ich glaube, das Beste wäre wirklich eine unangekündigte Inspektion von Ix – bevor Sie eine Warnung abschicken und veranlassen können, dass irgendwelche Dinge verborgen werden.«

»Die internen Abläufe auf Ix sind für Sie tabu, gemäß einer vor langer Zeit geschlossenen Vereinbarung mit dem Imperium und dem Landsraad.« Dominic war nun sichtlich verärgert, aber er bemühte sich, nicht die Fassung zu verlieren.

»Ich habe keine derartige Vereinbarung getroffen.« Elrood blickte auf seine Fingernägel. »Und ich bin schon seit sehr langer Zeit Imperator.«

»Aber einer Ihrer Vorfahren hat es getan, und deshalb sind auch Sie daran gebunden.«

»Ich habe die Macht, Vereinbarungen zu treffen und aufzukündigen. Ihnen scheint nicht bewusst zu sein, dass ich der Padischah-*Imperator* bin und dass die letzte Entscheidungsgewalt bei mir liegt.«

»In dieser Sache hätte der Landsraad bestimmt ein Wörtchen mitzureden, *Roody*.« Schon im nächsten Augenblick bereute Dominic, diesen Spitznamen benutzt zu haben, und wünschte sich, er könnte es ungeschehen machen. Aber dazu war es zu spät.

Der Imperator errötete vor Zorn und sprang auf, um anklagend einen zitternden Finger auf Dominic zu richten. »Wie können Sie es wagen?« Die Sardaukar-Wachen reagierten sofort und griffen nach den Waffen.

»Wenn Sie auf einer imperialen Inspektion bestehen«, sagte Dominic mit wegwerfender, verächtlicher Geste, »werde ich mich widersetzen und eine offizielle Beschwerde beim Landsraad einreichen. Sie haben keine Handhabe, das wissen Sie genau.« Er verbeugte sich und wich zurück. »Ich bin sehr beschäftigt, Hoheit. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen... ich muss gehen.«

Elrood starrte ihn an und spürte immer noch den Stich, den Dominic ihm mit dem Spitznamen versetzt hatte. *Roody.* Beide wussten sie, dass dieser Name nur von einer ehemaligen Konkubine Elroods verwendet worden war, der wunderschönen Shando... die nun Lady Vernius war.

Nach der Ecazi-Rebellion hatte Imperator Elrood den tapferen jungen Dominic ausgezeichnet und sein Lehen auf weitere Welten im Alkaurops-System ausgedehnt. Elrood hatte den jungen Graf Vernius an den Hof eingeladen, um imperiale Bankette und offizielle Anlässe mit einem Kriegshelden zu schmücken. Der kräftige Dominic war sehr beliebt gewesen, ein willkommener Gast, ein stolzer und humorvoller Tischnachbar im großen Speisesaal.

Doch genau dort hatte Dominic Shando kennen gelernt, eine der vielen Konkubinen des Imperators. Damals war Elrood unverheiratet gewesen, nachdem seine vierte und letzte Gattin Habla fünf Jahre zuvor gestorben war. Er hatte zu der Zeit bereits zwei männliche Erben – doch sein ältester Sohn Fafnir war noch im selben Jahr vergiftet worden. Der Imperator hielt sich ein Gefolge aus hübschen Frauen, jedoch hauptsächlich zu repräsentativen Zwecken, da er nur selten mit Shando oder einer der anderen Konkubinen ins Bett ging.

Dominic und Shando hatten sich ineinander verliebt, was eine gefährliche Entwicklung war, aber sie hatten ihre Beziehung viele Monate lang geheim halten können. Es bestand kein Zweifel, dass Elrood nach fünf Jahren das Interesse an ihr verloren hatte, und als sie darum bat, von ihren Pflichten entbunden zu werden und den Hof verlassen zu dürfen, hatte Elrood verdutzt reagiert,

aber ihren Wunsch respektiert. Sie war ihm sympathisch, und er sah keinen Grund, warum er ihr diese Bitte abschlagen sollte.

Die anderen Konkubinen hatten Shando für verrückt erklärt, weil sie freiwillig all den Reichtum und Luxus aufgeben wollte, aber sie hatte genug vom ausschweifenden Leben gehabt und wünschte sich nun eine richtige Ehe und Kinder. Elrood hätte sie natürlich niemals zur Frau genommen.

Sobald sie aus den imperialen Diensten entlassen war, hatte sie Dominic Vernius geheiratet. Die beiden hatten ihren Schwur ohne großen festlichen Aufwand geleistet, aber dafür gesorgt, dass die Verbindung absolut legal war.

Als Elrood hörte, dass jemand anderer Shando begehrte, regte sich plötzlich sein männlicher Stolz, doch es war bereits zu spät, seine Entscheidung rückgängig zu machen. Seitdem hegte er einen Groll gegen Dominic und fühlte sich wie ein alter Hahnrei, weil er sich ständig Sorgen machte, dass Shando ihrem Ehegatten intime Geheimnisse anvertrauen könnte.

Roody.

Die Bene Gesserit, die sich in der Nähe des Throns aufhielt, zog sich tiefer in den Schatten hinter einer Säule aus gesprenkeltem Canidar-Granit zurück. Dominic konnte nicht entscheiden, ob die unbekannte Frau mit Zufriedenheit oder Verärgerung auf die Ereignisse reagierte.

Er strengte sich an, weder Unsicherheit noch Eile an den Tag zu legen, als er selbstbewusst an zwei Sardaukar-Wachen vorbeimarschierte und auf den Korridor hinaustrat. Er wusste, dass er auf ein Zeichen von Elrood unverzüglich exekutiert werden konnte.

Dominic beschleunigte seine Schritte.

Die Corrinos waren für ihr unbesonnenes Verhalten berüchtigt. Bei mehr als einer Gelegenheit hatten sie ihre übereilten und unbedachten Reaktionen durch die Zahlung einer Entschädigung aus ihrem gewaltigen Familienvermögen wiedergutmachen müssen. Das Oberhaupt

des Hauses Vernius während einer kaiserlichen Audienz zu erschießen, entsprach ganz diesem Image – doch zum Glück war die Raumgilde in diese Angelegenheit involviert. Die Gilde hatte Ix mit zahlreichen Aufmerksamkeiten und Zuwendungen bedacht – und das neue Heighliner-Design akzeptiert – und nicht einmal der Imperator und seine grausamen Sardaukar konnten sich der Gilde widersetzen.

Die Situation hatte eine gewisse Ironie, wenn man die militärische Macht des Hauses Corrino bedachte, denn die Gilde verfügte über keinerlei eigene Streitmacht oder Bewaffnung. Aber ohne die Gilde und ihre Navigatoren, die allein einen sicheren Weg durch den Warpraum* finden konnten, hätte es weder Raumfahrt noch interplanetare Finanzgeschäfte gegeben – und kein Imperium, das Elrood hätte beherrschen können. Von einem Moment auf den nächsten konnte die Gilde ihre Dienste einstellen, ganze Armeen isolieren und damit jeden Feldzug zunichte machen. Was konnten die Sardaukar noch ausrichten, wenn sie nicht mehr von Kaitain wegkamen?

Als er schließlich den Hauptausgang des imperialen Palasts erreichte und durch den Bogen aus salusanischer Lava trat, musste Dominic abwarten, bis die drei Wachen ihre Sicherheitsüberprüfung abgeschlossen hatten.

Bedauerlicherweise konnte ihn die Gilde nicht überall schützen.

Dominic hatte sehr wenig Respekt vor dem alten Imperator. Er hatte sich bemüht, die Verachtung zu verbergen, die

* *Warpraum* – eine vierte Raumdimension, in die der dreidimensionale Raum hineingefaltet (warped) ist. Wie auf einem gefalteten Blatt Papier zwei Punkte, die auf der Ebene weit auseinander liegen, sich unmittelbar nebeneinander befinden können, so können zwei Punkte, die im dreidimensionalen Raum viele Lichtjahre Abstand voneinander haben, im vierdimensionalen Raum unmittelbar benachbart sein. Die Warptriebwerke der Gildenschiffe sind in der Lage, den Raum so zu falten, dass der Abstand zwischen zwei gewünschten Punkten annulliert wird. – *Anm. d. Hrsg.*

er vor dem armseligen Herrscher über eine Million Welten empfand, aber er hatte einen schweren Fehler begangen, als er ihn wie einen einfachen Mann behandelt hatte, als den ehemaligen Liebhaber seiner Frau. Wenn sich Elrood brüskiert fühlte, konnte er aus einer Laune heraus einen gesamten Planeten auslöschen. Der Imperator war für seinen unversöhnlichen Charakter bekannt – wie alle Corrinos.

* * *

Ich habe meine Beziehungen, dachte Elrood, während er seinem Widersacher nachblickte, der nach seinem ungebührlichen Auftritt den Thronsaal verließ. *Ich kann einen der Arbeiter bestechen, die Bauteile für diese verbesserten Heighliner anfertigen – obwohl sich das als schwierig erweisen könnte, da die Suboiden angeblich geistlos sind. Wenn dieser Plan misslingt, Dominic, kann ich andere Menschen ausfindig machen, die du beiseite gestoßen und vergessen hast. Ich werde deinen Fehler ausnutzen, dass du ihre Probleme nicht ernst genommen hast.*

Elrood betrachtete im Geiste das Gesicht der wunderschönen Shando und erinnerte sich an ihre intimsten gemeinsamen Augenblicke, die Jahrzehnte zurücklagen. Bettlaken aus purpurner Merh-Seide, das riesige Bett, Duftbrenner und spiegelnde Leuchtgloben. Als Imperator hätte er jede Frau haben können, die er wollte – und er hatte sich für Shando entschieden.

Zwei Jahre lang war sie seine Lieblingskonkubine gewesen, auch schon, als seine Gattin Habla noch gelebt hatte. Mit ihrem zierlichen Knochenbau war sie wie eine zerbrechliche Porzellanpuppe gewesen, und sie hatte diese Erscheinung während ihrer Jahre auf Kaitain zusätzlich kultiviert. Elrood wusste jedoch, dass sie tief in sich große Kraft und Widerstandsfähigkeit besaß. Sie hatten sich gemeinsam mit mehrsprachigen Worträtseln vergnügt. Shando hatte ihm »Roody« ins Ohr geflüstert, wenn er sie in sein herrschaftliches Gemach eingeladen hatte, und auf dem

Höhepunkt der ekstatischen Leidenschaft hatte sie immer wieder diesen Namen geschrien.

In seinem Gedächtnis hallte immer noch ihre Stimme nach. *Roody... Roody... Roody...*

Doch als Bürgerliche wäre Shando einfach keine standesgemäße Ehegattin für ihn gewesen. Diese Möglichkeit hatte nie bestanden. Die Oberhäupter der Fürstenhäuser ehelichten nur in den seltensten Fällen ihre Konkubinen, und der Imperator tat es *niemals*. Der schneidige junge Dominic hatte Shando mit List und Komplimenten betört, Elrood zu hintergehen und sich aus seinen Diensten zu schleichen, um sie dann eiligst nach Ix zu schaffen und sie heimlich zu heiraten. Die erstaunte Reaktion des Landsraads erfolgte viel später, und trotz des Skandals waren die beiden all die Jahre lang ein Ehepaar geblieben.

Obwohl Elrood sofort ein Gesuch an den Landsraad eingereicht hatte, war nichts gegen die Liaison unternommen worden. Schließlich hatte Dominic das Mädchen geheiratet, was der Imperator niemals beabsichtigt hatte. Es lag kein Rechtsbruch vor. Elrood hatte zwar Grund zur Eifersucht, doch er konnte Shando keinen Ehebruch vorwerfen, zumindest gab es dafür keine juristische Grundlage.

Aber Dominic Vernius kannte seinen intimen Kosenamen. Was hatte Shando ihrem Mann sonst noch erzählt? Diese Frage ließ ihn nicht los, sie schwärte wie eine poritrinische Eiterbeule.

Auf dem Sicherheitsmonitor, den er am Handgelenk trug, beobachtete er Dominic am Haupttor, wo er mit unsichtbaren Strahlen gescannt wurde – ebenfalls durch eine hochgezüchtete Maschine von Ix.

Er müsste nur ein Signal abschicken, dann würden die Strahlen den Geist dieses Mannes auslöschen, ihn zu einem Zombie machen. *Ein plötzlicher Energiestoß... ein ganz schrecklicher Unfall...* Welche Ironie, wenn Elrood einen ixianischen Scanner benutzte, um den Grafen von Ix zu vernichten!

Er wünschte sich so sehr, es zu tun! Aber jetzt noch

nicht. Der Zeitpunkt wäre ungünstig, es könnten peinliche Fragen gestellt werden, vielleicht würde gar eine Untersuchung angeordnet. Die Rache für diese Schmach erforderte eine subtile Planung. Außerdem wäre die Überraschung und der letztendliche Triumph wesentlich befriedigender.

Elrood schaltete den Monitor aus, und das Bild verblasste.

Der Kammerherr Aken Hesban, der neben dem riesigen Thron stand, fragte nicht, warum der Imperator lächelte.

5

Die höchste Funktion der Ökologie ist das Verstehen von Konsequenzen.

Pardot Kynes, Die Ökologie von Bela Tegeuse, vorläufiger Bericht ans Imperium

Über einem scharf abgeschnittenen Horizont füllte sich die schimmernde Atmosphäre mit den Pastellfarben des Sonnenaufgangs. In einem kurzen Augenblick ließ die klare Stille auf Arrakis warmes Licht über die zerfurchte Landschaft fließen... eine plötzliche Flut aus Helligkeit und zunehmender Hitze. Die trockene Luft erlaubte keine weiteren Farbenspiele, als die weiße Sonne über den Horizont sprang.

Pardot Kynes atmete tief durch, nachdem er nun endlich auf dem Wüstenplaneten eingetroffen war; dann erinnerte er sich daran, dass er sich die Gesichtsmaske über Nase und Mund ziehen sollte, um seinen Feuchtigkeitsverlust zu verringern. Sein schütteres, rotblondes Haar flatterte in der leichten Brise. Er war erst seit vier Tagen auf Arrakis und hatte bereits den Eindruck gewonnen, dass dieser öde Ort mehr Geheimnisse barg, als er in seinem Leben jemals zu enthüllen hoffen konnte.

Es wäre ihm lieber gewesen, wenn er völlig ungestört seinen Studien hätte nachgehen können. Er wollte allein mit seinen Instrumenten und Notizbüchern durch die Große Bled wandern, um die Natur der Lavafelsen und der Dünensandschichten zu untersuchen.

Doch als Glossu Rabban, der Neffe des Barons und designierter Erbe des Hauses Harkonnen, seine Absicht bekannt gab, tief in die Wüste vorzustoßen, um einen der legendären Sandwürmer zu jagen, hatte Kynes eine solche Gelegenheit unmöglich ignorieren können.

Als simpler Planetologe, als Wissenschaftler ohne militärische Ausbildung, kam er sich im Gefolge wie ein fünftes Rad am Wagen vor. Die Harkonnen-Wüstentruppen hatten Waffen und Sprengkörper aus der Burgfestung mitgenommen. Sie waren mit einem Truppentransporter unterwegs, der von einem Mann namens Thekar gesteuert wurde, der behauptete, einige Zeit in einem Wüstendorf gelebt zu haben, obwohl er nun als Wasserhändler in Carthag tätig war. Er machte einen sehr fremenitischen Eindruck, was keiner der Harkonnens zu bemerken schien.

Rabban verfolgte bei der Jagd auf die gigantischen Bestien keinen bestimmten Plan. Er wollte sich nicht zu einer Stelle begeben, wo Gewürz abgebaut wurde, damit er und seine Leute die Arbeiten nicht störten. Er wollte ein solches Geschöpf ganz allein aufspüren und töten. Er hatte sämtliche Waffen mitgenommen, die nützlich sein mochten, und vertraute ansonsten auf sein instinktives Talent zur Destruktivität...

Vor einigen Tagen war Kynes mit einem Diplomaten-Shuttle auf Arrakis eingetroffen und in der verdreckten, wenngleich noch recht neuen Stadt gelandet. Weil er keine Zeit verlieren wollte, hatte er dem Baron höchstpersönlich seine imperialen Forschungsgenehmigungen vorgelegt. Der schlanke, rothaarige Mann hatte Kynes' Auftrag sorgsam studiert und schließlich das Siegel des Imperators geprüft. Er hatte die dicken Lippen geschürzt, bevor er widerstrebend seine Kooperationsbereitschaft erklärt hatte. »Solange Sie klug genug sind, die wirklich wichtigen Arbeiten nicht zu behindern.«

Kynes hatte sich verbeugt. »Ich habe es schon immer vorgezogen, allein zu arbeiten und niemandem in die Quere zu kommen, Baron.«

Die ersten zwei Tage hatte er in der Stadt verbracht, um wüstentaugliche Ausrüstung zu kaufen, mit Menschen aus entlegeneren Dörfern zu sprechen und so viel wie möglich über die Legenden der Wüste zu erfahren, die Warnungen, die Sitten, die zu erforschenden Rätsel. Da er die Wichtig-

keit solcher Dinge begriffen hatte, gab Kynes eine beträchtliche Summe aus, um den besten Destillanzug zu erwerben, den er finden konnte, sowie einen Parakompass, Wasserdestillatoren und zuverlässige Datenspeicher.

Es hieß, dass viele Stämme der rätselhaften Fremen in der unwegsamen Einöde lebten. Kynes wollte mit ihnen reden, um zu verstehen, wie sie in einer so unwirtlichen Umwelt überleben konnten. Doch die Fremen, die innerhalb von Carthag deplaciert wirkten, erwiesen sich als äußerst unzugänglich und zogen sich sofort zurück, wenn er sie anzusprechen versuchte...

An der Stadt selbst hatte Kynes kein besonderes Interesse. Die Harkonnens hatten den neuen Stützpunkt in einem Arbeitsgang errichtet, als sie vor vierzig Jahren durch Manipulationen der Gilde Arrakis als Quasi-Lehen erhalten hatten. Carthag war mit unerschöpflicher menschlicher Arbeitskraft aus dem Boden gestampft worden, ohne Rücksicht auf Kunstfertigkeit oder Details. Klobige, rein funktionale Gebäude aus billigem Baumaterial, keine Spur von Eleganz.

Carthag schien einfach nicht hierher zu gehören; die Architektur und Anlage der Stadt beleidigten seine Sinne. Kynes besaß die angeborene Fähigkeit, das feine Netzwerk eines Ökosystems zu erkennen und zu spüren, wie die Bestandteile einer natürlichen Welt zusammengehörten. Aber in diesem Bevölkerungszentrum war alles falsch – die Stadt war wie ein Pickel auf der Haut eines Planeten.

Arrakeen war ein weiterer im Südwesten gelegener Außenposten, eine primitivere Stadt, die langsam und natürlich gewachsen war und sich an eine Gebirgsbarriere namens Schildwall schmiegte. Vielleicht hätte Kynes zuerst dorthin gehen sollen. Aber die politischen Tatsachen hatten ihn dazu gezwungen, sein Basislager in der Nähe der Herrscher dieses Planeten aufzuschlagen.

Zumindest hatte sich ihm dadurch die Gelegenheit eröffnet, sich an der Suche nach einem der gigantischen Sandwürmer zu beteiligen.

Der große Transportthopter mit Rabbans Jagdgesellschaft hob ab, und schon bald gewann Kynes einen ersten Eindruck von der wahren Wüste. Er blickte durch die Plazfenster nach unten auf die gewellte Landschaft. Aufgrund seiner Erfahrung mit anderen Wüstenregionen konnte er eine Menge aus den Dünenmustern herauslesen... Wölbungen und Krümmungen, die viel über saisonale und aktuelle Windverhältnisse sowie die Häufigkeit von Stürmen verrieten. Vieles ließ sich aus diesen Linien und Schnörkeln ermitteln - aus den Fingerabdrücken des Wetters. Er presste sein Gesicht gegen die Sichtluken; von den anderen Passagieren schien keiner an der Beobachtung der Wüste interessiert zu sein.

Die Harkonnen-Truppen waren unruhig, weil ihnen in den schwer gepanzerten blauen Uniformen heiß war. Ihre Waffen schlugen klappernd gegeneinander und schrammten über die Bodenplatten. Die Männer schienen sich ohne ihre individuellen Schilde unwohl zu fühlen, doch die Nähe eines Holtzman-Feldes führte dazu, dass Sandwürmer in mörderische Raserei versetzt wurden. Heute jedoch wollte Rabban seine Mordlust ausleben.

Glossu Rabban, der einundzwanzig Jahre alte Sohn des ehemaligen kraftlosen Gouverneurs des Planeten, saß ganz vorn neben dem Piloten und suchte den Sand nach Spuren ab. Er hatte kurzgeschorene braune Haarstoppeln, breite Schultern, eine tiefe Stimme und ein ungeduldiges Wesen. Eisblaue Augen blickten aus einem sonnengebräunten Gesicht. Er schien sich alle Mühe zu geben, das Gegenteil seines Vaters zu werden.

»Können wir aus der Luft Wurmspuren erkennen?«, fragte er.

Thekar, der Wüstenführer, beugte sich vor, als sehnte er sich nach Rabbans Nähe. »Der Sand wandert und verwischt sehr schnell die Spur eines Wurmes. Häufig bewegen sie sich tief unter der Oberfläche. Sie werden die Bewegungen eines Wurms erst dann erkennen, wenn er an die Oberfläche kommt und angriffsbereit ist.«

Kynes hörte aufmerksam zu und merkte sich alle Einzelheiten. Er wollte all diese Fakten in seine Notizbücher aufnehmen, aber damit musste er noch warten.

»Und wie sollen wir dann einen finden? Ich habe gehört, dass es in der offenen Wüste vor Würmern wimmelt.«

»So einfach ist es nicht, Mylord«, erwiderte Thekar. »Die großen Würmer leben in eigenen Revieren, die sich über mehrere hundert Quadratkilometer erstrecken können. Sie jagen und töten jeden Eindringling, der die Reviergrenzen verletzt.«

Rabban wurde immer ungeduldiger und drehte sich in seinem Sitz herum. »Woran erkennt man das Revier eines Wurms?«

Thekar lächelte, und seine dunklen, eng zusammen stehenden Augen schienen in weite Ferne zu blicken. »Die gesamte Wüste gehört Shai-Hulud.«

»*Wem?* Hören Sie endlich auf, meinen Fragen auszuweichen!« Kynes war überzeugt, dass Rabban dem Mann im nächsten Augenblick einen Schlag ins Gesicht verpassen würde.

»Sie leben schon so lange auf Arrakis und haben noch nie davon gehört, Mylord? Die Fremen betrachten die großen Sandwürmer als Götter«, erklärte Thekar hastig. »Sie bezeichnen sie als Shai-Hulud.«

»Dann werden wir heute einen Gott töten«, verkündete Rabban mit lauter Stimme, worauf die Männer im hinteren Teil der Kabine jubelten. Sein Kopf ruckte zum Wüstenführer herum. »Ich werde in zwei Tagen nach Giedi Primus aufbrechen, und ich will meine Trophäe mitnehmen. Diese Jagd muss erfolgreich verlaufen!«

Giedi Primus, dachte Kynes. *Der Stammsitz und die Heimatwelt des Hauses Harkonnen. Wenigstens muss ich mir seinetwegen keine Sorgen mehr machen, wenn er fort ist.*

»Sie werden Ihre Trophäe bekommen, Mylord«, versprach Thekar.

»Daran besteht kein Zweifel«, sagte Rabban, aber in recht bedrohlichem Tonfall.

Kynes, der in seinen Wüstenanzug gehüllt allein im hinteren Teil der Kabine des Truppentransporters saß, fühlte sich in dieser Gesellschaft nicht wohl. Er hatte kein Verständnis für die ehrgeizigen Ziele des Grafen... aber wenn er im Verlauf dieser Exkursion einen Blick auf eins der Monster werfen konnte, sparte er sich möglicherweise viele Monate mühsamer Arbeit.

Rabban starrte durch die Frontscheibe des Transporters nach draußen; seine gnadenlosen, leicht zusammengekniffenen Augen waren von dicken Hautfalten umgeben. Er musterte die Wüste wie eine Delikatesse, die er zu verspeisen im Begriff stand, ohne die Schönheit zu bemerken, die Kynes in der Landschaft erkannte.

»Ich habe einen Plan. Wir werden folgendermaßen vorgehen.« Rabban drehte sich zu den Truppen um und stellte die Kommunikationsverbindung zu den Spähern her, die den Transporter im Formationsflug begleiteten. Die Ornithopter zogen über den Sand hinweg. Die gewellten Dünen sahen aus wie die Runzeln in der Haut eines alten Mannes.

»Dieser Felsvorsprung dort unten« – er deutete darauf und las die Koordinaten ab – »wird unsere Basis sein. Etwa dreihundert Meter vom Fels entfernt werden wir über dem Sand niedergehen und Thekar absetzen, mit dem Gerät, das er als Klopfer bezeichnet. Dann werden wir uns mit dem Thopter in die Sicherheit der Felsen zurückziehen, wo der Wurm uns nicht erreichen kann.«

Der hagere Wüstenmann blickte erschrocken auf. »Sie wollen mich dort aussetzen? Aber, Mylord, ich bin...«

»*Sie* haben mich auf diese Idee gebracht.« Er wandte sich an die uniformierten Truppen. »Thekar hat gesagt, dass sich mit diesem Fremen-Gerät, dem Klopfer, Würmer anlocken lassen. In unmittelbarer Nähe werden wir ausreichend Sprengstoff deponieren, um die Bestie zu erledigen, wenn sie kommt. Thekar, wir lassen Sie zurück, um den Klopfer zu aktivieren und die Sprengladungen scharf zu machen. Dann können Sie über den Sand laufen und sich

rechtzeitig in Sicherheit bringen, bevor ein Wurm auftaucht, nicht wahr?« Rabban betrachtete ihn mit einem entzückten Grinsen.

»Ich... ich...« stammelte Thekar. »Wie es scheint, habe ich keine andere Wahl.«

»Selbst wenn Sie es nicht schaffen, wird sich der Wurm vermutlich zuerst über den Klopfer hermachen. Der Sprengstoff wird seine Wirkung tun, bevor Sie zum nächsten Ziel des Monstrums werden können.«

»Mit diesem Gedanken werde ich mich trösten, Mylord«, sagte Thekar.

Kynes war von diesem Fremen-Gerät fasziniert und überlegte, sich selbst eins zuzulegen. Er wünschte sich, er könnte diesen Wüstenexperten aus der Nähe beobachten, um zu sehen, wie er über den Sand lief, wie er der Verfolgung durch den »Alten Mann der Wüste« entging, der jede Vibration des Bodens spürte. Aber der Planetologe war klug genug, um zu wissen, dass er sich lieber still verhalten und nicht die Aufmerksamkeit Rabbans erregen sollte, in der Hoffnung, dass der heißblütige junge Harkonnen ihm nicht vorschlug, Thekar zu assistieren.

In der Passagierkabine im hinteren Teil des Fluggefährts gingen der Bator – der Befehlshaber einer kleinen Truppe – und seine Untergebenen den Waffenvorrat durch und rüsteten sich mit Lasguns aus. Dann bereiteten sie die Sprengladungen vor, die am stabförmigen Mechanismus befestigt werden sollten, den Thekar mitgebracht hatte. *Ein Klopfer.*

Kynes neugierige Augen erkannten, dass es lediglich eine Art Uhrwerk war, das ein lautes, rhythmisches Stampfen erzeugen würde. Wenn man ihn in den Sand steckte, drangen die Vibrationen des Klopfers tief in den Untergrund der Wüste, wo »Shai-Hulud« sie hören konnte.

»Sobald wir gelandet sind, sollten Sie möglichst schnell die Sprengladungen scharf machen«, sagte Rabban zu Thekar. »Die Motoren der Ornithopter sind nämlich ebenfalls gut geeignet, um einen Wurm anzulocken, auch ohne die Hilfe Ihres Fremen-Spielzeugs.«

»Das weiß ich nur allzu gut, Mylord«, sagte Thekar. Seine olivfarbene Haut hatte einen gräulichen Ton angenommen.

Die Kufen des Ornithopters berührten den Sand und wirbelten feinen Staub auf. Die Luke wurde geöffnet, und Thekar – nunmehr voller Entschlossenheit – packte den Klopfer und sprang hinaus, wo er breitbeinig in der weichen Wüste landete. Er warf einen sehnsüchtigen Blick zurück zum Fluggefährt, dann zur zweifelhaften Sicherheit der dreihundert Meter entfernten Felserhebungen.

Der Bator reichte dem bedauernswerten Wüstenmann die Sprengladungen, während Rabban gestikulierte, dass sie sich beeilen sollten. »Ich hoffe, dass Sie nicht als Wurmfutter enden, mein Freund«, sagte er lachend. Noch bevor sich die Tür des Ornithopters ganz schließen konnte, hatte der Pilot wieder abgehoben und ließ Thekar allein am Boden zurück.

Kynes und die Harkonnen-Soldaten hasteten zur Steuerbordseite des Transporters und drängten sich um die Sichtluken, um die verzweifelten Handlungen des Wüstenführers zu verfolgen. Er war plötzlich ein ganz anderer Mensch geworden – zu einem Geschöpf voller Hast und Unrast.

»Entschuldigen Sie, aber wie viel Sprengstoff ist eigentlich nötig, um einen Wurm zu töten?«, fragte Kynes neugierig.

»Thekar müsste genügend dabei haben, Planetologe«, antwortete der Bator. »Mit dem, was wir ihm gegeben haben, lässt sich ein ganzer Häuserblock platt machen.«

Kynes wandte sich wieder dem Drama am Boden zu. Während der Thopter an Höhe gewann, arbeitete Thekar hektisch daran, die Sprengkörper mit Shigadrähten zu verbinden. Kynes erkannte, wie winzige Lämpchen aufleuchteten, die anzeigten, dass sie scharf gemacht waren. Dann rammte der dürre Mann neben der tödlichen Ladung den Klopfer in den Sand, als wollte er der Wüste selbst einen Pfahl ins Herz stoßen.

Der Truppenthopter drehte ab und strebte direkt auf die Felsenfestung zu, wo der große Jäger Rabban in beruhigender Sicherheit auf seine Beute warten wollte. Thekar löste den federbetriebenen Mechanismus des Klopfers aus und rannte los.

Im Ornithopter schlossen einige Soldaten Wetten über den Ausgang der Jagd ab.

Nach wenigen Augenblicken landete das Gefährt auf dem Rücken der zerfurchten Felserhebung, die wie ein Riff im Meer der Wüste wirkte. Der Pilot stellte die Motoren ab und öffnete die Türen des Thopters. Rabban drängte seine Soldaten beiseite, damit er als Erster auf den glühenden Felsen treten konnte. Anschließend stiegen die anderen aus; Kynes wartete ab, bis er an der Reihe war, und folgte als Letzter.

Die Soldaten brachten sich in Stellung und richteten die Öl-Linsen ihrer Ferngläser auf die winzige laufende Gestalt. Rabban stand in kerzengerader Haltung da und hielt eine Hochenergie-Lasgun in den Händen, obwohl Kynes keine Ahnung hatte, was er in dieser Situation mit der Waffe anstellen wollte. Durch einen Feldstecher starrte der Neffe des Barons in die flirrende Hitze, auf die Kämme und Trugbilder. Dann konzentrierte er sich auf den hämmernden Klopfer und den dunklen Fleck, der die Sprengladungen markierte.

Ein höher fliegender Späherthopter meldete ein mögliches Wurmzeichen etwa zwei Kilometer südlich von ihnen.

Thekar lief um sein Leben. Er wirbelte Sand auf und näherte sich dem Archipel der Sicherheit, der Felsinsel im Sandmeer, aber er würde noch mehrere Minuten brauchen.

Kynes beobachtete den ungewöhnlichen Laufstil des Mannes. Thekar schien unkontrolliert zu hüpfen, immer wieder zu stocken und im nächsten Moment wie ein panisches Insekt weiterzurennen. Kynes fragte sich, ob es irgendein unregelmäßiges Muster war, mit dem ein sich nähernder Sandwurm in die Irre geführt werden sollte. War es eine

Technik, die jedem Wanderer der Wüste beigebracht wurde? Ob in diesem Fall auch Kynes sie erlernen konnte? Er musste alles über diesen Planeten und seine Bewohner, über die Würmer, das Gewürz und die Dünen erfahren. Nicht nur, weil ihn das Imperium damit beauftragt hatte – Pardot Kynes war persönlich daran interessiert. Wenn er sich auf ein neues Projekt einließ, ging er mit Entschiedenheit gegen unbeantwortete Fragen vor.

Die Zeit schien nur langsam zu vergehen, während die Gruppe abwartete. Die Soldaten unterhielten sich. Der Wüstenmann setzte das eigenartige Wettrennen fort und schien nur quälend langsam von der Stelle zu kommen. Kynes spürte, wie die mikrofeinen Schichten des Destillanzugs seinen Schweiß aufsogen.

Er ging in die Knie und untersuchte das Gestein, auf dem er stand. Es war vulkanischer Basalt mit verwitterten Taschen, die Überreste von Gasblasen, die sich in der geschmolzenen Lava gebildet hatten, oder weichere Einschlüsse, die von den legendären Coriolis-Stürmen von Arrakis herausgearbeitet worden waren.

Kynes hob eine Handvoll Sand auf und ließ ihn durch die Finger rieseln. Es überraschte ihn nicht, dass die Sandkörner aus Quarzpartikeln bestanden, die in der Sonne glitzerten, darunter einige wenige dunklere Körner, bei denen es sich möglicherweise um Magnetit handelte.

An anderen Stellen hatte er rötliche Verfärbungen im Wüstensand beobachtet, von bräunlich bis orange oder korallenrot, Hinweise auf verschiedene Oxide. In einigen Fällen mochte es sich um verwitterte Ablagerungen der Gewürzmelange gehandelt haben, aber Kynes hatte noch nie unverarbeitetes Gewürz in der freien Natur gesehen. *Bis jetzt noch nicht.*

Schließlich bestätigten die fliegenden Thopter, dass sich ein Wurm näherte. Ein großer, der sich schnell bewegte.

Die Soldaten sprangen auf. Als Kynes auf das flimmernde Land hinausblickte, sah er einen Wellenkamm im Sand, als würde sich ein gigantischer Finger knapp unterhalb der

Oberfläche bewegen und die obersten Schichten verschieben. Die Größe dieses Phänomens beeindruckte ihn.

»Ein Wurm kommt von der Seite heran!«, rief der Bator.

»Er hält direkt auf Thekar zu!«, rief Rabban mit grausamem Entzücken. »Er läuft zwischen dem Wurm und dem Klopfer. Oh, so ein Pech!« Sein breites Gesicht zeigte nun eine ganz andere Art von Vorfreude.

Selbst aus dieser Entfernung konnte Kynes erkennen, dass Thekar plötzlich einen Zahn zulegte und seinen unregelmäßigen Laufstil aufgab, als er sah, dass sich der Wurm immer näher an ihn heranschob. Kynes konnte sich vorstellen, wie das Gesicht des Wüstenmannes nun den Ausdruck des Schreckens und der hoffnungslosen Verzweiflung annahm.

In dieser Ausweglosigkeit fasste er sich plötzlich ein Herz und hielt an, um sich flach in den Sand zu werfen, wo Thekar reglos liegen blieb und in den Himmel starrte. Vermutlich betete er zu Shai-Hulud.

Nachdem die leichten Vibrationen seiner Schritte aufgehört hatten, wirkte der fernere Klopfer nun so laut wie eine kaiserliche Marschkapelle. *Wump, wump, wump.* Der Wurm zögerte, dann änderte er den Kurs und hielt genau auf die Sprengladungen zu.

Rabban nahm seine geringfügige Niederlage mit einem lässigen Achselzucken zur Kenntnis.

Kynes hörte das zischende Geräusch, mit dem sich die Sandschichten verschoben, während sich das Ungetüm näherte. Es wurde wie ein Eisenspan von einem tödlichen Magneten angezogen. Kurz vor dem Klopfer tauchte der Wurm tiefer in den Boden und umkreiste das Objekt, das seine Neugier oder seinen Zorn erregt hatte. Kynes hatte keine Ahnung, welche instinktiven Reaktionen diese blinden Riesen bewegten.

Als der Wurm dann durch den Sand nach oben stieß, öffnete sich ein Maul, das groß genug war, um ein Raumschiff zu verschlucken. Es schob sich immer höher empor und öffnete sich immer weiter, während sich die beweglichen

Kiefer wie die Blätter einer Blüte entfalteten. Dann schlossen sie sich um den winzigen Fleck im Sand, den Klopfer und die Sprengkörper. Die kristallinen Zähne glitzerten wie kleine, scharfe Dornen, die sich spiralförmig in den Tiefen des Rachens verloren.

Aus dreihundert Metern Entfernung sah Kynes Kämme aus uralter Haut, die sich überlappende Panzerung, durch die das Geschöpf geschützt war, wenn es sich durch den Sand bewegte. Der Wurm verschluckte den Köder und zog sich wieder in den Untergrund zurück.

Rabban richtete sich auf, während ein dämonisches Grinsen auf seinem Gesicht stand und er an einem kleinen Sendegerät hantierte. Ein heißer Windhauch blies ihm feinen Sandstaub zwischen die Zähne. Dann drückte er auf einen Knopf.

Ein ferner Donnerschlag ließ die Wüste erzittern. Auf den gestaffelten Dünen bildeten sich kleine Sandlawinen. Die detonierenden Sprengladungen rissen die Innereien des Wurms auf und öffneten die gepanzerten Segmente.

Als sich der Staub verzog, sah Kynes, wie sich das sterbende Monstrum in einem Tümpel aus aufgewühltem Sand wand, wie ein gestrandeter Pelzwal.

»Dieses Ding ist über zweihundert Meter lang!«, rief Rabban, als ihm das Ausmaß seiner Beute bewusst wurde.

Die Soldaten jubelten. Rabban drehte sich um und schlug Kynes auf den Rücken – so kräftig, dass er ihm beinahe die Schulter ausgekugelt hätte.

»Das ist eine wahre Trophäe, Planetologe. Ich werde sie nach Giedi Primus mitnehmen.«

Fast unbemerkt war unterdessen Thekar eingetroffen. Schwitzend und keuchend zog er sich die schützenden Felsen hinauf. Mit gemischten Gefühlen blickte er sich um und betrachtete das tote Geschöpf auf dem Sand.

Rabban führte den Vorstoß an, nachdem die letzten Zuckungen des Wurms erstorben waren. Die begeisterten Soldaten stürmten mit lauten Jubelrufen in die Wüste. Kynes, der es kaum erwarten konnte, das erstaunliche Ex-

emplar aus nächster Nähe zu beobachten, eilte stolpernd hinterher.

Einige Zeit später stand Kynes erhitzt und außer Atem vor der gewaltigen Masse des ehrfurchtgebietenden uralten Wurms. Die Haut war geschuppt und voller Sand, eine dicke Schicht aus reibungsresistenten Schwielen. Doch zwischen den Segmenten, die sich infolge der Explosionen geöffnet hatten, erkannte er zart wirkendes, rosafarbenes Gewebe. Das klaffende Maul des Wurms war wie ein mit Kristalldolchen ausgekleideter Bergwerksschacht.

»Das ist das furchterregendste Geschöpf auf diesem grässlichen Planeten!«, tönte Rabban. »Und ich habe es getötet!«

Die Soldaten beäugten es misstrauisch und wagten sich nicht näher als auf einige Meter heran. Kynes fragte sich, wie der Neffe des Barons seine Trophäe zu transportieren gedachte. Doch angesichts der Neigung der Harkonnens zur Extravaganz ging er davon aus, dass Rabban irgendeinen Weg finden würde.

Der Planetologe drehte sich um und sah, dass der erschöpfte Thekar zu ihnen aufgeschlossen hatte und in seiner Nähe stand. In seinen Augen leuchtete ein silbriger Glanz, als würde darin ein verborgenes Feuer brennen. Möglicherweise war sein Weltbild erschüttert worden, nachdem er dem Tod so knapp entronnen war und erlebt hatte, wie der Wüstengott der Fremen mit einer Sprengladung erledigt wurde.

»Shai-Hulud«, flüsterte er. Dann wandte er sich Kynes zu, als würde er in ihm einen verwandten Geist spüren. »Dies ist ein sehr alter Wurm. Einer der ältesten überhaupt.«

Kynes trat vor, um sich die verkrustete Haut und die Segmente anzusehen. Er überlegte, wie er dieses Exemplar sezieren und analysieren könnte. Rabban hätte gewiss keine Einwände. Nötigenfalls musste Kynes seinen imperialen Auftrag in die Waagschale werfen, damit der Mann begriff.

Doch als er näher kam und das Geschöpf berühren wollte, sah er, dass sich die Haut des alten Wurms bewegte. Das

Wesen selbst war nicht mehr am Leben, nachdem auch die letzten Nervenzuckungen erstorben waren... und dennoch waren die äußeren Hautschichten in zitternder Bewegung, als würden sie schmelzen.

Dann beobachtete Kynes mit angehaltenem Atem, wie ein durchsichtiger Fetzen von der Hülle des alten Wurms tropfte, wie eine abgestoßene Hautschuppe, und im aufgewühlten Sand verschwand.

»Was geschieht hier?«, rief Rabban, dessen Gesicht sich rot verfärbte. Der Wurm schien sich vor seinen Augen aufzulösen. Die Haut verwandelte sich stückweise in zähflüssige, amöbenartige Klumpen, die sich wanden und dann wie geschmolzenes Lötzinn in den Sand eingruben. Der alte Riese versickerte nach und nach in der Wüste.

Schließlich waren nur noch knorpelige Rippen und bleiche Zähne übrig. Dann versanken auch diese skelettierten Überreste und lösten sich allmählich in gallertartige Haufen auf, die bald vom Sand bedeckt wurden.

Die Harkonnen-Truppen zogen sich auf sichere Entfernung zurück.

Kynes schien es, als hätte er einen jahrtausendelangen Zerfall innerhalb weniger Sekunden miterlebt. Das Werk einer beschleunigten Entropie. Es war, als wollte die Wüste hungrig jeden Hinweis vernichten, als wäre es ihr unangenehm, dass Menschen einen Sandwurm besiegt hatten.

Als Kynes darüber nachdachte – eher mit zunehmender Verwirrung als Bestürzung, dass er eine Gelegenheit zur Analyse dieses Geschöpfes verloren hatte –, staunte er über den seltsamen Lebenszyklus dieser überwältigenden Giganten.

Es gab noch so viel, das er über Arrakis lernen musste...

Rabban kochte vor Wut. Die Muskeln seines Halses spannten sich wie Stahltrossen. »Meine Trophäe!« Er wirbelte herum, ballte eine Hand zur Faust und schlug Thekar ins Gesicht, der in den Sand stürzte. Einen Moment lang glaubte Kynes, der Neffe des Barons würde den Wüstenmann töten, doch dann richtete Rabban seinen Zorn gegen

die letzten Überreste des Sandwurms, die sich weiter auflösten und zitternd im zerwühlten Boden versickerten.

Er stieß wilde Flüche aus. Dann beobachtete Kynes, wie ein entschlossener Ausdruck in Rabbans kalte, bedrohliche Augen trat. Sein sonnengebräuntes Gesicht nahm eine tiefere Rotfärbung an. »Wenn ich nach Giedi Primus zurückkehre, werde ich eine viel befriedigendere Beute erledigen.« Als hätte er damit den Sandwurm völlig vergessen, machte Rabban kehrt und stapfte davon.

6

Wir lernen durch Beobachtung der Überlebenden.

Lehre der Bene Gesserit

Von all den Millionen sagenhaften Welten des Imperiums kannte der junge Duncan Idaho bislang nur Giedi Primus, einen ölverschmutzten, völlig industrialisierten Planeten voller künstlicher Gebäude, rechteckiger Winkel, Metall und Rauch. Den Harkonnens gefiel es so; sie wollten nichts an ihrer Heimatwelt ändern. Duncan hatte in den acht Jahren seines Lebens nichts anderes kennen gelernt.

Doch jetzt wären ihm selbst die düsteren und verdreckten Straßen seiner verlorenen Heimat ein willkommener Anblick gewesen. Nach monatelanger Gefangenschaft zusammen mit seiner Familie fragte sich Duncan, ob er sich jemals wieder außerhalb der riesigen Sklavenstadt Barony aufhalten würde. Oder ob er überhaupt noch seinen neunten Geburtstag erleben würde, der nicht mehr allzu weit entfernt sein konnte. Er fuhr sich mit einer Hand durch sein lockiges schwarzes Haar und spürte, wie er schwitzte.

Und er lief weiter. Die Jäger kamen immer näher.

Duncan befand sich nun unterhalb der Gefängnisstadt, wo ihm die Verfolger auf den Fersen waren. Er hastete gebückt durch die engen Wartungstunnel und kam sich wie das Nagetier mit den Stacheln auf dem Rücken vor, das seine Mutter ihm als Haustier geschenkt hatte, als er fünf Jahre alt gewesen war. Er machte sich noch kleiner und kroch durch schmale Durchgänge, stinkende Lüftungsschächte und Röhren mit Energieleitungen. Die großen Erwachsenen mit den gepanzerten Rüstungen konnten ihm niemals in dieses Labyrinth folgen. Er schürfte sich

die Ellbogen an Metallwänden auf und wand sich durch Hohlräume, die für andere Menschen völlig unzugänglich waren.

Der Junge schwor sich, dass er sich nicht von den Harkonnens einfangen lassen würde – zumindest nicht heute. Er hasste ihre Spiele und wollte von niemandem als Spielzeug oder leichte Beute missbraucht werden. Während er sich mithilfe seines Geruchssinns und seiner Instinkte einen Weg durch die Dunkelheit suchte, spürte er, wie ihm abgestandene Luft ins Gesicht wehte, was ihm einen Hinweis auf die Richtung der Luftzirkulation gab.

Sein Gehör fing leise Echos auf: die Geräusche anderer gefangener Kinder, die ebenfalls verzweifelt davonliefen. Eigentlich sollten sie im Team arbeiten, aber Duncan hatte aus früheren Misserfolgen gelernt, sich nicht auf Menschen zu verlassen, deren kämpferische Fähigkeiten seinen eigenen unterlegen waren.

Er schwor sich, dass er den Jägern diesmal entkommen würde, aber gleichzeitig wusste er, dass er sich niemals ganz befreien konnte. In dieser abgeschotteten Umgebung würden die Suchtrupps ihn irgendwann wieder einfangen und das Spiel immer von neuem beginnen. Sie bezeichneten es als »Training«. Doch wofür sie trainierten, wusste er nicht.

Duncan tat immer noch die rechte Seite von der letzten Episode weh. Wie ein preisgekröntes Tier hatten seine Peiniger ihn in eine Maschine gelegt, die seine Verletzungen genäht und seine Zellen einer Aku-Reparatur unterzogen hatte. Seine Rippen waren immer noch nicht ganz in Ordnung, aber sein Zustand hatte sich von Tag zu Tag gebessert. Bis jetzt.

Mit der Lokalisator-Sonde, die in seine Schultermuskeln implantiert war, hatte Duncan keine echte Chance, jemals aus der Sklaven-Metropole zu entkommen. Barony war eine megalithische Konstruktion aus Plastahl und Panzerplaz, 950 Stockwerke hoch und 45 Kilometer lang, ohne irgendwelche Ausgänge auf Bodenniveau. Wenn er

von den Harkonnens gejagt wurde, gab es stets zahlreiche Verstecke für ihn, aber niemals eine reale Aussicht auf Freiheit.

Die Harkonnens hatten viele Gefangenen und setzten sadistische Methoden ein, um sie zur Kooperation zu bringen. Wenn Duncan diese Trainingsjagd gewann, wenn er sich den Verfolgern lange genug entzog, konnten er und seine Familie in ihr früheres Leben zurückkehren, hatten die Gefängniswärter versprochen. Den anderen Kindern war dasselbe zugesichert worden. Sie brauchten ein Ziel, damit sie genügend motiviert waren, um den Sieg zu kämpfen.

Er ließ sich von seinem Instinkt durch die geheimen Passagen leiten und versuchte, möglichst wenig Lärm zu machen. Nicht weit entfernt hörte er das Knistern eines Lähmers, den hellen Schmerzensschrei eines Kindes, dann spastisches Zähneklappern, als wieder einer der Jungen niedergestreckt wurde.

Wenn man von den Verfolgern geschnappt wurde, fügten sie einem Schmerzen zu – manchmal starke und gelegentlich schlimmere, je nach dem, wie viele »Lehrlinge« gerade zur Verfügung standen. Es war kein kindliches Versteckspiel. Zumindest nicht für die Verfolgten.

In seinem Alter wusste Duncan bereits, dass Leben und Tod ihren Preis hatten. Den Harkonnens war es gleichgültig, welches Leid sie den Kandidaten im Verlauf ihrer Übungen zufügten. Das war die Vorstellung der Harkonnens von einem *Spiel*. Duncan wusste, was grausame Vergnügungen waren. Er hatte andere dabei beobachtet, vor allem die Kinder, die mit ihm eingesperrt waren, wenn sie Insekten die Flügel ausrissen oder kleine Nagetierbabies anzündeten. Die Harkonnens und ihre Truppen waren wie erwachsene Kinder, nur dass sie über größere Möglichkeiten, größeren Einfallsreichtum und größere Boshaftigkeit verfügten.

Er stieß auf eine verrostete schmale Leiter und kletterte geräuschlos in die Dunkelheit hinauf, ohne seine Zeit mit

Nachdenken zu vergeuden. Duncan musste unerwartete Dinge tun, sich dort verstecken, wo man ihn nicht ohne weiteres erreichen konnte. Die vom Zahn der Zeit zernagten Sprossen fügten seinen Händen Schmerzen zu.

Dieser Sektor des alten Barony war noch in Betrieb; Energieleitungen und Suspensorröhren schlängelten sich wie Wurmlöcher durch das Hauptgebäude - gerade, gekrümmt und im plötzlichen Winkel abbiegend. Dieser Abschnitt war ein gigantischer Hindernisparcours, wo die Harkonnen-Truppen auf ihre Opfer schießen konnten, ohne Gefahr zu laufen, wichtige Einrichtungen zu beschädigen.

Von oben hörte er rennende Stiefel, die sich durch einen Hauptkorridor bewegten, von Helmkommunikatoren gedämpfte Stimmen, dann einen Ruf. Ein nahes Piepen signalisierte, dass die Wachen sein Lokalisationsimplantat geortet hatten.

Weißglühendes Lasgun-Feuer brach über ihm durch die Decke und schmolz sich durch die Metallplatten. Duncan stieß sich von der Leiter ab und ließ sich einfach fallen. Ein bewaffneter Wächter bog die heiße Bodenplatte zur Seite und zeigte auf ihn. Die anderen setzten erneut ihre Lasguns ein, um die Sprossen durchzutrennen, worauf die Leiter gemeinsam mit dem kleinen Jungen in die Tiefe stürzte.

Er landete auf dem Boden eines weiter unten gelegenen Stockwerks, dann traf ihn die schwere Leiter. Obwohl es schmerzte, schrie Duncan nicht auf. Damit hätte er seinen Verfolgern einen nützlichen Hinweis gegeben. Auch wenn er nicht hoffen konnte, ihnen auf längere Zeit zu entwischen, weil er den pulsierenden Lokalisator mit sich herumtrug. Dieses Spiel konnten nur die Harkonnens gewinnen.

Er zwang sich zum Aufstehen und rannte wieder los, mit erneuerter, verzweifelter Sehnsucht nach Freiheit. Zu seiner Bestürzung öffnete sich der kleinere Tunnel, den er entlang lief, in einen breiteren Korridor. Das war nicht gut. Hier konnten die größeren Männer ihn ohne Schwierigkeiten verfolgen.

Er hörte Rufe hinter sich, wieder rennende Schritte, Lasgun-Feuer und schließlich einen erstickten Schrei. Eigentlich sollten die Jäger nur Lähmer einsetzen, aber Duncan wusste, dass in diesem fortgeschrittenen Stadium der Jagd bestimmt fast alle anderen gefangen worden waren – und damit viel mehr auf dem Spiel stand. Die Jäger verloren nicht gerne.

Duncan musste überleben. Er musste der Beste sein. Wenn er starb, konnte er seine Mutter niemals wiedersehen. Aber wenn er überlebte und besser als diese Mistkerle war, würde seine Familie vielleicht ihre Freiheit zurückerhalten... beziehungsweise das Maß an Freiheit, das jemand, der auf Giedi Primus in den Diensten der Harkonnens stand, erwarten konnte.

Duncan hatte Lehrlinge gesehen, denen es tatsächlich gelungen war, ihre Verfolger zu besiegen, und diese Kinder waren anschließend verschwunden. Wenn man den Bekanntmachungen glauben konnte, waren die Gewinner und ihre mitgefangenen Familien aus der Hölle von Barony freigelassen worden. Doch Duncan hatte dafür keinen Beweis, und es gab zahlreiche Gründe, infrage zu stellen, was die Harkonnens ihm erzählten. Aber er *wollte* ihnen glauben, er wollte die Hoffnung nicht aufgeben.

Er verstand nicht, warum seine Eltern in diesem Gefängnis gelandet waren. Was konnten kleinere Verwaltungsbeamte getan haben, um zu einer solchen Strafe verurteilt zu werden? Er wusste nur noch, dass an einem Tag das Leben recht normal und einigermaßen glücklich verlaufen war... und am nächsten Tag waren sie plötzlich hier gewesen, zu Sklaven degradiert. Jetzt war der junge Duncan fast jeden Tag gezwungen, um sein Leben zu laufen und zu kämpfen – und für die Zukunft seiner Familie. Er wurde darin immer besser.

Er konnte sich noch gut an den letzten normalen Nachmittag draußen auf dem gepflegten Rasen erinnern, hoch oben auf einer Terrasse von Harko City, einem der wenigen Balkongärten, die die Harkonnens ihren Untertanen gestat-

teten. Die Beete und Hecken wurden sorgsam gedüngt und gepflegt, weil Pflanzen nicht allzu gut im verseuchten Boden eines Planeten gediehen, der seit zu langer Zeit missbraucht worden war.

Duncans Eltern und weitere Mitglieder der Familie hatten sich auf dem Rasen mit leichtsinnigen Spielen vergnügt und selbststeuernde Bälle auf Ziele im Gras geworfen, während interne Entropieerzeuger die Bälle unvorhersehbar springen und abprallen ließen. Der Junge hatte bemerkt, wie schwierig, langweilig und streng konzipiert die Spiele der Erwachsenen waren, verglichen mit dem hemmungslosen Herumtollen im Kreis seiner Freunde.

In der Nähe stand eine junge Frau, die das Spiel beobachtete. Sie hatte schokoladenbraunes Haar, dunkle Haut und hohe Wangenknochen, aber ihr verhärmter Gesichtsausdruck und ihr harter Blick hinderten sie daran, ihre bemerkenswerte Schönheit zu entfalten. Er wusste nicht, wer sie war, und hatte nur mitbekommen, dass sie Janess Milam hieß und irgendwie mit seinen Eltern zusammenarbeitete.

Während Duncan das Feldspiel verfolgte und auf das Gelächter horchte, lächelte er die Frau an und stellte fest: »Sie üben für das Alter.« Doch es war offensichtlich, dass Janess weder an ihm noch seiner Meinung interessiert war, denn sie hatte ihm lediglich eine schroffe Abfuhr erteilt.

Im getrübten Sonnenlicht hatte Duncan weiter das Spiel beobachtet, aber gleichzeitig eine wachsende Neugier auf die Fremde entwickelt. Er spürte, dass sie angespannt war. Janess, die nicht an den Vergnügungen teilnahm, blickte sich immer wieder um, als würde sie auf etwas warten.

Wenige Augenblicke später waren die Harkonnen-Truppen gekommen, hatten Duncans Eltern und ihn gepackt – und auch seinen Onkel und zwei Cousins. Er wusste intuitiv, dass *Janess* die Ursache von allem war, auch wenn er den Grund nicht verstand. Er hatte sie nie wieder gesehen,

und seine Familie war jetzt seit einem halben Jahr im Gefängnis...

Hinter ihm öffnete sich zischend eine Falltür in der Decke. Zwei blau uniformierte Verfolger sprangen hindurch, zeigten auf ihn und lachten triumphierend. Duncan stürmte los, wobei er immer wieder Haken schlug. Eine Lasgun-Salve wurde von der Wandverkleidung reflektiert und hinterließ eine Brandspur, die sich im Zickzack durch den Korridor zog.

Duncan hatte den Ozongeruch des verglühten Metalls in der Nase. Wenn auch nur eine dieser Energieblitze ihn traf, war er tot. Er hasste es, wie die Jäger kicherten, als würden sie lediglich mit ihm spielen.

Zwei Verfolger kamen plötzlich aus einem Seitengang, nur einen Meter vor ihm, aber Duncan bewegte sich so schnell für sie, dass sie nicht mehr rechtzeitig reagieren konnten. Er trat dem einen korpulenten Mann gegen das Knie und stieß ihn zur Seite, bevor er zwischen ihnen hindurchtauchte.

Der korpulente Mann stürzte, und als ein Laserstrahl seine Rüstung versengte, schrie er: »Hört auf zu schießen, ihr Idioten! Ihr könntet uns treffen!«

Duncan rannte schneller als jemals zuvor in seinem Leben, weil er wusste, dass seine Kinderbeine es niemals mit kampferprobten Erwachsenen aufnehmen konnten. Aber er wollte nicht aufgeben. Das war einfach nicht seine Art.

Vor ihm, wo sich der Korridor öffnete, sah er helle Lichter an einer Kreuzung mehrerer Gänge. Als er näher kam, bremste er ab und stellte fest, dass der Quergang gar kein Tunnel war, sondern eine Suspensorröhre, ein zylinderförmiger Schacht mit einem Holtzman-Feld im Zentrum. Schwerelose Rohrbahnen sausten ohne Widerstand durch die Röhre, um die Wege zwischen den einzelnen Sektoren der gewaltigen Gefängnisstadt zu verkürzen.

Es gab keine Türen und keine offenen Korridore. Duncan kam nicht weiter. Die Männer preschten immer näher heran und hoben ihre Waffen. Er überlegte, ob sie ihn auch dann

erschießen würden, wenn er jetzt kapitulierte. *Wahrscheinlich,* dachte er, *nachdem ich sie in den Adrenalinrausch versetzt habe.*

Das Suspensorfeld schimmerte genau vor ihm im Zentrum des horizontalen Schachts. Er hatte eine ungefähre Ahnung, was es bewirkte. Für ihn gab es jetzt nur noch einen Ausweg, und er war sich nicht sicher, was geschehen würde – aber er wusste, dass man ihn bestrafen oder wahrscheinlich sogar massakrieren würde, wenn die Wächter ihn zu fassen bekamen.

Also drehte sich Duncan um und starrte in das Suspensorfeld, während sie immer näher heranrückten. Er holte tief Luft, um sich Mut zu machen, dann holte er mit seinen kurzen Armen aus und sprang mitten in die offene, schimmernde Röhre.

Sein lockiges schwarzes Haar flatterte im Wind, als er stürzte. Er schrie – es war eine Mischung aus einem verzweifelten Heulen und einem erleichtertem Seufzer. Wenn er hier starb, wäre er zumindest frei!

Dann packte ihn das Holtzman-Feld mit einem heftigen Ruck. Duncan hatte das Gefühl, dass sich sein Magen in den Brustkorb verlagerte, als er spürte, wie er in einem unsichtbaren Netz hing. Er schwebte, ohne abzustürzen, genau im neutralen Zentrum des Feldes. Diese Kraft hielt die Rohrbahnen in der Luft, wenn sie durch das gigantische Barony rasten. Also würde es seine Körpermasse problemlos tragen.

Er sah, wie die Wächter an den Rand des Bahnsteigs stürmten und ihn wütend anschrien. Einer drohte ihm mit geballter Faust. Zwei andere richteten ihre Waffen auf ihn.

Duncan strampelte, versuchte im Feld zu schwimmen – irgendetwas zu unternehmen, um sich von der Stelle zu bewegen.

Mit einem entsetzten Ausruf stieß ein Wächter die Lasgun seines Kollegen zur Seite. Duncan hatte gehört, zu welchen alptraumhaften Auswirkungen es kam, wenn ein Lasgun-Strahl in ein Holtzman-Feld geriet: Dadurch wurde ein

interagierendes destruktives Potenzial erzeugt, das genauso tödlich wie die verbotenen Atomwaffen war.

Also setzten die Wächter stattdessen ihre Lähmer ein.

Duncan wand sich im freien Fall. Auch wenn er sich nirgendwo abstoßen konnte, wurde er auf diese Weise zu einem schwierigen Ziel, wenn er sich unkontrolliert bewegte. Die Lähmstrahlen wurden abgelenkt und schossen in gekrümmten Bahnen an ihm vorbei.

Obwohl ihn das Holtzman-Feld einhüllte, spürte er, wie sich der Luftdruck veränderte, die Folgen einer schnellen Bewegung. Er drehte sich, pendelte in der Luft – und sah die näherkommenden Lichter einer Rohrbahn.

Und er befand sich genau im Zentrum des Feldes!

Duncan schlug wild um sich, bemühte sich verzweifelt, von der Stelle zu kommen. Er trieb auf den gegenüberliegenden Rand des Bereichs der Schwerelosigkeit zu, fort von den Jägern. Sie feuerten immer noch auf ihn, aber der veränderte Luftdruck ließ die Strahlen noch weiter vom Ziel abweichen als zuvor. Er sah, wie die uniformierten Männer ihre Waffen nachjustierten.

Unter ihm befanden sich weitere Gänge, Rampen und Bahnsteige, die tiefer in die Eingeweide Baronys führten. Vielleicht konnte er dorthin gelangen... wenn er es schaffte, sich irgendwie aus dem Feld zu befreien.

Der nächste Lähmstrahl streifte seinen Rücken in der Nähe der Schulter. Die Stelle wurde taub, Haut und Muskeln kribbelten, als würde er von tausend Insekten gleichzeitig gestochen.

Schließlich konnte sich Duncan aus dem Feld winden und fiel. Gerade noch rechtzeitig sah er das Geländer und streckte den unbeeinträchtigten Arm danach aus. Seine Finger klammerten sich darum, dann toste die Rohrbahn mit grellem Kreischen vorbei... und verfehlte ihn nur um wenige Zentimeter.

Während seines kurzen Falls hatte er noch keine hohe Geschwindigkeit erreicht; trotzdem hätte ihm der plötzliche Ruck beinahe das Schultergelenk ausgekugelt. Duncan klet-

terte über das Geländer und lief in einen Tunnel, doch es war nur eine kleine Nische mit Metallwänden. Hier ging es nicht weiter. Die Luke war fest verschlossen und verriegelt. Er hämmerte dagegen, aber sie gab nicht nach.

Dann fiel die Tür hinter ihm zu, so dass er in einen winzigen Raum mit gepanzerten Wänden eingesperrt war. Er war gefangen. Die Jagd war vorbei.

Kurz darauf öffneten die Wächter die Tür. Als sie ihn mit gezückten Waffen anstarrten, erkannte er in ihren Blicken eine Mischung aus Wut und Bewunderung. Duncan hatte resigniert und wartete nur noch darauf, dass sie ihn erschossen.

Doch stattdessen lächelte der Hauptmann der Wachen ohne jeden Humor und sagte: »Herzlichen Glückwunsch, mein Junge. Du hast es geschafft.«

* * *

Duncan war wieder in der Zelle und saß erschöpft zwischen seinem Vater und seiner Mutter. Sie widmeten sich ihrer täglichen Mahlzeit aus fadem Getreide, Stärkekuchen und Proteinchips. Diese Dinge enthielten ausreichend Nährstoffe, aber boshafterweise stets einen üblen oder gar keinen Geschmack. Bis jetzt hatte der Junge nicht mehr von den Wächtern erfahren, nur dass er »es geschafft« hatte. Das musste die Freiheit bedeuten. Er konnte nur hoffen.

Die Zelle der Familie war verdreckt. Obwohl seine Eltern sich bemühten, sie sauber zu halten, hatten sie weder Besen oder Lappen noch Reinigungsmittel zur Verfügung und sehr wenig Wasser, das sie nicht für sanitäre Zwecke vergeuden konnten.

In den Monaten der Gefangenschaft war Duncan einer drastischen und brutalen »Ausbildung« unterzogen worden, während seine Familie nur abwarten konnte, was geschah, ohne die Tage in irgendeiner Form nutzen zu können. Alle hatten Nummern bekommen, Adressen der Sklavenzellen,

aber (mit Ausnahme von Duncan) weder eine Arbeit oder Tätigkeit oder sonstige Ablenkungsmöglichkeit. Ihnen blieb nichts übrig als abzuwarten, dass sich irgendetwas veränderte... während sie sich gleichzeitig davor fürchteten, dass es eines Tages zu einer Veränderung kam.

Jetzt erzählte Duncan seiner Mutter aufgeregt und voller Stolz von seinen Abenteuern, wie er seine Verfolger ausgetrickst hatte, wie er mit großem Geschick sogar die besten Harkonnen-Jäger in die Irre geführt hatte. Kein anderes Kind hatte am heutigen Tag über sie triumphieren können, aber Duncan war überzeugt, dass er alles Nötige getan hatte, um ihnen die Freiheit zu erkaufen.

Es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie entlassen wurden. Er versuchte sich vorzustellen, wie seine Familie wieder draußen im Freien stand und zum klaren, sternenübersäten Nachthimmel aufblickte.

Sein Vater bedachte den Jungen mit einem stolzen Lächeln, aber seine Mutter wollte nicht recht glauben, dass so etwas tatsächlich geschehen konnte. Sie hatte allen Grund, den Versprechungen der Harkonnens keinen Glauben zu schenken.

Nach einziger Zeit flackerte die Zellenbeleuchtung, das lichtundurchlässige Türfeld wurde transparent und öffnete sich. Eine Gruppe blau uniformierter Gefängniswärter begleitete den lächelnden Hauptmann, der die Jagd auf ihn angeführt hatte. Duncans Herz machte einen Satz. *Sind wir jetzt frei?*

Doch das Lächeln des Hauptmanns gefiel ihm überhaupt nicht.

Die Uniformierten traten respektvoll zur Seite, um einem Mann mit breiten Schultern, dicken Lippen und starken Muskeln Platz zu machen. Sein Gesicht war sonnengebräunt, als hätte er längere Zeit fern vom düsteren Giedi Primus verbracht.

Duncans Vater sprang auf und verbeugte sich unbeholfen. »Mylord!«

Rabbans Augen ignorierten die Eltern und konzentrier-

ten sich ausschließlich auf den rundgesichtigen jungen Lehrling. »Der Jagdhauptmann berichtet mir, dass du der Beste unter den Jungen bist«, sagte er zu Duncan. Als er in die Zelle trat, drängten sich hinter ihm auch einige Wächter herein. Rabban grinste.

»Sie hätten ihn bei der heutigen Übung erleben sollen, Mylord«, sagte der Hauptmann. »Der Einfallsreichtum dieses Balgs ist beispiellos.«

Rabban nickte. »Nummer 11368. Ich habe deine Akten studiert und mir Holos von deinen Jagden angesehen. Sind deine Verletzungen schlimm? Es geht einigermaßen? Du bist noch jung, sie werden schnell verheilen.« Sein Blick wurde härter. »Du wirst uns noch viel Spaß bereiten. Wir wollen doch mal sehen, wie du dich gegen mich schlägst.«

Er drehte sich um. »Komm mit, Junge. Wir gehen auf die Jagd. Sofort.«

»Mein Name ist Duncan Idaho«, erwiderte der Junge in trotzigem Tonfall. »Ich bin keine Nummer.« Seine Stimme war dünn und hell, aber darin lagen Mut und Selbstbewusstsein. Seine Eltern waren schockiert. Die Wachen drehten sich überrascht um und starrten ihn an. Duncan warf seiner Mutter einen hilfesuchenden Blick zu, als würde er auf irgendeine Art von Rückendeckung hoffen. Doch stattdessen versuchte sie ihn zu beschwichtigen.

Rabban nahm dem Wachmann, der ihm am nächsten stand, ohne Eile die Lasgun ab. Genauso seelenruhig feuerte er Duncans Vater eine tödliche Energieladung in die Brust. Der Mann wurde gegen die Wand geworfen. Bevor seine Leiche zu Boden gleiten konnte, hatte Rabban die Waffe herumgeschwenkt und Duncans Mutter den Kopf verkohlt.

Duncan schrie. Beide Eltern stürzten zu Boden, leblose Haufen aus brennendem, blasenwerfendem Fleisch.

»Jetzt hast du keinen Namen mehr, Nummer 11368«, sagte Rabban. »Folge mir!«

Die Wächter packten ihn und ließen nicht zu, dass Duncan zu seinen Eltern eilte. Sie ließen ihm nicht einmal Zeit zum Weinen.

»Diese Männer müssen dich zuerst auf die nächste Spielrunde vorbereiten. Ich brauchte zur Abwechslung mal eine gute Jagd.«

Die Wächter zerrten den schreienden und um sich schlagenden Duncan aus der widerlichen Zelle. Innerlich fühlte er sich bereits tot – bis auf eine eiskalte Flamme des Hasses, in der die letzten Überreste seiner Kindheit verbrannten.

7

Das Volk muss daran glauben, dass sein Herrscher ein größerer Mann als jeder andere ist - wie sonst könnte es ihm folgen? Ein Herrscher muss in erster Linie ein Schauspieler sein, der seinem Volk die Unterhaltung bietet, die es braucht.

Herzog Paulus Atreides

Die Wochen der Vorbereitungen für seinen Aufenthalt auf Ix vergingen wie im Fluge, während Leto versuchte, Unmengen von Erinnerungen zu speichern und sich sämtliche Bilder des Familienstammsitzes einzuprägen. Er würde Caladans feuchte, salzige Luft vermissen, die nebelverhangenen Sonnenaufgänge und die rumpelnden Nachmittagsgewitter. Was konnte ein kahler, farbloser Maschinenplanet dagegen aufbieten?

Von den vielen Palästen und Ferienvillen auf dem wasserreichen Planeten war Burg Caladan, auf einer hohen Klippe über dem Meer gelegen, der Ort, wohin Leto wirklich gehörte, der Hauptsitz der Regierung. Wenn er eines Tages endlich den Siegelring des Herzogs anlegte, wäre er der sechsundzwanzigste Herzog Atreides, der in der Burg residierte.

Seine Mutter Helena machte seinetwegen große Umstände, sah Vorzeichen in allen möglichen Dingen und zitierte ständig Passagen, die sie als bedeutend erachtete, aus der Orange-Katholischen Bibel. Sie war bestürzt, dass sie ihren Sohn für ein ganzes Jahr verlieren sollte, aber sie würde sich den Anordnungen des alten Herzogs nicht widersetzen - zumindest nicht, wenn irgendjemand in Hörweite war. Sie machte sich große Sorgen, und Leto wurde bewusst, dass es in erster Linie an Paulus' Entscheidung

lag, ihn ausgerechnet nach Ix zu schicken. »Es ist eine schwärende Brutstätte der Technik«, sagte sie zu ihm, wenn ihr Gatte nicht dabei war oder nicht hören konnte, was sie sprach.

»Bist du sicher, dass du nicht deshalb so reagierst, weil Ix der größte Konkurrent des Hauses Richese ist, Mutter?«, fragte er.

»Wohl kaum!« Ihre langen, schlanken Finger hielten inne, während sie den eleganten Kragen seines Hemdes verschnürte. »Das Haus Richese verlässt sich auf alte, bewährte und wahrhaftige Technik – auf Geräte, die im Rahmen der Richtlinien funktionieren. Niemand hat je den Verdacht geäußert, dass Richese die Vorschriften des Djihad verletzt hätte.«

Sie blickte ihn mit harten Augen an, bis sie plötzlich in Tränen ausbrach. Sie streichelte seine Schulter. Nach seinem jüngsten Wachstumsschub war er fast genauso groß wie sie. »Leto, Leto, ich will nicht, dass du dort deine Unschuld verlierst – die Unschuld deiner Seele«, sagte sie zu ihm. »Es steht zu viel auf dem Spiel.«

Als die Familie später im Speisesaal eine Mahlzeit aus Fischeintopf und Brötchen zu sich nahm, hatte Helena den alten Herzog erneut angefleht, Leto anderswo hinzuschicken. Paulus hatte jedoch nur über ihre Sorgen gelacht, bis er schließlich mit Zorn auf ihren leisen, aber entschiedenen Widerstand reagiert hatte. »Dominic ist mein Freund – und, bei Gott, unser Sohn könnte kaum von einem besseren Mann lernen!«

Obwohl Leto versucht hatte, sich auf seine Mahlzeit zu konzentrieren, war er sehr über das Verhalten seiner Mutter beunruhigt, aber er hatte nichtsdestoweniger für seinen Vater Partei ergriffen. »Ich möchte nach Ix gehen, Mutter«, sagte er und legte dezent den Löffel neben seinen Teller. Dann wiederholte er den Satz, den sonst immer sie zu ihm sagte: »Es ist nur zu meinem Besten.«

In Bezug auf Letos Erziehung hatte Paulus viele Entscheidungen getroffen, mit denen Helena nicht einverstanden

war – dass der Junge Mann mit Dorfbewohnern zusammenarbeiten musste, dass er sich von Angesicht zu Angesicht mit einfachen Bürgern traf, dass er sich mit ihnen anfreundete und sich die Hände schmutzig machte. Leto erkannte die Weisheit in diesen Dingen, da er eines Tages der Herzog dieser Menschen sein würde, aber Helena brachte immer wieder verschiedenste Einwände vor, wobei sie häufig aus der Orange-Katholischen Bibel zitierte, um ihre Ansichten zu untermauern.

Helena war keine geduldige Frau und keine warmherzige Mutter ihres einzigen Kindes, auch wenn sie es verstand, während wichtiger Zusammenkünfte und öffentlicher Veranstaltungen den Schein zu wahren. Sie machte stets ein großes Aufheben um ihr Äußeres und betonte häufig, dass sie keine weiteren Kinder mehr haben würde. Einen Sohn großzuziehen und sich um den herzoglichen Haushalt zu kümmern, beanspruchte bereits den größten Teil ihrer kostbaren Zeit, die sie andernfalls mit dem Studium der Orange-Katholischen Bibel und anderer religiöser Texte hätte verbringen können. Es war offensichtlich, dass Helena ihren Sohn nicht aus eigenem Wunsch, sondern nur aus Pflichtbewusstsein gegenüber dem Haus Atreides auf die Welt gebracht hatte.

Kein Wunder, dass der alte Herzog die Gesellschaft anderer Frauen suchte, die sich nicht so kratzbürstig verhielten.

In der Nacht hörte Leto manchmal durch die schweren Türen aus mehrschichtigem Elacca-Holz, wie sich seine Eltern laut stritten. Lady Helena konnte so viele Einwände gegen die Reise ihres Sohnes nach Ix vorbringen, wie sie wollte, aber der alte Herzog Paulus *war* das Haus Atreides. Sein Wort war Gesetz, in der Burg wie auf ganz Caladan, ganz gleich, wie verzweifelt seine Frau versuchen mochte, seine Ansichten zu ändern.

Es ist nur zu meinem Besten.

Leto wusste, dass ihre Heirat arrangiert war, ein Geschäft, das zwischen den Häusern des Landsraads geschlossen worden war, um den Bedürfnisse der wichtigen Familien zu

entsprechen. Seitens der schwer angeschlagenen Richeses war es eine Verzweiflungstat, und das Haus Atreides konnte immer noch darauf hoffen, dass es eines Tages die technische Vorrangstellung zurückerlangte. Vorläufig hatte der alte Herzog entscheidende Konzessionen und Vergünstigungen aushandeln können, weil er sich einer der vielen Töchter des Hauses Richese angenommen hatte.

»In einem Fürstenhaus ist nur wenig Platz für das Herzklopfen und die romantischen Anwandlungen, die das geringere Volk empfindet, wenn es seine Handlungen von Hormonen bestimmen lässt«, hatte seine Mutter einmal zu ihm gesagt, als sie ihm die Politik der Eheschließung erklären wollte. Er wusste, dass auch ihm ein solches Schicksal bevorstand. In diesem Punkt stimmte sein Vater sogar mit ihr überein – das hieß, er war darin sogar noch unnachgiebiger als sie.

»Wie lautet die erste Regel des Hauses?«, fragte der alte Herzog jedes Mal, worauf Leto sie wortgetreu zitieren musste: »Heirate niemals aus Liebe, wenn du dein Haus nicht ruinieren willst.«

Mit vierzehn Jahre war Leto noch nie verliebt gewesen, obwohl er gewiss schon häufig das Feuer der Wollust verspürt hatte. Sein Vater ermutigte ihn, mit den Mädchen aus dem Dorf zu flirten, sich nach Herzenslust zu vergnügen – aber niemals etwas zu versprechen. Leto bezweifelte, dass er angesichts seiner Stellung als Erbe des Hauses Atreides jemals die Gelegenheit erhielt, sich zu verlieben – zumindest nicht in die Frau, die er schließlich heiraten würde...

Eines Morgens, eine Woche vor dem Abreisetermin, legte sein Vater ihm die Hand auf die Schulter und nahm ihn mit, als er seine Runde durch das Volk machte, wobei er Wert darauf legte, selbst die Diener persönlich zu begrüßen. Der Herzog führte eine kleine Ehrenwache in die Hafenstadt neben der Burg, erledigte selbst einige Einkäufe, sprach mit seinen Untertanen und ließ sich in der Öffentlichkeit sehen. Paulus unternahm häufig solche Ausflüge mit seinem Sohn – und Leto machten sie jedes Mal riesigen Spaß.

Unter dem offenen, blassblauen Himmel war der alte Herzog stets gut gelaunt und ließ häufig sein ansteckendes Lachen hören. Die Menschen lächelten, wenn der herzhafte Mann unter ihnen wandelte. Leto und sein Vater spazierten gemeinsam über den Basar, an den Ständen mit Gemüse und frischem Fisch vorbei, um dann die wunderbaren Wandteppiche zu betrachten, die aus gedroschenen Ponji-Fasern und Feuer-Fäden gewebt wurden. Dort kaufte Paulus Atreides häufig Flitter oder Souvenirs für seine Frau, vor allem nach einem Streit, obwohl der Herzog nicht genügend von Helenas Interessen zu verstehen schien, um jemals etwas Angemessenes für sie auszusuchen.

An einem Austernstand hielt der alte Herzog plötzlich inne und starrte in den wolkenbetupften Himmel, als ihm eine Idee kam, die er für genial hielt. Er blickte auf seinen Sohn herab, während sich sein buschiger Bart zu einem breiten Grinsen verzog. »Genau, wir müssen dich mit einem standesgemäßen Spektakel verabschieden, Junge! Damit dein Aufbruch für ganz Caladan zu einem denkwürdigen Ereignis wird.«

Leto bemühte sich, nicht zusammenzuzucken. Er kannte die verrückten Ideen seines Vaters und wusste, dass er nun nicht mehr davon abzubringen wäre, ohne Rücksicht auf vernünftige Überlegungen. »Was hast du im Sinn, Vater? Was muss ich tun?«

»Nichts, gar nichts. Ich werde eine Feier zu Ehren meines Erben und Sohnes ankündigen.« Er griff nach Letos Hand und reckte sie empor, wie in einer Geste des Triumphs, dann hallte seine Stimme über den Platz und gewann mühelos die Aufmerksamkeit der Menge. »Wir werden einen Stierkampf veranstalten, wie bei den Volksfesten in alten Zeiten. Es wird ein großer Feiertag für Caladan, der per Holoprojektion auf dem gesamten Globus übertragen wird.«

»Mit salusanischen Stieren?«, fragte Leto, während er sich die Bestien vorstellte – mit den Stacheln auf dem Rücken, den zahlreichen Hörnern auf dem schwarzen Schädel und

den Facettenaugen. Als er kleiner gewesen war, hatte Leto oft die Ställe aufgesucht, um sich die monströsen Tiere anzusehen. Der Stallmeister Yresk, den seine Mutter aus der Richese-Dienerschaft mitgebracht hatte, kümmerte sich um die Stiere, damit Paulus sie für gelegentliche Schaukämpfe einsetzen konnte.

»Natürlich!«, sagte der alte Herzog. »Und wie immer werde ich selbst in die Arena steigen.« Er schwenkte die Arme, als würde er ein farbiges Tuch führen. »Diese alten Knochen sind immer noch beweglich genug, um einem solchen tapsigen Monstrum auszuweichen. Ich werde veranlassen, das Yresk ein Tier vorbereitet – oder möchtest du dir selbst eins aussuchen, mein Junge?«

»Ich dachte, du wolltest keine Stierkämpfe mehr mitmachen«, sagte Leto. »Es ist schon fast ein Jahr her, seit du...«

»Wie bist du nur auf diese Idee gekommen?«

»Durch deine Berater. Es ist zu gefährlich. Ist das nicht der Grund, warum andere an deiner Stelle in die Arena gestiegen sind?«

Der alte Mann lachte. »So ein Unsinn! Ich habe nur aus einem Grund nicht mehr gekämpft: weil es eine Zeit lang mit den Stieren bergab ging, weil sie durch irgendeinen genetischen Defekt nicht mehr kampftauglich waren. Doch das ist jetzt vorbei, nachdem neue Stiere angeliefert wurden, die widerstandsfähiger als je zuvor sind. Yresk sagt, sie sind einsatzbereit – genauso wie ich.« Er legte einen Arm um Letos schmale Schultern. »Gibt es einen besseren Anlass für eine *corrida de toros* als die Abreise meines Sohnes? Du wirst an diesem Stierkampf teilnehmen – deinem ersten. Deine Mutter kann sich nicht mehr damit herausreden, dass du noch zu jung dazu bist.«

Leto nickte, allerdings widerstrebend. Wenn sein Vater sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war er nicht mehr davon abzubringen. Zumindest hatte Paulus Kampferfahrung und würde einen individuellen Schild tragen.

Leto hatte bereits mit Schilden gegen menschliche Gegner gekämpft und kannte ihre Vor- und Nachteile. Ein

Schild wehrte tödliche Geschosse und schnelle Waffen ab, aber ein Messer, das unterhalb der Grenzgeschwindigkeit bewegt wurde, drang problemlos bis zum ungeschützten Körper durch. Ein tobender salusanischer Stier mit Hörnern bewegte sich möglicherweise langsam genug, um selbst einen sorgfältig justierten Schild zu durchdringen.

Er schluckte und fragte sich, was es mit diesen neuen, besseren Stieren auf sich hatte. Die alten Tiere, die Stallmeister Yresk ihm vorgeführt hatte, waren bereits gefährliche Bestien gewesen; soweit Leto sich zurückerinnern konnte, hatten sie mindestens drei Matadore getötet...

Im Rausch seiner neuen Idee gab Herzog Paulus die Veranstaltung gleich auf dem Basar bekannt, über die Lautsprecheranlage, die in den Ständen und Buden eingebaut war. Als die Menschen auf dem Marktplatz es hörten, jubelten sie und bekamen leuchtende Augen. Sie lachten, zum Teil in Vorfreude auf die eigentliche Veranstaltung, aber auch, weil ihnen ein zusätzlicher arbeitsfreier Feiertag geschenkt wurde.

Leto wusste, dass seine Mutter absolut dagegen sein würde, wenn Paulus am Kampf teilnahm und Leto anwesend war, und er wusste auch, dass der alte Herzog seinen Plan nur mit um so größerer Entschlossenheit verfolgen würde, wenn Helena Einwände erhob.

* * *

Die Arena der Plaza de Toros lag unter der Mittagssonne. Die Tribünen breiteten sich in einem gewaltigen Muster aus, und jeder Platz war besetzt, so dass die fernsten Reihen wie winzige farbige Pixel aussahen. Der Herzog hatte den Besuchern seiner Vorstellungen niemals Eintritt abverlangt; dazu war er viel zu stolz und genoss es viel zu sehr, sich zu präsentieren.

Riesige grün-schwarze Fahnen bewegten sich in der Brise, während aus den Lautsprechern eine Fanfare ertönte. Säulen waren mit dem Falkenwappen der Atreides und wei-

teren Emblemen geschmückt, die eigens für das Ereignis poliert und mit frischen Farben versehen worden waren. Tausende Blumensträuße von den Feldern und Tiefebenen waren rings um die Arena verteilt – ein Hinweis darauf, dass es dem Herzog gefiel, wenn das Volk den Boden mit Blüten bestreute, nachdem er einen Stier erlegt hatte.

In den ebenerdigen Vorbereitungsräumen rüstete sich Paulus für den Kampf. Leto stand neben ihm hinter einer Brüstung und horchte auf die ungeduldige Menge. »Vater, ich habe kein gutes Gefühl, wenn du dich in solche Gefahr begibst. Du solltest es nicht tun... und schon gar nicht meinetwegen.«

Der alte Herzog tat seine Bemerkung ab. »Leto, mein Junge, du müsstest inzwischen verstanden haben, dass jemand, der ein Volk regieren und sich seine Treue erhalten will, mehr tun muss, als Papiere zu unterzeichnen, Steuern einzutreiben und an Sitzungen des Landsraads teilzunehmen.« Er zog seinen dunkelroten Mantel glatt und musterte sich in einem Spiegel.

»Ich bin darauf angewiesen, dass die Menschen da draußen das Beste produzieren, was Caladan zu bieten hat. Sie müssen es freiwillig tun, mit harter Arbeit – und nicht nur zu ihrem eigenen Nutzen, sondern weil es ihnen Ruhm und Ehre bringt. Falls das Haus Atreides jemals in einen neuen Krieg ziehen sollte, würden diese Menschen ihr Blut für mich vergießen. Sie würden unter unserer Fahne ihr Leben opfern.« Er zupfte an seiner Rüstung. »Könntest du das für mich festzurren?«

Leto griff nach den Riemen des ledernen Rückenpanzers, zog sie straff und knotete sie fest zusammen. Er sagte nichts, nickte aber, um anzuzeigen, dass er verstanden hatte.

»Als ihr Herzog muss ich ihnen etwas zurückgeben, ihnen beweisen, dass ich ihrer würdig bin. Es geht nicht nur darum, sie zu unterhalten, sondern ihnen zu verdeutlichen, dass ich ein Mann von heldenhafter Statur bin... jemand, der als ihr Herrscher unter dem Segen Gottes steht. Das ge-

lingt mir nur, wenn ich mich ihnen präsentiere. Das Herrschen ist kein passiver Vorgang.«

Paulus überprüfte den Schildgenerator am Gürtel, dann lächelte er. »*Niemand ist zu alt zum Lernen*«, zitierte er. »Das ist eine Zeile aus dem Stück *Agamemnon* – nur um dir zu demonstrieren, dass ich nicht immer schlafe, wenn es den Anschein hat.«

Thufir Hawat, der Waffenmeister, stand mit ernster Miene neben seinem Herzog. Als loyaler Mentat würde er niemals seinem Vorgesetzten widersprechen; stattdessen bemühte er sich um gute Ratschläge und flüsterte Paulus zu, welche Hinweise er in den Bewegungen der neuen salusanischen Stiere erkannt hatte.

Leto wusste, dass seine Mutter bereits ihren Platz in der Fürstenloge eingenommen hatte. Sie hatte zweifellos ihr bestes Gewand aus farbigen Schleiern und kostbaren Stoffen angelegt und spielte ihre Rolle, indem sie den Menschen zuwinkte. In der vergangenen Nacht war es erneut hinter den Schlafzimmertüren zu einer hitzigen Diskussion gekommen; am Ende hatte Herzog Paulus sie einfach mit einem gebrüllten Befehl zum Schweigen gebracht. Danach hatte er sich schlafen gelegt, um für die Anstrengungen des folgendes Tages ausgeruht zu sein.

Der Herzog setzte seine Mütze mit der grünen Bordüre auf, dann nahm er die Ausrüstung an sich, die er im Kampf gegen den wilden Stier benötigte: seine Dolche und eine lange, mit Federn besetzte *vara,* deren Spitze mit Nervengift präpariert war. Thufir Hawat hatte vorgeschlagen, dass der Stallmeister dem Stier ein Beruhigungsmittel gab, damit seine Wildheit gezähmt wurde, aber der Herzog war ein Mann, der die Herausforderung liebte. Ein unter Drogen gesetzter Stier war kein würdiger Gegner für ihn!

Paulus drückte auf den Knopf des Schildgenerators und aktivierte versuchsweise das Feld. Es war nur ein Halbschild, der seine Seite schützen sollte; auf der anderen Seite trug der Herzog ein Tuch in schreienden Farben, das als *muleta* bezeichnet wurde.

Paulus verbeugte sich zuerst vor seinem Sohn, dann vor dem Mentaten und schließlich vor den Ausbildern, die am Eingang zur Arena warteten. »Die Show kann beginnen.« Leto sah zu, wie er herumwirbelte und dann stolz wie ein balzender Vogel auf die offene Plaza de Toros hinaustrat. Als die Menge ihn sah, ertönte ein dröhnender Jubel, der wesentlich lauter als das Gebrüll eines salusanischen Stiers war.

Leto stand hinter der Brüstung und blickte blinzend ins grelle Sonnenlicht. Er lächelte, als sein Vater eine Runde durch die Arena drehte, seinen Mantel schwenkte, sich verbeugte und sein begeistertes Volk begrüßte. Leto spürte die Liebe und Bewunderung, die es für diesen tapferen Mann empfand, und es wärmte sein Herz.

Während er dort im Schatten wartete, schwor sich Leto, dass er sich alle Mühe geben wollte, von den Triumphen seines Vaters zu lernen, damit er eines Tages dasselbe Ausmaß an Respekt und Ergebenheit vom Volk empfing. Die Triumphe seines Vaters... Leto war überzeugt, dass der heutige Tag der langen Liste einen weiteren hinzufügen würde. Aber trotzdem wollten seine Sorgen nicht verstummen. Zuviele Unwägbarkeiten lagen im Flackern des Schildes, im Zucken eines scharfen Horns, im Stampfen eines Hufs.

Eine weitere Fanfare leitete eine Ansage ein, in der ein Sprecher die Einzelheiten der bevorstehenden *corrida de toros* bekannt gab. Mit einem paillettenbesetzten Handschuh winkte Herzog Paulus zum großen gepanzerten Tor auf der gegenüberliegenden Seite der Arena.

Leto wechselte seine Position, damit er eine bessere Sicht hatte, und rief sich ins Gedächtnis, dass es sich keineswegs um eine simulierte Vorstellung handelte. Sein Vater musste wirklich um sein Leben kämpfen.

Stalljungen hatten sich um die wilden Bestien gekümmert, und Stallmeister Yresk hatte persönlich ein Tier für die heutige *corrida* ausgesucht. Die Inspektion des Stiers war zur Zufriedenheit des alten Herzogs ausgefallen. Er war

überzeugt, dass die Menge gleichermaßen von seiner Wildheit beeindruckt war. Er freute sich auf den Kampf.

Das schwere Tor öffnete sich mit knirschenden Suspensorscharnieren, dann stürmte der salusanische Stier hindurch und schüttelte seinen riesigen, mit zahlreichen Hörnern besetzten Kopf im hellen Licht. Die Facettenaugen funkelten in mordlustiger Rage. Die Schuppen im schwarzen Rückenfell des mutierten Geschöpfes schillerten in allen Regenbogenfarben.

Herzog Paulus pfiff und schwenkte seinen Mantel. »Hierher, du blödes Vieh!« Die Zuschauer lachten.

Der Stier blickte in seine Richtung und senkte unter lautem, gurgelndem Schnauben den Kopf.

Leto bemerkte, dass sein Vater den Schutzschild noch nicht eingeschaltet hatte. Stattdessen ließ Paulus das farbige Tuch flatternd durch die Luft sausen, um den Zorn des Tieres anzustacheln. Der salusanische Stier schnaufte und scharrte auf dem Sandboden der Arena, dann griff er an. Leto wollte aufschreien, seinen Vater warnen. Hatte er schlichtweg vergessen, seinen Schutz zu aktivieren? Wie wollte er den Kampf ohne Schild überleben?

Doch der Stier stürmte an ihm vorbei, als Paulus das Tier mit einer anmutigen Bewegung seiner *muleta* ablenkte. Die mit Widerhaken besetzten Hörner zerfetzten den unteren Rand des Stoffs. Als das Tier beidrehte, wandte der alte Herzog ihm selbstsicher den ungeschützten Rücken zu. Er verbeugte sich spöttisch vor dem Publikum, bevor er sich wieder aufrichtete – um dann in aller Ruhe seinen Schild einzuschalten.

Der Stier griff erneut an, und nun setzte der Herzog seinen Dolch ein, um ihn zu reizen. Die Klinge durchstieß die dicke, schuppige Haut und fügte dem Tier eine tiefe, aber geringfügige Wunde zu. Mit den Facettenaugen nahm das Geschöpf seinen bunt gekleideten Peiniger als Mehrfachbild wahr.

Wieder griff der Stier an.

Zu schnell, um den Schild durchdringen zu können, dach-

te Leto. *Aber wenn das Tier ermüdet und langsamer wird, könnte es um so gefährlicher werden...*

Während der Kampf weiterging, bemerkte Leto, dass sein Vater sich bemühte, dem Publikum eine gute Show zu bieten, ein aufregendes Spektakel, das die Menschen amüsieren sollte. Der alte Paulus hätte den salusanischen Stier jederzeit töten können, doch er zögerte den Moment hinaus, um den Kampf in voller Länge auszukosten.

An den Reaktionen der Zuschauer erkannte Leto, dass man noch jahrelang über dieses Ereignis sprechen würde. Die Reisbauern und Fischer führten ein eintöniges, hartes Leben. Dieser Festtag jedoch würde ihnen dauerhaft ein ruhmreiches Bild ihres Herzogs ins Gedächtnis prägen. *Seht nur, was der alte Paulus vollbracht hat,* würden sie sagen, *und das in seinem Alter!*

Allmählich wurde der Stier müde, die Augen waren blutunterlaufen, er schnaubte schwer und erschöpft, während sein Leben tropfenweise im staubigen Boden der Arena versickerte. Nun entschied Herzog Paulus, den Kampf zu beenden. Er hatte fast eine Stunde lang mit dem Tier gespielt. Obwohl er schweißüberströmt war, gelang es ihm irgendwie, eine würdevolle Haltung zu bewahren, für einen tadellosen Sitz seiner Kleidung zu sorgen und sich keine Erschöpfung anmerken zu lassen.

Lady Helena saß in der Loge und winkte, während sie mit starrem Lächeln das Spektakel verfolgte.

Inzwischen war der salusanische Stier zu einer wütenden Maschine geworden, einem tobenden Monstrum, an dessen schwarzschuppigen Körper es nur noch wenige verwundbare Stellen gab. Als die Bestie erneut auf ihn zukam, mit leichtem Schwanken, die glänzenden Hörner wie Speerspitzen, täuschte Herzog Paulus nach links an und drehte sich zurück, als der Stier vorbeistürmte.

Dann sprang Paulus zur Seite, warf die flatternde *muleta* in den Staub und packte den Schaft der *vara* mit beiden Händen. Er legte seine ganze Kraft in diesen mächtigen Stoß, den er einwandfrei ausführte. Die Lanze drang durch

eine Fuge in der gepanzerten Haut des salusanischen Stiers, schob sich in eine Lücke zwischen Schulter und Schädel und bohrte sich genau durch die zwei separaten Gehirne des Tiers – die schwierigste und kunstvollste Methode, es zu töten.

Der Stier blieb keuchend stehen – und dann war er plötzlich tot. Er stürzte wie ein gefällter Baum zu Boden.

Herzog Paulus stellte einen Fuß auf den gehörnten Kopf des Stieres, packte seine Lanze und zog die blutige Spitze heraus, um sie neben sich fallen zu lassen. Als Nächstes zückte er sein Schwert und reckte es triumphierend in die Luft.

Die Zuschauer sprangen von den Plätzen auf, schrien, heulten und jubelten. Sie schwenkten Wimpel, rissen Blumensträuße aus den Töpfen und warfen die Blüten in die Arena. Immer wieder riefen sie Paulus' Namen im Chor.

Der Patriarch der Atreides sonnte sich in ihrer Bewunderung, er lächelte und drehte sich im Kreis. Er öffnete seinen Mantel, damit das Publikum seine blut- und schweißüberströmte Gestalt sehen konnte. Jetzt war er der Held, er musste nicht mehr in prächtigen Gewändern auftreten.

Nachdem viele Minuten später der tosende Jubel leiser geworden war, hob der Herzog erneut sein Schwert und stieß mehrere Male zu, bis er den Kopf des Stieres abgetrennt hatte. Schließlich rammte er das blutige Schwert in den weichen Untergrund der Plaza und griff mit beiden Händen nach den Hörnern des Stieres, um ihn emporzuheben.

»Leto!«, rief er – seine Stimme wurde in der Akustik der Plaza de Toros verstärkt. »Leto, mein Sohn, komm zu mir!«

Leto, der sich immer noch im Schatten hinter der Brüstung aufhielt, zögerte kurz, dann marschierte er los. Mit hoch erhobenem Kopf durchquerte er die von Hufen aufgewühlte Arena, um an die Seite seines Vaters zu treten. Die Menge jubelte in neuer Begeisterung auf.

Herzog Paulus drehte sich herum und präsentierte seinem Sohn den blutigen Schädel der Trophäe. »Hier ist Leto

Atreides!«, verkündete er dem Publikum, während er auf seinen Sohn deutete. »Euer künftiger Herzog!«

Das Volk reagierte mit frenetischem Applaus und Hurra-Rufen. Leto packte ein Horn des Stieres, dann hielt er gemeinsam mit seinem Vater den Kopf der besiegten Bestie empor, während dickes rotes Blut in den Sand tropfte.

Leto war tief berührt, als er hörte, wie die Menschen immer wieder seinen Namen riefen, und zum ersten Mal fragte er sich, ob es sich so anfühlte, wenn man Herrscher über viele Menschen war.

8

N'kee: *Langsam wirkendes Gift, das sich in den Nebennieren sammelt; eins der heimtückischsten Toxine, die nach den Gilde-Friedensvereinbarungen und den Regeln der Großen Konvention erlaubt sind. (Siehe:* Krieg der Assassinen*)*

Handbuch der Assassinen

»Hmmm, der Imperator wird niemals sterben, weißt du, Shaddam«, sagte Hasimir Fenring, ein kleiner Mann mit großen dunklen Augen und dem Gesicht eines Wiesels, der seinem Besucher, Kronprinz Shaddam, an der Schildballkonsole gegenübersaß. »Zumindest nicht, solange du noch jung genug bist, um dich am Thron zu erfreuen.«

Mit schnellem, scharfem Blick beobachtete Fenring, wie der schwarze Schildball in einem Feld mit geringer Punktzahl zur Ruhe kam. Der Erbe des Imperiums war sichtlich unzufrieden über den Ausgang dieses Spielzuges. Sie beide waren schon seit langer Zeit befreundet, und Fenring wusste genau, wie er ihn im richtigen Moment ablenken konnte.

Durch die Fenster des Spielzimmers in Fenrings luxuriösem Penthouse konnte Shaddam in einem Kilometer Entfernung die funkelnden Lichter des imperialen Palasts seines Vaters erkennen. Mit Fenrings Unterstützung hatte er sich vor vielen Jahren seines älteren Bruders Fafnir entledigt, doch der Goldene Löwenthron schien dadurch kein Stück näher gerückt zu sein.

Shaddam trat auf den Balkon hinaus und atmete tief durch.

Er war Mitte Dreißig, ein Mann mit markanten Zügen, einem festen Kinn und einer Adlernase. Sein rötliches Haar war kurz geschnitten und mit Pomade zu einer tadellosen

Helmfrisur gerichtet. Er hatte eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Büsten seines Vaters, die vor mehr als einem Jahrhundert in den frühen Jahren seiner Regierungszeit angefertigt worden waren.

Es war früher Abend, und zwei der vier Monde von Kaitain hingen tief am Himmel über dem gigantischen Palast des Imperators. Beleuchtete Gleiter zogen durch die ruhige Dämmerung, verfolgt von Singvogelschwärmen. Manchmal brauchte Shaddam einfach etwas Abstand von diesem riesigen Gebäude.

»Einhundertsechsunddreißig Jahre ist er nun schon der Padischah-Imperator«, sagte Fenring mit seiner näselnden Stimme. »Und der Vater des alten Elrood hat ebenfalls länger als ein Jahrhundert regiert. Was meinst du dazu, hmmm-äh? Dein Vater bestieg den Thron, als er gerade erst neunzehn war, und du bist schon fast doppelt so alt.« Der schmalgesichtige Mann betrachtete seinen Freund mit großen Augen. »Beunruhigt es dich nicht manchmal?«

Shaddam antwortete nicht, sondern starrte nur nach draußen. Er wusste, dass er sich wieder dem Spiel widmen sollte... doch sein Freund hatte ein viel bedeutenderes Thema angesprochen.

Nach den vielen Jahren ihrer engen Freundschaft wusste Fenring, dass der Erbe des Imperiums sich nicht mit komplexen Problemen auseinander setzen konnte, wenn er durch anderweitige Vergnügungen abgelenkt war. *Also gut, dann werde ich für ein schnelles Ende sorgen.*

»Mein nächster Zug...« sagte Fenring und nahm einen Stab, den er auf seiner Seite der schimmernden Schildsphäre in das Feld stieß, um eine rotierende Scheibe zu aktivieren. Dadurch wurde eine schwarze Kugel im Zentrum der Sphäre nach oben bewegt. Genau im richtigen Moment zog Fenring den Stab zurück, worauf die Kugel in einen ovalen Behälter fiel, für den die höchste Punktzahl galt.

»Hasimir, du Bastard! Du hast mich schon wieder ausgetrickst«, sagte Shaddam, als er vom Balkon zurückkehrte.

»Wenn ich einmal Imperator bin, wirst du dann so klug sein, mich gewinnen zu lassen?«

Fenrings große Augen blickten wachsam. Er war ein genetischer Eunuch, der aufgrund seiner genitalen Missbildungen niemals Kinder zeugen konnte. Doch er war einer der tödlichsten Kämpfer im ganzen Imperium; seine Aggressivität konnte es jederzeit mit einem Sardaukar aufnehmen.

»*Wenn* du Imperator bist?« Fenring und der Kronprinz teilten so viele gefährliche Geheimnisse, dass es für sie unvorstellbar geworden war, vor dem anderen irgendetwas zu verbergen. »Shaddam, du scheinst mir überhaupt nicht zugehört zu haben, hmmm?« Er stieß einen verärgerten Seufzer aus. »Du bist vierunddreißig Jahre alt, du drehst Däumchen und wartest darauf, dass dein Leben endlich beginnt – dass du dein Geburtsrecht in Anspruch nehmen kannst. Elrood könnte noch mindestens drei weitere Jahrzehnte regieren. Er ist ein zäher alter Burseg, und wenn er weiterhin so viel Gewürzbier säuft, könnte er uns beide überleben.«

»Dann müssen wir gar nicht weiter darüber reden.« Shaddam spielte mit den Schildballkontrollen und war offensichtlich für eine neue Runde bereit. »Ich habe hier alles, was ich brauche.«

»Du willst deine Zeit lieber mit Spielen vertrödeln, bis du ein alter Mann bist? Ich dachte immer, du hättest etwas mehr vom Leben erwartet, hmmm-äh? Das, wozu ein Corrino nun einmal bestimmt ist.«

»Ach ja, richtig«, erwiderte Shaddam in verbittertem Tonfall. »Aber was wird aus dir, falls sich meine Bestimmung jemals erfüllen sollte?«

»Mach dir um mich keine Sorgen.« Fenrings Mutter war zur Bene Gesserit ausgebildet worden, bevor sie als Hofdame der vierten Frau Elroods in den imperialen Dienst eingetreten war. Sie hatte ihren Sohn gut erzogen und ihn auf große Dinge vorbereitet.

Doch inzwischen war Hasimir Fenring von seinem Freund

enttäuscht. Früher, als Teenager, hatte Shaddam einen viel größeren Ehrgeiz hinsichtlich des imperialen Throns entwickelt; schließlich hatte er sogar Fenring dazu bewegen können, Fafnir zu vergiften, den ältesten Sohn des Imperators, der bereits sechsundvierzig Jahre alt und sehr ungeduldig auf die Krone gewesen war.

Nun war Fafnir seit fünfzehn Jahren tot, und es gab immer noch kein Anzeichen, dass der alte Geier in absehbarer Zeit sterben könnte. Elrood hätte zumindest in Würde abdanken können. In der Zwischenzeit hatte Shaddam jeden Antrieb verloren und vergeudete seine Zeit stattdessen mit Vergnügungen, die seiner Stellung angemessen waren. Als Kronprinz führte er ein leichtes Leben, aber Fenring strebte nach viel mehr – für seinen Freund und für sich selbst.

Shaddam warf dem Mann einen finsteren Blick zu. Habla, die Mutter des Kronprinzen, hatte ihn – ihr einziges Kind von Elrood – als Baby abgelehnt und ihn von ihrer Hofdame Chaola Fenring als Amme aufziehen lassen. Seit ihrer Kindheit hatten Shaddam und Hasimir ständig darüber geredet, was sie tun würden, wenn er den Goldenen Löwenthron bestieg. *Padischah-Imperator Shaddam IV.*

Doch für Shaddam hatten derlei Gespräche den Zauber der Kindheit verloren. Zu viele Jahre der Wirklichkeit waren vergangen, während er zu lange untätig gewartet hatte. Seine einstige Hoffnung und Begeisterung hinsichtlich der großen Aufgabe hatten sich in Apathie verwandelt. Warum sollte er seine Tage also nicht damit verschwenden, Schildball zu spielen?

»Du Bastard«, sagte Shaddam. »Spielen wir noch eine Runde.«

Fenring ignorierte den Wunsch seines Freundes und schaltete die Konsole aus. »Ich denke, im Imperium gibt es zu viele Probleme, die gelöst werden müssen, und du weißt genauso wie ich, dass dein Vater alles vermasselt. Wenn eine Firma so geführt würde, wie dein Vater das Imperium führt, wäre sie längst pleite. Denk nur an den MAFEA-Skandal, an die Soostein-Schürfaktion.«

»Ja, sicher. Da kann ich dir leider nicht widersprechen, Hasimir.« Shaddam entließ einen schweren Seufzer.

»Betrüger, die die Rolle eines Herzogs und einer Herzogin spielten... eine ganze Familie von verdammten Betrügern, direkt vor der Nase deines Vaters. Niemand hat Verdacht geschöpft! Jetzt haben sie sich auf irgendeinen gesetzlosen Planeten abgesetzt, der außerhalb der Kontrolle des Imperiums steht. Das hätte niemals geschehen dürfen, hmmm? Stell dir nur vor, welchen Verlust Buzzell und die angeschlossenen Systeme gemacht haben! Was hat Elrood sich dabei gedacht?«

Shaddam wandte den Blick ab. Er wollte sich nicht mit schwierigen politischen Angelegenheiten befassen. Sie verursachten ihm Kopfschmerzen. Angesichts der Tatkraft seines Vaters schienen ihm solche Details weit entrückt und im Großen und Ganzen ohne Belang für ihn.

Doch Fenring blieb hartnäckig. »Wie es jetzt aussieht, wirst du nie die Chance erhalten, es besser zu machen. Einhundertfünfundfünfzig Jahre und immer noch bei bewundernswerter Gesundheit. Sein Vorgänger Fondil III. wurde einhundertfünfundsiebzig. Was ist das höchste Alter, das ein Corrino-Imperator jemals erreicht hat?«

Shaddam runzelte die Stirn und blickte sehnsüchtig auf den Spielapparat. »Du weißt, dass ich solchen Dingen keine Beachtung schenke, vor allem, wenn mein Tutor wütend auf mich ist.«

Fenring stieß einen Finger in seine Richtung. »Elrood wird zweihundert Jahre alt werden – denk an meine Worte! Du hast ein ernsthaftes Problem, mein Freund... zumindest, wenn du nicht anhörst, was ich zu sagen habe.« Er hob seine schmalen Augenbrauen.

»Ja, sicher, weitere Ideen aus dem *Handbuch der Assassinen,* vermute ich. Sei vorsichtig mit solchen Informationen. Damit könntest du in große Schwierigkeiten geraten.«

»Zaghafte Menschen sind für nichts Größeres als zaghafte Aufgaben geeignet. Für uns beide sieht die Zukunft etwas Besseres vor, Shaddam. Denk nur einmal über die

Möglichkeiten nach – rein hypothetisch natürlich. Und was hast du gegen Gift einzuwenden? Es wirkt dezent und betrifft nur die Person, die zum Opfer des Anschlags werden soll, wie es die Große Konvention verlangt. Keine kollateralen Todesopfer, keine unüberschaubaren Kosten, keine Vernichtung von vererbbarem Eigentum. Ordentlich und sauber.«

»Gift ist für Anschläge zwischen verschiedenen Häusern gedacht, nicht für den Zweck, den du beabsichtigst.«

»Du hast dich auch nicht beschwert, als ich Fafnir beseitigt habe, hmmm-äh? Er wäre jetzt über sechzig und würde immer noch auf den Thron warten. Willst du genauso lange warten?«

»Hör auf damit!«, sträubte sich Shaddam. »Du darfst dir so etwas nicht einmal vorstellen! Es ist nicht richtig.«

»Aber es soll richtig sein, dir dein Geburtsrecht zu verweigern? Wie gut wärst du als Imperator, wenn du erst im senilen Greisenalter an die Macht kommst – so wie dein Vater? Schau dir an, was mit Arrakis geschehen ist! Als Abulurd Harkonnen endlich abgesetzt wurde, hatte die Gewürzproduktion bereits schwere Rückschläge erlitten. Abulurd verstand es nicht, mit der Peitsche umzugehen, also hatten die Arbeiter keinen Respekt vor ihm. Jetzt setzt der Baron die Peitsche zu brutal ein, so dass die Moral noch tiefer sinkt und die Zahl der Abtrünnigen und Saboteure zunehmen wird. Aber den Harkonnens kann man eigentlich gar keinen Vorwurf machen. Alles fällt letztlich auf deinen Vater zurück, den Padischah-Imperator, der schlechte Entscheidungen getroffen hat.« Er sprach etwas ruhiger weiter. »Du bist es dem Imperium schuldig, für Stabilität zu sorgen.«

Shaddam blickte zur Decke hinauf, als würde er dort nach Spionaugen oder anderen Abhörvorrichtungen suchen, obwohl er wusste, dass Fenring sein privates Penthouse sorgsam abschirmte und regelmäßig abtastete. »An welche Art von Gift hast du gedacht? Natürlich rein hypothetisch gefragt.« Wieder starrte er über die Lichter der

Stadt auf den Palast des Imperators. Das schimmernde Gebäude wirkte wie ein legendärer Gral, wie ein unerreichbarer Schatz.

»Vielleicht etwas langsam Wirkendes, hm-hmm? Damit es so aussieht, als würde Elrood an Altersschwäche sterben. Niemand wird Fragen stellen, weil er schon so alt ist. Überlass die Einzelheiten mir. Als unser künftiger Imperator solltest du dich nicht mit solchen Dingen belasten. Schließlich war ich schon immer dein Expeditor.«

Shaddam kaute auf der Unterlippe. Es gab niemanden im Imperium, der mehr über diesen Mann wusste als er. War es denkbar, dass sich sein Freund eines Tages gegen ihn wandte? Möglicherweise... obwohl Fenring sehr genau wusste, dass sein Weg zur Macht über Shaddam führte. Wie sollte er diesen ehrgeizigen Freund unter Kontrolle halten, wie konnte er ihm stets einen Schritt voraus sein? Das war die Herausforderung, vor der er stand.

Imperator Elrood IX. war sich natürlich der tödlichen Fähigkeiten Hasimir Fenrings bewusst und hatte ihn schon mehrfach mit Geheimmissionen beauftragt, die allesamt erfolgreich verlaufen waren. Elrood ahnte sogar, dass Fenring eine entscheidende Rolle beim Tod des Kronprinzen Fafnir gespielt hatte, aber er akzeptierte diese Umstände als Teil der imperialen Politik. Im Laufe der Jahre hatte Fenring mindestens fünfzig Männer und ein Dutzend Frauen ermordet, von denen einige seine Geliebten gewesen waren – aus beiden Geschlechtern. Er war recht stolz darauf, ein Mörder zu sein, der seinem Opfer in die Augen blicken oder hinter dessen Rücken zuschlagen konnte, ohne Gewissensbisse zu empfinden.

Es gab Tage, da wünschte sich Shaddam, dass er sich niemals mit dem aufstrebenden Fenring angefreundet hätte. Dann müsste er sich nicht durch schwierige Entscheidungen einengen lassen, über die er gar nicht genauer nachdenken wollte. Shaddam hätte die Sandkastenfreundschaft abbrechen sollen, als er auf eigenen Beinen laufen konnte. Es war riskant, sich mit einem so gewissenlosen Assassinen

abzugeben, und manchmal kam er sich durch diese Beziehung verdorben vor.

Dennoch war Fenring sein Freund. Zwischen ihnen gab es eine Anziehung, ein undefinierbares *Etwas*, über das sie gelegentlich gesprochen hatten, ohne es gänzlich zu verstehen. Vorläufig fiel es Shaddam leichter, die Freundschaft einfach zu akzeptieren – und er hoffte innigst, dass es sich tatsächlich um Freundschaft handelte –, statt zu versuchen, sie zu beenden. Denn ein solcher Schritt konnte sehr gefährliche Konsequenzen nach sich ziehen.

In seiner unmittelbaren Nähe hörte Shaddam eine Stimme, die ihn aus seinen Gedanken riss. »Euer Lieblingsbrandy, mein Prinz.« Shaddam blickte sich um und sah, wie Fenring ihm einen großen Schwenker mit rauchbraunem Kirana-Brandy anbot.

Er nahm das Glas an und starrte misstrauisch auf die schwappende Flüssigkeit. Hatte sie einen ungewöhnlichen Farbton, von etwas, das sich nicht völlig damit vermischt hatte? Er hielt die Nase in den Schwenker und inhalierte wie ein Brandykenner das Aroma – obwohl er in Wirklichkeit versuchte, Anzeichen auf chemische Substanzen zu entdecken. Doch der Brandy roch völlig normal. Andererseits hätte Fenring genau darauf Wert gelegt. Er ging stets subtil und verschlagen vor.

»Ich könnte den Schnüffler einsetzen, wenn du möchtest, aber du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen, dass ich dich vergiften könnte, Shaddam«, sagte Fenring mit einem irritierenden Lächeln. »Dein Vater dagegen befindet sich in einer ganz anderen Situation.«

»Ja, sicher... Ein langsam wirkendes Gift, sagst du? Ich vermute, du hast bereits eine geeignete Substanz im Sinn. Wie lange wird mein Vater noch leben, wenn du mit der Aktion beginnst? Falls wir es tun, meine ich.«

»Zwei Jahre, vielleicht drei. Lange genug, um sein Hinscheiden völlig natürlich erscheinen zu lassen.«

Shaddam hob das Kinn und versuchte, einen würdevol-

len Eindruck zu machen. Seine Haut war parfümiert, sein rötliches Haar mit Pomade frisiert und zurückgekämmt. »Du verstehst, ich könnte eine derartige verräterische Idee nur zum Wohl des Imperiums verfolgen – um es vor künftigen Fehlentscheidungen meines Vaters zu schützen.«

Ein gerissenes Lächeln spielte um die Mundwinkel des Wieselgesichts. »Natürlich.«

»Zwei bis drei Jahre«, dachte Shaddam laut nach. »Genügend Zeit, um mich auf die große Verantwortung der Herrschaft vorzubereiten, denke ich... während du dich um einige der unangenehmeren Aufgaben kümmerst.«

»Wollt Ihr nicht Euren Brandy trinken, Kronprinz Shaddam?«

Shaddam erwiderte den harten Blick der großen Augen und spürte, wie es ihm eiskalt über den Rücken lief. Nun steckte er so tief drin, dass er gar nicht mehr anders konnte, als Fenring zu vertrauen. Er nahm einen tiefen, unsicheren Atemzug und trank den Brandy aus.

* * *

Drei Tage später schlüpfte Fenring wie ein Geist zwischen den Schilden und Giftschnüfflern des Palasts hindurch, bis er vor dem schlafenden Imperator stand und auf sein leises Schnarchen horchte.

Er macht sich nicht die geringsten Sorgen.

Außer ihm hätte niemand in das bestens abgesicherte Schlafgemach des greisen Imperators gelangen können. Aber Fenring kannte Mittel und Wege: hier eine Bestechung, dort ein manipulierter Zeitplan, eine plötzlich erkrankte Konkubine, ein abgelenkter Türwächter, der Kammerherr, der plötzlich zu einem dringenden Auftrag gerufen wurde. Er hatte es schon viele Male getan, um sich auf den unausweichlichen Augenblick vorzubereiten. Jeder im Palast war es gewöhnt, dass Fenring herumschlich, und niemand kam auf die Idee, ihm zu viele Fragen zu stellen. Nach seiner sorgfältig kalkulierten Schätzung – auf die selbst ein Mentat

stolz gewesen wäre – hatte Fenring drei Minuten. Mit etwas Glück sogar vier.

Genügend Zeit, um den Lauf der Geschichte zu verändern.

Mit derselben zeitlichen Perfektion, die er bereits beim Schildballspiel sowie bei seinen Proben an leblosen Puppen und zwei bedauernswerten Serviererinnen aus der Küche demonstriert hatte, wartete Fenring reglos ab, während er wie ein angriffsbereiter Laza-Tiger auf die Atmung seines Opfers horchte. In einer Hand hielt er eine lange Nadel aus Mikrohaar zwischen zwei schlanken Fingern, während er in der anderen eine Nebelröhre trug. Der alte Elrood lag auf dem Rücken, genau in der richtigen Position. Mit der straff über den Schädel gespannten Pergamenthaut sah er wie eine Mumie aus.

Von seiner Hand geführt, näherte sich die Nebelröhre. Fenring zählte stumm und wartete...

In der Pause zwischen zwei Atemzügen drückte Fenring einen Hebel an der Röhre und sprühte dem alten Mann ein hochwirksames Anästhetikum ins Gesicht.

An Elrood war keine Veränderung zu bemerken, doch Fenring wusste, dass die Nervenlähmung unverzüglich eingesetzt haben musste. Jetzt konnte sein eigentlicher Anschlag beginnen. Eine hauchfeine Nadel suchte sich selbsttätig ihren Weg durch die Nase des greisen Imperators, durch seine Nebenhöhlen bis in den Stirnlappen seines Gehirns. Fenring zögerte nur einen winzigen Augenblick, die chemische Zeitbombe zu deponieren, um sich unmittelbar darauf zurückzuziehen. Nach wenigen Sekunden war alles vorbei. Völlig schmerzlos und ohne Spuren. Der unsichtbare, gut abgeschirmte Vorgang hatte begonnen. Der winzige Katalysator würde wachsen und mit seinem zerstörerischen Werk beginnen, wie die erste verfaulte Zelle in einem Apfel.

Jedes Mal, wenn der Imperator sein Lieblingsgetränk zu sich nahm – Gewürzbier –, würde sein Gehirn eine winzige Dosis katalytischen Gifts in seinen Blutkreislauf ab-

geben. Damit würde sich eine ganz normale Komponente der Nahrungsbestandteile chemisch in Chaumurky verwandeln – ein ansonsten über Getränke verabreichtes Gift. Und ganz allmählich würde sein Geist verwelken... eine Metamorphose, die Fenring mit größtem Vergnügen verfolgen würde.

Fenring liebte es, subtil vorzugehen.

9

Kwisatz Haderach: *»Abkürzung des Weges«. Bezeichnung der Bene Gesserit für das Unbekannte, für das sie eine genetische Lösung suchten: ein männlicher Bene Gesserit, dessen organische mentale Kräfte Raum und Zeit überbrücken können.*

Terminologie des Imperiums

Es war wieder ein kalter Morgen. Die kleine blauweiße Sonne Laoujin lugte über die Dächer aus Terrakottaziegeln und ließ den Regen verdunsten.

Die Ehrwürdige Mutter Anirul Sadow Tonkin hielt den Kragen ihres schwarzen Gewandes zusammen, während sie durch den feuchten Wind lief, der ihr von Süden entgegenwehte und ihr kurzes bronzefarbenes Haar nässte. Ihre eiligen Schritte trugen sie über das feuchte Pflaster, genau auf den bogenförmigen Eingang des Verwaltungsgebäudes der Bene Gesserit zu.

Sie beeilte sich, weil sie sich verspätet hatte, auch wenn es für eine Frau in ihrer Stellung eigentlich unangemessen war, wie ein ertapptes Schulmädchen zu rennen. Die Mutter Oberin und der auserwählte Rat warteten bereits im Kapitelsaal, um eine Sitzung abzuhalten, die nicht ohne Anirul beginnen konnte. Nur sie hatte sämtliche Zuchtprojekte der Schwesternschaft und das vollständige Wissen der Weitergehenden Erinnerungen im Kopf.

Der weitläufige Komplex der Mütterschule auf Wallach IX war die Basis für die Aktionen der Bene Gesserit im ganzen Imperium. Hier war in der historischen Epoche nach Butlers Djihad die erste Zuflucht der Schwesternschaft errichtet worden, in der Anfangszeit der großen Schulen des Geistes. Einige der Gebäude in der Ausbildungsenklave waren

Tausende von Jahren alt und von uralten Geistern und Erinnerungen durchweht; andere waren in jüngeren Zeiten erbaut worden, aber in einem Stil, der sorgfältig auf den Originalkomplex abgestimmt war. Der bukolische Eindruck der Mütterschule wahrte eins der wichtigsten Prinzipien der Schwesternschaft: minimaler Anschein, maximaler Gehalt. Das gleiche Verhältnis spiegelte sich in Aniruls Zügen wider: Ihr Gesicht war lang und schmal und hatte etwas Rehhaftes, während in ihren großen Augen eine Weisheit von Jahrtausenden lag.

Die Fachwerkgebäude, in denen sich mehrere klassische Architekturstile verbunden hatten, waren mit bemoosten braunen Dachziegeln und schräg geschliffenen Fenstern ausgestattet, um das Licht und die Wärme der kleinen Sonne zu konzentrieren. Die einfachen, engen Straßen und Gassen sowie die malerische, archaische Architektur der Unterrichtsgebäude gaben keinen Hinweis auf die subtilen Weisheiten und geschichtlichen Lektionen, die im Innern gelehrt wurden. Ein voreingenommener Besucher wäre keineswegs beeindruckt, was die Schwesternschaft nicht im Geringsten störte.

In der Öffentlichkeit hielten sich die Bene Gesserit im Hintergrund, aber sie waren stets an wichtigen Knotenpunkten zugegen, um das politische Gleichgewicht zu beeinflussen, um zu beobachten, Anstöße zu geben und ihre eigenen Ziele zu verfolgen. Es war das Beste, wenn andere ihre Macht unterschätzten; auf diese Weise waren die Schwestern mit weniger Hindernissen konfrontiert.

All diese äußerlichen Mängel und widrigen Umstände von Wallach IX waren ausgezeichnete Voraussetzungen für die Ausbildung der psychischen Muskulatur einer Ehrwürdigen Mutter. Die komplexe Infrastruktur des Planeten war viel zu kostbar, viel zu tief in Geschichte und Tradition verwurzelt, um sich ohne weiteres ersetzen zu lassen. Auf wohnlicheren Welten war das Klima angenehmer, aber jede Auszubildende, die diese Bedingungen nicht ertragen konnte, wäre ohnehin nicht für die Qualen, extremen Arbeitsbe-

dingungen und häufig schmerzhaften Entscheidungen qualifiziert, mit denen sich eine wahre Bene Gesserit auseinander setzen musste.

Die Ehrwürdige Mutter Anirul brachte ihre hektische Atmung unter Kontrolle und stieg die regennassen Stufen zum Verwaltungsgebäude hinauf. Dann hielt sie für einen Moment inne, um über den Platz zurückzublicken. Sie stand groß und aufrecht da, doch sie spürte das Gewicht der Geschichte und der Erinnerung auf sich lasten – und für eine Bene Gesserit bestand nur wenig Unterschied zwischen diesen zwei Aspekten. Die Stimmen vergangener Generationen hallten in ihren Weitergehenden Erinnerungen nach, eine Kakophonie aus Weisheit, Erfahrung und Urteilsvermögen, das allen Ehrwürdigen Müttern zugänglich war – und in Anirul besonders stark ausgeprägt war.

Genau an dieser Stelle hatte die erste Mutter Oberin Raquella Berto-Anirul – von der Anirul den Namen entlehnt hatte – ihre legendären Ansprachen an die gerade erst im Entstehen begriffene Schwesternschaft gehalten. Raquella hatte aus einer Gruppe verzweifelter und wissbegieriger Lehrlinge, die immer noch unter dem Jahrhunderte währenden Joch der Denkmaschinen litten, eine ganz neue Schule geschaffen.

War dir bewusst, was du begonnen hast, vor so langer Zeit? fragte sich Anirul. *So viele Pläne, so viele Intrigen... so vieles keimte aus deiner einzigen, geheimen Hoffnung.* Manchmal erhielt sie tatsächlich eine Antwort von der Mutter Oberin Raquella in ihr. Aber nicht heute.

Da sie Zugang zur Vielzahl der in ihrem Geist verborgenen Erinnerungsleben hatte, kannte Anirul die exakte Treppenstufe, auf der ihre berühmte Vorfahrin gestanden hatte, und konnte den genauen Wortlaut der uralten Rede hören. Sie fühlte einen eiskalten Schauder, der sie innehalten ließ. Obwohl ihr Körper und ihre Haut noch jung waren, hatte ihre Seele ein viel höheres Alter, wie bei allen Ehrwürdigen Müttern. Doch in ihr sprachen die Stimmen lauter. Es war beruhigend, in schwierigen Fällen auf die Menge an Erin-

nerungen zurückgreifen zu können, um Rat zu suchen. Dadurch ließen sich dumme Fehler vermeiden.

Doch man würde Anirul Zerstreutheit und Trödelei vorwerfen, wenn sie sich noch mehr verspätete. Manche sagten, sie sei viel zu jung, um zur Kwisatz-Mutter zu werden, aber die Weitergehenden Erinnerungen hatte ihr wesentlich mehr offenbart als jeder anderen Schwester. Sie verstand die wichtige, Jahrtausende währende genetische Suche nach dem Kwisatz Haderach besser als die anderen Ehrwürdigen Mütter, weil die vergangenen Existenzen ihr *alles* offenbart hatten, während den meisten Bene Gesserit die Einzelheiten verborgen blieben.

Die Idee eines Kwisatz Haderach war seit vielen tausend Jahren der große Traum der Schwesternschaft; der Keim wurde noch vor dem Triumph des Djihad in geheimen Sitzungen gelegt. Die Bene Gesserit verfolgten viele Zuchtprogramme, die bestimmte menschliche Eigenschaften selektieren und verstärken sollten, und niemand kannte sie alle. Die genetischen Abstammungslinien des Messias-Projekts waren das bestgehütete Geheimnis der aufgezeichneten Geschichte des Imperiums – so geheim, dass selbst die Stimmen der Weitergehenden Erinnerungen sich weigerten, alle Details preiszugeben.

Doch Anirul hatten sie den gesamten Plan anvertraut, und sie verstand den gesamten Umfang der Konsequenzen. Sie war zur Kwisatz-Mutter dieser Generation auserwählt worden, zur Hüterin des bedeutendsten Ziels der Bene Gesserit.

Ihre Berühmtheit und Macht waren jedoch keine Entschuldigung, sich zu einer Sitzung des Rats zu verspäten. Viele betrachteten sie immer noch als junge und ungestüme Frau.

Sie drückte eine Tür auf, die mit Hieroglyphen in einer Sprache verziert war, an die sich nur noch Ehrwürdige Mütter erinnerten, und trat in ein Foyer, wo zehn weitere Schwestern, die genauso wie sie in schwarze Aba-Kapuzengewänder gekleidet waren, in einer Gruppe zusammenstanden. Das

leise Raunen eines Gesprächs erfüllte das Innere des unscheinbaren Gebäudes. *In einer unscheinbaren, grauen Schatulle können unermeßliche Schätze verborgen sein,* besagte ein beliebtes Sprichwort der Bene Gesserit.

Die anderen Schwestern machten Anirul Platz, als sie mitten durch die Gruppe schritt – als würde sie das Wasser wie eine Schwimmerin teilen. Obwohl ihr Körper groß und grobknochig war, gelang es Anirul, ihren Bewegungen eine gewisse Anmut zu verleihen... auch wenn es ihr schwer fiel. Flüsternd folgten ihr die anderen Schwestern, als sie den achteckigen Kapitelsaal betrat, den Konferenzraum der Führungsriege des uralten Ordens. Ihre Schritte ließen die abgenutzten Bodendielen knarren, dann fiel hinter ihnen ächzend die Tür ins Schloss.

Weiße Bänke aus Elacca-Holz säumten den Raum. Dort hatte die Mutter Oberin Harishka Platz genommen wie eine gewöhnliche Novizin. Die alte und gebeugte Frau mit den dunklen Mandelaugen unter der schwarzen Kapuze war von gemischter Herkunft und wies Blutlinien aus unterschiedlichen Zweigen der Menschheit auf.

Die Schwestern begaben sich zu den weißen Bänken und setzten sich. Als das Rascheln der Gewänder erstarb, sprach niemand ein Wort. Irgendwo knarrte es im uralten Gebäude. Draußen war der Nieselregen wie ein lautloser Vorhang, der das schwache blauweiße Sonnenlicht erstickte.

»Anirul, ich warte auf deinen Bericht«, sagte die Mutter Oberin schließlich mit einem winzigen Unterton der Verärgerung über ihre Säumigkeit. Harishka war die Führerin der gesamten Schwesternschaft, doch Anirul besaß die volle Befugnis, bindende Entscheidungen zu treffen, die das *Projekt* betrafen. »Du hast uns eine Zusammenfassung und Extrapolation der genetischen Situation versprochen.«

Anirul nahm ihren Platz im Zentrum des Saals ein. Über ihr wölbte sich eine Kuppel wie eine geöffnete Blüte, die die Spitzen der gotischen Fenster mit den Buntplazscheiben

berührte. Die Fenster zeigten die Familienwappen großer Führerinnen des Ordens.

Anirul unterdrückte ihre Nervosität, indem sie tief durchatmete und die zahllosen Stimmen in ihr zum Schweigen brachte. Viele Schwestern würde verärgern, was sie zu sagen hatte. Obwohl die Stimmen vergangener Existenzen ihr Trost und Hilfe spenden konnten, wollte sie ihre eigene Einschätzung vortragen und verteidigen. Außerdem musste sie völlig aufrichtig sein, denn die Mutter Oberin war geübt darin, die winzigste Lüge zu erkennen. Der Mutter Oberin entging nichts, und nun blitzten ihre mandelförmigen Augen gleichzeitig voller Erwartung und Ungeduld.

Anirul räusperte sich und bedeckte den Mund, als sie ihren Bericht in gerichtetem Flüstern abgab, das ausschließlich die Ohren aller im verschlossenen Raum Anwesenden erreichte. Kein Laut drang in die umgebende Luft, wo er von einem versteckten Abhörgerät hätte aufgefangen werden können. Alle Schwestern kannten Aniruls Arbeit, aber sie trug ihnen trotzdem die Einzelheiten vor, um die Bedeutung ihrer Worte zu unterstreichen.

»Nach Jahrtausenden der sorgfältigen Zucht sind wir dem Ziel näher als je zuvor. Seit neunzig Generationen verfolgt die Schwesternschaft ihren Plan, der noch vor der Zeit initiiert wurde, als Butlers Krieger uns die Freiheit von den Denkmaschinen brachten. Seit damals verfolgten die Schwestern das Ziel, ihre eigene Waffe zu erschaffen. Unser eigenes Überwesen, das mit seinem Geist Raum und Zeit überbrücken wird.«

Ihre Worte hallten bedeutungsschwanger nach. Die übrigen Bene Gesserit waren völlig still, obwohl sie von der üblichen Zusammenfassung des Projekts gelangweilt schienen. *Also gut, dann werde ich ihnen etwas geben, das ihre Hoffnung neu erweckt.*

»Aus dem Tanz der DNS habe ich abgelesen, dass wir noch höchstens drei Generationen vom Erfolg entfernt sind.« Ihr Puls ging schneller. »Bald werden wir unseren Kwisatz Haderach haben.«

»Sei vorsichtig, wenn du von diesem Geheimnis aller Geheimnisse sprichst«, warnte die Mutter Oberin, aber ihr Ernst konnte nicht verbergen, wie begeistert sie war.

»Ich begegne jedem Aspekt unseres Programms mit größter Vorsicht, Mutter Oberin«, entgegnete Anirul eine Spur zu hochmütig. Sie riss sich zusammen und wahrte eine ausdruckslose Miene, aber die anderen hatten ihren Ausrutscher längst bemerkt. Nun würde man wieder über ihre Dreistigkeit, ihre Jugendlichkeit und ihre mangelnde Eignung für diese bedeutende Rolle raunen. »Deshalb bin ich mir so sicher, was wir tun müssen. Die Genproben wurden analysiert und sämtliche Möglichkeiten extrapoliert. Der Weg liegt deutlicher vor uns als jemals zuvor.«

So viele Schwestern hatten vor ihr auf dieses unglaubliche Ziel hingearbeitet, und nun war es ihre Pflicht, über die letzten Zuchtschritte zu entscheiden und die Geburt und die Erziehung eines Mädchens zu überwachen, das mit aller Wahrscheinlichkeit zur Großmutter des Kwisatz Haderach werden sollte.

»Ich verfüge über die Namen der letzten genetischen Kombinationen«, gab Anirul bekannt. »Der Paarungsindex deutet darauf hin, dass diese Menschen mit höchster Wahrscheinlichkeit zum Erfolg beitragen werden.« Sie hielt inne und genoss das Gefühl, nun die volle Aufmerksamkeit aller versammelten Schwestern geweckt zu haben.

Für einen Außenstehenden hätte sich Anirul durch nichts Besonderes von anderen Ehrwürdigen Müttern oder den übrigen Schwestern unterschieden; es gab keinen Hinweis auf spezielle Talente oder Fähigkeiten. Die Bene Gesserit waren sehr geschickt darin, Geheimnisse zu wahren, und die Kwisatz-Mutter war eins der größten Geheimnisse von allen.

»Wir benötigen eine bestimmte Blutlinie aus einem alten Haus. Daraus wird eine Tochter entstehen – unser Äquivalent zur Mutter der Jungfrau Maria –, die sich dann mit einem von uns ausgewählten Partner verbinden muss. Diese beiden werden die Großeltern sein, und ihr Nachkomme, ebenfalls

eine Tochter, wird hier auf Wallach IX ausgebildet werden. Diese Bene Gesserit wird schließlich zur Mutter unseres Kwisatz Haderach werden, eines von uns aufgezogenen Jungen, der vollständig unter unserer Kontrolle steht.« Anirul stieß ihre letzten Worte mit einem Seufzer aus, während ihr die ungeheure Bedeutung dessen, was sie soeben gesagt hatte, bewusst wurde.

Nur noch wenige Jahrzehnte, dann würde es zur erstaunlichen Geburt kommen – möglicherweise noch zu Lebzeiten Aniruls. Als sie ihre Gedanken durch den Tunnel der Weitergehenden Erinnerungen in die Vergangenheit abschweifen ließ und sie die unvorstellbare Zeitspanne überblickte, die die Vorbereitungen auf dieses Ereignis umfasste, erkannte Anirul, welches Glück sie hatte, in der jetzigen Zeitepoche zu leben. Ihre Vorgängerinnen standen zu einer langen Kette aufgereiht in ihrem Geist und beobachteten sie ungeduldig.

Wenn sich das Ziel des beispiellosen Zuchtprogramms schließlich erfüllte, war die Zeit vorbei, in der die Bene Gesserit die Politik des Imperiums durch subtile Manipulationen beeinflussten. Dann hatten *sie* alle Macht, nachdem das archaische Feudalsystem der Galaxis zerfallen war.

Obwohl niemand sprach, entdeckte Anirul Besorgnis in den strengen Augen der Schwestern, die Anzeichen eines Zweifels, den niemand in Worte zu fassen wagte. »Und um welche Blutlinie handelt es sich?«, fragte die Mutter Oberin.

Anirul zögerte keinen Augenblick, während sie aufrecht dastand. »Wir benötigen eine Tochter von... Baron Wladimir Harkonnen.«

Sie sah die Überraschung auf ihren Gesichtern. Die Harkonnens? Natürlich waren auch sie ein Teil der allgemeineren Zuchtprogramme – wie alle Häuser des Landsraads –, aber niemand hätte sich vorstellen können, dass der Messias der Bene Gesserit dem Samen eines solchen Mannes entspringen könnte. Welche Auswirkung hätte diese Abstammung auf den Kwisatz Haderach? Konnten die Bene

Gesserit einen Übermenschen aus der Familie Harkonnen unter ihrer Kontrolle halten?

All diese Fragen – und noch viele mehr – gingen zwischen den Schwestern hin und her, ohne einen Laut oder auch nur ein gerichtetes Flüstern. Anirul sah es ganz deutlich.

»Wie jeder von uns weiß«, sagte sie schließlich, »ist der Baron Harkonnen ein gefährlicher, gerissener und intriganter Mann. Obwohl wir davon ausgehen dürfen, dass er sich generell der zahlreichen Zuchtprogramme der Bene Gesserit bewusst ist, darf ihm unser Plan nicht offenbart werden. Trotzdem müssen wir irgendwie dafür sorgen, dass er eine erwählte Schwester schwängert, ohne dass er den Grund erfährt.«

Die Mutter Oberin schürzte die runzligen Lippen. »Die sexuellen Vorlieben des Barons richten sich ausschließlich auf junge Männer und Knaben. Er wird kein Interesse an einer weiblichen Geliebten entwickeln – und erst recht nicht, wenn wir ihm eine aufzudrängen versuchen.«

Anirul nickte ernst. »Dann müssen wir unsere Fähigkeiten der Verführung mehr als je zuvor strapazieren.« Sie blickte mit herausfordernder Miene in die Runde der versammelten Ehrwürdigen Mütter. »Aber ich habe keine Zweifel, dass wir angesichts der Kapazitäten der Bene Gesserit einen Weg finden, ihn in unserem Sinne tätig werden zu lassen.«

10

Infolge des strikten Butlerschen Verbots von Maschinen, die mentale Funktionen ausüben, entwickelten mehrere Schulen Menschen mit verbesserten Fähigkeiten, die zuvor von Computern ausgeführt wurden. Zu diesen Schulen, die ihren Aufstieg dem Djihad verdanken, gehören die Bene Gesserit mit ihrer intensiven mentalen und physischen Ausbildung, die Raumgilde mit ihrer hellseherischen Fähigkeit, einen sicheren Weg durch den Warpraum zu finden, und die Mentaten, deren computerähnlicher Geist zu außergewöhnlichen Verstandesleistungen in der Lage ist.

Ikbhans Abhandlungen über den Geist, Band I

Während der Vorbereitung auf die Reise, die ein ganzes Jahr dauern würde, versuchte Leto sein Selbstvertrauen zu stärken. Er wusste, dass es ein wichtiger Schritt in seinem Leben sein würde, und er verstand, warum sein Vater entschieden hatte, dass er auf Ix studieren sollte. Trotzdem würde er Caladan sehr vermissen.

Es war keineswegs die erste Reise des herzoglichen Erben in ein anderes Sonnensystem. Leto und sein Vater hatten die zahlreichen Welten von Gaar und den nebligen Planeten Pilargo erkundet, von dem möglicherweise die frühen Caladanier gekommen waren. Aber das waren kaum mehr als aufregende Ausflüge gewesen.

Doch die Aussicht, so lange Zeit fort zu sein und dazu noch ganz allein, beunruhigte ihn mehr, als er erwartet hatte. Allerdings wagte er nicht, es offen zu zeigen. *Eines Tages werde ich Herzog sein.*

Gemeinsam mit dem alten Herzog stand Leto in seiner

Atreides-Galauniform am städtischen Raumhafen von Cala, von wo ihn ein Shuttle zu einem Heighliner der Gilde bringen sollte. Neben ihm schwebten zwei von Suspensoren getragene Koffer.

Seine Mutter hatte vorgeschlagen, dass er Diener mitnahm sowie Frachtkisten voller Kleidung und persönlicher Dinge und einen Vorrat an guten caladanischen Lebensmitteln. Herzog Paulus hatte nur darüber gelacht und erzählt, wie er in Letos Alter monatelang auf dem Schlachtfeld überlebt hatte, während er nur das dabeihatte, was in seinen Rucksack passte. Er hatte jedoch darauf bestanden, dass Leto ein traditionelles Fischermesser von Caladan mitnahm, das in einer Scheide auf dem Rücken getragen wurde.

Leto schlug sich wie gewöhnlich auf die Seite seines Vaters und entschied, nur das Allernotwendigste mitzunehmen. Schließlich war Ix ein reicher Industrieplanet und keine Wüste; während seiner Ausbildung würde er kaum Entbehrungen erleiden müssen.

In der Öffentlichkeit trug Lady Helena die Entscheidung mit stoischer Fassung. Jetzt stand sie in ihren feinsten Gewändern und einem schimmernden Umhang neben dem Abschiedskomitee. Obwohl er wusste, dass seine Mutter stets äußerst um sein Wohlergehen besorgt war, würde Lady Atreides niemals auf die Idee kommen, ihre tadellosen Manieren zu vergessen.

Leto justierte die Öl-Linsen des Fernglases seines Vaters und wandte den Blick von den Pastellfarben des morgendlichen Horizonts ab und hinauf in das Restdunkel der Nacht. Ein glitzernder Punkt bewegte sich vor den Sternen. Als er die Zoomtaste berührte, wurde der Punkt größer, bis Leto einen Heighliner im niedrigen Orbit erkannte, der vom undeutlichen Flimmern eines Verteidigungsschildes umgeben war.

»Siehst du ihn?«, fragte Paulus, der hinter seinem Sohn stand.

»Ja, da ist er – mit voll aktivierten Schilden. Befürchtet

man militärische Aktionen? Hier?« Angesichts der drohenden politischen und ökonomischen Konsequenzen konnte sich Leto nicht vorstellen, wer auf die Idee kommen könnte, ein Gildeschiff anzugreifen. Obwohl die Raumgilde über keine eigene Militärmacht verfügte, konnte sie jedes Sonnensystem lahmlegen, indem sie einfach ihre Transportleistungen einstellte. Und mithilfe hoch entwickelter Überwachungssysteme konnte die Gilde jeden Angreifer identifizieren und den Imperator informieren, der daraufhin die Sardaukar schicken würde.

»Unterschätze niemals die Taktik der Verzweiflung, mein Junge«, sagte Paulus, ohne sich weiter über das Thema auszulassen. Von Zeit zu Zeit hatte er seinem Sohn Geschichten über erfundene Vorwürfe gegen bestimmte Personen erzählt, Intrigen aus historischen Zeiten, mit denen Feinde des Imperators oder der Gilde ausgelöscht werden sollten.

Leto dachte daran, dass er von allem, was er zurückließ, am meisten die Weisheiten seines Vaters vermissen würde, die knappen und scharfsinnigen, aus dem Ärmel geschüttelten Lektionen. »Das Imperium funktioniert nicht nur auf der Basis von Gesetzen«, fuhr Paulus fort. »Eine genauso mächtige Grundlage ist das Netzwerk der Allianzen, der gegenseitigen Begünstigungen und der religiösen Propaganda. Der Glaube ist viel mächtiger als Tatsachen.«

Leto starrte durch den diesigen Himmel auf das großartige, ferne Schiff und runzelte die Stirn. Oftmals war es schwierig, Dichtung und Wahrheit auseinander zu halten...

Er sah, wie ein orangefarbener Punkt unter dem gigantischen Raumschiff im Orbit erschien. Die Farbe wurde zu einem Lichtstreifen, der sich allmählich in die Umrisse eines Shuttles auflöste, das bald darauf über dem Landefeld von Cala schwebte. Vier weiße Möwen flatterten hektisch, als sie in den aufgewirbelten Luftstrom des Shuttles gerieten, bis sie kreischend zur Meeresküste davonflogen.

Rund um das Shuttle flimmerte ein Kraftfeld, das schließlich erlosch. An der Umzäunung des Raumhafens wehten Fahnen in der salzigen Morgenbrise. Das Shuttle, ein weißes,

geschossförmiges Fahrzeug, schwebte über das Landefeld zur Rampe, auf der Leto und seine Eltern ein Stück von der Ehrengarde entfernt Aufstellung bezogen hatten. Am Rand des Landefeldes hatte sich eine Menge aus winkenden und laut rufenden Schaulustigen versammelt. Das Shuttle koppelte an die Rampe an, und im Rumpf öffnete sich ein Tor.

Seine Mutter trat vor, um sich von ihm zu verabschieden, indem sie ihn wortlos umarmte. Sie hatte trotzig damit gedroht, das Ereignis von einem Turm der Burg Caladan aus zu verfolgen, aber Paulus hatte sie überredet, persönlich zugegen zu sein. Die Menge jubelte und wünschte alles Gute für die Reise. Herzog Paulus und Lady Helena traten Hand in Hand vor und winkten den Menschen zum Dank zu.

»Vergiss nicht, was ich dir gesagt habe«, erinnerte Paulus seinen Sohn an die ausführlichen Ratschläge, die er ihm in den vergangenen Tagen erteilt hatte. »Lerne von Ix, lerne von *allem*.«

»Aber benutze dein Herz, um zu erkennen, was wahr ist«, fügte seine Mutter hinzu.

»Das werde ich immer tun«, versprach er. »Ich werde euch beide vermissen. Ich werde mich darum bemühen, dass ihr stolz auf mich seid.«

»Das sind wir jetzt schon, Junge.« Paulus kehrte zur offiziellen Eskorte zurück. Er salutierte seinem Sohn auf Atreides-Art – mit der flachen Hand an der Schläfe – und die Soldaten schlossen sich dem Gruß an. Dann stürmte Paulus noch einmal vor und schloss seinen Sohn ein letztes Mal in die Arme...

Wenige Augenblicke später erhob sich das von einem Robopiloten gesteuerte Shuttle über die schwarzen Klippen, die Ackerflächen, die aufgewühlte See und die Wolken Caladans. Leto hatte auf dem Beobachtungsdeck in einem eleganten Polstersessel Platz genommen und blickte durch eine Luke auf den Planeten. Als das Schiff die indigoschwarze Finsternis des Alls erreichte, sah er kurz darauf die metallische Insel des Gilde-Heighliners, auf dessen Hülle sich das Sonnenlicht spiegelte.

Während sie immer näher kamen, tat sich an der Unterseite ein klaffendes schwarzes Loch auf. Leto schnappte nach Luft, als das gigantische Schiff das Shuttle verschluckte. Er erinnerte sich an eine Szene aus einem Filmbuch über Arrakis, in der ein Sandwurm eine Erntefabrik verschlang. Dieser Vergleich beunruhigte ihn.

Das Shuttle legte an einem Wayku-Passagierschiff an, das in einer zugewiesenen Bucht im riesigen Stauraum des Heighliners angedockt hatte. Leto ging an Bord, gefolgt von seinen schwebenden Koffern, und nahm sich vor, alle Ratschläge seines Vaters zu beherzigen.

Lerne von allem. Seine Unsicherheit wurde von entschlossener Neugier verdrängt, als Leto über eine Treppe in den Hauptpassagierraum stieg, wo er sich einen Platz neben einem Fenster suchte. In seiner Nähe saßen zwei Soostein-Händler, die sich in schneller, mit Jargon durchsetzter Sprache unterhielten. Der alte Paulus hatte gewollt, dass Leto lernte, aus eigener Kraft zurechtzukommen. Um die Erfahrung zu vertiefen, reiste Leto als gewöhnlicher Passagier, ohne besonderen Komfort, ohne Pomp oder Gefolge, ohne jeden Hinweis, dass er der Sohn eines Herzogs war.

Seine Mutter war entsetzt gewesen.

An Bord des Schiffes gingen Wayku-Verkäufer mit dunklen Brillen und Ohrhörern von Passagier zu Passagier, um Naschwerk und parfümierte Getränke zu exorbitanten Preisen anzubieten. Leto wimmelte einen hartnäckigen Verkäufer ab, obwohl die salzige Gewürzbrühe und die gegrillten Fleischstäbchen köstlich rochen. Er bemerkte, dass die Hörer des Mannes laute Musik spielten, während sich Kopf, Schultern und Füße im Rhythmus der Klänge bewegten, die ihm ins Gehirn gespeist wurden. Die Waykus machten ihre Arbeit und kümmerten sich um die Kunden, während es ihnen gelang, gleichzeitig in einer eigenen Welt der kakophonischen Reizüberflutung zu leben. Ihr inneres Universum war ihnen wichtiger als jedes Spektakel, das die Außenwelt zu bieten hatte.

Das Massentransitschiff, das von den Waykus in Gilde-

Lizenz betrieben wurde, beförderte Passagiere von einem System zum nächsten. Nachdem das Haus in Ungnade gefallen war und all seine Planeten während des Dritten Kohlensack-Krieges zerstört worden waren, lebten die Waykus nun als Nomaden an Bord von Gilde-Heighlinern. Obwohl es den Mitgliedern gemäß der uralten Kapitulationsbedingungen untersagt war, jemals ihren Fuß auf einen Planeten des Imperiums zu setzen, hatte die Gilde ihnen aus unerfindlichen Gründen Asyl gewährt. Seit vielen Generationen hatten die Waykus kein Interesse gezeigt, ein Gnadengesuch an den Imperator einzureichen, um die schweren Restriktionen zu lindern, die ihnen auferlegt worden waren.

Als er durch das Fenster des Passagierraums nach draußen blickte, sah Leto die schwach erleuchtete Ladebucht des Heighliners, ein so gewaltiger luftleerer Raum, dass dieses Passagierschiff im Vergleich noch kleiner wirkte als ein Pundi-Reiskorn im Bauch eines Fisches. Hoch oben konnte er die Decke erkennen, aber nicht die viele Kilometer entfernten Wände. Weitere Schiffe in allen Größen waren in den Andockbuchten aufgereiht: Fregatten, Frachtschlepper, Shuttles, Leichter und gepanzerte Monitoren. Pakete aus »Prallboxen« – unbemannte Frachteinheiten, die aus dem niedrigen Orbit direkt auf die Oberfläche eines Planeten abgeworfen wurden – ballten sich neben den großen Hauptschleusen.

In jedem Raum hingen die in ridulianischen Kristall gravierten Gilde-Vorschriften an der Wand, die es den Passagieren verboten, ihr jeweiliges Schiff zu verlassen. Durch angrenzende Fenster erhaschte Leto einen gelegentlichen Blick auf die Passagiere anderer Schiffe – ein Potpourri verschiedenster Rassen, die zu allen Teilen des Imperiums befördert wurden.

Nachdem das Wayku-Personal den ersten Rundgang durch die Sitzreihen abgeschlossen hatte, warteten die Passagiere, dass es weiterging. Die eigentliche Reise durch den Warpraum dauerte nicht länger als eine Stunde, aber die Vorbereitungen nahmen manchmal Tage in Anspruch.

Leto bemerkte ein schwaches Summen, das aus weiter Ferne zu kommen schien. Er spürte es in jedem Muskel seines Körpers. »Anscheinend geht es los«, sagte er zu den Soostein-Händlern, die nicht im Geringsten beeindruckt schienen. Aus der Art, wie sie rasch den Blick abwandten und ihn geflissentlich zu ignorieren versuchten, schloss Leto, dass sie ihn für einen unkultivierten Bauerntölpel hielten.

In einer isolierten Kammer ganz oben im Raumschiff machte sich in diesem Augenblick ein Gilde-Navigator, der in einem mit Melange gesättigten Gastank schwamm, daran, den Raum mit seinem Geist zu erfassen. Er projizierte einen sicheren Weg durch das Gewebe des Warpraums, um den Heighliner mitsamt allem Inhalt über eine unvorstellbare Distanz zu befördern.

Während ihres letzten gemeinsamen Abendessens in der Burg hatte sich Letos Mutter laut gefragt, ob die Navigatoren möglicherweise gegen das Butlersche Verbot der Interaktion zwischen Mensch und Maschine verstießen. Mit dieser scheinbar unschuldigen Bemerkung während des Gangs aus gegrilltem Fisch mit Zitrone hatte sie ganz klar auf Letos Reise nach Ix und seine moralische Gefährdung angespielt. Sie sprach häufig in einem besonders vernünftigen Tonfall, wenn sie sehr provokante Dinge von sich gab. Die Wirkung war die eines großen Steins, der in einen stillen Teich fiel.

»Das ist Unsinn, Helena!«, hatte Paulus gesagt, während er sich mit einer Serviette den Bart abwischte. »Wo wären wir ohne die Navigatoren?«

»Eine Sache wird nicht dadurch richtig, dass du dich daran gewöhnt hast, Paulus. In der Orange-Katholischen Bibel heißt es nicht, dass die Moral durch persönliche Vorteile definiert ist.«

Bevor sein Vater einen Streit über diesen Punkt beginnen konnte, meldete sich Leto zu Wort. »Ich dachte, die Navigatoren würden lediglich einen Weg suchen, einen sicheren Weg erkennen, während das Raumschiff selbst von Holtz-

man-Generatoren angetrieben wird.« Er beschloss, ein Zitat aus der Bibel hinzuzufügen, an das er sich erinnerte. *»Der höchste Herrscher der materiellen Welt ist der menschliche Geist, und die Tiere des Feldes und die Maschinen der Stadt müssen sich ihm für immer unterwerfen.«*

»Natürlich, mein Schatz«, sagte seine Mutter und ließ das Thema fallen.

Nun bemerkte er keine Veränderung in seinen Empfindungen, als sie in den Warpraum eintraten. Bevor Leto sich versah, hatte der Heighliner ein anderes Sonnensystem erreicht – laut Routenplan handelte es sich um Harmonthep.

Dort musste Leto wieder fünf Stunden warten, während Frachtschiffe und Shuttles die Ladebucht des Heighliners verließen und neue andockten – darunter weitere Passagierschiffe und sogar eine Superfregatte. Dann setzte das Gildeschiff die Reise fort und faltete den Raum bis zum nächsten Sonnensystem: Kirana Aleph – wo der Zyklus von neuem begann.

Leto genehmigte sich in einem Schlafabteil ein Nickerchen, dann kaufte er sich zwei Fleischstäbchen und eine Tasse mit kräftigem Stee. Obwohl Helena sich gewünscht hatte, er wäre von Atreides-Hauswachen begleitet worden, war Paulus nicht von seiner Ansicht abgerückt, dass es nur einen Weg gab, wie sein Sohn lernen konnte, auf eigenen Beinen zu stehen. Leto hatte einen Zeitplan und seine Anweisungen und war fest entschlossen, sich daran zu halten.

Nach der dritten Etappe forderte eine Wayku-Betreuerin ihn auf, sich drei Decks tiefer zu begeben und ein automatisches Shuttle zu besteigen. Es handelte sich um eine Frau mit ernster Miene in knallbunter Uniform, die keinerlei Wert auf Konversation zu legen schien. Aus ihren Ohrhörern drangen leise Melodiefetzen.

»Haben wir Ix erreicht?«, erkundigte sich Leto und griff nach seinen Suspensorkoffern, die ihm folgten, als er sich auf den Weg machte.

»Wir befinden uns im Alkaurops-System«, sagte sie. Ihre Augen waren wegen der dunklen Brille nicht zu sehen. »Ix

ist der neunte Planet. Sie gehen hier von Bord. Wir haben die Prallboxen bereits abgeworfen.«

Leto folgte ihren Anweisungen und begab sich zum Shuttle, obwohl er sich wünschte, er wäre früher und ausführlicher informiert worden. Er hatte keine Ahnung, was er tun sollte, wenn er auf der hochtechnisierten Welt eingetroffen war, aber er vermutete, dass Graf Vernius ihn dort begrüßen oder zumindest ein Empfangskomitee schicken würde.

Er atmete tief durch und versuchte, seine Unsicherheit zu unterdrücken.

Das von einem Robopiloten gelenkte Shuttle stürzte aus dem Laderaum des Heighliners auf die Oberfläche eines Planeten zu, die von Bergen, Wolken und Eis gezeichnet war. Das Shuttle konnte selbsttätig eine Reihe vorgegebener Instruktionen ausführen, doch die Führung eines Gesprächs gehörte nicht zum Repertoire. Leto war der einzige Passagier und damit offenbar der einzige Reisende mit dem Ziel Ix. Der Maschinenplanet hatte nur wenige Besucher.

Doch als er aus einer Sichtluke schaute, hatte Leto das ungute Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Das Wayku-Shuttle näherte sich einem hohen Bergplateau mit dichten Wäldern in geschützten Tälern. Von den großen Gebäuden oder gigantischen Fertigungsanlagen, die er erwartet hatte, war nichts zu sehen. Nirgendwo Rauch, keine Städte, überhaupt keine Anzeichen einer Zivilisation.

Dies konnte unmöglich der hochindustrialisierte Planet Ix sein. Leto blickte sich alarmiert um und machte sich bereit, auf ungewöhnliche Situationen zu reagieren. Hatte man ihn betrogen? War er entführt worden?

Das Shuttle ging auf einer kahlen Hochebene mit Granitblöcken und kleinen Büscheln aus weißen Blumen nieder. »Hier steigen Sie aus, Herr«, gab der Robopilot mit synthetischer Stimme bekannt.

»Wo sind wir?«, wollte Leto wissen. »Mein Ziel ist die Hauptstadt von Ix.«

»Hier steigen Sie aus, Herr.«

»Antworte mir!« Der alte Herzog hätte seine dröhnende Stimme eingesetzt, um dieser dummen Maschine eine vernünftige Erwiderung zu entlocken. »Das hier kann nicht die Hauptstadt von Ix sein. Das sieht doch jeder auf den ersten Blick!«

»Sie haben noch zehn Sekunden, um das Schiff zu verlassen, Herr, bevor Sie mit Gewalt nach draußen befördert werden. Die Gilde arbeitet nach einem straffen Zeitplan. Der Heighliner ist längst für den Aufbruch ins nächste System bereit.«

Mit einem leisen Fluch schob Leto sein schwebendes Gepäck nach draußen und trat auf die geröllübersäte Oberfläche. Innerhalb weniger Sekunden war das weiße, geschossförmige Gefährt aufgestiegen und zu einem winzigen Punkt aus orangefarbenem Licht am Himmel geworden, bis es überhaupt nicht mehr zu sehen war.

Neben ihm schwebten seine zwei Koffer, und ein völlig sauber riechender Wind zerzauste sein Haar. Ansonsten war Leto ganz allein. »Hallo!«, rief er, aber niemand antwortete ihm.

Ihn schauderte, als er die zerklüfteten Berge sah, die mit Schnee und Gletschereis bestäubt waren. Caladan, eine von Meeren dominierte Welt, hatte nur wenige Berge, die es mit diesem grandiosen Anblick aufnehmen konnten. Aber er war nicht hierher gekommen, um Berge zu bewundern. »Hallo! Ich bin Leto Atreides von Caladan!«, rief er. »Ist hier jemand?«

Ein Gefühl der Beklemmung schnürte ihm dem Brustkorb zusammen. Er befand sich weit entfernt von zu Hause auf einer unbekannten Welt und hatte keine Möglichkeit, um festzustellen, wo er sich in diesem unermesslichen Universum befand. Er wusste nicht einmal, ob es sich um Ix handelte! Der kräftige Wind war kalt und schneidend, doch auf der freien Ebene blieb es auf unheimliche Weise still.

Er hatte sein bisheriges Leben damit verbracht, auf das Lied des Meeres zu lauschen, auf die Rufe der Möwen

und das Geplauder der Dorfbewohner. Hier jedoch gab es nichts von alledem, kein Empfangskomitee, kein Anzeichen menschlicher Besiedlung. Die Welt wirkte unberührt... leer.

Wenn ich hier gestrandet bin - wird mich da irgendjemand finden?

Dichte Wolken verhüllten zunehmend den Himmel, obwohl er durch eine Lücke noch eine ferne blaue Sonne sehen konnte. Wieder erschauerte er und fragte sich, was er tun sollte, wohin er gehen sollte. Wenn er irgendwann Herzog sein wollte, musste er lernen, Entscheidungen zu treffen.

Leichter Schneeregen setzte ein.

11

Der Zeichenstift der Geschichte hat Abulurd Harkonnen in äußerst unvorteilhaftem Licht dargestellt. Verglichen mit seinem älteren Halbbruder Baron Wladimir und seinen Kindern Glossu Rabban und Feyd-Rautha Rabban erscheint Abulurd als völlig andersartige Persönlichkeit. Die häufigen Schilderungen seiner Schwäche, Inkompetenz und unklugen Entscheidungen müssen wir im Lichte des letztlichen Scheiterns des Hauses Harkonnen betrachten. Obgleich er nach Lankiveil ins Exil geschickt und jeglicher wahren Macht beraubt wurde, vollbrachte Abulurd eine Leistung, die innerhalb seiner weitläufigen Familie beispiellos blieb: Er lernte, mit seinem Leben glücklich zu sein.

Landsraad-Enzyklopädie der Großen Häuser,
Post-Djihad-Ausgabe

Obwohl die Harkonnens erbitterte Gegner in der Arena der Manipulationen, der Listen und der Fehlinformationen waren, stellten die Bene Gesserit in dieser Disziplin die unbestrittenen *Meisterinnen* dar.

Um den nächsten Schritt ihres großen Zuchtplans zu vollziehen – eines Plans, der seit der Zeit zehn Generationen vor dem Niedergang der Denkmaschinen verfolgt wurde –, musste die Schwesternschaft einen Ansatzpunkt finden, um den Baron ihrem Willen gefügig zu machen.

Sie brauchten nicht lange, um die Schwachstelle im Haus Harkonnen ausfindig zu machen.

Es war die junge Bene-Gesserit-Schwester Margot Rashino-Zea, die sich auf der kalten und stürmischen Welt Lankiveil

als neue Haushaltsdienerin präsentierte und damit den Kreis um Abulurd Harkonnen infiltrierte, den jüngeren Halbbruder des Barons. Die hübsche Margot, von der Kwisatz-Mutter Anirul höchstpersönlich ausgesucht, war darin unterwiesen worden, Informationen auszukundschaften und zu sammeln sowie vereinzelte Bruchstücke von Daten zueinander in Verbindung zu bringen und zu einem größeren Bild zusammenzusetzen.

Außerdem kannte sie dreiundsechzig Methoden, einen Menschen zu töten, ohne etwas anderes als ihre Finger zu Hilfe zu nehmen. Die Schwesternschaft bemühte sich nach Kräften darum, ihr Image als grüblerische Intellektuelle aufrechtzuerhalten, aber sie verfügte nichtsdestoweniger über effektive Einsatzkräfte. Schwester Margot zählte in dieser Hinsicht zu ihren besten Leuten.

Das Blockhaus von Abulurd Harkonnen stand auf einer zerklüfteten Landspitze, die unmittelbar neben dem schmalen Tula-Fjord weit ins tiefe Wasser hineinragte. Ein Fischerdorf umgab das hölzerne Anwesen, Farmen stießen tief in die engen und steinigen Täler vor, obwohl sich die Planetenbewohner hauptsächlich aus dem kalten Meer ernährten. Lankiveils Ökonomie basierte auf der ertragreichen Walpelz-Industrie.

Abulurd lebte am Fuß feuchter Berge, deren Gipfel nur selten durch die dräuenden stahlgrauen Wolken und den hartnäckigen Nebel zu sehen waren. Das Haupthaus mit dem benachbarten Dorf war das Einzige, was auf dieser Randwelt einem hauptstädtischen Zentrum nahe kam.

Da sich nur selten Fremde auf den Planeten verirrten, gab Margot Acht, kein Aufsehen zu erregen. Sie war größer als die Mehrheit der muskulösen und untersetzten Bewohner, so dass sie sich unscheinbar machte, indem sie gebeugt ging. Sie färbte sich ihr honigblondes Haar dunkler und trug es in einer kompakten und zottigen Frisur, wie es die meisten Dörfler taten. Mit Chemikalien verlieh sie ihrer glatten, bleichen Haut ein dunkleres und wettergegerbtes Aussehen. Sie passte sich an und wurde sofort akzeptiert,

ohne dass man sie eines zweiten Blickes würdigte. Für eine von der Schwesternschaft ausgebildete Frau war es einfach, den Schein zu wahren.

Margot war nur eine der zahlreichen Bene-Gesserit-Spioninnen, die sich über die weitläufigen Besitztümer der Harkonnens verteilten und heimlich ihre geschäftlichen Transaktionen verfolgten. Derzeit hatte der Baron keinen Grund, solche Untersuchungen zu fürchten – er hatte nur selten mit der Schwesternschaft zu tun gehabt –, doch falls irgendeine der Spioninnen entlarvt würde, hätte der grausame Mann keine Hemmungen, sie zu foltern, um an Erklärungen zu gelangen. Zum Glück, so dachte Margot, war jede ausgebildete Bene Gesserit in der Lage, ihr Herz anzuhalten, bevor sie durch zugefügte Schmerzen dazu gezwungen werden konnte, Geheimnisse zu verraten.

Die Harkonnens besaßen traditionell großes Geschick in der Manipulation und Täuschung, aber Margot wusste, dass sie irgendwann die benötigten belastenden Beweise finden würde. Obwohl die anderen Schwestern darauf gedrängt hatten, sich tiefer ins Zentrum der Harkonnen-Macht zu begeben, war Margot zu der Schlussfolgerung gelangt, dass Abulurd das perfekte Opfer war. Immerhin hatte der jüngere Halbbruder des Barons sieben Jahre lang den Gewürzabbau auf Arrakis geleitet, also musste er einfach über wichtige Informationen verfügen. Wenn irgendetwas verborgen werden sollte, würde der Baron es mit hoher Wahrscheinlichkeit hier tun, genau vor Abulurds Nase, wo es niemand erwartete.

Sobald die Bene Gesserit einigen Fehlern der Harkonnens auf die Spur gekommen waren und Beweise für die finanziellen Indiskretionen des Barons in den Händen hielten, besaßen sie die Druckmittel, die sie so dringend benötigten, um ihr Zuchtprogramm fortzuführen.

Margot war wie eine einheimische Frau in gefärbte Wolle und Fell gekleidet, als sie sich in das große rustikale Haus am Hafen einschlich. Das hoch aufragende Gebäude bestand aus massivem, dunkel getöntem Holz. Die Kamine in

jedem Raum erfüllten die Luft mit harzigem Rauch, und die gelborange justierten Leuchtgloben gaben sich Mühe, Sonnenlicht zu imitieren.

Margot putzte, schrubbte und half in der Küche aus... während sie nach finanziellen Unterlagen suchte. Zwei Tage nacheinander begrüßte sie der liebenswerte Halbbruder des Barons mit einem freundlichen Lächeln; er hegte nicht den geringsten Argwohn. In seiner Vertrauensseligkeit und Unbesorgtheit um seine persönliche Sicherheit erlaubte er Einheimischen und Fremden, in die Haupträume und Gästezimmer seines Anwesens zu spazieren, und ließ sie sogar in seine Nähe gelangen. Er hatte graublondes Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel, und ein narbiges, gerötetes Gesicht, das durch ein ewiges Lächeln entschärft wurde. Es hieß, dass er das Lieblingskind seines Vaters Dmitri gewesen sei, der Abulurd ermutigt haben sollte, die Leitung der Harkonnen-Geschäfte zu übernehmen... doch dann hatte Abulurd viele schlechte Entscheidungen getroffen, die sich auf *menschliche* statt wirtschaftliche Erwägungen gründeten. Dadurch war er gescheitert.

In ihrer warmen und kratzigen Lankiveil-Kleidung hielt Margot den Blick ihrer graugrünen Augen gesenkt, die sie hinter Linsen in brauner Farbe verbarg. Sie hätte als Schönheit mit goldenem Haar auftreten können und hatte sogar in Erwägung gezogen, Abulurd zu verführen und sich einfach die Informationen zu holen, die sie benötigte, aber dann hatte sie sich gegen ein derartiges Vorgehen entschieden. Der Mann schien seiner gedrungenen und gesunden Frau Emmi Rabban, einer Einheimischen, der Mutter von Glossu Rabban, treu ergeben zu sein. Er hatte sich vor langer Zeit auf Lankiveil in sie verliebt, sie zur Bestürzung seines Vaters geheiratet und sie im Verlauf seiner chaotischen Karriere von einem Planeten zum nächsten mitgeschleppt. Abulurd schien keinen weiblichen Reizen außer ihren zugänglich zu sein.

Stattdessen setzte Margot unschuldigen Charme ein, um

Zugang zu finanziellen Aufzeichnungen zu erhalten, zu verstaubten Wirschaftsbüchern und Inventarräumen. Niemand stellte ihr Fragen.

Indem sie jede heimliche Gelegenheit ausnutzte, fand sie mit der Zeit, was sie suchte. Mit Hilfe von Gedächtnistechniken, die sie auf Wallach IX gelernt hatte, prägte sich Margot den Inhalt ridulianischer Kristalle ein und las Tabellen, Frachtlisten und Verzeichnisse von bestellten oder abgeschriebenen Ausrüstungsgegenständen, verdächtigen Verlusten oder Sturmschäden.

In den angrenzenden Räumen waren Frauen damit beschäftigt, Fisch zu säubern und auszunehmen, Kräuter zu schneiden, Wurzeln und saure Früchte zu schälen, um daraus dampfenden Fischeintopf in großen Bottichen herzustellen, der im gesamten Haushalt serviert wurde. Abulurd und seine Frau bestanden darauf, dieselben Mahlzeiten an denselben Tischen einzunehmen wie alle ihre Angestellten. Margot schloss ihre Informationsbeschaffung ab, bevor in den Räumen des großes Hauses signalisiert wurde, dass das Essen bereit war...

Während draußen ein heftiger Sturm tobte, ging sie später, als sie allein war, noch einmal die Daten im Geiste durch und verglich die Gewürzproduktion in Abulurds Amtszeit auf Arrakis mit dem gegenwärtigen Handel zwischen dem Baron und der MAFEA, unter Berücksichtigung der Melange-Mengen, die von diversen Schmugglerorganisationen von Arrakis fortgeschafft wurden.

Normalerweise hätte sie die Daten solange gespeichert, bis Expertengruppen der Schwestern die Gelegenheit erhielten, sie zu analysieren. Doch Margot wollte die Antwort selbst finden. Während sie zu schlafen vorgab, fiel sie in eine tiefe Trance und beschäftigte sich hinter den geschlossenen Augenlidern mit diesem Problem.

Die Zahlen waren meisterhaft manipuliert worden, aber nachdem Margot die Schleier und Sichtblenden entfernt hatte, fand sie die Antwort, nach der sie suchte. Eine Bene Gesserit konnte sie deutlich erkennen, doch sie bezweifelte,

dass selbst die Finanzberater des Imperators oder die Buchhalter der MAFEA den Betrug durchschaut hätten.

Solange sie nicht mit der Nase darauf gestoßen wurden.

Ihre Untersuchungen ergaben, dass der MAFEA und dem Imperator größere Gewürzmengen unterschlagen worden waren. Entweder verkauften die Harkonnens illegal Melange – was zweifelhaft war, weil es sich sehr einfach feststellen ließ – oder sie legten geheime Vorräte an.

Interessant, dachte Margot und öffnete die Augen. Sie trat ans Fenster und blickte auf das Meer hinaus, das wie flüssiges Metall war, auf die hohen Wellen, die in den engen Fjorden gefangen waren, auf die düsteren Wolken, die tief über den Bollwerken aus zerklüfteten Felsen hingen. In der Ferne ließen die Pelzwale ihren unheimlichen, summenden Gesang ertönen.

Am folgenden Tag buchte sie einen Platz im nächsten Gilde-Heighliner. Sie legte ihre Maske ab und verließ den Planeten in einem Frachttransporter mit verarbeiteten Walpelzen. Sie bezweifelte, dass irgendjemand auf Lankiveil ihr Eintreffen oder ihre Abreise registriert hatte.

12

Vier Dinge lassen sich nicht verbergen: Liebe, Rauch, eine Feuersäule und ein Mann, der durch die offene Bled geht.

Weisheit der Fremen

Allein in der stillen, reinen Wüste – genauso, wie es sein sollte. Pardot Kynes stellte fest, dass er am besten arbeitete, wenn er nichts außer seinen eigenen Gedanken und genügend Zeit hatte, um sie zu verfolgen. Andere Menschen bewirkten zu viele Ablenkungen, und nur wenige besaßen dieselbe Konzentration oder dasselbe Engagement wie er.

Als Imperialer Planetologe auf Arrakis musste er die gewaltige Landschaft mit jeder Pore seiner Existenz aufsaugen. Wenn er einmal die richtige geistige Verfassung erlangt hatte, konnte er den Pulsschlag einer Welt geradezu körperlich spüren. Als er nun auf einer zerklüfteten rot-schwarzen Felsformation stand, die sich aus dem umgebenden Becken erhoben hatte, starrte der schlanke, wettergegerbte Mann rundum in die Unermesslichkeit. Wüste, überall war Wüste.

Sein Kartenmonitor bezeichnete den Gebirgszug als Westlichen Randwall. Sein Höhenmesser behauptete, dass die größten Erhebungen deutlich höher als sechstausend Meter waren... dennoch sah er weder Schnee noch Gletscher oder Eis oder sonstige Anzeichen für Niederschläge. Selbst die wildesten, von Atomexplosionen verwüsteten Berggipfel auf Salusa Secundus waren mit Schnee bedeckt gewesen. Doch hier war die Luft so staubtrocken, dass freies Wasser in keinerlei Form Bestand hatte.

Kynes starrte südwärts über den Ozean aus Sand zur planetenumspannenden Wüste, die als Ebene der Gefallenen bekannt war. Zweifellos hätten Geographen zahlrei-

che Merkmale gefunden, um die Landschaft in weitere Unterregionen aufzuteilen, aber nur wenige Menschen, die sich je dort hinausgewagt hatten, waren zurückgekehrt. Es war das Reich der Würmer. Im Grunde brauchte dort niemand eine Karte.

Amüsiert erinnerte sich Kynes an uralte Seekarten aus den frühesten Epochen von Alt-Terra, auf denen unerforschte, geheimnisvolle Regionen einfach mit der Warnung »Hier leben Ungeheuer« markiert worden waren. *Richtig,* dachte er, als er sich an Rabbans Jagd auf den unglaublichen Sandwurm erinnerte. *Hier leben tatsächlich Ungeheuer.*

Während er auf dem Grat des Randwalls stand, zog er die Nasenstöpsel des Destillanzugs heraus und rieb sich eine wunde Stelle, wo der Filter ständig gegen seine Haut scheuerte. Dann nahm er auch das Mundstück ab, damit er einen tiefen Zug von der versengten, spröden Luft nehmen konnte. Durch seine Vorbereitungen wusste er, dass er sich nicht ohne zwingenden Grund einem solchen Wasserverlust aussetzen sollte, aber Kynes musste die Düfte und feinen Schwingungen Arrakis' in sich aufnehmen, er musste den Herzschlag des Planeten wahrnehmen.

Er roch den heißen Staub, die subtile Salzigkeit der Mineralien, den ausgeprägten Geschmack des Sandes, der verwitterten Lava und des Basalts. Auf dieser Welt fehlten die feuchten Ausdünstungen wachsender oder verwelkender Vegetation, die Gerüche, die den Zyklus des Lebens und des Todes begleiteten. Nur Sand und Gestein und wieder Sand.

Doch bei genauerer Betrachtung wimmelte es selbst in der ödesten Wüste vor Leben; es gab spezialisierte Pflanzen sowie Insekten und größere Tiere, die sich an ökologische Nischen dieser lebensfeindlichen Welt angepasst hatten. Er kniete sich nieder, um schattige Winkel im Felsen zu inspizieren, winzige Höhlen, in denen sich Spuren des Morgentaus sammeln mochten. Dort klammerten sich flechtenartige Gewächse an die raue Oberfläche des Gesteins.

Ein paar harte Kügelchen markierten die Hinterlassen-

schaft eines kleines Nagetiers, vielleicht einer Känguruhmaus. In dieser Höhe mochten sich außerdem Insekten angesiedelt haben, neben etwas dürftigem Gras oder widerstandsfähigen Kräutern. In den Steilwänden suchten sogar einige Fledermäuse Schutz, um in der Dämmerung auszufliegen und Nachtfalter und Mücken zu jagen. Im emailleblauen Himmel entdeckte er gelegentlich einen dunklen Punkt, bei dem es sich um einen Falken oder einen anderen Raubvogel handeln konnte. Für solche Tiere mussten die Lebensbedingungen besonders hart sein.

Wie schafften es dann erst die Fremen hier zu überleben?

Auf den Dorfstraßen hatte er ihre staubbraunen Gestalten beobachtet, doch die Wüstenbewohner blieben unter sich, gingen ihren Geschäften nach und verschwanden wieder. Kynes bemerkte, dass die »zivilisierten« Dorfbewohner sie anders behandelten, aber es wurde nicht ganz klar, ob es aus Ehrfurcht oder Verachtung geschah. *Der Glanz kommt aus den Städten,* besagte ein altes Fremen-Sprichwort, *und die Weisheit aus der Wüste.*

Nach den spärlichen anthropologischen Daten, auf die er gestoßen war, stellten die Fremen das Überbleibsel eines uralten Wandervolks dar, der Zensunni, die als Sklaven von einer Welt zu nächsten verschleppt worden waren. Nach ihrer Befreiung oder vielleicht der Flucht aus der Gefangenschaft hatten sie jahrhundertelang versucht, eine neue Heimat zu finden, doch sie waren weiterhin überall verfolgt worden. Schließlich hatten sie sich hier auf Arrakis niedergelassen – und sich irgendwie am Leben erhalten.

Als er einmal versucht hatte, eine vorbeigehende Fremen-Frau anzusprechen, hatte sie ihn mit schockierend blauen Augen fixiert, deren Weiß vollständig vom Indigo der Gewürzsucht durchtränkt war. Dieser Anblick hatte alle Fragen aus seinem Geist gefegt, und bevor Kynes irgendein weiteres Wort an sie hatte richten können, war die Fremen-Frau weitergeeilt und hatte ihren zerlumpten braunen Djhubba-Mantel enger über den Destillanzug gerafft.

Kynes hatte Gerüchte vernommen, dass sich größere Be-

völkerungszentren der Fremen in den Becken und den Felstürmen des Schildwalls verbargen. Wie gelang es ihnen, vom Land zu leben, das so wenig Leben ernähren konnte...?

Kynes musste noch vieles über Arrakis lernen, und er war überzeugt, dass die Fremen ihm sehr viel beibringen konnten. Wenn es ihm nur gelang, Kontakt mit ihnen aufzunehmen.

* * *

Im dreckigen, grobkantigen Carthag hatten die Harkonnens den unerwünschten Planetologen nur widerstrebend mit extravagantem Material ausgestattet. Der Lagerverwalter hatte mit finsterer Miene das Siegel des Padischah-Imperators auf Kynes' Liste angestarrt und ihm schließlich erlaubt, Kleidung, ein Destillzelt, ein Überlebenspaket, vier Literjons Wasser, einige konservierte Rationen und einen ramponierten Ein-Mann-Ornithopter mit erweitertem Treibstoffvorrat mitzunehmen. Diese Dinge waren mehr als genug für einen Menschen wie Kynes, dem jeglicher Luxus fremd war. Er hatte nichts für Statussymbole und nutzlose Feinheiten übrig. Er war ganz auf seine Aufgabe konzentriert, Arrakis zu verstehen.

Nachdem er sich über die vorherrschenden Winde und zu erwartenden Stürme sachkundig gemacht hatte, startete Kynes mit dem Ornithopter in nordöstlicher Richtung, um tiefer in die Berge vorzustoßen, die die Polarregion umgaben. Da die mittleren Breitengrade von glühenden Wüsten dominiert wurden, konzentrierten sich die menschlichen Siedlungen auf das polare Hochland.

Er lenkte den alten Militärthopter, lauschte auf das laute Summen des Motors und das Flattern der Flügel. Aus der Luft und ganz allein: Das war die beste Methode, um sich einen Überblick über das Land zu verschaffen, über die geologischen Muster und Verwerfungen, die Farben des Felsens und die Vertiefungen.

Durch die vom Sand zerkratzten Frontscheiben konnte er ausgetrocknete Rinnen und Schluchten erkennen, die sich

zu Schwemmebenen auffächerten, wo es vor Urzeiten zu Überflutungen gekommen war. Manche der Schluchtwände schienen durch Einwirkung von Wasser eingeschnitten zu sein, als hätten Shigadrähte die geologischen Schichten zerteilt. Einmal glaubte er, im fernen Flimmern einer Fata Morgana eine mit glitzerndem Salz überkrustete Fläche zu erkennen, die durchaus ein ausgetrockneter Meeresboden hätte sein können. Doch als er in diese Richtung weiterflog, war nichts mehr zu sehen.

Kynes war mehr und mehr davon überzeugt, dass es auf diesem Planeten einst Wasser gegeben hatte. Sehr viel Wasser. Für einen Planetologen waren die Hinweise unübersehbar. Aber wohin war es verschwunden?

Die Eisvorkommen in den Polarkappen waren kaum erwähnenswert; sie wurden von Wasserhändlern abgebaut und in den Städten zu exorbitanten Preisen verkauft. Auf jeden Fall war es zu wenig Wasser, um die verschwundenen Ozeane und ausgetrockneten Flussläufe zu erklären. War das planetare Wasser irgendwie vernichtet oder fortgeschafft worden... oder verbarg es sich irgendwo?

Kynes flog weiter und hielt die Augen offen, ständig auf der Suche. Er füllte fleißig seine Notizbücher und schrieb alles nieder, was ihm an interessanten Dingen auffiel. Es würde Jahre dauern, bis er genügend Daten für eine fundierte Abhandlung gesammelt hatte, aber im vergangenen Monat hatte er bereits zwei vorläufige Berichte an den Imperator abgeschickt, nur um zu zeigen, dass er seinen Auftrag erfüllte. Er hatte diese Berichte einem imperialen Kurier und einem Vertreter der Gilde übergeben, in Arrakeen und in Carthag. Aber er hatte natürlich keine Ahnung, ob Elrood oder auch nur seine Berater sie gelesen hatten.

Kynes fühlte sich die meiste Zeit ziemlich hilflos. Seine Karten und Tabellen waren beklagenswert unvollständig oder gar *falsch*, was ihn sehr verblüffte. Wenn Arrakis die einzige Quelle der Melange war – was diese Welt zu einem der wichtigsten Planeten im ganzen Imperium machte –, warum war die Landschaft dann so nachlässig erkundet

worden? Wenn die Raumgilde nur ein paar mehr Satelliten mit hochauflösenden Kameras in den Orbit bringen würde, hätten sich viele der Probleme rasch lösen lassen. Niemand schien eine Antwort darauf zu wissen.

Für einen Planetologen war dieser Punkt jedoch kein Grund zur besonderen Besorgnis. Schließlich war er ein Entdecker, der es gewohnt war, ohne Plan oder Ziel herumzustreifen. Selbst als der Ornithopter zu klappern begann, flog er unbeirrt weiter. Das Ionen-Triebwerk war leistungsstark, und das ramponierte Fluggefährt hielt sich gut in der Luft, selbst in kräftigen Böen und heißen Aufwinden. Er hatte genügend Treibstoff für mehrere Wochen dabei.

Kynes erinnerte sich nur allzugut an die harten Jahre, die er auf Salusa verbracht hatte, während er die Katastrophe zu verstehen versuchte, die den Planeten vor Jahrhunderten verwüstet hatte. Er hatte uralte Bilder gesehen, wusste, wie wunderschön die ehemalige Hauptstadt einmal gewesen war. Aber in seinem Herzen war diese Welt immer die Hölle geblieben, als die er sie kennen gelernt hatte.

Auch hier auf Arrakis war es zu einer epochalen Wende gekommen, aber kein Zeuge und keine Aufzeichnung hatte die lange zurückliegende Katastrophe überdauert. Er glaubte nicht, dass Atomwaffen im Spiel gewesen waren, obwohl eine solche Erklärung nahe lag. Die uralten Kriege vor und während Butlers Djihad waren verheerend gewesen und hatten ganze Sonnensysteme in Staub- und Trümmerwolken verwandelt.

Nein... hier war etwas ganz anderes geschehen.

* * *

Nach weiteren Tagen des Herumstreifens stieg Kynes auf die Spitze eines leblosen, stummen Felsgrats. Er war mit seinem Thopter auf einem flachen, geröllübersäten Sattel gelandet, war dann den Hang hinaufgestiegen, und hatte sich schließlich mit den Händen auf den Grat ziehen müs-

sen, während seine Ausrüstung auf seinem Rücken klapperte.

Die phantasielosen frühen Kartographen hatten dieser gekrümmten Felserhebung, die eine Barriere zwischen der Habbanya-Erg im Osten und der großen Cielago-Senke im Westen bildete, die dauerhafte Bezeichnung Westlicher Wall verpasst. Er sagte sich, dass das ein guter Ort war, um einen Außenposten zur Datensammlung zu errichten.

Als er die Erschöpfung in den Beinen spürte und das Klicken seines auf Hochtouren arbeitenden Destillanzuges hörte, wusste Kynes, dass er offenbar heftig schwitzte. Dennoch absorbierte der Anzug seine gesamte Körperflüssigkeit, um sie wiederzuverwerten, und er fühlte sich gut in Form. Wenn er es nicht mehr aushielt, nahm er einen lauwarmen Schluck aus der Fangtasche am Hals, um dann seinen Weg über die raue Felsoberfläche fortzusetzen. *Der beste Ort, um Wasser zu speichern, ist dein eigener Körper,* besagte eine traditionelle Fremen-Weisheit, die er von dem Mann erfahren hatte, der ihm die Ausrüstung verkauft hatte. Inzwischen hatte er sich an den schlüpfrigen Destillanzug gewöhnt; er war für ihn zu einer zweiten Haut geworden.

Auf der verwitterten Spitze – die sich nach seinem Höhenmesser etwa zwölfhundert Meter erhob – blieb er unter einem schützenden Vorsprung aus hartem Gestein stehen. Dort installierte er seine mobile Wetterstation. Die Analysegeräte würden Geschwindigkeit und Richtung des Windes, die Temperatur, den Luftdruck und Schwankungen in der relativen Luftfeuchtigkeit aufzeichnen.

Rund um den Globus hatte man bereits vor Jahrhunderten biologische Beobachtungsstationen eingerichtet, lange bevor die Eigenschaften der Melange entdeckt worden waren. Damals war Arrakis noch ein unbedeutender, trockener Planet gewesen, der kaum über nutzbare Ressourcen verfügte. Nur die verzweifeltsten Kolonisten hatten sich für ihn interessiert. Viele dieser Stationen hatten längst den Betrieb eingestellt, wurden nicht mehr gewartet, und manche waren gar in Vergessenheit geraten.

Kynes bezweifelte, dass die durch diese Stationen gewonnen Daten sehr zuverlässig waren. Also wollte er lieber eigene Daten mit eigenen Instrumenten sammeln. Ein winziger Fächer surrte, als eine Probe der Atmosphäre genommen wurde und das Gerät die Zusammensetzung ausspuckte: 23 Prozent Sauerstoff, 75,4 Prozent Stickstoff, 0,023 Prozent Kohlendioxid und Spuren weiterer Gase.

Kynes war verblüfft über diese Werte. Ein problemlos atembares Luftgemisch, und zwar genau das, was man von einem normalen Planeten mit florierendem Ökosystem erwartete. Aber in dieser staubtrockenen Umgebung warfen derartige Werte irritierende Fragen auf. Ohne Meere und Regen, ohne Plankton und üppige Vegetation... woher kam all der Sauerstoff? Es ergab einfach keinen Sinn.

Die einzige größere einheimische Lebensform, die ihm bekannt war, stellten die Sandwürmer dar. Konnte es so viele von diesen Ungeheuern geben, dass ihr Metabolismus eine spürbare Auswirkung auf die Zusammensetzung der Atmosphäre hatte? Lebte vielleicht eine ungewöhnliche Form von Plankton im Sand? Es war bekannt, dass die Melange-Ablagerungen eine organische Komponente enthielten, aber Kynes hatte keine Ahnung, woher sie stammen mochte. Gab es vielleicht eine Verbindung zwischen den gefräßigen Würmern und dem Gewürz?

Arrakis bestand aus einer Ansammlung von ökologischen Rätseln.

Als er seine Arbeiten abgeschlossen hatte, zog sich Kynes von seiner meteorologischen Station zurück. Dann erkannte er mit plötzlicher Überraschung, dass Teile dieser scheinbar natürlich entstandenen Nische auf dem einsamen Gipfel *künstlich angelegt* worden waren.

Er ging erstaunt in die Hocke und strich mit den Fingern über die groben Kanten. *Stufen, die jemand in den Fels gehauen hatte!* Menschliche Hände hatten hier vor nicht allzu langer Zeit gearbeitet und einen leichteren Weg angelegt. Ein Außenposten? Ein Ausguck? Eine Beobachtungsstation der Fremen?

Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, gefolgt von einem Schweißausbruch, der gierig vom Destillanzug aufgesogen wurde. Gleichzeitig überkam ihn eine heftige Erregung, als er daran dachte, dass die Fremen vielleicht seine Verbündeten werden könnten, ein abgehärtetes Volk, das dieselben Ziele verfolgte wie er, mit demselben Drang, die Welt zu verstehen und zu verbessern...

Als sich Kynes in der Leere suchend umblickte, kam er sich plötzlich wie auf dem Präsentierteller vor. »Hallo?«, rief er, aber nur die Stille der Wüste antwortete ihm.

Wie hängen all diese Dinge zusammen? fragte er sich. *Und was wissen die Fremen darüber?*

13

Wer kann wissen, ob Ix zu weit gegangen ist? Man verbirgt die Fabriken, hält die Arbeiter in Sklaverei und beansprucht das Recht, Geheimnisse für sich zu behalten. Wie können die Ixianer unter solchen Voraussetzungen nicht *in Versuchung geraten, die Verbote von Butlers Djihad zu überschreiten?*

Graf Ilban Richese,
drittes Gesuch an den Landsraad

»Nutze deine Fähigkeiten und deinen Verstand!«, hatte der alte Herzog ihm immer wieder eingebleut. Als Leto nun allein und zitternd dastand, versuchte er, beides zu Rate zu ziehen.

Er dachte über seine erschütternde und unerwartete Einsamkeit in der Wildnis von Ix nach – oder wie immer der Planet heißen mochte, auf dem man ihn abgesetzt hatte. War er versehentlich oder durch einen geplanten Verrat hier gestrandet? Was war der schlimmstmögliche Fall? In den Aufzeichnungen der Gilde müsste eigentlich vermerkt sein, wo er so formlos aus dem Schiff geworfen worden war. Wenn er nicht am geplanten Ziel seiner Reise auftauchte und sein Vater mit den Truppen des Hauses Atreides ausrückte, würden sie ihn zweifellos finden – aber wie lange würden sie benötigen? Wie lange konnte er hier überleben? Und falls Vernius hinter diesem Verrat steckte, würde er ihn vermutlich gar nicht als vermisst melden.

Leto bemühte sich, optimistisch zu bleiben, aber er wusste, dass es sehr lange dauern konnte, bis Hilfe kam. Er hatte nichts zu essen, keine warme Kleidung, nicht einmal eine provisorische Unterkunft. Er musste dieses Problem ganz allein lösen.

»Hallo!«, rief er wieder. Die gewaltige Leere entriss ihm das Wort und verschluckte es, ohne ihm auch nur das leiseste Echo zurückzugeben.

Er überlegte, ob er losmarschieren sollte, um nach einer Landmarke oder einer Siedlung zu suchen, doch dann beschloss er, vorläufig zu bleiben, wo er war. Als Nächstes ging er im Geiste die Dinge durch, die er in seinen Koffern mit sich trug, und versuchte etwas zu finden, das er benutzen konnte, um eine Nachricht zu schicken.

Dann hörte er neben sich ein Rascheln, das aus einem blaugrünen Dickicht aus dornigen Sträuchern kam, die in dieser Tundra zu überleben versuchten. Erschrocken sprang Leto zurück, dann sah er sich die Angelegenheit genauer an. Ein Attentäter? Jemand, der beabsichtigte, ihn gefangen zu nehmen? Als Lösegeld für einen herzoglichen Erben konnte man einen beträchtlichen Haufen Solaris erwarten... allerdings auch den Zorn von Paulus Atreides.

Er zog das Fischermesser mit der gekrümmten Klinge aus der Scheide auf seinem Rücken und bereitete sich auf einen Kampf vor. Sein Herz pochte, als er die Gefahr einzuschätzen versuchte, um in irgendeiner Weise darauf vorbereitet zu sein. Ein Atreides hatte keine Bedenken, Blut zu vergießen, wenn es sein musste.

Die Zweige mit den spitzen Blättern bewegten sich, dann wichen sie zur Seite, um eine runde Scheibe aus Plaz freizulegen. Maschinen summten, als sich eine transparente Liftröhre aus dem Boden schob, die in dieser wilden Landschaft absolut unpassend wirkte.

Ein stämmiger junger Mann stand in der durchsichtigen Röhre und grinste freundlich. Er hatte blondes, widerspenstiges Haar, das trotz aller Pflege zerzaust wirkte. Er trug weite Hosen aus Militärbeständen und ein Tarnhemd, das sich farblich der Umgebung anpasste. Die Reste des Babyspecks in seinem blassen, offenen Gesicht gaben ihm ein sanftes Aussehen. Eine kleine Tasche hing über seiner linken Schulter, ähnlich einer zweiten, die er in der Hand trug. Er schien etwa in Letos Alter zu sein.

Der transparente Lift kam zum Stehen, und eine gewölbte Tür schob sich zur Seite. Ein Hauch warmer Luft streifte Letos Hände und Gesicht. Er ging in die Hocke und war bereit, mit seinem Fischermesser anzugreifen, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, dass dieser harmlos wirkende Fremde ein Killer war.

»Du musst Leto Atreides sein«, sagte der junge Mann. Er sprach Galach, die Verkehrssprache des Imperiums. »Wollen wir mit einer Tageswanderung beginnen?«

Leto kniff die Augen zusammen und fixierte den Blick auf die purpur- und kupferrote ixianische Helix, die den Kragen des jungen Mannes zierte. Er bemühte sich, seine unendliche Erleichterung zu verbergen und einen professionellen und souveränen Eindruck zu wahren, als er nickte und das Messer sinken ließ, das der Fremde geflissentlich ignoriert hatte.

»Ich bin Rhombur Vernius... Äh, ich dachte, du könntest vielleicht etwas Bewegung vertragen, bevor wir uns unten häuslich einrichten. Ich habe gehört, dass du dich gerne draußen aufhältst, obwohl ich die unterirdische Existenz vorziehe. Wenn du einige Zeit bei uns gelebt hast, wirst du dich in unseren Höhlenstädten wie zu Hause fühlen. Ix ist eigentlich ganz nett.«

Er blickte durch den Schneeregen zu den Wolken hinauf. »Ach, warum regnet es nur? Zinnoberrote Hölle! Ich hasse es, mich in unberechenbarer Umgebung aufzuhalten.« Rhombur schüttelte angewidert den Kopf. »Ich habe die Wetterkontrolle angewiesen, dich mit einem warmen, sonnigen Tag zu empfangen. - Ich muss Ihnen mein tief empfundenes Bedauern aussprechen, Prinz Leto, aber das ist mir einfach zu trübe. Wie wäre es, wenn wir uns stattdessen hinunter ins Große Palais begeben?«

Rhombur riss sich zusammen, bevor er noch mehr ins Schwafeln geriet, warf die zwei Taschen in die Liftröhre und schob auch Letos schwebendes Gepäck hinein. »Es ist gut, dich endlich zu treffen. Mein Vater hat die letzte Zeit nur von Atreides hier und Atreides da geredet. Wir werden einige Zeit

gemeinsam studieren, vermutlich Familienstammbäume und Landsraad-Politik. Ich stehe auf Platz siebenundachtzig der Anwärter auf den Goldenen Löwenthron, aber ich glaube, du bist noch ein gutes Stück näher dran.«

Der Goldene Löwenthron. Die Hierarchie der Großen Häuser war nach einem komplizierten System von MAFEA und Landsraad geregelt, und innerhalb jedes Hauses basierte die Thronfolge auf dem Erstgeburtsrecht. Letos Rang war in der Tat deutlich höher als der des ixianischen Prinzen. Er war sogar ein Urenkel von Elrood IX., da seine Mutter Helena das Kind einer der drei Töchter von dessen zweiter Frau Yvette war. Aber der Rangunterschied war bedeutungslos, da der Imperator viele Urenkel hatte. Weder er noch Rhombur würden jemals den Posten des Imperators erlangen. Als Herzog des Hauses Atreides zu dienen, wäre bereits genug an Herausforderung, dachte Leto.

Die jungen Männer gaben sich nach Tradition des Imperiums die Hände, indem sie ihre Finger ineinander verschränkten. Der Prinz von Ix trug einen Ring mit einem Feuerjuwel an der rechten Hand, die keine harten Schwielen aufwies.

»Zuerst dachte ich, man hätte mich auf dem falschen Planeten abgesetzt«, sagte Leto, als er keinen Grund mehr sah, sein Unbehagen und seine Verwirrung weiterhin zu verbergen. »Ich dachte, ich wäre auf einem unbewohnten Felsbrocken gestrandet. Ist das hier... wirklich Ix? Der Maschinenplanet?« Er zeigte auf die spektakulären Berge, den Schnee und die düsteren Wälder.

Leto erinnerte sich, was sein Vater ihm über das ausgeprägte Sicherheitsdenken der Ixianer erzählt hatte, als ihm Rhomburs Zögern auffiel. »Äh... du wirst schon sehen. Wir versuchen, nicht zu auffällig zu leben.«

Der Prinz bedeutete ihm, in die Röhre zu treten, dann schloss sich die Plaztür hinter ihnen, und sie stürzten durch einen Schacht, der durch eine kilometerdicke Felsschicht zu führen schien. Währenddessen sprach Rhombur völlig ungerührt weiter. »Aufgrund unserer technischen Produktion

hat Ix viele Geheimnisse und zahllose Feinde, die uns gerne vernichten würden. Wir versuchen, unsere Tätigkeiten vor neugierigen Augen zu verbergen.«

Die zwei jungen Männer kamen durch eine leuchtende Bienenwabe aus künstlichem Material, dann folgte ein großer Luftraum, der eine weitläufige Höhlenwelt offenbarte, ein Märchenland, das sich tief im Schutz der Planetenkruste verbarg.

Die anmutigen Bögen riesiger Streben kamen in Sicht, die an so hohen Gittersäulen befestigt waren, dass ihr unteres Ende nicht mehr zu erkennen war. Die von Plazwänden geschützte Kapsel setzte den Abstieg fort, während sie von einem ixianischen Suspensormechanismus getragen wurde. Der transparente Boden der Kapsel erweckte in Leto die beunruhigende Illusion, haltlos in die Tiefe zu stürzen. Er hielt sich an den Wandgriffen fest, während seine schwebenden Koffer neben ihm in der Luft schaukelten.

Wenn er nach oben blickte, sah er den bewölkten ixianischen Himmel und die blauweiße Sonne, die an einigen Stellen hindurchschien. Versteckte Sensoren an der Oberfläche des Planeten übermittelten Bilder des tatsächlichen Wetters an hochauflösende Projektorschirme an der Höhlendecke.

Diese gigantische Unterwelt ließ selbst das Innere eines Gilde-Heighliners winzig erscheinen. Vom Dach der Felsenkuppel hingen Gebäude, die kopfüber konstruiert waren, wie bewohnte Stalaktiten aus Kristall, die durch Brücken und Röhren miteinander verbunden waren. Tropfenförmige Fluggefährte rasten lautlos durch das unterirdische Reich. Menschen flogen in Hängegleitern, so schnell, dass sie nur noch Streifen aus bunten Farben waren.

Tief unten auf dem Boden der riesigen Höhle entdeckte Leto einen See und Flüsse – alles vor den Augen von äußeren Beobachtern verborgen.

»Vernii«, sagte Rhombur. »Unsere Hauptstadt.«

Als die Kapsel zwischen den hängenden Stalaktit-Gebäuden nach unten glitt, konnte Leto Bodenfahrzeuge, Busse

und ein Röhrentransportsystem ausmachen. Er kam sich vor, als wäre er in eine magische Schneeflocke versetzt worden. »Eure Gebäude sind unglaublich schön«, sagte er, während seine grauen Augen sämtliche Details aufsogen. »Ich hatte mir Ix immer als lärmende, stinkende Industriewelt vorgestellt.«

»Wir... äh... wahren gegenüber Fremden diesen Anschein. Wir haben Materialien entwickelt, die nicht nur ästhetisch ansprechend sind, sondern auch extrem leicht und fest. Unsere Untergrundwelt ist gleichzeitig unser Schutz und unser Versteck.«

»Und ihr belasst die Oberfläche dieses Planeten im natürlichen Urzustand«, warf Leto ein. Der Prinz von Ix sah ihn an, als hätte er über diesen Aspekt noch nie nachgedacht.

»Die Adligen und Verwalter leben in den oberen Stalaktiten-Gebäuden«, fuhr Rhombur fort. »Die Mechaniker, Techniker und Konstrukteure und all die Suboiden wohnen in den untersten Etagen. Alle arbeiten gemeinsam für den Wohlstand von Ix.«

»Es gibt noch tiefere Stockwerke in dieser Stadt? *Im* Untergrund dieser Höhle leben Menschen?«

»Nun, keine richtigen Menschen. Es sind *Suboiden*«, sagte Rhombur mit einer wegwerfenden Geste. »Wir haben sie eigens gezüchtet, damit sie stumpfsinnige Arbeiten erledigen, ohne sich zu beklagen. Ein großer Triumph unserer genetischen Ingenieure. Ich weiß nicht, was wir ohne sie tun würden.«

Ihre fliegende Kabine wich einer Transportröhre aus und setzte dann den Weg an der kopfstehenden Skyline entlang fort. Als sie sich dem spektakulärsten der hängenden Paläste näherten – einer riesigen, verwinkelten Konstruktion, die wie eine umgekippte altertümliche Kathedrale wirkte – sagte Leto: »Ich schätze, dass ich bereits von euren Inquisitoren erwartet werde.« Er hob den Kopf und machte sich innerlich auf die Tortur gefasst. »Ich habe mich noch nie zuvor einer mentalen Tiefensondierung unterzogen.«

Rhombur lachte ihn aus. »Äh... ich kann für dich eine

Sondierung arrangieren, wenn du unbedingt darauf bestehst...« Der ixianische Prinz musterte ihn eindringlich. »Leto, wenn wir dir nicht vertrauen würden, hätten wir niemals erlaubt, dass du Ix betrittst. Die Sicherheit hat sich... äh... seit der Zeit deines Vaters erheblich verändert. Glaub nicht an die finsteren Geschichten, die wir über uns verbreiten. Damit wollen wir nur die allzu Neugierigen abschrecken.«

Endlich kam die Kapsel auf einem weiten Balkon zur Ruhe, der mit ineinander greifenden Fliesen bedeckt war, und Leto spürte, wie unter ihnen eine Haltevorrichtung aktiviert wurde. Dann bewegte sich die Kabine seitwärts auf ein Gebäude aus Panzerplaz zu.

Leto versuchte sich seine Erleichterung nicht anmerken zu lassen. »Also gut. Ich werde mich deinem Urteil fügen.«

»Und ich werde dasselbe tun, wenn wir uns auf deiner Welt aufhalten. Wasser, Fische und offener Himmel. Die Geräusche Caladans... äh, wunderbar!« Doch sein Tonfall vermittelte den gegenteiligen Eindruck.

Haushaltspersonal in schwarz-weißer Livree strömte aus dem Panzerplaz-Gebäude. Die uniformierten Männer und Frauen bildeten ein Spalier zu beiden Seiten der Kapsel und nahmen Haltung an.

»Das ist das Große Palais«, sagte Rhombur, »wo unsere Leute bereitstehen, dir all deine Wünsche zu erfüllen. Da du gegenwärtig der einzige Besucher bist, könntest du dich so richtig verwöhnen lassen.«

»All diese Leute sind nur dazu da... um mir zu dienen?« Leto erinnerte sich an die Zeiten, als er sich selbst einen Fisch zubereiten musste, wenn er Hunger hatte.

»Du bist ein bedeutender Würdenträger, Leto. Der Sohn eines Herzogs, der Freund unserer Familie, ein Verbündeter im Landsraad. Hast du etwa weniger erwartet?«

»Um ehrlich zu sein, ich stamme aus einem Haus ohne besonderen Reichtum, von einem Planeten, der nur wegen seiner Fischer, seiner Paradan-Melonen-Sammler und seiner Pundi-Reisbauern berühmt ist.«

Rhombur lachte schallend. »Ach, und bescheiden bist du auch noch!«

Gefolgt vom schwebenden Gepäck betraten die jungen Männer über drei breite, elegante Stufen Seite an Seite das Große Palais.

Als sich Leto im zentralen Foyer umsah, erkannte er ixianische Kristall-Kronleuchter, die kostbarsten im ganzen Imperium. Pokale und Vasen aus Kristall schmückten die Marmorplaz-Tische, und auf beiden Seiten eines Empfangstisches aus Schwarzit standen Lapisjade-Statuen von Graf Dominic Vernius und Lady Shando Vernius in voller Lebensgröße. Leto erkannte das adlige Paar von Trifotos wieder, die er gesehen hatte.

Die livrierten Haushaltsdiener strömten ins Gebäude zurück und begaben sich auf ihre Posten, um auf Anweisungen von Ranghöheren zu warten. Am anderen Ende des Foyers öffnete sich eine Doppeltür, durch die der breitschultrige und kahlköpfige Dominic Vernius höchstpersönlich eintrat. Er erinnerte an einen *dschinn,* der plötzlich aus der Flasche geschlüpft war. Er trug ein ärmelloses Hemd in Silber und Gold mit weißem Kragen. Eine purpur- und kupferrote ixianische Helix zierte seine Brust.

»Ah, da ist ja unser junger Besucher!«, wurde er mit freundlichem und stürmischem Überschwang von Dominic begrüßt. Die Krähenfüße wurden zu Lachfalten rund um seine hellen braunen Augen. Sein Gesicht ähnelte dem seines Sohnes Rhombur, nur dass sich sein angesammeltes Fett zu geröteten Wülsten und Wammen aufgeworfen hatte und sein dichter schwarzer Schnurrbart einen auffälligen Rahmen für seine weißen Zähne bildete. Graf Dominic war einige Zentimeter größer als sein Sohn. Die Gesichtszüge des Vaters waren nicht so aristokratisch wie die der Atreides und Corrinos, sondern stammten aus einem eher bodenständigen Geschlecht, das aber schon zur Zeit der Schlacht von Corrin uralt gewesen war.

Hinter ihm trat seine Gattin Shando ein, die ehemalige Konkubine des Imperators. Ihr edles Gewand, ihre fein ge-

meißelten Züge, ihre kleine spitze Nase und die cremefarbene Haut umhüllten ihre Erscheinung mit einer königlichen Schönheit, die selbst die tristeste Kleidung durchdrungen hätte. Auf den ersten Blick wirkte sie zart und zierlich, dennoch machte sie einen harten und widerstandsfähigen Eindruck.

Sie wurde begleitet von ihrer Tochter Kailea, die sich Mühe zu geben schien, ihre Mutter noch zu überstrahlen. Sie trug ein besticktes lavendelblaues Kleid und kupferrotes Haar. Kailea schien ein wenig jünger als Leto zu sein, aber sie bewegte sich mit so konzentrierter Anmut, als könnte ihr jeden Moment die Kontrolle über ihr korrektes Auftreten entgleiten. Ihre Augenbrauen waren dünn und elegant gebogen, die Augen von einem unvergleichlichen Smaragdgrün, der Mund war katzenhaft und großzügig, und das Kinn schmal. Mit dem Hauch eines Lächelns führte Kailea einen aufwendigen, aber vollendeten Hofknicks aus.

Leto erwiderte jede Begrüßung mit einem Nicken und bemühte sich, die Vernius-Tochter nicht anzustarren. Dann vollführte er eilig die Bewegungen, die seine Mutter ihm eingepaukt hatte, und riss das Siegel an einem seiner Koffer auf, um eine schwere juwelenbesetzte Schachtel aus dem Familienschatz der Atreides hervorzuholen. Er hielt sie in der Hand, als er sich aufrichtete. »Für Sie, Graf Vernius. Es enthält einzigartige Stücke von unserem Planeten. Und ich habe auch ein Geschenk für Lady Vernius.«

»Ausgezeichnet, einfach ausgezeichnet!« Dominic nahm das Geschenk ohne Umstände an, als würde er nicht die Geduld für artige Höflichkeiten aufbringen, und winkte einem Diener, es ihm abzunehmen. »Ich werde mich heute Abend am Inhalt erfreuen, wenn ich die nötige Zeit dazu habe.« Er rieb sich die breiten Hände. Dieser Mann schien eher in einer rußigen Schmiede oder auf dem Schlachtfeld zu Hause zu sein als in einem feinen Palast. »Hatten Sie eine angenehme Reise nach Ix, Leto?«

»Ohne besondere Vorkommnisse, Herr.«

»Ah, die beste Art zu reisen.« Dominic lachte.

Leto lächelte unsicher. Er wusste nicht genau, wie er bei diesem Mann einen möglichst guten Eindruck hinterlassen sollte. Er räusperte sich verlegen. »Ja, Herr. Nur dass mir Sorgen machte, als die Gilde mich auf Ihrem Planeten absetzte und ich mich von wilder Natur umgeben sah.«

»Ah! Ich hatte Ihren Vater darum gebeten, Ihnen nichts davon zu sagen. Ein kleiner Streich. Dasselbe habe ich mit ihm gemacht, als er uns zum ersten Mal besuchte. Sie müssen geglaubt haben, völlig allein und verloren zu sein.« Dominic strahlte vor Vergnügen. »Allerdings sehen Sie recht ausgeruht aus, junger Mann. In Ihrem Alter spielt der Spacelag keine besondere Rolle. Sie haben Caladan vor... zwei Tagen verlassen?«

»Vor weniger als zwei Tagen, Mylord.«

»Erstaunlich, wie geschwind Heighliner große Entfernungen überbrücken können. Einfach unglaublich. Und wir sind gerade dabei, ihre Konstruktion weiter zu verbessern, damit jedes Schiff noch mehr Fracht transportieren kann.« Seine dröhnende Stimme ließ diese Errungenschaften wesentlich grandioser klingen. »Ein Prototyp unserer neuen Konstruktion soll noch heute fertiggestellt werden. Ein weiterer Triumph unserer Ingenieure. Wir werden Ihnen all unsere Modifikationen zeigen, als Teil Ihrer Ausbildung bei uns.«

Leto lächelte, aber sein Kopf fühlte sich bereits an, als müsste er explodieren. Er wusste nicht, wie viele neue Dinge er noch absorbieren konnte. Wenn das Jahr vorüber war, würde er ein ganz anderer Mensch geworden sein.

14

Es gibt Waffen, die man nicht in den Händen halten kann. Es sind die Waffen des Geistes.

Lehre der Bene Gesserit

Das Bene-Gesserit-Shuttle ging auf der dunklen Seite von Giedi Primus nieder und landete kurz vor Mitternacht lokaler Zeit in der gut bewachten Hauptstadt Harko City.

Der Baron grübelte, was die verdammten Hexen von ihm wollen könnten, nachdem er gerade aus der Hölle von Arrakis zurückgekehrt war, während er sich auf einen hohen Balkon der Burg Harkonnen begab, wo er durch den Schild die Lichter des sich nähernden Fluggefährts betrachtete.

Ringsum warfen die monolithischen Türme aus Schwarzplaz und Stahl grelles Licht in die rauchgetrübte Dunkelheit. Die Gehwege und Straßen waren überdacht und mit Luftfiltern versehen, um die Fußgänger vor Industrieabgasen und saurem Regen zu schützen. Mit etwas mehr Phantasie und Liebe zum Detail hätte man aus Harko City eine beeindruckende Stadt machen können. Stattdessen wirkte alles nur *bedrückend.*

»Ich habe die gewünschten Daten, Baron«, sagte eine nasale, aber schneidende Stimme hinter seinem Rücken – nah wie ein Meuchelmörder.

Der Baron zuckte zusammen, fuhr herum und spannte die muskulösen Arme an. Er runzelte die Stirn. An der Tür zum Balkon stand die hagere, in schlichte Gewänder gehüllte Gestalt seines persönlichen Mentaten Piter de Vries.

»Schleich dich nie wieder wie ein ekliger Wurm an, Piter.« Dieser Vergleich erinnerte ihn unwillkürlich an die Wüstenjagd seines Neffen Rabban und ihr peinliches Ergebnis. »Du solltest wissen, dass die Harkonnens Würmer töten.«

»Davon habe ich gehört«, erwiderte de Vries trocken. »Aber manchmal gewinnt man die besten Informationen, wenn man sich lautlos anschleicht.« Ein ironisches Lächeln stahl sich auf seine Lippen, die vom preiselbeerfarbenen Sapho-Saft, den die Mentaten zur Steigerung ihrer Fähigkeiten tranken, rot gefleckt waren. Da der Baron stets nach körperlichen Vergnügungen strebte und neugierig mit neuen Suchtmitteln experimentierte, hatte er selbst Sapho ausprobiert, doch er hatte es als bitteres, abscheuliches Zeug erlebt.

»Es handelt sich um eine Ehrwürdige Mutter und ihr Gefolge«, sagte de Vries und deutete mit einem Nicken auf die Lichter des Shuttles. »Fünfzehn Schwestern und Akoluthen, des Weiteren vier männliche Wachen. Keine Waffen, soweit wir feststellen konnten.«

De Vries war von den Bene Tleilax zum Mentaten ausgebildet worden, den genetischen Zauberern, die die besten menschlichen Computer im Imperium hervorbrachten. Doch der Baron hatte keine datenverarbeitende Maschine mit einem menschlichen Gehirn gewollt, sondern einen berechnenden und intelligenten Menschen. Jemanden, der nicht nur die Konsequenzen der Harkonnen-Pläne verstehen und kalkulieren konnte, sondern der seine korrupte Phantasie dazu einsetzte, dem Baron bei der Verwirklichung seiner Pläne behilflich zu sein. Piter de Vries war eine spezielle Schöpfung, einer der berüchtigten »verderbten Mentaten« der Tleilaxu.

»Aber was wollen sie von uns?«, murmelte der Baron, während er auf das gelandete Shuttle starrte. »Ziemlich selbstbewusst von den Hexen, einfach hierher zu kommen.« Seine blau uniformierten Truppen schwärmten aus wie ein Rudel Wölfe, bevor auch nur ein Passagier das Schiff verlassen konnte. »Wir könnten sie von einem Moment auf den nächsten mit den einfachsten Verteidigungseinrichtungen unseres Hauses auslöschen.«

»Die Bene Gesserit kommen nie ohne Waffen, Baron. Manche sagen, dass sie selbst Waffen sind.« De Vries hob

einen dünnen Finger. »Es ist niemals klug, den Zorn der Schwesternschaft zu erregen.«

»Das weiß ich, du Idiot! Wie lautet also der Name der Ehrwürdigen Mutter und was will sie?«

»Gaius Helen Mohiam. Was ihr Anliegen betrifft... hüllt sich die Schwesternschaft in Schweigen.«

»Die verdammten Hexen und ihre Geheimnisse!«, knurrte der Baron, als er auf dem Balkon herumwirbelte. Er marschierte in den Korridor, um sich zum Shuttle zu begeben.

Piter de Vries blickte ihm lächelnd nach. »Wenn eine Bene Gesserit spricht, tut sie es oft in Rätseln und Andeutungen, aber in ihren Worten liegt stets eine große Wahrheit. Man muss ihr nur auf den Grund gehen.«

Der Baron anwortete mit einem Brummen und ging weiter. Piter, der ebenfalls sehr neugierig war, folgte ihm.

Unterwegs rief der Mentat sein Wissen über die schwarz gewandeten Hexen auf. Die Bene Gesserit verfolgten zahlreiche Zuchtprogramme, als wollten sie die Menschheit nach ihren eigenen Vorstellungen weiterentwickeln. Außerdem verfügten sie über eins der größten Informationslager des Imperiums und nutzten ihre umfangreichen Bibliotheken dazu, historische Veränderungen zu verfolgen und die Auswirkungen der Handlungen einzelner Personen auf die interplanetare Politik zu studieren.

Als Mentat hätte de Vries alles gegeben, Zugang zu diesem Wissenslager zu erhalten. Mit einer solchen Datenmenge könnte er fundierte Berechnungen und Vorhersagen anstellen - mit denen er vielleicht sogar die Schwesternschaft selbst zu Fall bringen konnte.

Aber die Bene Gesserit ließen keine Fremden in ihre Archive, nicht einmal den Imperator. Daher gab es selbst für einen Mentaten nicht viel, worauf er seine Berechnungen gründen konnte. De Vries konnte nur mutmaßen, was das Anliegen der Hexen betraf.

* * *

Die Bene Gesserit nahmen vorzugsweise durch geheime Manipulationen Einfluss auf Politik und Gesellschaft, so dass kaum jemand ihr Wirken rekonstruieren konnte. Dennoch wusste die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam, wie man einen spektakulären Auftritt inszenierte. Mit rauschenden schwarzen Gewändern, in Begleitung zweier tadellos gekleideter Wachmänner und gefolgt von einem Trupp Akoluthen betrat sie den Empfangssaal des Familienstammsitzes der Harkonnens.

Der Baron erwartete sie an einem blitzsauberen Tisch aus Schwarzplaz, in Anwesenheit seines Mentaten und einiger handverlesener Leibwachen. Um seiner Verachtung und Interesselosigkeit für diese Besucher Ausdruck zu verleihen, hatte er sich nachlässig gekleidet. Und er hatte keine Erfrischungen, keine Fanfare, keinerlei Zeremonie für diesen Anlass angeordnet.

Nun gut, dachte Mohiam, *vielleicht ist es ohnehin das Beste, wenn wir diese Begegnung als Privatangelegenheit behandeln.*

Mit starker, fester Stimme stellte sie sich vor und trat dann einen Schritt näher an ihn heran, um sich von ihrem Gefolge abzusetzen. Sie hatte ein klares Gesicht mit kräftigen Zügen – nicht hässlich, aber auch nicht besonders attraktiv. Während ihre Nase in der Vorderansicht völlig gewöhnlich wirkte, zeigte sich im Profil, dass sie recht lang war. »Baron Wladimir Harkonnen, meine Schwesternschaft hat einige Dinge mit Ihnen zu besprechen.«

»Ich bin nicht an Geschäften mit Hexen interessiert«, sagte der Baron und stützte sein kräftiges Kinn mit den Fingerknöcheln. Seine pechschwarzen Augen musterten die Versammelten, schätzten die Statur und körperliche Verfassung der männlichen Wachen ein. Mit den Fingern seiner freien Hand trommelte er einen nervösen Rhythmus auf seinem Oberschenkel.

»Trotzdem werden Sie sich anhören, was ich zu sagen habe.« Sie sprach mit eisenharter Stimme.

Als Piter de Vries bemerkte, wie der Baron einen kaum

beherrschbaren Zorn entwickelte, trat er vor. »Ehrwürdige Mutter, muss ich Sie daran erinnern, wo Sie sich befinden? Wir haben Sie nicht eingeladen, uns zu besuchen.«

»Vielleicht sollte ich *Sie* daran erinnern«, gab die Frau mit gemessener Schärfe zurück, »dass wir in der Lage sind, eine detaillierte Analyse aller Aktivitäten der Harkonnens im Zusammenhang mit der Gewürzproduktion auf Arrakis vorzulegen – über die benutzte Ausrüstung, die eingesetzte menschliche Arbeitskraft. Ein Vergleich zwischen der Gewürzproduktion, die an die MAFEA gemeldet wurde, und unseren recht präzisen Schätzungen könnte sehr... ah... aufschlussreich sein.« Sie hob die Augenbrauen. »Wir haben bereits eine vorläufige Studie erstellt, die auf zuverlässigen Berichten unserer...« – sie lächelte – »Quellen beruht.«

»Sie meinen, ihrer *Spione*«, erwiderte der Baron indigniert.

Sie erkannte, dass er es bereits im nächsten Augenblick bereute, dieses Wort ausgesprochen zu haben, weil er damit indirekt seine Schuld eingestanden hatte.

Der Baron richtete sich auf und spannte die Armmuskeln an, doch bevor er etwas auf Mohiams Andeutung entgegnen konnte, warf de Vries ein: »Vielleicht wäre es das Beste, wenn wir das Gespräch im vertraulichen Kreis fortsetzen – nur zwischen der Ehrwürdigen Mutter und dem Baron. Es besteht kein Grund, aus einem Privatgespräch ein großartiges Spektakel zu machen... und eine offizielle Angelegenheit.«

»Ich bin einverstanden«, sagte Mohiam rasch, während sie den verderbten Mentaten mit einem anerkennenden Blick musterte. »Warum ziehen wir uns nicht einfach in Ihre Gemächer zurück, Baron?«

Er zog seine Lippen schmollend zu einer dunkelroten Rose zusammen. »Warum sollte ich eine Bene-Gesserit-Hexe in meine privaten Räume einladen?«

»Weil Ihnen keine andere Wahl bleibt«, sagte sie mit tiefer und strenger Stimme.

Schockiert dachte der Baron über ihre Unverfrorenheit

nach, doch dann lachte er laut auf. »Warum eigentlich nicht? Es ist kaum anmaßender als die gegenwärtige Situation.«

De Vries beobachtete die beiden mit zusammengekniffenen Augen. Er rechnete seinen Vorschlag noch einmal durch, wog verschiedene in seinem Gehirn gespeicherte Daten gegeneinander ab und kalkulierte Wahrscheinlichkeiten. Die Hexe hatte sich zu schnell einverstanden erklärt. Sie *wollte* mit dem Baron allein sein. Warum? Was wollte sie mit ihm unter vier Augen besprechen?

»Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten, Baron«, sagte de Vries und wandte sich bereits zur Tür, die durch mehrere Korridore und Suspensorröhren zu den Privatgemächern des Barons führte.

»Diese Angelegenheit sollte ausschließlich den Baron und mich betreffen«, sagte Mohiam.

Baron Harkonnen erstarrte. »Es steht Ihnen nicht zu, meinem Personal Befehle zu erteilen, Hexe«, sagte er in tiefem, drohendem Tonfall.

»Wie lauten also Ihre Anweisungen?«, fragte sie dreist.

Nach kurzem Zögern entschied er: »Ich gebe Ihrer *Bitte* um eine Privataudienz statt.«

Mit dem Kopf deutete sie kaum merklich eine Verbeugung an, dann blickte sie sich kurz zu ihren Begleitern um. De Vries bemerkte eine schnelle Fingerbewegung, irgendein Handzeichen der Hexen.

Als sich ihre vogelgleichen Augen ihm zuwandten, richtete sich de Vries auf. »Es gäbe etwas, das Sie für mich tun könnten, Mentat«, sagte sie. »Wenn Sie die Freundlichkeit hätten, dafür zu sorgen, dass man sich um meine Begleiter kümmert und ihnen etwas zu essen reicht, da uns nicht genügend Zeit für Geselligkeiten zur Verfügung steht. Wir müssen postwendend nach Wallach IX zurückkehren.«

»Tun Sie es«, sagte Baron Harkonnen.

Sie entließ de Vries mit einem knappen Blick, als wäre er der geringste Diener im ganzen Imperium, und folgte dem Baron hinaus...

Als er seine Gemächer betrat, stellte der Baron zu seiner

Zufriedenheit fest, dass er seine verschmutzte Kleidung auf einem Haufen zurückgelassen hatte. Die Möbel standen unordentlich herum, und einige Blutflecken an den Wänden waren noch nicht entfernt worden. Er wollte unterstreichen, dass der Hexe keine bevorzugte Behandlung oder ein besonders entgegenkommender Empfang zustand.

Er legte die Hände an die schmalen Hüften, reckte die Schultern und hob den Kopf. »Jetzt können Sie mir sagen, was Sie wollen, Ehrwürdige Mutter. Meine Geduld für weitere Wortspiele ist erschöpft.«

Mohiam zeigte ein leichtes Lächeln. »Wortspiele?« Sie wusste, dass das Haus Harkonnen bestens mit den Nuancen der Politik vertraut war... vielleicht nicht der gutmütige Abulurd, aber zweifellos der Baron und seine Berater. »Wie Sie meinen, Baron«, sagte sie nur. »Die Schwesternschaft wäre sehr an Ihrem Genmaterial interessiert.«

Sie hielt inne und genoss den schockierten Ausdruck, der auf seinem harten Gesicht erschien. Bevor er etwas erwidern konnte, erklärte sie ihm einige sorgsam ausgewählte Aspekte des Hintergrundes. Mohiam selbst kannte nicht alle Details und Gründe, aber sie wusste, wann sie gehorchen musste. »Ihnen ist zweifellos bewusst, dass die Bene Gesserit seit vielen Jahren wichtige Abstammungslinien in die Schwesternschaft integrieren. Unsere Schwestern verkörpern das gesamte Spektrum des Adels, konzentriert in den wünschenswerten Eigenschaften der meisten Großen und Kleinen Häuser im Landsraad. Unter uns gibt es sogar mehrere Vertreter des Hauses Harkonnen, die auf frühere Generationen zurückgehen.«

»Und jetzt möchten Sie die Harkonnen-Linie auffrischen?«, fragte der Baron misstrauisch. »Geht es darum?«

»Völlig richtig. Wir benötigen ein Kind von *Ihnen*, Wladimir Harkonnen. Eine Tochter.«

Der Baron wich schwankend einen Schritt zurück, dann wischte er sich kichernd eine Lachträne aus dem Auge. »Dann müssen Sie sich anderswo umschauen. Ich habe keine Kinder, und es ist auch sehr unwahrscheinlich, dass

ich in Zukunft welche haben werde. Der Zeugungsprozess, zu dem eine Frau nötig wäre, widert mich an.«

Da Mohiam von den sexuellen Vorlieben des Barons wusste, ging sie nicht weiter auf diesen Punkt ein. Im Gegensatz zu vielen Adligen hatte er keinerlei Nachkommen, nicht einmal illegitime Kinder, die sich in der planetaren Bevölkerung tummelten.

»Nichtsdestoweniger wollen wir eine Harkonnen-Tochter, Baron. Keinen Erben, nicht einmal einen Prätendenten. Also müssen Sie sich keine Sorgen wegen irgendwelcher... dynastischen Ambitionen machen. Wir haben die Abstammungslinien sorgfältig untersucht und benötigen eine äußerst spezifische Mischung. Sie müssen mich schwängern.«

Die Augenbrauen des Barons wanderten immer höher. »Warum, bei allen Monden des Imperiums, sollte ich etwas Derartiges tun wollen?« Sein Blick musterte ihren Körper von oben bis unten; er nahm Maß und sezierte sie geradezu. Mohiam war keineswegs hübsch mit dem langen Gesicht und dem dünnen braunen Haar. Sie war älter als er und stand kurz vor dem Ende ihrer fruchtbaren Jahre. »Insbesondere mit Ihnen.«

»Die Bene Gesserit bestimmen solche Verbindungen durch genetische Projektionen, nicht auf der Basis gegenseitiger oder körperlicher Zuneigung.«

»Wie auch immer – ich weigere mich.« Der Baron wandte sich von ihr ab und verschränkte die Arme über der Brust. »Gehen Sie. Nehmen Sie Ihre kleinen Sklaven mit und verlassen Sie Giedi Primus.«

Mohiam starrte ihn noch eine Weile an und nahm die Einzelheiten des Raumes in sich auf. Mit Hilfe analytischer Bene-Gesserit-Techniken erfuhr sie aus dieser Umgebung, die nicht ständig im Hinblick auf offizielle Besucher in Ordnung gehalten wurde, vieles über den Baron. Unwissentlich hatte er ihr damit einen tiefen Einblick in seine innerste Persönlichkeit gestattet.

»Wenn das Ihr Wunsch ist, Baron...«, sagte sie. »Das nächste Flugziel meines Shuttles ist Kaitain, wo wir bereits einen

Termin mit dem Imperator vereinbart haben. Meine private Datenbibliothek an Bord dieses Schiffes enthält Kopien aller Aufzeichnungen mit Beweisen für Ihre geheimen Gewürzlager auf Arrakis und eine Dokumentation der Aktivitäten, mit denen Sie diese Vorräte vor der MAFEA und dem Haus Corrino verborgen halten. Unsere *vorläufige* Untersuchung enthält genügend Informationen, um eine gründliche Revision durch die Gildebank und den sofortigen Verlust Ihres gegenwärtigen Vorstandspostens in der MAFEA zu rechtfertigen.«

Der Baron erwiderte ihren gnadenlosen Blick. Keiner von beiden war bereit nachzugeben. Aber er erkannte in ihren Augen, dass ihre Worte der Wahrheit entsprachen. Er bezweifelte nicht, dass die Hexen ihre teuflischen intuitiven Methoden eingesetzt hatten, um herauszufinden, was er getan hatte, wie er Elrood IX. zum Narren gehalten hatte. Und er wusste auch, dass Mohiam nicht zögern würde, ihre Drohung in die Tat umzusetzen.

Kopien aller Aufzeichnungen... Es würde also nichts nützen, das Schiff zu zerstören. Die verdammte Schwesternschaft bewahrte demnach irgendwo weitere Kopien auf.

Die Bene Gesserit besaßen wahrscheinlich sogar Material, mit dem sich das Haus Corrino erpressen ließ, vielleicht auch peinliche Daten über die wichtigen, aber heimlichen Geschäfte zwischen der Raumgilde und der mächtigen MAFEA. *Die Währung der hohen Politik.* Die Schwesternschaft verfügte über ein hervorragendes Geschick, die Schwächen ihrer potenziellen Feinde ausfindig zu machen.

Dem Baron gefiel keine der beiden Alternativen, mit denen sie ihn konfrontierte, aber er konnte nichts dagegen tun. Diese Hexe konnte ihn mit einem Wort vernichten und ihn schließlich trotzdem zwingen, ihr sein Genmaterial zu überlassen.

»Um es für Sie einfacher zu machen, kann ich die Fähigkeit der Beherrschung meiner Körperfunktionen einsetzen«, sagte Mohiam sachlich. »Ich kann ovulieren, wenn ich es will, und Ihnen damit gewährleisten, dass dieser unange-

nehme Vorgang nicht wiederholt werden muss. Ein einziger Kontakt mit Ihnen führt garantiert zur Geburt eines weiblichen Kindes. Sie müssen sich also nie wieder Sorgen wegen dieser Angelegenheit machen.«

Die Bene Gesserit verfolgten ständig mehrere Pläne, die kompliziert ineinander verschachtelt schienen, so dass man sich niemals auf den oberflächlichen Anschein verlassen konnte. Der Baron runzelte die Stirn und dachte über die Möglichkeiten nach. Was war, wenn die Hexen – obwohl Mohiam es abgestritten hatte – mit dieser Tochter doch den Plan verfolgten, einen illegitimen Erben hervorzubringen, um in der nächsten Generation Anspruch auf das Haus Harkonnen zu erheben? Das war absurd. Für diesen Posten zog er sich bereits Rabban heran, und niemand würde es wagen, seinen Anspruch infrage zu stellen.

»Ich...« Er suchte nach Worten. »Ich brauche etwas Zeit, um darüber nachzudenken und mich mit meinen Beratern abzusprechen.«

Die Ehrwürdige Mutter Mohiam hätte beinahe die Augen verdreht, aber sie gestattete ihm den Aufschub. Mit einer flüchtigen Geste entließ sie ihn, warf ein blutverschmiertes Handtuch vom Diwan und ließ sich darauf nieder, um es sich für die Wartezeit bequem zu machen.

Trotz seiner verachtenswerten Persönlichkeit war Wladimir Harkonnen ein attraktiver Mann mit ansehnlichem Körperbau und ansprechenden Zügen: rötliches Haar, schwere Lippen, spitzer Haaransatz. Doch die Bene Gesserit impften all ihren Schwestern ein, dass der Geschlechtsverkehr lediglich ein Mittel zur Manipulation von Männern und zur Erzeugung von Nachkommen war, die das genetische Netzwerk der Schwesternschaft stärken sollten. Mohiam hatte niemals erwartet, dabei Vergnügen zu empfinden – unabhängig von ihren Anweisungen. Dennoch bereitete es ihr Vergnügen, den Baron in ihrer Gewalt zu haben, ihn zwingen zu können, ihr gefügig zu sein.

Die Ehrwürdige Mutter lehnte sich zurück, schloss die Augen und konzentrierte sich auf den Fluss der Hormone

in ihrem Körper, auf ihren Fortpflanzungsapparat... und machte sich bereit.

Denn sie wusste genau, wie die Antwort des Barons lauten musste.

* * *

»Piter!« Der Baron eilte durch die Gänge. »Wo ist mein Mentat?«

De Vries kam aus einem angrenzenden Zimmer, wo er versucht hatte, das Privatgemach des Barons auszuspionieren.

»Ich bin hier, Baron«, sagte er, dann nahm er einen Schluck aus einem kleinen Fläschchen. Der Sapho-Saft aktivierte sein Gehirn, feuerte seine Neuronen an und schärfte seine mentalen Fähigkeiten. »Was hat die Hexe gewollt? Was will sie von Ihnen?«

Der Baron wirbelte herum, als er plötzlich ein angemessenes Ziel für seinen Zorn fand. »Sie will, dass ich sie schwängere! Die Sau!«

Sie schwängern? dachte de Vries und speiste die Information in seine Mentatendatenbank ein. Mit Hypergeschwindigkeit evaluierte er das Problem.

»Sie will eine Tochter von mir zur Welt bringen! Kannst du das fassen? Außerdem wissen die Hexen über meine Gewürzvorräte Bescheid!«

De Vries befand sich im Mentatenmodus. *Faktum: Der Baron würde niemals auf andere Weise Kinder zeugen. Er verabscheut Frauen. Außerdem ist er politisch viel zu vorsichtig, um seinen Samen wahllos zu verstreuen.*

Faktum: Die Bene Gesserit haben ein großes genetisches Archiv auf Wallach IX angelegt, sie verfolgen zahlreiche Zuchtprogramme, deren Resultate ungewiss sind. Was könnten die Hexen mit einem Kind vom Baron - warum eine Tochter und kein Sohn? - bezwecken?

Gibt es irgendeinen Makel - oder einen Vorzug - in den Harkonnen-Genen, den sie auf irgendeine Weise ausnutzen möchten? Haben sie sich nur dafür entschieden, weil sie es

als die demütigendste Bestrafung für den Baron betrachten? Wenn ja, wodurch hat der Baron den Zorn der Schwesternschaft erregt?

»Schon der Gedanke, diese Zuchtstute zu bespringen, widert mich an!«, knurrte der Baron. »Aber meine Neugier macht mich fast wahnsinnig. Was könnten die Schwestern nur damit bezwecken?«

»Ich sehe mich zu einer Extrapolation außerstande, Baron. Unzureichende Daten.«

Der Baron machte den Eindruck, als wollte er de Vries schlagen, aber er hielt sich zurück. »Ich bin kein Zuchthengst der Bene Gesserit!«

»Baron«, sagte de Vries ruhig, »wenn die Hexen wirklich Informationen über Ihre geheimen Gewürzlager besitzen, sollten Sie in jedem Fall eine Weitergabe verhindern. Selbst wenn es nur ein Bluff ist, hat Ihre Reaktion ihnen zweifellos alles verraten, was sie wissen mussten. Wenn sie auf Kaitain ihre Beweise vorlegen, wird der Imperator seine Sardaukar zu uns schicken, um das Haus Harkonnen zu inspizieren, und einem anderen Großen Haus die Verantwortung für Arrakis anvertrauen, genauso wie man vor uns das Haus Richese abgesetzt hat. Das würde Elrood sicherlich gefallen. Er und die MAFEA können jederzeit unseren Lehensvertrag aufkündigen. Sie könnten Arrakis und die Gewürzproduktion beispielsweise... an das Haus Atreides übergeben, nur um Sie zu ärgern.«

»Atreides!« Der Baron spuckte den Namen geradezu aus. »Ich würde niemals zulassen, dass *ihnen* mein Lehen in die Hände fällt!«

De Vries wusste, dass er die richtige Saite angeschlagen hatte. Die Fehde zwischen den Harkonnens und Atreides war viele Generationen alt und hatte während der tragischen Ereignisse in der Schlacht von Corrin ihren Anfang genommen.

»Sie müssen tun, was die Hexe verlangt, Baron«, sagte er. »Die Bene Gesserit haben diese Runde des Spiels für sich entschieden. Priorität: Schutz der Reichtümer unseres Hau-

ses, Ihres Gewürzlehens und Ihrer unrechtmäßigen Vorräte.« Der Mentat lächelte. »Für Ihre Rache können Sie später sorgen.«

Die Haut des Barons schien plötzlich grau und fleckig geworden zu sein. »Piter, beginne unverzüglich damit, die Beweise zu vernichten und unsere Vorräte umzulagern. Verteile sie auf Orte, wo niemand auf die Idee kommt, danach zu suchen.«

»Auch auf den Planeten unserer Verbündeten? Davon würde ich abraten, Baron. Zuviele mögliche Komplikationen. Außerdem können Verbündete zu Feinden werden.«

»Also gut.« Seine pechschwarzen Augen leuchteten auf. »Dann bring das meiste nach Lankiveil, genau vor die Nase meines dummen Halbbruders. Man wird niemals auf den Verdacht kommen, dass Abulurd in die Angelegenheit verwickelt sein könnte.«

»Ja, mein Baron. Eine sehr gute Idee.«

»Natürlich ist es eine gute Idee!« Er blickte sich mit finsterer Miene um. Sein Halbbruder hatte ihn an seinen hochgeschätzten Neffen erinnert. »Wo ist Rabban? Vielleicht kann die Hexe etwas mit seinem Samen anfangen.«

»Das bezweifle ich, Baron«, sagte de Vries. »Ihre Zuchtpläne sind gewöhnlich sehr spezifisch.«

»Trotzdem – wo ist er? Rabban!« Der Baron wirbelte herum und hetzte durch den Korridor, als suchte er nach einer Beute. »Ich habe ihn heute noch gar nicht gesehen.«

»Er befindet sich auf einem seiner idiotischen Jagdausflüge, draußen an der Forst-Wachstation.« De Vries unterdrückte ein Grinsen. »Sie sind hier ganz allein, mein Baron, und ich denke, Sie sollten sich jetzt besser in Ihr Schlafgemach zurückziehen und ihre Pflicht tun.«

15

Dies ist die Grundregel: Unterstütze niemals die Schwäche; unterstütze stets die Stärke.

Das Azhar-Buch der Bene Gesserit,
Die Sammlung der großen Geheimnisse

Der leichte Kreuzer flog über eine nächtliche Einöde ohne die übliche Stadtbeleuchtung oder die Industrieabgase von Giedi Primus hinweg. Duncan Idaho, der sich allein im Frachtraum des Fluggefährts befand, blickte durch ein Plazfenster nach draußen, wo die weitläufige Strafanstalt von Barony unter ihnen kleiner wurde, diese geometrisch angelegte schwärende Pestbeule, in der gefangene und gefolterte Menschen litten und starben.

Zumindest waren seine Eltern nicht mehr gefangen. Rabban hatte sie getötet, nur um ihn wütend zu machen und zum Kampf aufzustacheln. Während der vergangenen Tage der Vorbereitungen war Duncans Wut in der Tat immer größer geworden.

Die blanken Metallwände des Frachtraums im Bauch des Kreuzers waren mit einer Rauhreifschicht überzogen. Duncan war benommen, sein Herz bleiern, seine Nerven vor Schock verstummt, seine Haut eine gefühllose Decke um seinen Körper. Die Triebwerke ließen die Bodenplatten vibrieren. Von den oberen Decks hörte er, wie die unruhige Jagdgesellschaft in ihren gepanzerten Uniformen umherschlurfte. Die Männer hatten Waffen mit Zielfernrohren mitgenommen. Sie schwatzten und lachten und waren bereit für die nächtliche Jagd.

Rabban war ebenfalls da oben.

Um dem jungen Duncan »eine faire Chance« zu geben, wie sie sich ausdrückten, hatte man ihn mit einem stump-

fen Messer bewaffnet (damit er sich nicht verletzte, wie sie sagten), dazu eine Taschenlampe und ein kurzes Seil. Mehr brauchte ein achtjähriger Junge nicht, um einem Trupp professioneller Jäger der Harkonnens in ihrem eigenen Jagdrevier zu entkommen...

Oben saß Rabban in einem warmen und gepolsterten Sitz und lächelte, als er an das verängstigte und hasserfüllte Kind im Frachtraum dachte. Dieser Duncan Idaho könnte gefährlich wie ein wildes Tier sein, wenn er größer und stärker wäre. Rabban musste anerkennen, dass der Junge für seine geringe Größe äußerst zäh war. Es war bewundernswert, wie er den Elite-Ausbildern der Harkonnens in den Eingeweiden von Barony entkommen war, vor allem der Trick mit der Suspensorröhre.

Der Kreuzer entfernte sich immer weiter von der Gefängnisstadt, fort von den ölverschmutzten Industrieanlagen, zu einem hoch gelegenen Wildreservat mit dunklen Kiefern und Sandsteinklippen, Höhlen, Felsen und Bächen. Die künstlich angelegte Wildnis beherbergte sogar einige Exemplare genetisch veränderter Fauna, brutale Raubtiere, die genauso gierig auf das zarte Fleisch eines kleinen Jungen waren wie die Harkonnen-Jäger.

Der Kreuzer landete auf einer geröllübersäten Wiese; das Deck neigte sich im steilen Winkel, bis die Stabilisatoren das Fahrzeug wieder in die Waagrechte brachten. Rabban schickte mit seinem Armbandgerät ein Signal.

Vor dem Jungen öffnete sich zischend die hydraulische Tür und befreite ihn aus seiner Zelle. Die kalte Nachtluft biss ihm in die Wangen. Duncan überlegte, ob er einfach ins Freie stürmen sollte. Er könnte schnell losrennen und sich im Kieferndickicht verstecken. Dort würde er sich in die trockenen braunen Nadeln eingraben und sich in einen ersehnten Schlaf fallen lassen.

Aber Rabban wollte, dass der Junge fortlief und sich versteckte; er wusste, dass er nicht weit kommen würde. Vorläufig musste Duncan nach seinem Instinkt handeln und sich von seiner Intelligenz beherrschen lassen.

Es war noch zu früh für überraschende und gefährliche Aktionen.

Duncan wollte am Kreuzer warten, bis die Jäger ihm die Regeln erklärt hatten, obwohl er sich ziemlich genau denken konnte, was von ihm erwartet wurde. Die Arena war größer, die Jagd langwieriger und das Risiko dramatischer ... aber grundsätzlich ging es um dasselbe Spiel, für das er bereits in der Gefängnisstadt ausgebildet worden war.

Hinter ihm glitt die obere Luke auf und offenbarte zwei Gestalten im Gegenlicht: einen Mann, in dem er den Jagdhauptmann aus Barony wiedererkannte, und der breitschultrige Mann, der Duncans Eltern getötet hatte. *Rabban.*

Der Junge wandte sich von der plötzlichen Helligkeit ab und sorgte dafür, dass seine Augen an die offene Wiese und das Dickicht der schwarznadligen Bäume angepasst blieben. Es war eine sternenklare Nacht. Er spürte einen stechenden Schmerz, der von seiner früheren harten Übung herrührte, aber er versuchte, jeden Gedanken daran aus seinem Geist zu verbannen.

»Die Forst-Wachstation«, sagte der Jagdhauptmann zu ihm. »Hier ist es wie Ferien in der Wildnis. Genieße es! Das ist ein Spiel, mein Junge - wir lassen dich hier frei, geben dir einen Vorsprung, und dann beginnen wir mit der Jagd.« Er kniff leicht die Augen zusammen. »Aber du solltest keine Fehler machen. Hier ist es anders als bei deinen Übungen in Barony. Wenn du verlierst, wirst du getötet, und Rabban wird deinen präparierten Kopf zu seinen anderen Trophäen an die Wand hängen.«

Der Neffe des Barons verzog die dicken Lippen zu einem breiten Grinsen. Rabban zitterte vor Aufregung und Vorfreude, und sein sonnenverbranntes Gesicht rötete sich.

»Und was ist, wenn ich entkomme?«, erwiderte Duncan mit heller Stimme.

»Das wirst du nicht«, antwortete Rabban.

Duncan fragte nicht weiter. Wenn er den Mann zu einer Antwort zwang, hätte er ihn sowieso nur angelogen. Falls

ihm die Flucht gelang, müsste er sich seine eigenen Spielregeln schaffen.

Sie warfen ihn auf die frostige Wiese hinaus. Er hatte nur seine dünne Kleidung und die abgenutzten Schuhe dabei. Die nächtliche Kälte traf ihn wie ein Hammerschlag.

»Bleib so lange am Leben, wie du kannst, Junge«, rief Rabban ihm von der Luke des Kreuzers zu, um sich wieder zurückzuziehen, als das Wummern der Motoren zunahm. »Sorg dafür, dass es eine gute Jagd wird. Meine letzte war ziemlich enttäuschend.«

Duncan stand reglos da, als das Gefährt abhob und dröhnend zu einem bewachten Außenposten weiterflog. Dort würde die Jagdgesellschaft sich eine Erfrischung genehmigen und dann aufbrechen, um das Wild zu hetzen.

Vielleicht würden die Harkonnens eine Weile mit ihm spielen und ihren Spaß haben... aber wenn sie ihn endlich schnappten, könnten auch sie bis auf die Knochen durchgefroren sein und sich nach der warmen Unterkunft zurücksehnen, so dass sie bei der ersten Gelegenheit einfach die Waffen einsetzten, um der Jagd ein schnelles Ende zu bereiten.

Duncan lief auf die schützenden Bäume zu.

Auch nachdem er die Wiese hinter sich gelassen hatte, hinterließen seine Füße eine deutliche Spur aus abgeknickten Grashalmen auf dem gefrorenen Boden. Er stieß gegen dicke immergrüne Äste und wühlte die Schicht aus toten Nadeln auf, als er zu einem Felsvorsprung aus verwittertem Sandstein hinaufkletterte.

Im Schein der Taschenlampe sah er, wie sein Atem in der Kälte dampfend aus Mund und Nasenlöchern drang. Er mühte sich einen Geröllabhang hinauf und näherte sich den steilsten Klippen. Als er den Felsen erreichte, packte er mit beiden Händen zu und grub seine Finger in zerkrümelndes Sedimentgestein. Hier würde er wenigstens nicht so viele Fußabdrücke hinterlassen, obwohl sich an den Graten kristallisierter alter Schnee wie kleine Dünen gesammelt hatte.

Die Felsvorsprünge erhoben sich wie steinerne Wächter über den Teppich des Waldes. Wind und Regen hatten Löcher und Kerben in die Klippen gefressen, einige gerade groß genug für das Nest eines Nagetiers, während sich in anderen ein ausgewachsener Mann verstecken konnte. Von der Verzweiflung angetrieben, kletterte Duncan, bis er vor Anstrengung kaum noch atmen konnte.

Als er die Oberseite einer freien Felsplatte erreichte, die im Licht seiner Lampe rostbraun aussah, ging er in die Hocke und blickte sich um, versuchte die wilde Umgebung einzuschätzen. Er fragte sich, ob die Jäger bereits aufgebrochen waren. Sie würden nicht weit hinter ihm sein.

In der Ferne heulten Tiere. Er schaltete das Licht aus, um sich unsichtbar zu machen. Die alten Verletzungen an Rippen und Rücken brannten vor Schmerz, und im Oberarm spürte er ein pulsierendes Stechen, wo man ihm den Lokalisator implantiert hatte.

Hinter ihm ragten weitere steile und hohe Klippen auf, die tief zerfurcht und mit knorrigen Bäumen besetzt waren, wie Schnurrbärte, die aus einem hässlichen Gesicht sprossen. Von hier war es ein sehr weiter Weg bis zur nächsten Stadt oder dem nächsten Raumhafen.

Forst-Wachstation. Seine Mutter hatte ihm von diesem isolierten Jagdrevier erzählt, in dem sich der Neffe des Barons am liebsten aufhielt. »Rabban ist so grausam, weil er sich beweisen muss, dass er nicht wie sein Vater ist«, hatte sie einmal gesagt.

Der kleine Junge hatte den größten Teil seiner fast neun Lebensjahre im Innern riesiger Gebäude verbracht und aufbereitete Luft geatmet, die mit Schmier- und Lösungsmitteln sowie chemischen Abgasen geschwängert war. Er hatte bislang nicht gewusst, wie kalt es auf diesem Planeten werden konnte, wie eisig die Nächte waren... und wie klar die Sterne.

Der Himmel über ihm war ein Gewölbe aus tiefster Schwärze, mit winzigen Lichtspritzern übersät, einem Sturm aus Nadelstichen in den Weiten der Galaxis. Dort draußen

setzten Gilde-Navigatoren ihren Geist ein, um städtegroße Heighliner zwischen den fernen Sonnen zu manövrieren.

Duncan hatte noch nie ein Gildeschiff gesehen, hatte Giedi Primus noch nie verlassen – und jetzt bezweifelte er, dass er jemals so etwas erleben würde. Als Bewohner einer Industriestadt hatte er niemals Grund gehabt, sich die Sternkonstellationen einzuprägen. Doch selbst wenn er sich orientieren und die Himmelsrichtungen bestimmen könnte, wüsste er immer noch nicht, wohin er sich wenden sollte...

Duncan saß auf dem Felsvorsprung, blickte in die eisige Kälte hinaus und studierte seine Welt. Er kauerte sich zusammen und presste die Knie an die Brust, um nicht zu viel Körperwärme zu verlieren. Trotzdem zitterte er.

In der Ferne, wo das höhere Land zu einem bewaldeten Tal abfiel und sich die Silhouette der Wachstation abzeichnete, sah er eine Kette aus Lichtern, auf und ab wippende Leuchtgloben, wie eine Feenprozession. Die Jagdgesellschaft war gut gewärmt und bewaffnet aufgebrochen, um ihn aufzuspüren, in aller Ruhe. *Ein Riesenspaß!*

Duncan blieb an seinem Aussichtspunkt und beobachtete und wartete ab, während er sich immer kälter und einsamer fühlte. Er musste sich entscheiden, ob er überhaupt weiterleben wollte. Was sollte er tun? Wohin sollte er gehen? Wer würde sich um ihn kümmern?

Rabbans Lasgun hatte nichts vom Gesicht seiner Mutter übrig gelassen, das er hätte küssen können, nichts von ihrem Haar, das er hätte streicheln können. Nie mehr würde er ihre Stimme hören, wenn sie ihn rief und als »meinen süßen Duncan« bezeichnete.

Jetzt hatten sich die Harkonnens vorgenommen, dasselbe mit ihm zu machen, und er konnte es nicht verhindern. Er war nur ein kleiner Junge mit einem stumpfen Messer, einer Taschenlampe und einem Stück Seil. Die Jäger hatten richesische Sucher, die seinen Lokalisator orten konnten, wärmende Jagdrüstungen und leistungsstarke Waffen. Sie kamen in zehnfacher Überzahl. Er hatte überhaupt keine Chance.

Vielleicht wäre es das Beste, wenn er einfach hier sitzen blieb und wartete, dass sie kamen. Irgendwann würden sie ihn aufspüren und unerbittlich seinem Implantatsignal folgen... aber er konnte ihnen den Spaß verderben. Wenn er sich ergab und ihnen demonstrierte, wie sehr er ihr barbarisches Vergnügen verachtete, konnte er zumindest einen kleinen Sieg erringen – den einzigen Triumph, der ihm noch möglich war.

Oder Duncan Idaho kämpfte und versuchte stattdessen die Harkonnens zu verletzen. Seine Eltern hatten keine Gelegenheit gehabt, um ihr Leben zu kämpfen, doch ihm gab Rabban eine solche Chance.

Rabban hielt ihn für einen hilflosen kleinen Jungen. Die Jagdgesellschaft glaubte, dass es ein Riesenspaß werden würde, ein Kind abzuknallen.

Er stand auf, streckte seine steifen Beine, klopfte sich die Kleidung ab und unterdrückte sein Zittern. *So einfach werde ich es ihnen nicht machen,* entschied er, *ich werde es ihnen zeigen, um zu beweisen, dass sie nicht über mich lachen können.*

Er bezweifelte, dass die Jäger mit individuellen Schilden ausgerüstet waren. Sie gingen bestimmt davon aus, dass ein solcher Schutz überflüssig war, wenn es um jemanden wie ihn ging.

Der Griff des Messers fühlte sich hart und rau in seiner Hosentasche an, doch es war nutzlos gegen eine vernünftige Panzerung. Aber er konnte etwas anderes mit dem Messer tun, etwas, das schmerzhaft, aber notwendig war. Ja, er würde kämpfen – mit allem, was er hatte.

Er kroch den Hang hinauf, kletterte über Felsen und umgestürzte Baumstämme und schaffte es, auf dem Geröll nicht das Gleichgewicht zu verlieren, bis er eine kleine Höhle im krümeligen Sandstein erreichte. Dabei wich er den Schneeresten aus und blieb auf dem eisenhart gefrorenen Boden, wo er keine erkennbaren Spuren hinterließ.

Das Implantat wurde sie direkt zu ihm führen, ganz gleich, wohin er sich flüchtete.

Der Felsvorsprung über der Höhle in der nahezu vertikalen Steilwand verschaffte ihm seine zweite Gelegenheit: dort lagen lockere, mit Flechten bewachsene Sandsteinbrocken. Vielleicht konnte er sie bewegen...

Duncan kroch in den Schutz der kleinen Höhle, wo es kein bisschen wärmer als draußen war. Nur dunkler. Die Öffnung war so niedrig, dass ein erwachsener Mann auf dem Bauch hineinkriechen musste, und es gab keinen anderen Weg nach draußen. Diese Höhle konnte ihm nicht viel Schutz bieten. Er musste sich beeilen.

Er hockte sich auf den Boden, schaltete die kleine Taschenlampe ein, zog sich das verdreckte Hemd aus und holte das Messer aus der Tasche. Dann ertastete er die Beule mit dem implantierten Lokalisator im Muskelfleisch seines linken Oberarms, im Trizeps, fast auf Schulterhöhe.

Seine Haut war bereits durch die Kälte betäubt und sein Geist durch den Schock der Situation. Doch als er mit dem Messer zustach, spürte er genau, wie die Spitze in den Muskel drang und ein glühendes Feuer in seinen Nerven entfachte. Er schloss die Augen, um seinen instinktiven Widerstand zu unterdrücken, und schnitt tiefer, suchte mit der Spitze der Messerklinge.

Er starrte auf die dunkle Höhlenwand und sah skelettartige Schatten im schwachen Licht. Seine rechte Hand bewegte sich mechanisch, wie eine Sonde, die den winzigen Lokalisator ausfindig zu machen versuchte. Der Schmerz zog sich in einen dunklen Winkel seines Bewusstseins zurück.

Schließlich fiel der Lokalisator heraus, eine blutige Mikrokonstruktion aus Metall, die hörbar auf den schmutzigen Boden der Höhle aufschlug. Hochentwickelte Technik von Richese. Duncan war vor Schmerz schwindlig, als er einen Stein aufhob, um den Lokalisator zu zertrümmern. Doch dann überlegte er es sich anders, legte den Stein zurück und schob das winzige Gerät tiefer in den Schatten, wo es niemand sehen konnte.

Es war besser, wenn er den Lokalisator hier zurückließ. Als Köder.

Duncan kroch nach draußen und nahm eine Handvoll körnigen Schnee. Rote Tropfen fielen auf den bleichen Sandstein. Er drückte den Schnee fest auf die blutige Wunde in seinem Oberarm, worauf der Schmerz von der eisigen Kälte betäubt wurde. Er presste, bis geschmolzenes rosafarbenes Wasser zwischen seinen Fingern hervorquoll. Er nahm sich eine weitere Handvoll, nachdem ihm die verräterischen Spuren gleichgültig geworden waren. Die Harkonnens würden diesen Ort ohnehin finden.

Zumindest hatte der Schnee den Blutfluss gestillt.

Dann rappelte sich Duncan auf und entfernte sich von der Höhle, wobei er darauf achtete, keine Anzeichen zu hinterlassen, wohin er ging. Er sah, dass sich die Lichter unten im Tal aufteilten. Die Mitglieder der Jagdgruppe wählten unterschiedliche Wege, um die Klippen zu ersteigen. Am Himmel surrte ein geschwärzter Ornithopter.

Duncan bewegte sich so schnell er konnte, aber er passte auf, dass er kein frisches Blut mehr vergoss. Er riss sich Stoffstreifen aus dem Hemd, um die nässende Wunde zu verbinden. Seine nackte Brust wurde eiskalt, bis er sich das zerfetzte Kleidungsstück wieder über die Schultern zog. Möglicherweise witterten die Raubtiere des Waldes den Blutgeruch und jagten ihn nicht zum Spaß, sondern aus Hunger. Doch das war ein Problem, über das er im Moment nicht weiter nachdenken wollte.

Auf dem Abhang brachte er lose Steine ins Rollen, während er höher hinauf kletterte und schließlich auf dem Felsvorsprung über seiner ehemaligen Unterkunft anlangte. Duncans Instinkt drängte ihn, blind loszurennen, sich so weit wie möglich zu entfernen. Aber er beherrschte sich. So war es viel besser für ihn. Er kauerte sich hinter die lockeren, schweren Felsbrocken, prüfte, ob sie seinen Kräften angemessen waren, und wartete.

Es dauerte nicht lange, bis der erste Jäger den Abhang heraufkam, der zur Höhle führte. Er trug eine durch Sus-

pensoren verstärkte Rüstung und hielt eine Lasgun in der Hand. Er warf einen Blick auf ein Gerät in seiner anderen Hand, das Gegenstück zum richesischen Lokalisator.

Duncan hielt den Atem an und bewegte sich nicht, um keine Steine loszutreten. Das Blut zeichnete einen warmen, roten Strich auf seinen linken Unterarm.

Der Jäger blieb vor der Höhle stehen und begutachtete den aufgewühlten Schnee, die Blutflecken und das Ortungssignal auf seinem Sucher. Obwohl Duncan das Gesicht des Mannes nicht sehen konnte, wusste er, dass der Jäger eine Miene triumphierender Verachtung aufgesetzt hatte.

Er schob die Lasgun in den Höhleneingang und bückte sich, was ihm mit der schweren Brustpanzerung nicht leicht fiel. Dann kroch er ein Stück in die Dunkelheit. »Hab dich gefunden, Kleiner!«

Duncan stemmte die Füße und die ganze Kraft seiner Beinmuskeln gegen den bemoosten Felsbrocken auf dem Vorsprung und setzte ihn in Bewegung. Dann trat er gegen einen zweiten und ließ ihn ebenfalls über die Kante kippen. Beide schwere Steine polterten nach unten und überschlugen sich in der Luft.

Er hörte, wie sie krachend aufschlugen – und ein hässliches Knirschen. Dann das Keuchen und Röcheln des Mannes unter ihm.

Duncan kroch zum Rand des Felsvorsprungs und sah, das einer der Brocken vom beabsichtigten Kurs abgekommen war und den steilen Abhang hinunterrollte, immer schneller wurde und immer mehr lockeres Geröll mit sich riss.

Der andere Brocken war auf dem Rücken des Jägers gelandet und hatte ihm trotz der Panzerung die Wirbelsäule gebrochen. Er war hilflos wie ein aufgespießtes Insekt.

Duncan kletterte nach unten, nach Luft schnappend und schlitternd. Der Jäger lebte noch, aber er war gelähmt. Seine Beine zuckten und hämmerten mit den Stiefelspitzen gegen den hart gefrorenen Boden. Duncan hatte jetzt keine Angst mehr vor ihm.

Er zwängte sich am klobigen, gepanzerten Körper des Mannes vorbei in die Höhle und leuchtete ihm mit der Lampe in die glasigen, entsetzt aufgerissenen Augen. Dies war kein Spiel mehr. Er wusste, was die Harkonnens mit ihm machen würden, er hatte bereits gesehen, was Rabban mit seinen Eltern gemacht hatte.

Jetzt würde Duncan nach ihren Regeln spielen.

Der sterbende Jäger krächzte etwas Unverständliches. Duncan zögerte nicht. Mit dunklen und schmalen Augen – die nicht mehr die Augen eines Kindes waren – beugte er sich vor. Das Messer berührte die Kehle des Mannes. Der Jäger wand sich und hob das Kinn, eher bereitwillig als trotzig, dann drang die stumpfe Klinge durch Haut und Sehnen. Hellrotes Blut spritzte hervor, das sich in einer dunklen, zähen Pfütze auf dem Boden der Höhle sammelte.

Duncan konnte es sich nicht leisten, darüber nachzudenken, was er getan hatte, und er konnte auch nicht warten, bis die Leiche des Jägers abgekühlt war. Er durchsuchte die Dinge, die am Gürtel des Mannes hingen, und fand ein kleines Medpak und einen Nahrungsriegel. Dann zerrte er die Lasgun aus seinen erstarrenden Fingern. Mit dem Kolben zertrümmerte er den blutbesudelten richesischen Lokalisator. Er benötigte ihn nicht mehr als Köder. Jetzt mussten seine Verfolger ihren eigenen Verstand benutzen, wenn sie ihn jagen wollten.

Er konnte sich vorstellen, dass ihnen die Herausforderung möglicherweise sogar gefiel, wenn sie ihren ersten Wutanfall überwunden hatten.

Duncan kroch aus der Höhle. Die Lasgun – fast so lang, wie er groß war, schleifte scheppernd hinter ihm über den Boden. Weiter unten kamen die Leuchtgloben der Jagdgesellschaft immer näher.

Nachdem er nun durch diesen unwahrscheinlichen Erfolg wesentlich besser bewaffnet und genährt war, lief Duncan in die Nacht hinaus.

16

Viele Elemente des Imperiums sind überzeugt, die höchste Macht zu besitzen: die Raumgilde mit ihrem Monopol auf den interstellaren Verkehr, die MAFEA mit ihrer ökonomischen Vorrangstellung, die Bene Gesserit mit ihren Geheimnissen, die Mentaten mit ihrer Beherrschung mentaler Prozesse, das Haus Corrino als Inhaber des Throns, die Großen und Kleinen Häuser des Landsraads mit ihrem umfangreichen Gutsbesitz. Wehe, wenn eine dieser Fraktionen eines Tages auf die Idee kommen sollte, ihre Macht zu beweisen!

Graf Hasimir Fenring,
Depeschen von Arrakis

Leto hatte kaum eine Stunde, um sich in seinem neuen Quartier im Großen Palais auszuruhen und zu erfrischen. »Äh... tut mir Leid, wenn ich hetze«, sagte Rhombur, als er sich durch die Gleittür in den Korridor mit den kristallenen Wänden zurückzog, »aber das solltest du auf keinen Fall verpassen. Es dauert viele Monate, um einen neuen Heighliner zu bauen. Sag mir Bescheid, wenn du bereit bist, zum Beobachtungsdeck zu gehen.«

Leto war noch nicht zur Ruhe gekommen, aber wenigstens für einige Augenblicke allein, als er sein Gepäck und die Ausstattung des Zimmers flüchtig inspizierte. Er betrachtete seine sorgfältig verpackten Sachen, von denen er vieles niemals benötigen würde, einschließlich der Schmuckstücke, des Bündels mit Briefen von seiner Mutter und einer ihm gewidmeten Orange-Katholischen Bibel. Er hatte ihr versprochen, jeden Abend ein paar Verse darin zu lesen.

Er dachte daran, wie viel Zeit er brauchen würde, um

sich hier wohnlich einzurichten – *ein ganzes Jahr fort von Caladan* –, und ließ dann alles, wo es war. Er hatte später mehr als genügend Zeit, sich darum zu kümmern. *Ein Jahr auf Ix.*

Erschöpft von der langen Reise und immer noch perplex über diese fremdartige unterirdische Metropole zog Leto sein bequemes Hemd aus und warf sich rücklings auf das Bett. Ihm blieb kaum die Zeit, um die Matratze zu prüfen und das Kissen aufzuschütteln, als Rhombur auch schon an seine Tür hämmerte. »Komm jetzt, Leto! Beeil dich! Zieh dich an... äh... damit wir losfahren können.«

Leto war immer noch mit dem linken Ärmel seines frischen Hemdes beschäftigt, als er im Korridor zum anderen jungen Mann stieß.

Eine Rohrbahn brachte sie zwischen den hängenden Gebäuden zum Rand der Untergrundstadt, dann setzte eine Liftkapsel sie auf einem anderen Niveau ab, wo die Gebäude mit Beobachtungskuppeln versehen waren. Nachdem sie ausgestiegen waren, eilte Rhombur durch die Menschen, die sich auf den Galerien und vor den breiten Fenstern versammelt hatten. Er packte Leto am Arm und zog ihn an den Zuschauern und Vernius-Wachen vorbei. Das Gesicht des Prinzen war gerötet, als er den anderen zurief: »Wie spät ist es? Ist es schon passiert?«

»Noch nicht. Erst in zehn Minuten.«

»Der Navigator ist schon unterwegs. Sein Tank wird soeben zum Schiff eskortiert.«

Rhombur entschuldigte sich und murmelte einen Dank, dann führte er seinen verwirrten Begleiter vor ein großes Metaglas-Fenster, das in die geneigte Wand der Beobachtungsgalerie eingelassen war.

Am anderen Ende des Raums öffnete sich eine Tür, und die Menge teilte sich, um zwei dunkelhaarigen jungen Männern Platz zu machen – eineiigen Zwillingen, wie es aussah. Sie waren nicht sehr groß und flankierten Rhomburs Schwester Kailea als stolze Eskorte. In der kurzen Zeit, seit Leto sie zuletzt gesehen hatte, war es Kailea irgendwie ge-

lungen, sich völlig neu einzukleiden. Ihr jetziges Kleid war nicht so verspielt, aber damit keineswegs weniger hübsch. Die Zwillinge schienen sich von ihrer Nähe berauschen zu lassen, während Kailea ihre abgöttische Bewunderung genoss. Sie lächelte beide an und führte sie zu einem guten Platz am Beobachtungsfenster.

Rhombur ließ Leto neben ihnen stehen; er war viel mehr an der Aussicht als an den Menschen interessiert. Als Leto sich umsah, vermutete er, dass die Versammelten höchstwahrscheinlich irgendwelche bedeutende Würdenträger waren. Dann blickte er nach unten, da er immer noch keine Ahnung hatte, was ihn erwartete.

Ein riesiger Raum erstreckte sich in die Ferne, bis zum Punkt, wo sich die Höhlendecke und der Horizont berührten. Unter sich sah er einen kompletten Heighliner, ein asteroidengroßes Schiff ähnlich dem, das ihn von Caladan nach Ix gebracht hatte.

»Das hier ist die größte... äh... Fertigungsstätte von ganz Ix«, sagte Rhombur. »Auf allen Planeten des Imperiums ist es die einzige Halle, die groß genug ist, um einen vollständigen Heighliner unterzubringen. Sonst werden nur Weltraumdocks benutzt. In dieser terrestrischen Umgebung sind die Kosten für Sicherheit und Effizienz selbst bei großmaßstäblichen Konstruktionen verhältnismäßig gering.«

Das glänzende neue Schiff füllte die unterirdische Schlucht fast völlig aus. Ganz in der Nähe schimmerte auf dem Rumpf eine ixianische Helix in Purpur- und Kupferrot, die sich mit dem größeren weißen Symbol der Raumgilde verband, einer konvexen Kartusche, die die Unendlichkeit symbolisierte.

Das Raumschiff, das in dieser Halle tief unter der Oberfläche gebaut worden war, ruhte auf einer Suspensorbühne, so dass große Bodentransporter unter dem Rumpf hindurchfahren konnten. Suboiden-Arbeiter in silbrig-weißen Uniformen überprüften die Hülle des Schiffs mit Handinstrumenten und führten mechanische Arbeiten aus. Während sie das Gefährt raumtauglich machten, tanzten Licht-

strahlen rings um die Baustelle – Energiebarrieren, die jeden Unbefugten abwiesen.

Suspensorkräne und andere Maschinen umwimmelten den Heighliner wie winzige Parasiten, doch der größte Teil der Automaten drängte sich an den schrägen Wänden der Halle, wo sie nicht im Weg waren... für einen *Start?* Leto glaubte nicht, das so etwas möglich war. Tausende von Arbeitern schwärmten wie statisches Rauschen über den Boden, schafften Reste von Bauteilen fort und machten alles für den Aufbruch des unglaublichen Schiffs bereit.

Das Gemurmel der Zuschauer im Beobachtungsraum wurde lauter, und Leto spürte, dass etwas geschehen würde. Er entdeckte zahlreiche Schirme, die von Kom-Augen übermittelte Bilder zeigten. »Aber...«, fragte er, von diesem Spektakel überwältigt, »wie wollt ihr es nach draußen schaffen? Ein Schiff von dieser Größe... Die Decke scheint genauso wie die Wände aus solidem Gestein zu bestehen.«

Einer der beiden Zwillinge blickte sich mit einem zuversichtlichen Lächeln zu ihm um. »Wart's einfach ab.« Die identisch aussehenden jungen Männer hatten weit auseinander stehende Augen in fast quadratischen Gesichtern, die höchste Anspannung zeigten. Sie waren einige Jahre älter als Leto. Ihre blasse Haut war eine unvermeidliche Konsequenz des unterirdischen Lebens.

In ihrer Mitte räusperte sich Kailea und wandte sich an ihren Bruder. »Rhombur?«, sagte sie und warf den Zwillingen und Leto einen knappen Blick zu. »Wo bleiben deine guten Manieren?«

Plötzlich erinnerte sich Rhombur an seine Pflichten. »Ach ja! Das ist Leto Atreides, der Erbe des Hauses Atreides von Caladan. Und diese beiden sind C'tair und D'murr Pilru. Ihr Vater ist der ixianische Botschafter auf Kaitain, und ihre Mutter arbeitet für die Gildebank. Sie wohnen in einem Flügel des Großen Palais, so dass du ihnen vermutlich öfter begegnen wirst.«

Die jungen Männer verbeugten sich gleichzeitig und

schienen ein Stück näher an Kailea heranzurücken. »Wir bereiten uns auf die Gildeprüfung vor, die in den nächsten Monaten stattfinden wird«, sagte C'tair, einer der Zwillinge. »Wir hoffen, eines Tages als Piloten ein solches Schiff navigieren zu dürfen.« Er deutete mit einem Kopfnicken auf den riesigen Heighliner unter ihnen. Kailea bedachte sie mit einem besorgten Funkeln in den grünen Augen, als wäre sie nicht sehr von der Vorstellung überzeugt, dass sie eine Zukunft als Navigatoren hatten.

Leto war von der Lebhaftigkeit gerührt, die er in den dunkelbraunen Augen des jungen Mannes bemerkte. Sein Bruder war nicht so gesprächig und schien sich viel mehr für die Aktivitäten in der Halle zu interessieren. »Da kommt der Tank des Navigators«, sagte D'murr.

Unten schwebte ein klobiger schwarzer Tank auf Industrie-Suspensoren heran. Gilde-Navigatoren zeigten sich traditionell nicht in der Öffentlichkeit, sondern verbargen sich hinter dichten Wolken aus Gewürzgas. Es wurde allgemein angenommen, dass jeder Navigator in eine Gestalt transformiert worden war, die nicht mehr menschlich war, zu einer höheren Entwicklungsstufe. Die Gilde sah keinerlei Veranlassung, derartige Spekulationen zu bestätigen oder zu dementieren.

»Drinnen kann man nichts erkennen«, sagte C'tair.

»Richtig, aber im Tank ist ein Navigator. Ich spüre ihn.« D'murr beugte sich interessiert vor und schien am liebsten durch das Metaglas-Fenster nach unten springen zu wollen. Als die Zwillinge sie nicht mehr beachteten, sondern nur noch gebannt auf das Schiff starrten, wandte sich Kailea stattdessen an Leto und erwiderte seinen Blick mit funkelnden, smaragdgrünen Augen.

Rhombur deutete auf das Schiff und fuhr mit seinem hastig gesprochenen Kommentar fort. »Mein Vater ist wegen dieses neuen Heighliner-Modells mit erweitertem Frachtraum sehr aufgeregt. Ich weiß nicht, ob du unsere Geschichte studiert hast, aber Heighliner sind ursprünglich eine... äh... Richese-Konstruktion. Ix und Richese konkur-

rierten um Verträge mit der Gilde, aber schließlich waren wir erfolgreicher, weil wir alle Aspekte unserer Gesellschaft in den Produktionsprozess integrierten: äh... Subventionen, Arbeitsverpflichtungen, Steuerabgaben, was immer notwendig war. Auf Ix machen wir keine halben Sachen.«

»Ich habe gehört, dass ihr außerdem Meister auf den Gebieten der Industriesabotage und des Patentrechts seid«, sagte Leto, der sich an die Worte seiner Mutter erinnerte.

Rhombur schüttelte den Kopf. »Lügen, die von eifersüchtigen Häusern verbreitet werden. Bei der zinnoberroten Hölle, wir stehlen weder Ideen noch Patente. Wir haben ausschließlich einen technischen Krieg gegen Richese geführt, und wir haben gewonnen, ohne auch nur einen einzigen Schuss abzufeuern. Doch unsere Schläge waren genauso tödlich, als hätten wir Atomwaffen eingesetzt. Wir oder sie – nur darum ging es. Vor einer Generation verloren sie die Verwaltung von Arrakis etwa zur gleichen Zeit, als sie ihre technische Vorrangstellung einbüßten. Schlechtes Management in der Familie, schätze ich.«

»Meine Mutter ist eine Richese«, sagte Leto schroff.

Rhombur errötete verlegen. »Oh, das tut mir Leid. Ich vergaß.« Er kratzte sich am Kopf und versuchte sein zerzaustes blondes Haar mit den Fingern zu ordnen, damit seine Hände beschäftigt waren.

»Schon gut, wir tragen keine Scheuklappen«, sagte Leto. »Ich weiß, was du sagen willst. Das Haus Richese existiert zwar noch, hat aber erheblich an Einfluss verloren. Zuviel Bürokratie und zu wenig Innovation. Meine Mutter wollte mich niemals auf ihren Heimatplaneten mitnehmen, nicht einmal um ihre Familie zu besuchen. Zuviele schmerzhafte Erinnerungen, vermute ich, obwohl sie wahrscheinlich gehofft hat, den Richeses durch die Heirat mit meinem Vater neues Ansehen und neue Reichtümer zu verschaffen.«

Unten schwebte der Tank mit dem geheimnisvollen Navigator durch eine Öffnung an der Vorderseite des Heighliners. Der schwarz glänzende Klotz verschwand in den gi-

gantischen Eingeweiden des Schiffs, wie eine Mücke, die von einem großen Fisch verschluckt wurde.

Obwohl sie jünger als ihr Bruder war, klang Kaileas Stimme viel sachlicher und erwachsener. »Die neue Heighliner-Baureihe wird sich für uns als profitabelstes Geschäft seit langem erweisen. Dieser Vertrag wird große Geldsummen auf unsere Konten fließen lassen. Das Haus Vernius verdient fünfundzwanzig Prozent an jedem Solari, den die Raumgilde während der ersten zehn Jahre durch uns einspart.«

Leto war überwältigt und verglich dieses Geschäft mit den kleinkarätigen Aktivitäten auf Caladan: die Pundi-Reisernte, die kleinen Schiffe mit wenigen Containern Fracht... und der begeisterte Jubel, mit dem die Bevölkerung den alten Herzog nach dem Stierkampf überschüttet hatte.

Nervtötende Sirenentöne drangen aus Lautsprechern, die überall in der großen Halle angebracht waren. Unten strömten die Suboiden-Arbeiter in alle Richtungen vom neuen Heighliner fort, wie Eisenspäne in einem Magnetfeld. Überall in den Stalaktit-Türmen der hängenden Stadt funkelten die Lichter anderer Beobachtungsfenster. Leto konnte winzige Gestalten erkennen, die sich dicht an die Scheiben pressten.

Rhombur trat neben Leto, als die Zuschauer ringsum in ehrfürchtiges Schweigen verfielen.

»Was ist los?«, fragte Leto. »Was geschieht jetzt?«

»Der Navigator wird das Schiff starten«, sagte der Zwilling C'tair.

»Er wird es von Ix fortbringen, damit es auf den Fluglinien eingesetzt werden kann«, fügte D'murr hinzu.

Leto starrte auf die Felsdecke, die undurchdringliche Barriere einer Planetenkruste, und wusste, dass es einfach nicht möglich war. Dann hörte er ein sehr schwaches Summen.

»Ein solches Schiff zu navigieren ist nicht besonders schwierig – zumindest nicht für *sie*.« Rhombur verschränkte die Arme über der Brust. »Viel einfacher, als einen Heigh-

liner aus dem Weltraum wieder in eine beengte Umgebung wie diese zu manövrieren. Dazu wäre nur ein ausgezeichneter Steuermann in der Lage.«

Dann verfolgte Leto mit angehaltenem Atem – genauso wie alle anderen, die sich hier versammelt hatten –, wie der Heighliner flimmerte, seine Umrisse verschwammen und er plötzlich unsichtbar wurde.

Mit einem lauten Knall füllte die Luft das Vakuum, das durch die plötzliche Massenverschiebung entstanden war. Das ganze Gebäude, in dem sich der Beobachtungsraum befand, erzitterte, und in Letos Ohren knackte es.

Die Höhle war auf einmal leer; in der riesigen Halle war keine Spur vom Heighliner zurückgeblieben – außer einigen Geräten und Bauteilen am Boden.

»Hast du vergessen, wie ein Navigator sein Schiff bewegt?«, fragte D'murr, als er Letos Verblüffung bemerkte.

»Er faltet den Raum«, sagte C'tair. »Der Heighliner hat sich überhaupt nicht *durch* das Oberflächengestein von Ix bewegt. Der Navigator brachte es einfach von hier direkt an den Bestimmungsort.«

Ein Teil der Zuschauer applaudierte. Rhombur schien zutiefst befriedigt, als er auf die entstandene Leere deutete, die sich weiter, als sie sehen konnten, unter ihnen erstreckte. »Jetzt haben wir Platz, um mit dem Bau eines neuen Schiffes beginnen zu können.«

»Simpelste Ökonomie.« Kailea sah Leto an, dann wandte sie schnell den Blick ab. »Wir vergeuden keine Zeit.«

17

Die Konkubinensklavinnen, die meinem Vater gemäß dem Abkommen mit den Bene Gesserit und der Gilde gestattet waren, konnten natürlich keinen Thronfolger gebären, dennoch wiederholten sich ständig die gleichen erbitterten Intrigen. Meine Mutter, meine Schwestern und ich wurden zu Meisterinnen in der Vermeidung subtiler Instrumente des Todes.

Aus »Im Hause meines Vaters«
von Prinzessin Irulan

Kronprinz Shaddams Unterrichtszimmer im kaiserlichen Palast waren größer als manche Dörfer auf anderen Welten. Der Thronerbe brütete völlig desinteressiert vor seiner Lernmaschine, während Fenring ihn beobachtete.

»Mein Vater besteht immer noch darauf, dass ich wie ein kleines Kind die Schule besuche.« Shaddam blickte mit finsterer Miene auf die Lichter und rotierenden Mechanismen des Apparats. »Ich sollte längst verheiratet sein. Ich sollte längst meinen eigenen Erben gezeugt haben.«

»Warum?« Fenring lachte. »Damit in der Thronfolge eine Generation übersprungen und dein Sohn gekrönt werden kann, sobald er volljährig ist, hmmmm?«

Shaddam war vierunddreißig Jahre alt, und es sah so aus, als würde er nie mehr Imperator werden. Jedes Mal, wenn der alte Mann einen Schluck Gewürzbier nahm, aktivierte er mehr vom geheimen Gift – aber das N'kee wirkte schon seit Monaten, und das einzige Ergebnis schien ein zunehmend irrationales Verhalten Elroods zu sein. Als wäre es nicht schon schlimm genug!

An diesem Morgen hatte Elrood seinen Sohn getadelt,

weil er seinen Studien nicht genügend Aufmerksamkeit widmete. »Schau zu und lerne!« – eine der langweiligen Phrasen seines Vaters –, »mach es ausnahmsweise einmal so gut wie Fenring.«

Seit ihrer Kindheit waren Hasimir Fenring und der Kronprinz gemeinsam unterrichtet worden. Vorgeblich sollte er Shaddam Gesellschaft leisten, während er seine Kenntnisse in Hofintrigen und Politik vertiefte. Was den Unterrichtsstoff betraf, war Fenring seinem aristokratischen Freund stets ein Stück voraus: Er verschlang jedes Datenbit, das ihm dabei behilflich sein konnte, seine Position zu verbessern.

Seine Mutter Chaola, eine in sich gekehrte Hofdame, hatte sich nach dem Tod der vierten Frau des Imperators in einem abgeschiedenen Haus zur Ruhe gesetzt und lebte seitdem von ihrer kaiserlichen Pension. Indem sie die beiden Jungen zusammen großzog, während sie sich um Habla kümmerte, hatte Chaola ihrem Sohn hervorragende Aufstiegsmöglichkeiten verschafft – als hätte sie es von Anfang an so geplant.

Inzwischen gab Chaola vor, nicht mehr zu verstehen, was Fenring am Hof machte, obwohl sie von den Bene Gesserit ausgebildet worden war. Fenring war klug genug, um zu wissen, dass sich seine Mutter viel besser auskannte, als ihre Stellung vermuten ließ, und dass viele Pläne und Zuchtprogramme ohne sein Wissen fortgeführt worden waren.

Shaddam stieß ein gequältes Stöhnen aus und wandte sich von der Maschine ab. »Warum kann der Alte nicht einfach sterben und es mir etwas leichter machen?« Erschrocken legte er sich die Hand auf den Mund, als ihm bewusst wurde, was er da gerade gesagt hatte.

Fenring ging auf und ab und blickte zu den Fahnen des Landsraads hinauf, die an den Wänden hingen. Vom Kronprinzen erwartete man, dass er die Farben und Wappen aller Großen und Kleinen Häuser kannte, aber Shaddam hatte bereits Schwierigkeiten, sich all die Familiennamen einzuprägen.

»Hab Geduld, mein Freund. Alles zu seiner Zeit.« In einer Nische entzündete Fenring einen brennbaren, mit Vanilleduft versetzten Stab und inhalierte den Rauch tief ein. »Bis dahin solltest du die Dinge lernen, die für dich in deiner Regierungszeit wichtig sein werden. Du wirst derartige Informationen schon in der näheren Zukunft brauchen, hmmm-äh?«

»Hör auf damit, Hasimir. Es nervt.«

»Hmmmm?«

»Es hat mich schon geärgert, als wir noch Kinder waren, und du weißt genau, dass es mich immer noch ärgert. Hör auf damit!«

Aus dem angrenzenden Zimmer, das hinter einer angeblich schalldichten Abschirmung lag, hörte Shaddam das Kichern seines Tutors, das Geräusch von raschelnder Kleidung und Bettzeug, von Haut auf Haut. Der Tutor verbrachte die Nachmittage mit einer gertenschlanken, schmerzhaft schönen Frau, die zur Expertin in sexuellen Dingen ausgebildet worden war. Shaddam hatte dem Mädchen Anweisungen gegeben, den Tutor zu beschäftigen, damit er und Fenring sich ungestört unterhalten konnten – was in einem Palast voller neugieriger Augen und aufmerksamer Ohren schwierig genug war.

Der Tutor wusste jedoch nicht, dass das Mädchen ursprünglich als Geschenk für Elrood gedacht war, als vollkommene Ergänzung seines Harems. Durch diesen kleinen Trick hatte der Kronprinz eine wirksame Waffe in der Hand, mit der er dem lästigen Tutor drohen konnte. Wenn der Kaiser jemals davon erfuhr...

»Zu lernen, Menschen zu manipulieren, ist ein wichtiger Bestandteil des Herrschens«, sagte Fenring häufig zu ihm, wenn er einen Vorschlag hatte. Zumindest das hatte Shaddam verstanden. *Wenn der Kronprinz weiterhin auf meinen Rat hört,* dachte Fenring, *könnte aus ihm schließlich doch ein passabler Herrscher werden.*

Bildschirme zeigten öde Statistiken über Schiffskapazitäten, Exportartikel wichtiger Planeten, holographische Dar-

stellungen aller vorstellbaren Produkte von feinstem gefärbtem Walpelz bis zu schalldämpfenden Wandbehängen von Ix... Inkvines, Shigadraht, berühmten Ecazi-Kunstobjekten, Pundi-Reis und Eselsmist. All das sprudelte aus der Lernmaschine wie ein ungebändigter Quell der Weisheit, als sollte Shaddam sich all diese Einzelheiten einprägen und sich stets daran erinnern können. *Dafür sind doch Berater und Experten da!*

Fenring blickte auf den Bildschirm. »Von allen Dingen im Imperium – was hältst *du* für das Wichtigste, Shaddam, hmm-hmm?«

»Bist du jetzt mein neuer Tutor, Hasimir?«

»Schon immer«, erwiderte Fenring. »Wenn du dich als großartiger Imperator erweist, wird die gesamte Bevölkerung davon profitieren... einschließlich mir.«

Das Bett im Nachbarzimmer gab rhythmische Geräusche von sich, bei denen man keinen klaren Gedanken fassen konnte.

»Frieden und Ruhe ist das Wichtigste«, gab Shaddam ihm brummend zur Antwort.

Fenring drückte eine Taste auf der Lernmaschine. Der Mechanismus klickte, surrte und klingelte. Das Bild eines Wüstenplaneten erschien: *Arrakis.* Fenring setzte sich neben Shaddam auf die Bank. »Die Gewürzmelange. Das ist das Allerwichtigste. Ohne sie würde das Imperium zu Staub zerfallen.«

Er beugte sich vor, ließ seine Finger über die Kontrollen huschen und rief Darstellungen der Gewürzernte auf. Shaddam betrachtete die Aufnahmen eines riesigen Sandwurms, der gerade eine Erntefabrik zerstörte.

»Arrakis ist im Universum die einzige bekannte Quelle der Melange.« Fenring ballte eine Hand zur Faust und schlug damit auf die milchige Marmorplaz-Verkleidung der Maschine. »Aber *warum?* Trotz der Arbeit zahlloser Forscher und Prospektoren und trotz der beträchtlichen Belohnung, die das Haus Corrino bereits vor vielen Generationen ausgesetzt hat, wurde niemals an irgendeinem anderen Ort

Gewürz gefunden. *Warum?* Schließlich müsste es auf den Milliarden Welten des Imperiums doch noch irgendwo anders existieren!«

»Milliarden?« Shaddam schürzte die Lippen. »Hasimir, du weißt, dass das nur eine Hyperbel für die riesige Anzahl ist. Soweit ich gehört habe, sind es nur etwa eine Million.«

»Eine Million, eine Milliarde, was ist der Unterschied, hmmmm? Ich will damit nur sagen: Wenn Melange eine Substanz ist, die im Universum vorkommt, sollte sie an mehr als nur einer Stelle vorkommen. Du weißt von dem Planetologen, den dein Vater nach Arrakis geschickt hat?«

»Natürlich. Pardot Kynes. Wir erwarten jeden Augenblick seinen neuesten Bericht. Seit seinem letzten sind schon einige Wochen vergangen.« Er hob stolz den Kopf. »Ich lege größten Wert darauf, sie sofort nach dem Eintreffen zu lesen.«

Aus dem verhüllten Nebenzimmer hörten sie ein Keuchen und Kichern, dann das Rutschen eines schweren Möbelstücks, bis etwas Schweres mit einem dumpfen Knall umstürzte. Shaddam erlaubte sich ein dünnes Lächeln. Die Konkubine war in der Tat eine Expertin.

Fenring verdrehte die großen Augen und wandte sich wieder der Lernmaschine zu. »Hör mir zu, Shaddam. Das Gewürz ist lebenswichtig, trotzdem wird die gesamte Produktion von einem einzigen Haus auf einem einzigen Planeten kontrolliert. Die Gefahr eines Engpasses ist enorm, selbst wenn die imperialen Behörden die Aufsicht haben und die MAFEA Druck ausübt. Zur Gewährleistung der Stabilität des Imperiums brauchen wir eine bessere Quelle für die Melange. Notfalls müssen wir sie synthetisch herstellen. Wir brauchen eine Alternative.« Er drehte sich mit funkelnden Augen zum Kronprinzen um. »Eine, die *wir* in der Hand haben.«

Shaddam gefielen solche Diskussionen viel besser als die programmierten Lernroutinen des Tutors. »Richtig! Eine Alternative zur Melange würde das gesamte Machtgefüge innerhalb des Imperiums verschieben, nicht wahr?«

»Genau! Gegenwärtig streiten sich die MAFEA, die Gilde, die Bene Gesserit, die Mentaten, der Landsraad und sogar das Haus Corrino um die Produktion und Distribution der Melange, die an einen einzigen Planeten gebunden ist. Aber wenn es eine Alternative gäbe, die einzig in der Hand des kaiserlichen Hofes läge, würden die Oberhäupter deiner Familie zu *wahren* Imperatoren werden, nicht zu Marionetten, die von anderen politischen Kräften gelenkt werden.«

»Wir sind keine Marionetten«, erwiderte Shaddam beleidigt. »Nicht einmal mein vertrottelter Vater.« Er warf einen nervösen Blick zur Decke hinauf, als könnten dort Kom-Augen versteckt sein. Aber Fenring hatte den Raum längst auf Beobachtungs- und Abhöreinrichtungen untersucht. »Äh... ihm möge ein langes Leben beschert sein.«

»Wie Ihr sagt, mein Prinz«, erwiderte Fenring, ohne einen Millimeter nachzugeben. »Aber wenn wir jetzt die Räder in Bewegung setzen, wirst du die Früchte deiner Bemühungen ernten können, wenn der Thron dir gehört.« Er hantierte mit der Lernmaschine. »Schau zu und lerne!«, imitierte er Elroods krächzenden Falsett, mit dem der Imperator gewichtige Worte von sich zu geben pflegte. Shaddam lachte leise über Fenrings Sarkasmus.

Die Maschine zeigte nun Bilder von ixianischen Leistungen auf industriellen Gebieten, all die neuen Erfindungen und Verbesserungen, die in der profitablen Regierungszeit des Hauses Vernius vollbracht worden waren. »Was glaubst du, warum es den Ixianern nicht gelingt, mit ihren technischen Mitteln eine Alternative zum Gewürz zu finden?«, fragte Fenring. »Sie wurden immer wieder beauftragt, das Gewürz zu analysieren und andere Möglichkeiten zu entwickeln, aber sie spielen nur mit ihren Navigationsmaschinen und idiotischen Uhren herum. Was haben wir davon, wenn wir die exakte Zeit auf jedem Planeten des Imperiums ermitteln können? Warum sind solche Probleme wichtiger als das Gewürz? Das Haus Vernius hat auf ganzer Linie versagt, was das betrifft.«

»Diese Lernmaschine stammt von Ix. Das ärgerliche neue

Heighliner-Modell wurde auf Ix entwickelt. Genauso wie dein Hochleistungsbodenfahrzeug und...«

»Völlig irrelevant!«, sagte Fenring. »Ich glaube nicht, dass das Haus Vernius auch nur einen Bruchteil seiner technischen Ressourcen in die Suche nach einer Alternative zum Gewürz investiert. Das Problem hat für sie keine Priorität.«

»Dann sollte mein Vater Ihnen unmissverständliche Anweisungen geben.« Shaddam verschränkte die Hände hinter dem Rücken und bemühte sich um einen herrschaftlichen Ausdruck. Sein Gesicht rötete sich, als er sich zur Empörung zwang. »Wenn ich Imperator bin, werde ich dafür sorgen, dass bestimmte Personen wissen, wo ihre Prioritäten liegen. Ach ja, und ich werde persönlich festlegen, was für das Imperium und das Haus Corrino am wichtigsten ist.«

Fenring umkreiste die Lernmaschine wie ein hungriger Laza-Tiger. Er nahm sich eine gezuckerte Dattel aus einer Obstschale, die unauffällig auf einem kleinen Tisch deponiert war. »Der alte Elrood hat vor langer Zeit Ähnliches angekündigt, doch bis jetzt hat er keinen einzigen dieser Vorsätze verwirklicht.« Er wedelte mit der Hand. »Sicher, ganz zu Anfang bat er die Ixianer darum, sich einmal mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Er setzte sogar eine hohe Belohnung für jeden aus, der auch nur chemische Vorstufen zur Melange auf einem bislang unerforschten Planeten findet.« Er schob sich die Dattel in den Mund, leckte die klebrigen Finger ab und verschluckte die weiche, süße Frucht. »Aber nichts ist geschehen.«

»Dann sollte mein Vater die Belohnung erhöhen«, sagte Shaddam. »Er gibt sich nicht genügend Mühe.«

Fenring begutachtete seine sorgsam gepflegten Fingernägel, dann sah er Shaddam an. »Oder könnte es sein, dass der alte Elrood gar nicht bereit ist, *alle* notwendigen Alternativen in Betracht zu ziehen?«

»Er ist inkompetent, aber nicht völlig verblödet. Warum sollte er so etwas tun wollen?«

»Nehmen wir einmal an, jemand würde beispielsweise...

die Bene Tleilax vorschlagen. Als einzig mögliche Lösung.« Fenring lehnte sich gegen eine Steinsäule, um Shaddams Reaktion zu beobachten.

Das Gesicht des Kronprinzen verzog sich widerwillig. »Die dreckigen Tleilaxu! Warum sollte irgendjemand mit Ihnen zusammenarbeiten wollen?«

»Weil sie vielleicht die Antwort auf unsere Frage haben.«

»Du machst Witze. Wer wäre bereit, den Tleilaxu zu vertrauen?« Er stellte sich die grauhäutige Menschenrasse vor, die Zwerge mit dem fettigen Haar und den wachen Augen, den Knollennasen und den scharfen Zähnen. Sie blieben unter sich, isolierten sich auf ihren Hauptplaneten und schufen sich ein gesellschaftliches Abseits, in dem sie sich sehr wohl zu fühlen schienen.

Die Bene Tleilax waren jedoch genetische Zauberkünstler, die ohne Probleme mit unorthodoxen und allgemein verabscheuten Methoden arbeiteten, die sich mit lebendem oder totem Gewebe und sogar mit biologischen Abfällen abgaben. In ihren geheimnisvollen, aber sehr leistungsfähigen Axolotl-Tanks konnten sie Klone aus lebenden und Gholas aus toten Zellen heranzüchten. Die Tleilaxu hatten einen sehr zwielichtigen Ruf. *Wie kann irgendjemand sie ernst nehmen?*

»Denk darüber nach, Shaddam. Sind die Tleilaxu nicht die Meister der organischen Chemie und der Zellfunktionen, hmmm-äh?« Fenring schniefte. »Durch mein Spionagenetz habe ich erfahren, dass die Bene Tleilax trotz des Ekels, mit dem wir sie betrachten, eine neue Technik entwickelt haben. Ich selbst verfüge... über eine gewisse technische Begabung, wie du weißt, und ich glaube, dass sich diese Tleilaxu-Methode vielleicht für die Produktion von künstlicher Melange einsetzen ließe... für eine Quelle, die nur uns gehört.« Er fixierte seinen leuchtenden, vogelhaften Blick auf Shaddam. »Oder bist *du* nicht bereit, sämtliche Alternativen in Betracht zu ziehen, um lieber deinem Vater die Kontrolle zu überlassen?«

Shaddam wand sich und zögerte mit einer Antwort. Er

hätte jetzt viel lieber eine Runde Schildball gespielt. Es war ihm zuwider, an die zwergenhaften Menschen zu denken. Als religiöse Fanatiker waren die Bene Tleilax große Geheimniskrämer, die niemals Gäste zu sich einluden. Ungeachtet des Rufs, den sie bei anderen hatten, schickten sie ihre Vertreter auf Reisen, damit sie beobachteten und hochkarätige Geschäfte für einzigartige gentechnische Produkte abschlossen. Gerüchten zufolge hatte noch niemand eine Tleilaxu-Frau zu Gesicht bekommen. Also mussten sie entweder unglaublich schön sein... oder unvorstellbar hässlich.

Als er sah, wie der Kronprinz erschauderte, stieß Fenring mit einem Finger in seine Richtung. »Shaddam, tappe nicht in dieselbe Falle wie dein Vater! Als dein Freund und Berater muss ich scheinbar abwegige Möglichkeiten in Betracht ziehen, hmmm-äh! Vergiss deine Animositäten und denke an den möglichen Triumph, falls es funktioniert – einen Triumph über den Landsraad, die Gilde, die MAFEA und das intrigante Haus Harkonnen. Es wäre doch eine amüsante Vorstellung, wenn all die Fäden, die die Harkonnens gezogen haben, um nach dem Fall von Richese Arrakis zu bekommen, letztlich zu gar nichts geführt haben.«

Seine Stimme wurde sanfter und vernünftiger. »Warum sollten wir uns nicht mit den Tleilaxu einlassen? Wenn das Haus Corrino auf diese Weise das Gewürzmonopol zerschlagen und eine unabhängige Quelle auftun kann!«

Shaddam blickte sich zu ihm um und wandte der Lernmaschine den Rücken zu. »Bist du dir auch ganz sicher, dass es funktioniert?«

»Nein, ich bin mir nicht sicher!«, gab Fenring zurück. »Niemand kann es wissen, bevor es ausprobiert wurde. Aber wir müssen zumindest über die Idee nachdenken, ihr eine Chance geben. Wenn wir es nicht tun, wird irgendwann ein anderer darauf stoßen. Vielleicht sogar die Bene Tleilax selbst. Wir müssen es tun, wenn wir überleben wollen.«

»Was ist, wenn mein Vater davon erfährt?«, fragte Shaddam. »Ihm wird es überhaupt nicht gefallen.«

Der alte Elrood hatte noch nie aus eigener Kraft denken können, und Fenrings Chaumurky war längst dabei, sein Gehirn versteinern zu lassen. Der Kaiser war schon immer eine armselige Schachfigur gewesen, die von anderen politischen Kräften hin und her geschoben wurde. Vielleicht hatte der senile Geier sogar einen Vertrag mit den Harkonnens abgeschlossen, der ihnen die Kontrolle über die Gewürzproduktion garantierte. Shaddam wäre nicht überrascht, wenn der junge und mächtige Baron den alten Elrood um den Finger gewickelt hätte. Das Haus Harkonnen war sagenhaft reich und verfügte über beträchtliche Mittel der Einflussnahme.

Es wäre nicht schlecht, sie in die Knie zu zwingen.

Fenring stemmte die Hände in die Hüften. »Ich kann all dies in die Wege leiten, Shaddam. Ich habe nützliche Kontakte. Ich kann einen Vertreter der Bene Tleilax herschaffen, ohne dass irgendjemand davon erfährt. Er kann unser Anliegen dem Kaiser vorschlagen – und wenn dein Vater ihn abweist, finden wir vielleicht heraus, wer die eigentliche Macht über den Thron hat... weil die Spur noch frisch wäre. Hmmm-äh, soll ich alles in diesem Sinne vorbereiten?«

Der Kronprinz drehte sich zur Lernmaschine um, die unbeirrt fortfuhr, einen nicht vorhandenen Schüler zu unterrichten. »Ja, sicher, natürlich«, sagte er ungeduldig, nachdem er endlich zu einer Entscheidung gelangt war. »Wir wollen nicht noch mehr Zeit vergeuden. Und hör auf, dieses Geräusch zu machen.«

»Es wird eine Weile dauern, bis ich alles in die Wege geleitet habe, aber die Investition wird sich lohnen.«

Aus dem Nachbarzimmer drang ein wohliges Stöhnen, dann unterdrückte Schreie der Ekstase, deren Tonhöhe sich zunehmend steigerte, bis es schien, als müssten jeden Augenblick die Wände zerkrümeln.

»Unser Tutor scheint gelernt zu haben, wie er seinem kleinen Liebling Freude bereitet«, sagte Shaddam mit gerunzelter Stirn. »Falls sie ihm nichts vorspielt.«

Fenring lachte und schüttelte den Kopf. »Das war nicht sie, mein Freund. Das war *seine* Stimme.«

»Ich wüsste gerne, was die da drin machen«, sagte Shaddam.

»Kein Problem. Wird alles aufgezeichnet, damit du dich später daran erfreuen kannst. Wenn unser geschätzter Tutor kooperiert und uns keinen Ärger macht, werden wir uns davon einfach nur unterhalten lassen. Wenn er uns jedoch Schwierigkeiten bereitet, werden wir warten, bis dein Vater diese Konkubine zu seinem Privatvergnügen übernommen hat – und dann werden wir dem Imperator eine kleine Auswahl dieser Bilder zeigen.«

»Und wir bekommen in jedem Fall, was wir haben wollen«, sagte Shaddam.

»So ist es, mein Prinz.«

18

Für seine Arbeit setzt der Planetologe viele Ressourcen, Daten und Hochrechnungen ein. Doch seine wichtigsten Werkzeuge sind menschliche Wesen. Nur wenn er die ökologischen Kenntnisse der Bevölkerung versteht, kann er einen Planeten retten.

Pardot Kynes, Der Fall Bela Tegeuse

Als er die Daten für seinen nächsten Bericht an den Imperator zusammenstellte, bemerkte Pardot Kynes immer mehr Hinweise auf subtile ökologische Manipulationen. Er hatte die Fremen in Verdacht. Wer sonst konnte draußen in der Einöde von Arrakis etwas Derartiges bewirken?

Ihm wurde klar, dass es weitaus mehr Wüstenmenschen geben musste, als die Bürokraten der Harkonnens ahnten – und dass die Fremen einen Traum hatten... aber als Planetologe fragte er sich, ob sie tatsächlich einen *Plan* entwickelt hatten, um ihn zu verwirklichen.

Während er sich in die geologischen und ökologischen Rätsel dieser Wüstenwelt vertiefte, gelangte Kynes allmählich zu der Auffassung, dass er die Macht besaß, dem von der Sonne ausgeglühten Sand Leben einzuhauchen. Arrakis war keinesfalls ein toter Klumpen, wie es den oberflächlichen Anschein hatte, sondern der Planet war ein Samenkorn, das zu etwas Großem heranwachsen konnte... sofern die Umwelt sorgsam vorbereitet wurde.

Die Harkonnens wären kaum gewillt, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen. Obwohl sie seit mehreren Jahrzehnten als planetarische Gouverneure herrschten, benahmen sich der Baron und seine unberechenbaren Leute wie rücksichtslose Urlaubsgäste, die kein längerfristiges Interesse an Arrakis hatten. Als Planetologe erkannte er die

offensichtlichen Anzeichen. Die Harkonnens plünderten diese Welt, nahmen sich so viel Melange, wie sie konnten, und zwar so schnell, wie es möglich war, ohne einen Gedanken an die Zukunft zu verschwenden.

Politische Machenschaften und der Wandel der Herrschaftsverhältnisse konnten in kürzester Zeit das Gefüge der Allianzen verschieben. In den nächsten Jahrzehnten würde der Imperator zweifellos die Gewürzproduktion in die Hände eines anderen Großen Hauses geben. Die Harkonnens konnten nichts gewinnen, wenn sie hier langfristige Investitionen vornahmen.

Ein großer Teil der übrigen Bewohner dachte ebenfalls sehr kurzfristig: die Schmuggler, Wasserhändler und anderen Geschäftsleute, die von heute auf morgen ihre Zelte abbrechen und zu einer anderen Welt fliegen konnten, um dort ihr Glück zu versuchen. Niemand interessierte sich für das Wohlergehen dieses Planeten – Arrakis war nicht mehr als ein Bergwerk, das ausgebeutet und dann aufgegeben wurde.

Kynes glaubte jedoch, dass die Fremen eine ganz andere Einstellung hatten. Die zurückgezogen lebenden Wüstenbewohner galten als wilde Kämpfer. Sie waren im Verlauf ihrer langen Geschichte von einer Welt zur nächsten gewandert, waren unterdrückt und versklavt worden, bevor sie Arrakis zu ihrer Heimat gemacht hatten – einen Planeten, den sie seit Urzeiten als *Dune* bezeichneten. Für diese Menschen hatte der Wüstenplanet die größte Bedeutung. Sie würden unter den Konsequenzen der Ausbeutung leiden müssen.

Wenn es Kynes gelang, die Unterstützung der Fremen zu gewinnen – und wenn es tatsächlich viel mehr von diesen geheimnisvollen Menschen gab, als allgemein vermutet wurde –, dann konnten sie gemeinsam Veränderungen im globalen Maßstab bewirken. Wenn er genügend Daten über Wetterverhältnisse, die Zusammensetzung der Atmosphäre und jahreszeitliche Schwankungen gesammelt hatte, konnte er einen realistischen Zeitplan entwerfen, eine Strategie,

wie sich Arrakis eines fernen Tages in eine blühende Welt verwandeln ließe. *Es war möglich!*

Seit nunmehr einer Woche hatte er seine Aktivitäten auf den Schildwall konzentriert, einen gewaltigen Gebirgszug rings um die nördliche Polarregion. Die meisten Bewohner hatte sich auf geschütztem Felsterrain angesiedelt, das für die Würmer unzugänglich war, wie er vermutete.

Damit er das Land aus unmittelbarer Nähe erforschen konnte, hatte Kynes entschieden, sich mit einem Einmann-Bodenfahrzeug fortzubewegen. Er trieb sich am Fuß des Schildwalls herum, nahm Messungen vor und sammelte Proben. Er bestimmte den Winkel der Schichtungen im Felsgestein, um Hinweise auf die geologischen Umwälzungen zu erhalten, die eine solche Gebirgsbarriere aufgeworfen hatten.

Mit der Zeit mochte seine Suche sogar fossilführende Schichten zutage fördern, Kalksteinablagerungen mit versteinerten Muscheln oder primitiven Meereslebewesen aus der feuchteren Vergangenheit des Planeten. Bis jetzt waren zumindest die dezenten Hinweise auf urzeitliche Wasserläufe für sein trainiertes Auge unübersehbar. Doch die Ausgrabung eines derartigen kryptozoischen Überbleibsels wäre der unbestreitbare Beweis für seine Theorien...

Eines frühen Morgens fuhr Kynes mit seinem Wagen dahin, der deutliche Spuren im losen Geröll hinterließ, das von der Gebirgswand erodiert war. In dieser Gegend waren sämtliche Dörfer, von der größten bis zur armseligsten Ansiedlung, genauestens in den Karten verzeichnet, zweifellos zum Zweck der Steuererhebung und Ausbeutung durch die Harkonnens. Es war angenehm, ausnahmsweise einmal mit zuverlässigen Karten arbeiten zu können.

Er gelangte an einen Ort namens Windsack, wo es eine Wachstation und Kasernen der Harkonnen-Truppen gab, die hier ohne gegenseitige Sympathie mit den Wüstenbewohnern zusammenlebten. Kynes fuhr auf dem unebenen Gelände weiter. Er summte leise vor sich hin, während er zu den Felswänden hinaufblickte. Das Tuckern

des Motors lullte ihn ein, so dass seine Gedanken abschweiften.

Als er eine Anhöhe überwunden und einer Felsnadel ausgewichen war, stieß er zu seiner Überraschung auf den Schauplatz eines kleinen, verzweifelten Kampfes. Auf der einen Seite standen sechs muskulöse, durchtrainierte Soldaten in Harkonnen-Uniformen und Körperschilden. Sie hatten ihre zeremoniellen Stichwaffen gezückt, um mit drei Fremen-Jugendlichen zu spielen, die sie in die Enge getrieben hatten.

Kynes brachte das Bodenfahrzeug abrupt zum Stehen. Die widerliche Szene erinnerte ihn daran, wie er auf Salusa Secundus einmal einen wohlgenährten Laza-Tiger beobachtet hatte, der mit einer räudigen Erdratte gespielt hatte. Der Fleischbedarf des Tigers war gesättigt, so dass er es einfach nur genoss, sich als Raubtier aufzuführen. Er hetzte das verängstigte Nagetier, fügte ihm mit langen, gekrümmten Krallen schmerzhafte, blutige Wunden zu – die gar nicht tödlich sein sollten. Kynes hatte mit leistungsfähigen Öl-Linsen beobachtet, wie der Laza-Tiger mehrere Minuten lang mit der Erdratte gespielt hatte. Schließlich hatte der Tiger dem Geschöpf gelangweilt den Kopf abgebissen und war davonspaziert, um den Kadaver für die Aasfresser zurückzulassen.

Im Vergleich dazu wehrten sich die jungen Fremen in ihren Destillanzügen heftiger als die Erdratte, obwohl sie sich nur mit primitiven Messern verteidigen konnten. Die Wüstenbewohner hatten keine Chance gegen die viel besser bewaffneten Harkonnen-Soldaten.

Aber sie wollten nicht kampflos aufgeben.

Die Fremen hoben scharfkantige Steine auf und warfen sie mit tödlicher Genauigkeit, doch die Geschosse prallten wirkungslos an den schimmernden Kraftfeldern ab. Die Harkonnens lachten und rückten weiter vor.

Kynes stieg aus seinem Gefährt und beobachtete gebannt die Szene. Er lockerte einige Riemen seines Destillanzugs, damit er sich freier bewegen konnte. Er überzeugte sich,

dass die Gesichtsmaske am richtigen Platz saß, aber nicht versiegelt war. Er wusste noch nicht, ob er aus sicherer Distanz zuschauen, wie er es beim Laza-Tiger getan hatte, oder ob er auf irgendeine Weise Hilfe leisten sollte.

Die Harkonnen-Truppe war den Fremen im Verhältnis zwei zu eins überlegen, und wenn Kynes sich für die Jugendlichen einsetzte, würde er möglicherweise verletzt werden oder sich zumindest Ärger mit der Harkonnen-Macht einhandeln. Es war nicht die Aufgabe eines offiziellen Imperialen Planetologen, sich in lokale Angelegenheiten einzumischen.

Er legte eine Hand an das Messer, das er an der Hüfte trug. Jedenfalls war er bereit, auch wenn er hoffte, dass nicht mehr geschah als ein längerer Austausch von Beschimpfungen, eskalierenden Drohungen und vielleicht einem Handgemenge, das mit verletzten Gefühlen und einigen Prellungen endete.

Doch in diesem Moment änderte sich der Charakter der Auseinandersetzung – und Kynes wurde sich seiner Dummheit bewusst. Das hier war keineswegs nur ein grausames Spiel, sondern ein Konflikt, bei dem es um Leben und Tod ging.

Die Harkonnens stießen gnadenlos mit blitzenden Klingen und pulsierenden Schilden vor. Die jungen Fremen setzten sich zur Wehr. Nach wenigen Sekunden lag einer der Wüstenbewohner am Boden, und helles Blut schoss ihm aus der durchtrennten Halsschlagader.

Kynes wollte etwas rufen, aber er beherrschte sich, während seine Wut immer unbändiger wurde. Während er allein durch die Wüste gefahren war, hatte er großartige Pläne geschmiedet, sich die Hilfe der Fremen zu sichern und einen fruchtbaren Ideenaustausch einzuleiten. Er hatte davon geträumt, sie als Arbeitsheer für seine schillernde Vision einer ökologischen Transformation einzusetzen. Sie sollten seine zuverlässigen Verbündeten werden, seine engagierten Assistenten.

Und jetzt wollten diese idiotischen Harkonnens ohne er-

sichtlichen Grund seine Arbeiter töten, die Werkzeuge, mit denen er den Planeten umgestalten wollte! Das durfte er nicht zulassen.

Während der eine Fremen im Sand lag und langsam verblutete, griffen die anderen beiden mit einer Wildheit an, die Kynes verblüffte. »Taqwa!«, schrien sie.

Zwei Harkonnens fielen dem Überraschungsangriff zum Opfer, und ihre vier noch übrigen Kameraden hatten es offenbar nicht eilig, ihnen zu Hilfe zu kommen. Zögernd rückten die blau uniformierten Soldaten wieder gegen die Jugendlichen vor.

Kynes war so entrüstet über das ungerechte Verhalten der Harkonnens, dass er instinktiv handelte. Schnell und lautlos näherte er sich dem Trupp von hinten. Er schaltete seinen individuellen Schild ein und zog die kurze Klinge, die er zur Selbstverteidigung mit sich führte – eine Waffe, die für den Einsatz gegen Schilde gedacht und deren Spitze mit Gift präpariert war.

Während der harten Jahre auf Salusa Secundus hatte er gelernt, damit zu kämpfen – und damit zu töten. Seine Eltern hatten in einem der berüchtigtsten Gefängnisse des Imperiums gearbeitet, und Kynes hatte sich im Zuge seiner Forschungsarbeit häufig in einer Umwelt aufgehalten, in der er sich gegen gefährliche Raubtiere verteidigen musste.

Er stieß keinen Kampfruf aus, weil er damit das Überraschungselement zunichte gemacht hätte. Kynes hielt seine Waffe bereit. Er war nicht ausgesprochen tapfer, sondern nur fest entschlossen. Als würde sie von einer Macht getrieben, die außerhalb Kynes' Einfluss stand, drang die spitze Messerklinge langsam durch den Körperschild des nächsten Harkonnen-Soldaten und schließlich durch Haut, Fleisch und Knochen. Das Messer zerfetzte die Nieren des Mannes und durchtrennte seine Wirbelsäule.

Kynes riss die Waffe heraus und drehte sich halb nach links, um sie einem zweiten Soldaten in die Seite zu stoßen, der gerade zum Angriff auf ihn ansetzte. Der Schild verlangsamte die Bewegung der vergifteten Klinge, doch dann

drang auch sie ungehindert in den weichen Unterleib des Mannes, wo sie eine tiefe Wunde riss.

Damit lagen zwei weitere Harkonnens tödlich verwundet am Boden, bevor irgendjemand auch nur einen Schrei hatte ausstoßen können. Nun waren es vier – einschließlich der beiden, die die Fremen bereits getötet hatten. Die noch übrigen zwei Soldaten starrten schockiert auf diese unvermittelte Änderung der Situation, dann schrien sie wütend über die Kühnheit des hochgewachsenen Fremden auf. Sie tauschten Kampfsignale aus und verteilten sich. Sie konzentrierten sich nun mehr auf Kynes als auf die Fremen, die bereit schienen, sich notfalls mit den Fingernägeln zu verteidigen.

Wieder rückten die Fremen gegen ihre Angreifer vor. Und wieder schrien sie: »Taqwa!«

Einer der zwei noch überlebenden Harkonnen-Soldaten schlug mit seinem Schwert nach Kynes, aber der Planetologe konnte ihm schnell genug ausweichen. Er war immer noch wuterfüllt und vom Sieg über seine ersten beiden Gegner berauscht. Er riss den Arm hoch, drang durch den Schild und schlitzte seinem Angreifer die Kehle auf. Der Mann ließ das Schwert fallen und griff nach seiner Kehle, im vergeblichen Versuch, das Blut zurückzuhalten.

Der fünfte Harkonnen brach zusammen.

Als die zwei Fremen sich anschickten, an ihrem einzigen noch verbliebenen Gegner Rache zu üben, beugte sich Kynes über den schwer verwundeten Jugendlichen und sagte zu ihm: »Bleiben Sie ganz ruhig. Ich werde Ihnen helfen.«

Der junge Mann hatte bereits eine beträchtliche Menge Blut verloren, aber Kynes hatte ein Medpak am Gürtel dabei. Er drückte ein Wundsiegel auf den zerfetzten Hals und injizierte dann Ersatzplasma und hochwirksame Stimulanzien, um das Opfer am Leben zu erhalten. Er fühlte dem jungen Mann den Puls und spürte einen gleichmäßigen Herzschlag.

Erst jetzt bemerkte Kynes, wie schwer die Verletzung

wirklich war. Es erstaunte ihn, dass der Junge nicht noch mehr Blut verloren hatte. Ohne medizinische Betreuung wäre er nach wenigen Minuten gestorben. Trotzdem konnte Kynes es nicht fassen, dass der Junge überhaupt so lange überlebt hatte. *Das Blut dieses Fremen gerinnt mit ungewöhnlich hoher Geschwindigkeit.* Ein weiteres Detail für seine Faktensammlung – vielleicht eine Anpassung zur Verringerung des Feuchtigkeitsverlusts in der knochentrockenen Wüste.

»Iieeah!«

»Nein!«

Kynes blickte sich zu den Schreien des Schmerzes und Entsetzens um. Die Fremen hatten den noch lebenden Harkonnen überwältigt und holten ihm mit den Messerspitzen die Augäpfel aus den Höhlen. Dann begannen sie damit, ihn abzuhäuten. Sie zogen ihm rosafarbene Streifen vom Körper, die sie in kleinen Taschen an den Hüften verstauten.

Blutbesudelt und keuchend stand Kynes auf. Als er sah, wie brutal sie sich verhielten, nachdem sich das Blatt gewendet hatte, fragte er sich plötzlich, ob er richtig gehandelt hatte. Diese Fremen waren wie wilde Tiere und hatten sich in einen Blutrausch hineingesteigert. Würden sie nun versuchen, *ihn* zu töten, obwohl er ihnen geholfen hatte? Für diese verzweifelten jungen Männer war er ein Fremder.

Er beobachtete und wartete, bis die Jugendlichen ihre grausige Tortur beendet hatten. Dann blickte er ihnen in die Augen, räusperte sich und sprach sie auf Galach an: »Mein Name ist Pardot Kynes. Ich bin der für Arrakis zuständige Kaiserliche Planetologe.«

Er blickte auf seine blutverschmierte Haut und beschloss, ihnen nicht zum Gruß die Hand entgegenzustrecken. Diese Geste mochte ein kulturelles Missverständnis heraufbeschwören. »Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich wollte die Fremen ohnehin näher kennen lernen.«

19

Die Angst vor einem Feind,
den man bewundert, ist größer.

Thufir Hawat, Mentat und Sicherheitsbeauftragter des Hauses Atreides

Im Schutz der dichten Kiefern kauerte Duncan Idaho in den weichen Nadeln, die den Boden bedeckten, und fror trotzdem. Die kühle Nachtluft betäubte den harzigen Koniferenduft, aber hier war er zumindest vor dem eiskalten Wind abgeschirmt. Er hatte sich weit genug von der Höhle entfernt, um sich eine Weile ausruhen zu können und wieder zu Atem zu kommen. Nur für einen Augenblick.

Er wusste jedoch, dass sich die Harkonnen-Jäger keine Ruhepause gönnen würden. Dass er einen aus ihrer Gruppe getötet hatte, konnte ihre Entschlossenheit nur angestachelt haben. *Vielleicht,* dachte er, *macht ihnen die Jagd jetzt sogar noch mehr Spaß. Vor allem Rabban.*

Duncan öffnete das Medpak, das er dem getöteten Verfolger abgenommen hatte, und zog ein Paket mit Hautbildungssalbe heraus, die er auf den Einschnitt in seiner Schulter auftrug, wo sie sofort zu einem organischen Verband aushärtete. Dann schlang er den Nahrungsriegel hinunter und steckte sich das Packpapier in die Hosentasche.

Darauf untersuchte er die Lasgun im Schein seiner Handlampe. Er hatte noch nie zuvor eine solche Waffe benutzt, aber er hatte die Wächter und Jäger bei der Handhabung beobachtet. Er nahm die Lasgun in die Arme und betastete die Mechanismen und Kontrollen. Er richtete den Lauf nach oben und versuchte zu verstehen, was er tun musste. Er musste lernen, damit umzugehen, wenn er sie im Kampf einsetzen wollte.

Plötzlich schoss ein weißglühender Energiestrahl durch die Äste der Kiefern in den Himmel. Holz und Nadeln gingen knisternd in Flammen auf. Glimmende Klumpen aus immergrünen Nadeln regneten ringsum zu Boden, wie rotglühende Schneeflocken.

Mit einem Schrei ließ er die Waffe fallen und sprang zurück. Doch er hob sie sofort wieder auf, bevor er vergessen konnte, in welcher Kombination er auf die Knöpfe gedrückt hatte. Er musste sich alles genau einprägen.

Die Flammen in den Baumkronen waren ein helles Leuchtfeuer, von dem dunkler Rauch aufstieg. Da er jetzt nichts mehr zu verlieren hatte, schoss Duncan noch einmal, aber gezielt, um sicherzugehen, dass er die Lasgun zu seiner Verteidigung einsetzen konnte. Die klobige Waffe war nicht für die Hände eines kleinen Jungen gebaut, vor allem nicht, wenn ihm gleichzeitig Schulter und Rippen schmerzten, aber er konnte damit umgehen. Ihm blieb nichts anderes übrig.

Da er wusste, dass die Harkonnens unverzüglich zum Brandherd eilen würden, verließ Duncan den hinfällig gewordenen Schutz der Bäume, um nach einem neuen Versteck zu suchen. Wieder versuchte er, auf höherem Terrain zu bleiben, damit er die verstreuten Leuchtgloben der Jagdgruppe im Auge behalten konnte. Er wusste genau, wo sich die Männer aufhielten und wie nahe sie ihm waren.

Aber es ist doch ziemlich dumm von ihnen, sich auf diese Weise zu offenbaren, dachte er. War es blindes Selbstvertrauen? Was das ihr schwacher Punkt? Nun, er konnte es jedenfalls zu seinem Vorteil ausnutzen. Die Harkonnens erwarteten, dass er ihr Spiel mitmachte, bis er in die Enge getrieben wurde und starb. Aber Duncan hatte fest vor, ihre Erwartungen zu enttäuschen.

Vielleicht spielen wir diesmal nach meinen Regeln.

Als er weiterrannte, machte er einen Bogen um Schneeflächen und Unterholz, um keine sichtbaren oder hörbaren Anzeichen auf seinen Aufenthaltsort zu geben. Doch Dun-

can war viel zu sehr auf die Gruppe seiner Verfolger konzentriert, um die wirkliche Gefahr zu bemerken. Hinter ihm hörte er ein Knacken trockener Zweige, das Rascheln von Büschen, dann das Scharren von Krallen auf felsigem Boden, begleitet von einem schweren, heiseren Keuchen.

Das war kein Harkonnen-Jäger – sondern ein Raubtier des Waldes, das sein Blut gewittert hatte.

Duncan bremste ab, blickte nach oben und suchte in den Schatten nach leuchtenden Augen. Doch er beachtete den steilen Felsvorsprung über seinem Kopf erst, als er ein Grollen hörte. Im Sternenlicht erkannte er die muskulöse Gestalt eines wilden Gaze-Hundes, kauernd, das Rückenfell wie Federn gesträubt, die messerscharfen Reißzähne gefletscht. Die riesigen Augen konzentrierten sich auf seine Beute: einen kleinen Jungen mit zartem Fleisch.

Duncan wich stolpernd zurück und feuerte mit der Lasgun einen Schuss ab. Doch er hatte schlecht gezielt, so dass der Energiestrahl den Räuber weit verfehlte und stattdessen ein Stück Felsen unterhalb des Gaze-Hundes zerstäubte. Das Raubtier knurrte und wich zurück. Duncan gab einen zweiten Schuss ab und brannte dem Tier diesmal ein schwarzes Loch ins rechte Hinterbein. Unter wütendem Gebrüll machte sich das Geschöpf davon und verschwand in der Dunkelheit.

Der Lärm des Gaze-Hundes sowie die Energieblitze der Lasgun würde die Harkonnens wieder auf die richtige Spur führen. Also machte sich Duncan erneut auf den Weg durch die sternenklare Nacht.

* * *

Die Hände in die Hüften gestemmt starrte Rabban auf die Leiche des Jägers, der im Eingang zur kleinen Höhle lag. Wilder Zorn brannte in ihm – aber gleichzeitig auch eine grimmige Befriedigung. Dieses hinterhältige Kind hatte den Mann in eine Falle gelockt. Sehr einfallsreich. Die Rüstung hatte den Jäger nicht vor einem herabstürzenden Felsbro-

cken schützen können und erst recht nicht vor einem Messerstich in die Kehle. Vor dem Gnadenstoß.

Rabban kochte eine Weile still vor sich hin und versuchte, die veränderte Lage einzuschätzen. Trotz der nächtlichen Kälte roch er den bitteren Gestank des Todes. War es nicht genau das, was er wollte – eine wirkliche Herausforderung?

Einer der anderen Jäger kroch in den Höhleneingang und richtete den Strahl seiner Handlampe hinein. Er sah die Blutflecken und den zertrümmerten richesischen Lokalisator. »Jetzt wissen wir, was geschehen ist, Mylord. Das Balg hat sich das Implantat herausgeschnitten.« Der Jäger schluckte, als wäre er unsicher, ob er fortfahren sollte. »Ein kluges Kerlchen, dieser Junge. Eine ausgezeichnete Jagdbeute.«

Rabban blickte eine Weile mit finsterer Miene auf das Blutbad, während er immer noch seinen Sonnenbrand auf den Wangen spürte. Dann trat langsam ein Grinsen auf sein Gesicht, bis er schließlich in schallendes Gelächter ausbrach. »Ein achtjähriges Kind, das nur seinen Kopf und ein paar primitive Waffen besitzt, hat einen Mann aus meiner Truppe überwältigt!« Wieder lachte er. Die anderen Mitglieder standen unsicher im Licht der schwebenden Leuchtgloben da.

»Ein solcher Junge ist wie für die Jagd gemacht«, verkündete Rabban, dann stieß er mit dem Fuß gegen die Leiche des Jägers. »Und dieser Trottel hat nichts Besseres verdient. Seine Leiche soll hier liegen bleiben und verrotten. Die Aasfresser sollen über ihn herfallen.«

Dann entdeckten zwei seiner Späher Feuer in einem Waldstück. »Wahrscheinlich versucht das Balg, sich die Hände zu wärmen«, sagte Rabban. Wieder lachte er, und nun wagten es auch die übrigen Mitglieder der Jagdgesellschaft, leise zu kichern. »Es verspricht eine aufregende Nacht zu werden.«

* * *

Von seinem Aussichtspunkt blickte Duncan in die Ferne. Er hatte die Wachstation im Rücken. Er sah ein helles Licht, das an- und ausging, um nach einer Pause von fünfzehn Sekunden erneut aufzuleuchten. Irgendein Signal, das offenbar nichts mit den Harkonnen-Jägern zu tun hatte. Es war weit von einer Wachstation oder sonstigen Ansiedlungen entfernt.

Duncan wurde neugierig. Das Licht ging an und wieder aus. *Wer hält sich da draußen auf?*

Der Zugang zum Wildreservat stand einzig und allein den Mitgliedern der Harkonnen-Familie zu. Jeder, der sich in der Nähe herumtrieb, wurde sofort erschossen oder zum Ziel einer zukünftigen Jagd verurteilt. Duncan beobachtete das verlockende Blinklicht. Es war eindeutig eine Botschaft... *Aber von wem?*

Er holte tief Luft und kam sich in einer großen und feindseligen Welt sehr klein, aber wehrhaft vor. Für ihn gab es keine andere Zuflucht und keine andere Chance. Bis jetzt hatte er sich dem Zugriff der Jäger entziehen können... aber das würde sich irgendwann ändern. Bald würden die Harkonnens Verstärkung holen, Ornithopter, Bio-Sensoren, vielleicht sogar Jagdtiere, die dem Geruch seines Blutes folgten – wie es der wilde Gaze-Hund getan hatte.

Duncan beschloss, sich auf den Weg zu diesem geheimnisvollen Signalgeber zu machen und auf das Beste zu hoffen. Er konnte sich nicht vorstellen, dass er dort auf irgendjemand stieß, der ihm helfen wollte, aber er hatte noch nicht jede Hoffnung aufgegeben. Vielleicht ergab sich für ihn eine Fluchtmöglichkeit, zum Beispiel als blinder Passagier.

Doch zuvor wollte er eine weitere Falle für die Jäger anlegen. Er hatte eine Idee, einen Plan, mit dem sie bestimmt nicht rechneten, und es war eine recht simple Idee. Je mehr von seinen Feinden er töten konnte, desto besser wurden seine Chancen.

Nachdem Duncan die Felsen, die Schneeflächen und die Bäume gemustert hatte, suchte er sich die beste Stelle für

seinen zweiten Hinterhalt aus. Er schaltete die Taschenlampe ein und richtete den Strahl auf den Boden, damit keine spähenden Augen den verräterischen Schein aus der Ferne entdeckten.

Die Verfolger waren nicht mehr weit von ihm entfernt. Gelegentlich hörte er einen unterdrückten Ruf in der ansonsten lautlosen Umgebung, sah die Leuchtgloben der Jagdgruppe wie Glühwürmchen durch den Wald schweben, während die Jäger versuchten, den Weg zu erraten, den ihr Wild nahm.

Doch jetzt wollte Duncan, dass sie errieten, welchen Weg er nahm... obwohl sie niemals erraten würden, was er beabsichtigte. Er ging neben einer besonders tiefen und lockeren Schneewehe in die Knie und rammte die Handlampe hinein, so tief er konnte. Dann zog er sich zurück.

Der Schein wurde vom weißen Schnee diffus gestreut. Die winzigen Eiskristalle reflektierten und verstärkten das Licht, so dass die Schneewehe wie eine phosphoreszierende Insel auf der dunklen Lichtung strahlte.

Er nahm die Lasgun und lief zu den schützenden Bäumen zurück. Auf einem Kissen aus Kiefernnadeln legte er sich flach auf den Boden, wobei er darauf achtete, kein sichtbares Ziel abzugeben. Dann legte er den Lauf der Waffe auf einen passenden Stein und brachte sie in Anschlag.

Und wartete.

Die Jäger kamen, genau wie er erwartet hatte, und Duncan hatte das Gefühl, dass nun die Rollen vertauscht waren. Jetzt war er der Jäger, und sie waren das Wild. Er zielte mit der Lasgun, den Finger um den Auslöser gekrümmt. Endlich trat die Gruppe auf die Lichtung. Verdutzt versammelten sie sich um die leuchtende Schneewehe und rätselten, was dieser Fund zu bedeuten hatte.

Zwei der Jäger blickten sich um und sicherten die Gruppe gegen einen Angriff aus dem Wald. Die anderen zeichneten sich als deutliche Umrisse vor dem gespenstischen Licht ab, perfekte Ziele – genau wie Duncan gehofft hatte.

Im Hintergrund der Gruppe erkannte er einen kräftig gebauten Mann mit unverkennbarem Charisma. *Rabban!* Duncan dachte daran, wie seine Eltern gestorben waren, erinnerte sich an den Geruch ihrer verkohlten Körper – und drückte auf den Auslöser.

Doch in diesem Moment trat einer der Späher vor Rabban, um Meldung zu machen. Der Strahl schlug in seine Rüstung und hinterließ ein brennendes und rauchendes Loch. Der Mann riss die Arme hoch und stieß einen schrillen Schrei aus.

Angesichts seiner Korpulenz reagierte Rabban mit verblüffender Geschwindigkeit und warf sich seitwärts zu Boden, als sich der Strahl durch die Rüstung des Jägers fraß und zischend in die Schneewehe schlug. Duncan gab einen zweiten Schuss ab und tötete einen weiteren Jäger, der vor dem leuchtenden Schnee stand. Dann feuerten die Jäger ungezielte Salven in die Bäume und die Dunkelheit.

Als Nächstes nahm Duncan die schwebenden Leuchtgloben unter Beschuss. Als einer nach dem anderen zerplatzte, standen seine Verfolger plötzlich in einer von Flammen durchzuckten Finsternis. Er traf zwei weitere Männer, während der Rest der Gruppe hastig Deckung suchte.

Als die Energie seiner Lasgun allmählich zur Neige ging, kroch der Junge hinter den Grat und rannte in seinem Schutz so schnell er konnte auf das blinkende Signal zu, das er gesehen hatte. Ganz gleich, was es zu bedeuten hatte – es war seine einzige Chance.

Die Harkonnens würden noch ein Weilchen brauchen, um ihre Überraschung und Verwirrung zu überwinden, worauf zweifellos eine noch längere Phase des Misstrauens folgte. Da er wusste, dass er nur noch eine Hoffnung hatte, schlug Duncan jede Vorsicht in den Wind. Er stolperte den Abhang hinunter, stieß gegen Steine, achtete aber nicht auf den Schmerz und die Verletzungen, die er sich zuzog. Er konnte seine Spur ohnehin nicht mehr verwischen und versuchte gar nicht erst, sich wieder zu verstecken.

Irgendwann hörte er hinter sich ein wütendes Knurren

und Rufe von den Jägern. Ein Rudel Gaze-Hunde hatte sie umzingelt. Sie witterten die Verletzten und versuchten sie zu erbeuten. Duncan grinste, während er weiter auf das Blinklicht zulief. Jetzt konnte er es besser erkennen, direkt voraus, am Rand des Waldreservats.

Schließlich erreichte er eine ebene Lichtung und näherte sich einem lautlosen Flitter-Thopter, einem Hochgeschwindigkeitsflugzeug, das mehrere Passagiere befördern konnte. Das blinkende Signallicht befand sich auf dem Dach der Maschine – aber Duncan sah keinen Menschen.

Lautlos wartete er eine Weile, bis er vorsichtig den Schatten der Bäume verließ und weiterging. War das Gefährt verlassen? Hatte man es hier für ihn abgestellt? War es eine Falle der Harkonnens? Aber warum sollten sie so etwas tun? Sie waren ihm doch bereits auf der Spur gewesen.

Oder handelte es sich um einen geheimnisvollen Retter?

Duncan Idaho hatte in dieser Nacht bereits Großes geleistet und fühlte sich sehr erschöpft. Er konnte noch gar nicht fassen, wie viel sich in seinem Leben verändert hatte. Aber er war erst acht Jahre alt, und es war ihm unmöglich, diesen Flitter zu fliegen, selbst wenn es sich um seine einzige Chance zur Flucht handelte. Andererseits mochte er darin auf Vorräte stoßen, auf mehr Nahrung, auf eine weitere Waffe...

Er lehnte sich gegen den Rumpf und suchte die Umgebung ab, ohne ein Geräusch von sich zu geben. Die Tür stand offen, wie eine Aufforderung zum Einsteigen, doch im Innern der geheimnisvollen Maschine war es dunkel. Nun hätte er die Taschenlampe nötig brauchen können. Er schob sich vorsichtig weiter vor und tastete mit dem Lauf der Lasgun in die Dunkelheit.

Da griffen zwei Hände aus dem Innern des Gefährts und entrissen ihm die Waffe, bevor er auch nur einen Finger krümmen konnte. Seine Hände brannten vor Schmerz. Er taumelte zurück und unterdrückte einen Aufschrei.

Jemand packte seine Arme. Ein harter Druck legte sich auf seine Schulterwunde, dass er vor Schmerz keuchte.

Duncan schlug und trat wild um sich, dann blickte er in das Gesicht einer drahtigen, verbitterten Frau mit schokoladenbraunem Haar und dunkler Haut. Er hatte sie sofort wiedererkannt: *Janess Milam,* die sich während der Rasenspiele in seiner Nähe aufgehalten hatte... kurz bevor die Harkonnen-Truppen seine Eltern gefangen genommen und seine gesamte Familie in die Gefängnisstadt Barony verschleppt hatten.

Diese Frau hatte ihn an die Harkonnens verraten.

Janess drückte ihm eine Hand auf den Mund, bevor er schreien konnte, und hielt seinen Kopf fest mit einem Arm umklammert. Er konnte ihr nicht entkommen.

»Hab ich dich«, sagte sie mit heiserem Flüstern.

Sie hatte ihn erneut verraten.

20

Wir betrachten die verschiedenen Welten als Genpools, als Quellen für Lehren und Lehrer, als Quellen des Möglichen.

Bene-Gesserit-Analyse,
Archive von Wallach IX

Baron Wladimir Harkonnen waren widerwärtige Taten keineswegs fremd. Doch dass man ihn zu dieser Intimität zwingen wollte, beunruhigte ihn mehr als jede andere abscheuliche Situation, in der er sich jemals befunden hatte. Es brachte ihn völlig aus dem Gleichgewicht.

Als wäre all das noch nicht genug – warum war diese verdammte Ehrwürdige Mutter so ruhig und selbstgefällig?

Weil es ihm peinlich war, schickte er alle Wachen und Würdenträger fort, leerte die düstere Harkonnen-Zitadelle von allen potenziellen Lauschern. *Wo ist Rabban, wenn ich ihn brauche? Auf der Jagd!* Schmollend zog er sich in seine Privatgemächer zurück. Es rumorte in seinen Eingeweiden.

Schweiß glänzte auf seiner Stirn, als er durch den kunstvollen Torbogen trat, um dann die Abschirmung zu aktivierten, die Ungestörtheit garantierte. Vielleicht ging es, wenn er die Leuchtgloben löschte und sich einredete, er würde etwas ganz anderes tun...

Als er eintrat, stellte der Baron zu seiner Erleichterung fest, dass die Hexe nicht ihre Kleidung abgelegt hatte, und sie räkelte sich auch nicht verführerisch auf den Bettlaken, in Erwartung seiner Rückkehr. Stattdessen verhielt sie sich wie eine tadellose Bene-Gesserit-Schwester und saß abwartend da. Doch ein irritierendes Lächeln der Überlegenheit umspielte ihre Lippen.

Der Baron verspürte das Bedürfnis, dieses Lächeln mit einem scharfen Instrument zum Verschwinden zu bringen.

Er atmete tief durch; es widerte ihn an, dass diese Hexe ihm ein solches Gefühl der Hilflosigkeit verursachen konnte.

»Das Beste, was ich Ihnen anbieten kann, ist ein Fläschchen mit meinem Sperma«, sagte er, während er versuchte, die Situation mit Schroffheit zu beherrschen. Er hob entschlossen das Kinn. »Mehr können die Bene Gesserit nicht von mir erwarten.«

»Aber das ist es nicht, was wir von Ihnen erwarten, Baron«, sagte die Ehrwürdige Mutter und richtete sich auf. »Sie kennen die Regeln. Wir sind keine Tleilaxu, die ihre Nachkommen in Tanks heranzüchten. Wir Bene Gesserit legen Wert auf einen natürlichen Fortpflanzungsprozess ohne künstliche Eingriffe, aus Gründen, die Sie nicht verstehen können.«

»Ich kann vieles verstehen«, knurrte der Baron.

»Aber nicht diesen Punkt.«

Er hatte ohnehin nicht damit gerechnet, dass er mit diesem Versuch erfolgreich wäre. »Wenn Sie Harkonnen-Blut benötigen – warum wenden Sie sich nicht an meinen Neffen Glossu Rabban? Oder noch besser, an seinen Vater Abulurd. Gehen Sie nach Lankiveil, dann können Sie mit ihm so viele Kinder zeugen, wie Sie wollen. Mit ihm hätten Sie nicht so viel Arbeit.«

»Nicht akzeptabel«, sagte Mohiam. Sie fixierte ihn mit kaltem Blick zwischen schmalen Lidern. Ihr Gesicht wirkte schlicht, blass und unversöhnlich. »Ich bin nicht hier, um mit Ihnen zu verhandeln, Baron. Ich habe meine Befehle. Ich muss mit Ihrem Kind nach Wallach IX zurückkehren.«

»Aber... warum können...?«

Die Hexe hob die Hand. »Ich habe Ihnen bereits unmissverständlich erklärt, was geschehen wird, wenn Sie sich weigern. Treffen Sie Ihre Entscheidung.«

Sein Privatgemach war für ihn plötzlich zu einem fremden und bedrohlichen Ort geworden. Er reckte die Schultern und spannte die Armmuskeln an. Obwohl er ein kräftiger und schlanker Mann mit schnellen Reflexen war, konnte er sich nicht gegen diese Frau wehren, indem er auf sie

einprügelte. Er wusste, wie gut die Bene Gesserit als Kämpferinnen waren, vor allem, wenn sie ihre obskuren psychologischen Mittel einsetzten. Daher bezweifelte er, dass er einen offenen Kampf als Sieger überstehen würde.

Sie stand auf und glitt mit lautlosen Schritten durch den Raum, um sich in steifer Haltung auf den Rand des fleckigen und ungemachten Bettes zu setzen. »Falls es Sie tröstet – ich werde bei diesem Akt nicht mehr Vergnügen empfinden als Sie.«

Mohiam betrachtete den durchtrainierten Körper des Barons, seine breiten Schultern, seine ausgeprägte Brust, den straffen Bauch. Sein Gesicht zeigte den hochmütigen Ausdruck des Abkömmlings einer Adelsfamilie. Unter anderen Umständen wäre Wladimir Harkonnen vielleicht sogar ein annehmbarer Liebhaber gewesen, ähnlich wie die männlichen Trainer, mit denen die Bene Gesserit sie während ihrer fruchtbarsten Jahre zusammengebracht hatten.

Sie hatte der Bene-Gesserit-Schule bereits acht Töchter geboren, die allesamt von ihr getrennt auf Wallach IX oder anderen Ausbildungsplaneten aufgewachsen waren. Mohiam hatte niemals versucht, ihre Fortschritte zu verfolgen, weil so etwas in der Schwesternschaft nicht üblich war. Mit ihrer Tochter von Baron Harkonnen würde es genauso sein.

Als gut ausgebildete Schwester besaß Mohiam die Fähigkeit, selbst ihre winzigsten körperlichen Funktionen zu beherrschen. Um zu einer Ehrwürdigen Mutter zu werden, hatte sie ihre eigene Biochemie durch Einnahme eines bewusstseinserweiternden Gifts verändern müssen. Während sie die tödliche Droge innerhalb ihres Körpers verwandelt hatte, war sie immer tiefer in die Vergangenheit vorgedrungen, bis sie zur Kommunikation mit all ihren weiblichen Vorfahren in der Lage war und den Zugang zum inneren Leben der Weitergehenden Erinnerungen gefunden hatte.

Sie konnte ihre Gebärmutter vorbereiten, nach Belieben den Eisprung einleiten und sogar das Geschlecht ihres Kindes wählen, wenn Spermium und Ei miteinander verschmolzen. Die Bene Gesserit wollten, dass sie eine Tochter

zur Welt brachte, eine Harkonnen-Tochter, und Mohiam würde dafür sorgen, dass es wie erwartet geschah.

Da sie nicht alle Einzelheiten der zahlreichen Zuchtprogramme kannte, wusste Mohiam nicht, warum die Bene Gesserit an dieser speziellen Genkombination interessiert waren, warum sie erwählt worden war, das Kind zu empfangen, und warum kein anderer Harkonnen einen brauchbaren Nachkommen zeugen konnte. Sie erfüllte lediglich ihre Pflicht. Für sie war der Baron nur ein Werkzeug, ein Samenspender, der nur seine Rolle spielen musste.

Mohiam hob ihr schwarzes Gewand und legte sich mit dem Rücken aufs Bett. »Kommen Sie, Baron«, sagte sie, während sie ihn weiterhin ansah, »lassen Sie uns nicht noch mehr Zeit verschwenden. Bringen wir's hinter uns. Schließlich ist es gar keine so große Anstrengung.« Ihr Blick wanderte zu seinem Unterleib.

Als er zornig errötete, fuhr sie mit sanfterer Stimme fort: »Ich bin in der Lage, Ihr Vergnügen zu steigern oder zu unterdrücken. Das Ergebnis wird in jedem Fall für uns beide dasselbe sein.« Sie lächelte mit dünnen Lippen. »Denken Sie einfach an die versteckten Melange-Vorräte, die weiterhin Ihnen gehören, ohne dass der Imperator jemals davon erfährt.« Dann wurde ihre Stimme härter. »Andererseits könnten Sie sich auch vorzustellen versuchen, was der alte Elrood mit dem Haus Harkonnen machen wird, wenn er herausfinden sollte, auf welche Weise Sie ihn betrogen haben.«

Der Baron zerrte ungehalten an seinem Gewand, öffnete es und stürmte zum Bett. Mohiam schloss die Augen und murmelte einen Bene-Gesserit-Segen, ein Gebet, um sich zu beruhigen und sich besser auf die Reaktionen ihres Körpers konzentrieren zu können.

Der Baron war vor Ekel kaum erregt. Er konnte den Anblick von Mohiams nacktem Körper nicht ertragen. Zum Glück hatte sie den größten Teil ihrer Kleidung anbehalten, genauso wie er. Sie nahm sein Glied in die Hand und manipulierte es, bis es sich versteifte. Er hielt die Augen fest ge-

schlossen, während er spürte, dass sie ihn einsog und in sich festhielt. Er versuchte, sich frühere Eroberungen vorzustellen, den Schmerz, die Macht... alles, was ihn von der widerwärtigen und schmutzigen Tatsache einer bisexuellen Vereinigung ablenkte.

Es hatte nichts mit körperlichem Vergnügen zu tun, es war lediglich der mechanische Akt zweier Menschen, der dem Austausch genetischen Materials diente. Für sie beide hatte es kaum noch etwas mit Sex zu tun.

Aber Mohiam bekam, was sie wollte.

* * *

Piter de Vries saß lautlos und verstohlen an seinem nur einseitig durchsichtigen Beobachtungsfenster. Als Mentat hatte er gelernt, sich wie ein Schatten zu bewegen, zu sehen, ohne gesehen zu werden. Ein uraltes Gesetz der Physik postulierte, dass schon der bloße Akt des Beobachtens das Beobachtete beeinflusste. Aber jeder gute Mentat wusste, wie man diesen Einfluss soweit reduzierte, dass die Objekte seiner Neugier nichts von der Beobachtung ahnten.

De Vries hatte die sexuellen Eskapaden des Barons schon häufig durch dieses Guckloch verfolgt. Manchmal hatte es ihn angewidert, gelegentlich war es faszinierend gewesen... und noch viel seltener hatte es die Phantasie des Mentaten angeregt.

Jetzt sog er alle Details auf, während der Baron gezwungen war, mit der Bene-Gesserit-Hexe zu kopulieren. Es bereitete ihm großes Vergnügen, seinen Herrn zu beobachten und das tiefe Unbehagen des Mannes mitzuerleben. Noch nie zuvor hatte er den Baron in einer für ihn so unangenehmen Situation gesehen. Wenn er nur die Zeit gefunden hätte, das Aufnahmegerät einzurichten, damit er diese Szenen immer wieder genießen konnte!

In dem Augenblick, als sie ihre Forderungen vorgetragen hatte, war de Vries vom unvermeidlichen Resultat überzeugt

gewesen. Sie hatte den Baron in der Hand gehabt, ihm war keine andere Wahl geblieben, als ihr zu gehorchen.

Aber warum?

Selbst mit seinen überragenden Fähigkeiten als Mentat konnte de Vries nicht ergründen, was die Schwesternschaft vom Haus Harkonnen oder seinen Nachkommen erwartete. Die genetischen Faktoren konnten kaum eine solch überragende Rolle spielen.

Vorläufig begnügte sich Piter de Vries damit, das Spektakel zu genießen.

21

Viele Erfindungen haben selektiv bestimmte Fähigkeiten verbessert, indem sie einzelne Aspekte verstärkten. Doch keine dieser Errungenschaften konnte es jemals mit der Komplexität oder Anpassungsfähigkeit des menschlichen Geistes aufnehmen.

Ikbhans Abhandlungen über den Geist,
Band II

Leto stand schnaufend neben dem Wachhauptmann Zhaz. Sie befanden sich auf dem Trainingsplatz aus Faux-Stein im ixianischen Großen Palais. Der Kampflehrer war ein kantiger Mann mit braunem Stoppelhaar, dichten Augenbrauen und einem rechtwinklig geschnittenen Bart. Genauso wie seine Schüler trug Zhaz kein Hemd, sondern nur beige Kampfshorts. Trotz der Bemühungen des Luftaustauschers hing der Geruch nach Schweiß und erhitztem Metall in der Luft. Doch wie an den meisten Vormittagen verbrachte der Ausbilder mehr Zeit mit Zuschauen als mit Kämpfen. Meistens überließ er die Arbeit den Kampfmaschinen.

Leto genoss es, nach dem regulären Unterricht das Tempo zu wechseln, sich der körperlichen Herausforderung zu stellen. Inzwischen hatte er auf Ix einen geregelten Tagesablauf, der aus der körperlichen und geistigen Ausbildung mit Hightech-Mitteln bestand, ergänzt durch Besichtigungen von technischen Einrichtungen und Anleitungen in Wirtschaftsphilosophie. Er hatte sich allmählich für Rhomburs Begeisterung erwärmt, auch wenn er dem ixianischen Prinzen häufig durch Erklärungen schwieriger Sachverhalte aushelfen musste. Rhombur war nicht etwa schwer von Be-

griff, sondern nur... ein wenig von manchen praktischen Dingen entrückt.

An jedem dritten Vormittag kehrten die jungen Männer den Klassenzimmern den Rücken und trainierten mit den Automaten. Leto mochte die sportliche Betätigung und den Adrenalinrausch, während sowohl Rhombur als auch der Kampflehrer das Ganze als antiquierte Einrichtung betrachteten, die nur deshalb zum Stundenplan gehörte, weil sich Graf Vernius so gerne an seine Kriegszeit zurückerinnerte.

Leto und der stoppelhaarige Hauptmann sahen zu, wie sich der untersetzte Prinz Rhombur mit einer goldfarbenen Pike gegen einen schlanken und reaktionsschnellen Kampfapparat zur Wehr setzte. Zhaz trainierte mit seinen Schülern niemals den persönlichen Kampf. Er war der Ansicht, dass kein Mitglied des Hauses Vernius es nötig hatte, sich mit barbarischen Nahkämpfen zu befassen, solange er und seine Sicherheitstruppen ihre Aufgabe erfüllten. Allerdings half er mit, die selbstlernenden Kampfdrohnen zu programmieren.

In Ruhestellung war die mannsgroße dunkelgraue Maschine ein unscheinbares eiförmiges Gebilde – ohne Arme, ohne Beine, ohne Gesicht. Doch sobald der Kampf begann, nahm sie unterschiedliche Formen an, wenn sie auf der Basis ihrer Sensorendaten entschied, wie sie ihrem Gegner die größten Schwierigkeiten bereitete. Stählerne Fäuste, Messer, Peitschen und andere Überraschungen konnten unvermittelt an jeder Stelle des Ovoids erscheinen. Das mechanische Gesicht konnte völlig verschwinden oder den Ausdruck verändern – von Gleichgültigkeit, die einen Gegner zur Weißglut anstacheln sollte, bis zur hämischen Schadenfreude. Die Maschine interpretierte und reagierte, und sie lernte in jedem Kampf dazu.

»Denken Sie dran: keine regelmäßigen Muster«, rief Zhaz dem ixianischen Prinzen zu. Sein Bart stand wie eine Schaufel von seinem Kinn ab. »Das Ding darf Sie nicht durchschauen.«

Rhombur duckte sich, als zwei stumpfe Pfeile an seinem

Kopf vorbeischossen. Ein überraschend hervorgestoßenes Messer fügte dem jungen Mann eine leicht blutende Wunde an der Schulter zu. Trotz der Verletzung griff Rhombur weiter an, und Leto war stolz auf seinen adligen Freund, weil er nicht aufgeschrien hatte.

Mehrere Male hatte Rhombur Leto um Rat gebeten und ihn sogar aufgefordert, seinen Kampfstil zu kritisieren. Leto hatte aufrichtig geantwortet, aber im Hinterkopf behalten, dass er keinesfalls ein professioneller Kampflehrer war. Außerdem wollte er nicht zu viel über die Kampftechniken der Atreides verraten. Die konnte Rhombur später von Thufir Hawat lernen, dem Schwertmeister des alten Herzogs.

Die Klinge des Prinzen berührte eine weiche Stelle auf dem Körper der Maschine, worauf sie »tot« umfiel.

»Gut, Rhombur!«, rief Leto.

Zhaz nickte. »Schon viel besser.«

Leto hatte an diesem Tag schon zweimal gegen die Maschine gekämpft und sie jedes Mal auf einem höheren Schwierigkeitsniveau besiegt, als bei Rhombur eingestellt war. Als Zhaz ihn gefragt hatte, wie er ein solches Geschick erworben hatte, wollte der junge Atreides nicht prahlen und hatte kaum etwas dazu gesagt. Doch nun hatte er den unmittelbaren Beweis, dass die Ausbildungsmethode der Atreides überlegen war, trotz der unheimlichen Beinahe-Intelligenz der Kampfmaschine. Leto kannte sich mit Rapieren, Messern, langsam fliegenden Projektilen und Körperschilden aus – und Thufir Hawat war ein weitaus gefährlicherer und überraschenderer Lehrer als jeder Automat.

Als Leto gerade seine Waffe aufhob und sich auf die nächste Runde vorbereitete, öffneten sich die Lifttüren und Kailea trat ein. Sie war mit funkelnden Juwelen geschmückt und trug einen bequemen Metallfaseranzug, der offenbar gleichzeitig hinreißend und schlicht wirken sollte. Sie hatte einen Stift und einen ridulianischen Aufzeichnungskristall dabei. In gespielter Überraschung hob sie die Augenbrauen, als sie ihrer ansichtig wurde. »Oh! Entschuldigung. Ich wollte nur schnell den Kampfapparat überprüfen.«

Gewöhnlich begnügte sich die Vernius-Tochter mit intellektuellen und kulturellen Angelegenheiten, während sie sich in Wirtschaft und Kunst unterrichten ließ. Leto war es unmöglich, die Augen von ihr abzuwenden. Manchmal schienen ihre Blicke mit ihm zu flirten, doch meistens ignorierte sie ihn mit solchem Nachdruck, dass er fast überzeugt war, dass sie dasselbe für ihn empfand wie er für sie.

Während seines Aufenthalts im Großen Palais hatten sich ihre Wege immer wieder gekreuzt, im Speisesaal, auf den offenen Aussichtsbalkonen, in den Bibliotheken. Leto hatte stets mit Brocken unbeholfener Konversation auf sie reagiert. Abgesehen vom interessierten Funkeln ihrer wunderschönen grünen Augen hatte Kailea nichts getan, was ihn in irgendeiner Weise ermutigt hätte; dennoch musste er einfach ständig an sie denken.

Sie ist noch ein kleines Mädchen, rief Leto sich ins Gedächtnis, *das versucht, die Rolle einer Lady zu spielen.* Doch irgendwie gelang es ihm nicht, seine Einbildungskraft davon zu überzeugen. Kailea war voller Zuversicht, dass ihr eine größere Zukunft als ein Leben im Untergrund von Ix bevorstand. Ihr Vater war ein Kriegsheld, das Oberhaupt eines der reichsten Großen Häuser, und ihre Mutter war schön genug gewesen, um in den Harem des Imperators aufgenommen zu werden, während ihre Tochter einen ausgezeichneten Geschäftssinn besaß. Kailea Vernius standen offensichtlich alle Möglichkeiten offen.

Sie konzentrierte ihre gesamte Aufmerksamkeit auf die reglose graue Kampfmaschine. »Ich habe Vater gesagt, er soll darüber nachdenken, wie wir unsere neu entwickelten Kampfmaschinen kommerziell ausschlachten könnten.« Während sie den Apparat untersuchte, warf sie Leto immer wieder Seitenblicke zu, wobei sie sein markantes Profil und seine Adlernase mit dem hohen Rücken musterte. »Unsere sind besser als alle anderen Kampfapparate – anpassungsfähig, vielseitig und selbstlernend. Seit dem Djihad wurde nichts entwickelt, das einem menschlichen Gegner näher kommt.«

Er spürte einen kalten Schauder, als er sich an all die Warnungen erinnerte, die seine Mutter ihm mit auf den Weg gegeben hatte. Bei diesen Worten hätte sie anklagend einen Finger erhoben und wissend genickt. Leto blickte auf das graue Ovoid. »Heißt das etwa, dieses Ding besitzt ein Gehirn?«

»Bei allen Heiligen und Sündern – wollen Sie sagen, entgegen der Bestimmungen, die nach der Großen Revolte erlassen wurden?«, erwiderte Hauptmann Zhaz in ehrlicher Verblüffung. *»Du sollst keine Maschine nach deinem geistigen Ebenbilde machen.«*

»Wir... äh... sind in dieser Hinsicht sehr vorsichtig, Leto«, sagte Rhombur, während er sich mit einem purpurroten Handtuch den Schweiß abwischte. »Kein Anlass zur Besorgnis.«

Doch Leto gab sich damit nicht zufrieden. »Nun, wenn die Maschine ihre Gegner beobachtet, um auf sie zu reagieren – wie verarbeitet sie diese Informationen? Wenn nicht durch ein Computergehirn, wie dann? Das ist keinesfalls ein rein reaktives Gerät. Es lernt und passt seine Aktionen an die Gegebenheiten an.«

Kailea machte sich Notizen auf den Kristallblättern und rückte einen der goldenen Kämme in ihrem kupferroten Haar zurecht. »Es gibt viele Grauzonen, Leto, und wenn wir sehr vorsichtig agieren, kann das Haus Vernius enorme Gewinne erzielen.« Sie strich sich mit einem Finger über die vollen Lippen. »Trotzdem könnte es das Beste sein, die Sachlage zu testen, indem wir zuerst ein paar nicht gekennzeichnete Modelle auf dem Schwarzmarkt anbieten.«

»Mach dir keine unnötigen Sorgen, Leto«, sagte Rhombur, der das unangenehme Thema schnellstens beenden wollte. Sein zerzaustes blondes Haar war immer noch schweißnass, und seine Haut war von der Anstrengung gerötet. »Das Haus Vernius beschäftigt zahlreiche Mentaten und juristische Berater, die genauestens die Buchstaben des Gesetzes prüfen.« Er blickte sich beifallheischend zu seiner Schwester um. Sie nickte nur geistesabwesend.

Im Verlauf seines Unterrichts im Großen Palais hatte Leto auch von interplanetaren Patentstreitigkeiten, juristischen Spitzfindigkeiten und diskreten Schlupflöchern erfahren. Hatten die Ixianer eine andersartige Methode entwickelt, um mithilfe mechanischer Geräte Daten zu verarbeiten, eine Methode, die nicht das Schreckgespenst der denkenden Maschinen heraufbeschwor, die die Menschheit über so viele Jahrhunderte hinweg versklavt hatten? Er hatte keine Ahnung, wie das Haus Vernius eine selbstlernende, reaktions- und anpassungsfähige Kampfmaschine hatte konstruieren können, ohne zumindest ein wenig die Djihad-Regeln zu verletzen.

Wenn seine Mutter jemals davon erfuhr, würde sie ihn sofort nach Hause holen, ganz gleich, was sein Vater dazu sagte.

»Dann wollen wir mal sehen, wie gut dieses Erzeugnis wirklich ist«, sagte Leto, hob seine Waffe wieder auf und kehrte Kailea den Rücken zu. Er spürte ihren Blick auf seinen nackten Schultern und im Genick. Zhaz trat gelassen zurück, um ihm zuzuschauen.

Leto warf seine Pike von einer Hand in die andere und tänzelte auf dem Kampfplatz. Dann nahm er eine klassische Angriffshaltung ein und rief der dunkelgrauen Maschine einen Schwierigkeitsgrad zu: »Sieben Komma zwei vier!« Das war acht Stufen höher als beim letzten Mal.

Der Apparat reagierte nicht.

»Zu hoch«, sagte der Kampflehrer und reckte sein bärtiges Kinn vor. »Ich habe die gefährlichen höheren Grade deaktiviert.«

Leto verzog das Gesicht. Der Lehrer wollte seine Schüler nicht zu sehr fordern oder mehr als eine winzige Verletzung riskieren. Thufir Hawat hätte jetzt laut aufgelacht.

»Versuchen Sie etwa, der jungen Dame zu imponieren, Herr Atreides? Das könnte Sie leicht das Leben kosten.«

Als er sich umblickte, sah er, wie Kailea ihn mit amüsiertem, beinahe spöttischem Gesichtsausdruck beobachtete. Hastig beschäftigte sie sich wieder mit dem ridulianischen

Kristall und kritzelte ein paar Ziffern hin. Er errötete, spürte, wie ihm heiß wurde. Zhaz griff sich ein weiches Handtuch von einem Gestell und warf es Leto zu.

»Der Unterricht ist vorbei. Derlei Ablenkungen sind nicht gut für Ihre Ausbildung und können zu ernsthaften Verletzungen führen.« Dann wandte er sich an die Prinzessin. »Lady Kailea, ich verweigere Ihnen den Zutritt zu den Trainingsräumen, während Leto Atreides gegen unsere Maschinen kämpft. Hier sind mir zu viele Hormone im Spiel.« Der Wachhauptmann konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Ihre Anwesenheit könnte sich gefährlicher als die eines realen Feindes auswirken.«

22

Wir müssen auf Arrakis etwas tun, das noch nie zuvor für einen gesamten Planeten versucht wurde. Wir müssen den Menschen als konstruktiven ökologischen Faktor einsetzen – um angepasstes, terraformendes Leben einzubringen: hier eine Pflanze, dort ein Tier, an jener Stelle einen Menschen – um den Wasserzyklus zu transformieren, um eine neue Landschaft zu gestalten.

Bericht des Imperialen Planetologen
Pardot Kynes an den
Padischah-Imperator Elrood IX.
(nicht abgeschickt)

Als die blutüberströmten Fremen-Jugendlichen Pardot Kynes aufforderten, sie zu begleiten, wusste er nicht, ob er damit ihr Gast oder ihr Gefangener war. Doch die Aussicht faszinierte ihn in jedem Fall. Endlich erhielt er seine Chance, diese geheimnisvolle Zivilisation aus erster Hand zu erleben.

Einer der jungen Männer trug seinen verletzten Kollegen schnell und ohne besondere Anstrengung zu Kynes' kleinem Bodenfahrzeug hinüber. Die anderen Fremen öffneten das hintere Ladefach und warfen Kynes' in mühevoller Kleinarbeit gesammelten geologischen Proben hinaus, um mehr Platz zu schaffen. Der Planetologe war viel zu erstaunt, um Einwände zu erheben; außerdem wollte er diese Menschen nicht befremden – sondern mehr über sie erfahren.

Innerhalb weniger Augenblicke hatten sie die Leichen der Harkonnen-Soldaten im Stauraum untergebracht – zweifellos, weil sie für die Fremen auf irgendeine Weise nützlich waren. *Vielleicht für irgendein Ritual, in dem sie ihre Feinde*

zusätzlich schändeten. Er schloss die unwahrscheinliche Möglichkeit aus, dass die Jungen die Toten einfach nur begraben wollten. *Verstecken sie die Leichen, weil sie Vergeltungsmaßnahmen fürchten?* Auch das klang abwegig und passte nicht zu dem Wenigen, was er über die Fremen gehört hatte. *Oder will dieses Wüstenvolk ihre natürlichen Rohstoffe nutzen und das Wasser aus dem Gewebe zurückgewinnen?*

Ohne zu fragen, sich zu bedanken oder irgendeine sonstige Bemerkung von sich zu geben, übernahm der erste junge Fremen das Fahrzeug, den verletzten Passagier und die Leichen, um zügig davonzufahren, wobei eine große Sand- und Staubwolke aufgewirbelt wurde. Kynes blickte dem Gefährt nach, wie es verschwand, samt seinen Überlebensvorräten und Karten, einschließlich vieler, die er selbst angefertigt hatte.

Er war nun mit dem dritten jungen Mann allein – seinem Bewacher oder seinem Freund? Wenn diese Fremen beabsichtigten, ihn ohne Vorräte in der Wüste zurückzulassen, würde er nicht lange überleben. Vielleicht konnte er sich orientieren und zu Fuß zum Dorf Windsack zurückkehren, aber er hatte während seiner jüngsten Streifzüge kaum auf die Lage der Ansiedlungen geachtet. *Ein unrühmliches Ende für einen Kaiserlichen Planetologen,* dachte er.

Vielleicht wollten die jungen Männer, die er gerettet hatte, auch etwas ganz anderes von ihm. Vor dem Hintergrund seiner neuen Träume von einer Zukunft für Arrakis wollte Kynes die Fremen und ihre unorthodoxe Lebensweise unbedingt kennen lernen. Dieses Volk war zweifellos ein wertvolles Geheimnis, das sich vor den Augen des Imperiums verbarg. Er glaubte, schnell ihre Begeisterung gewinnen zu können, wenn er ihnen von seinen Ideen erzählte.

Der zurückgebliebene Fremen-Jugendliche benutzte ein kleines Reparaturset, um einen Riss im Bein seines Destillanzugs zu flicken, dann sagte er: »Folgen Sie mir.« Er wandte sich einer steilen Felswand zu, die nicht allzuweit ent-

fernt war. »Wenn Sie es nicht tun, werden Sie hier draußen sterben.« Er warf ihm aus indigofarbenen Augen einen Blick über die Schulter zu. Sein Gesicht zeigte die Andeutung eines verschmitzten Lächelns, als er hinzufügte: »Oder glauben Sie, dass die Harkonnens lange überlegen werden, ob sie Rache für ihre Toten nehmen wollen?«

Kynes eilte ihm hinterher. »Warten Sie! Sie haben mir noch gar nicht Ihren Namen gesagt.«

Der junge Mann blickte ihn mit einem merkwürdigen Ausdruck an. Er hatte die vollständig blauen Augen langjähriger Gewürzabhängigkeit und eine verwitterte Haut, die ihn wesentlich älter erscheinen ließ, als er war. »Sie brauchen sich nicht vorzustellen, Mister. Die Fremen wissen längst, wer Sie sind.«

Kynes blinzelte. »Nun, ich habe soeben Ihnen und Ihren Gefährten das Leben gerettet. Zählt so etwas gar nichts in Ihrem Volk? In den meisten Gesellschaften ist das der Fall.«

Der junge Mann wirkte erschrocken, dann schien er sich mit der Situation abzufinden. »Sie haben natürlich Recht. Wir sind jetzt durch eine Wasserschuld verbunden. Mein Name ist Turok. Aber jetzt müssen wir wirklich gehen.«

Wasserschuld? Kynes schluckte seine Fragen hinunter und folgte dem jungen Fremen.

In seinem abgeschabten Destillanzug kletterte Turok über die Felsen, die zur Steilwand führten. Kynes wich herabgestürzten Gesteinsbrocken aus und rutschte auf dem Geröll aus. Erst als sie fast unmittelbar davor standen, bemerkte der Planetologe eine Unregelmäßigkeit in den Schichten, einen Kamin zwischen den uralten aufgeworfenen Felsen. Staub und matte Farben kaschierten den Spalt.

Der Fremen schlüpfte in den Spalt und verschwand mit der Geschwindigkeit einer Wüstenechse im Schatten. Neugierig und darauf bedacht, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, folgte Kynes ihm schnell auf demselben Weg. Er hoffte, dass er die Gelegenheit erhielt, weitere Fremen zu treffen und mehr über sie zu erfahren. Er verschwendete keinen Gedanken daran, dass Turok ihn vielleicht in

eine Falle locken wollte. Wozu hätte er es tun sollen? Der junge Mann hätte ihn mühelos draußen in der Wüste töten können.

Turok war im kühlen Schatten stehen geblieben, damit Kynes zu ihm aufschließen konnte. Dann zeigte er ihm mehrere Stellen an der Wand neben sich. »Da, da... und da.« Ohne abzuwarten, ob er ihn verstanden hatte, setzte der Fremen Füße und Hände in die angezeigten Stellen und kletterte die Wand hinauf. Kynes gab sich alle Mühe, ihm zu folgen. Er hatte den Eindruck, dass Turok mit ihm spielte, ihn irgendwie testen wollte.

Aber der Planetologe konnte ihn verblüffen. Er war kein wasserfetter Bürokrat, der sich an Orten herumtrieb, wo er nicht hingehörte. Nachdem er einige der lebensfeindlichsten Welten des Imperiums besucht hatte, war er in bester physischer Verfassung.

Kynes hielt mit dem Jungen Schritt und zog sich mit den Fingerspitzen an der Wand hoch. Kurz nachdem der Fremen anhielt und sich auf einen schmalen Felssims kauerte, war Kynes wieder an seiner Seite. Er bemühte sich, nicht laut zu schnaufen.

»Atmen Sie durch die Nase ein und durch den Mund aus«, sagte Turok. »So arbeiten Ihre Filter effektiver.« Er nickte ihm mit leiser Bewunderung zu. »Ich glaube, Sie schaffen vielleicht sogar den ganzen Weg bis zum Sietch.«

»Was ist ein Sietch?«, fragte Kynes. Das Wort erinnerte vage an die Chakobsa-Sprache, aber er hatte weder ihre Archäologie noch Phonetik studiert. Solche Dinge hatte er stets als irrelevant für seine wissenschaftliche Arbeit betrachtet.

»Ein geheimer Ort der sicheren Zuflucht – dort lebt mein Volk.«

»Sie meinen, es ist ihre Heimat?«

»Die Wüste ist meine Heimat.«

»Ich würde gerne mit Ihrem Volk sprechen«, sagte Kynes, ohne einen Hehl aus seiner Begeisterung zu machen. »Ich habe mir eine Meinung über diese Welt gebildet und einen

Plan entwickelt, der Sie interessieren könnte, der alle Bewohner von Arrakis interessieren dürfte.«

»*Dune*«, sagte der junge Fremen. »Nur die Vertreter des Imperiums und der Harkonnens nennen diese Welt Arrakis.«

»Gut«, sagte Kynes. »Dann also *Dune*.«

* * *

Tief im Felsen erwartete sie ein ergrauter alter Fremen mit nur einem Auge. Seine leere linke Augenhöhle war von einem runzligen Lid bedeckt. Heinar, der Naib des Rotwall-Sietch, hatte außerdem zwei Finger bei einem Crysmesserduell in jungen Jahren verloren. Aber er hatte überlebt, was seine Gegner nicht von sich behaupten konnten.

Heinar hatte sich als harter, aber fähiger Führer seines Volkes bewiesen. Im Verlauf der Jahre war es seinem Sietch immer besser gegangen, die Bevölkerung hatte sich nicht verringert, und ihre verborgenen Wasservorräte waren mit jedem Mondzyklus größer geworden.

In der Krankenhöhle kümmerten sich zwei alte Frauen um den törichten Stilgar, den verletzten Jungen, der nur wenige Augenblicke zuvor mit dem Bodenfahrzeug eingetroffen war. Die Frauen untersuchten den Verband, den der Außenweltler angelegt hatte, und setzten die Behandlung mit ihren eigenen medizinischen Mitteln fort. Sie besprachen sich, dann nickten beide gleichzeitig dem Sietch-Anführer zu.

»Stilgar wird überleben, Heinar«, sagte eine der alten Frauen. »Die Wunde wäre tödlich gewesen, wenn sie nicht sofort versorgt worden wäre. Der Fremde hat ihn gerettet.«

»Der Fremde hat einen sorglosen Narren gerettet«, sagte der Naib und blickte auf den jungen Mann auf der Pritsche hinab.

Seit mehreren Wochen waren immer wieder Nachrichten von einem neugierigen Fremden an Heinars Ohren gedrungen. Nun wurde der Mann, Pardot Kynes, auf einer komplizierten Route durch Höhlengänge in den Sietch geführt. Die

Taten des Fremden waren höchst erstaunlich: ein Diener des Imperiums, der Harkonnen-Soldaten tötete!

Ommun, der junge Fremen, der den blutenden Stilgar in den Sietch zurückgebracht hatte, wartete besorgt neben seinem verletzten Freund im Schatten der Höhle. Heinar wandte dem jungen Mann seinen einäugigen Blick zu und ließ die Frauen mit der Versorgung des Patienten fortfahren. »Warum bringt Turok einen Fremden in unseren Sietch?«

»Was blieb uns anderes übrig, Heinar?« Ommun wirkte überrascht. »Ich brauchte sein Fahrzeug, um Stilgar hierher zu bringen.«

»Du hättest dir das Fahrzeug und den gesamten Besitz des Mannes nehmen und sein Wasser dem Stamm verfügbar machen können«, sagte Naib mit leiser Stimme.

»Das können wir immer noch tun«, krächzte eine der alten Frauen, »wenn Turok ihn zu uns gebracht hat.«

»Aber der Fremde hat gegen die Harkonnens gekämpft und sie getötet! Wir drei wären gestorben, wenn er uns nicht zu Hilfe gekommen wäre«, warf Ommun ein. »Heißt es nicht, dass der Feind meines Feindes mein Freund ist?«

»Ich habe keine Ahnung, ob ich diesem Mann vertrauen kann oder wem seine Loyalität gilt«, sagte Heinar und verschränkte die sehnigen Arme über der Brust. »Natürlich wissen wir, wer er ist. Der Fremde kommt vom Kaiser – ein Planetologe, wie man sagt. Er hält sich auf *Dune* auf, weil die Harkonnens gezwungen wurden, ihn gewähren zu lassen, aber dieser Kynes muss sich nur gegenüber dem Kaiser verantworten – wie es scheint. Er ist von vielen unbeantworteten Fragen umgeben.«

Erschöpft ließ sich Heinar auf einer Steinbank nieder, die in eine Wand gehauen war. Ein farbenfroher Wandteppich aus gesponnenen Gewürzfasern hing vor dem Höhleneingang und sorgte für eine gewisse Privatsphäre. Die Bewohner eines Sietch lernten sehr früh, dass es ein Privatleben nur im Geist und nicht in der Umgebung gab.

»Ich werde mit diesem Kynes sprechen und in Erfah-

rung bringen, was er von uns will, warum er drei dumme und sorglose Jungen ohne triftigen Grund gegen einen Feind verteidigte. Dann werde ich diese Angelegenheit vor dem Ältestenrat vorbringen und ihn entscheiden lassen. Wir müssen eine Lösung finden, die für den Sietch am besten ist.«

Ommun schluckte, als er sich erinnerte, wie tapfer Kynes gegen die erbarmungslosen Soldaten gekämpft hatte. Doch seine Finger wanderten zur kleinen Tasche, um die Wasserringe zu zählen, die sich darin befanden – Zeichen aus Metall, die seinen angehäuften Besitz innerhalb des Stammes markierten.

Falls die Ältesten entscheiden sollten, dass der Planetologe doch sterben musste, würden er, Turok und Stilgar das Wasser gerecht unter sich aufteilen, gemeinsam mit dem, was die sechs getöteten Harkonnens hergaben.

* * *

Als Turok ihn schließlich durch die bewachten Gänge und an einem Türsiegel vorbei in den eigentlichen Sietch führte, nahm Kynes diesen Ort als Höhle der unendlichen Wunder wahr. Die Gerüche waren intensiv, vielfältig und menschlich: die Gerüche des Lebens, einer dichten Bevölkerung... Es roch nach Arbeit, Essenszubereitung, sorgsam deponierten Abfällen und sogar nach chemischer Nutzung des Todes. Vage konnte er seinen Verdacht bestätigen, dass die jungen Fremen die Leichen der Harkonnens nicht mitgenommen hatten, um irgendwelche Racherituale an ihnen auszuführen, sondern wegen des Wassers in ihren Körpern. *Alles andere wäre Verschwendung...*

Kynes hatte erwartet, dass die verborgenen Fremen-Siedlungen primitiv und in erbärmlichen Zustand waren. Doch hier in dieser unterteilten Grotte mit Nebenhöhlen und Lavagängen und Tunneln, die sich wie ein Labyrinth durch den Berg zogen, sah Kynes, dass die Wüstenmenschen sich eine asketische und doch bequeme Lebensumgebung eingerichtet

hatten. Ihre Unterkünfte waren zumindest besser als das, womit die Harkonnen-Funktionäre in der Stadt Carthag auskommen mussten. Und sie waren weitaus natürlicher.

Während Kynes seinem jungen Führer folgte, wurde seine Aufmerksamkeit von immer neuen faszinierenden Dingen in Anspruch genommen. Kostbare gewebte Teppiche bedeckten hier und dort den Boden. Nebenräume waren voller Kissen und niedriger Tische aus Metall und poliertem Stein. Gegenstände aus teurem Holz von anderen Planeten waren selten und offenkundig uralt: ein geschnitzter Sandwurm und ein Brettspiel, das er nicht identifizieren konnte, mit kunstvoll gestalteten Figuren aus Zahnbein oder Knochen.

Uralt waren auch die Maschinen, die die Luft des Sietch umwälzten, ohne einen Hauch Feuchtigkeit nach draußen zu entlassen. Überall roch er den intensiven süßen Zimtduft der Rohmelange, der kaum den säuerlichen Gestank ungewaschener, auf engstem Raum zusammengepferchter Körper überdecken konnte.

Er hörte die Stimmen von Frauen und Kindern, das Geschrei eines Babys, doch alles hatte etwas Gedämpftes, Zurückhaltendes. Die Fremen sprachen leise miteinander, die Blicke misstrauisch auf den Fremden gerichtet, der von Turok geführt wurde. Einige der Älteren betrachteten ihn mit einem niederträchtigen Grinsen, das den Planetologen nicht unerheblich besorgte. Ihre Haut wirkte hart und ledrig, schien jedes überflüssige Wasser verloren zu haben, und jedes Augenpaar leuchtete blau in blau.

Schließlich hob Turok die Hand und bedeutete Kynes, in einer großen Versammlungshöhle anzuhalten. Es war ein natürliches Gewölbe innerhalb des Berges. Die Bodenfläche war groß genug, um mehreren hundert Menschen Platz zu bieten. Zusätzlich zogen sich Bänke und Balkone im Zickzack die senkrechten rötlichen Wände hinauf. *Wie viele Menschen leben in diesem Sietch?* Kynes blickte durch den leeren, hallenden Raum nach oben, wo es einen weiteren Balkon gab, offensichtlich die Plattform für einen Sprecher.

Nach einer Weile trat dort ein stolzer alter Mann ins Licht, um verächtlich auf den Eindringling herabzublicken. Kynes bemerkte, dass der Mann nur ein Auge hatte und das Charisma eines Anführers vieler Menschen ausstrahlte.

»Das ist Heinar«, flüsterte Turok ihm ins Ohr, »der Naib des Rotwall-Sietch.«

Kynes hob eine Hand zum Gruß und rief: »Ich fühle mich geehrt, dem Anführer dieser wundersamen Fremen-Stadt zu begegnen.«

»Was willst du von uns, Mann des Imperiums?«, rief Heinar zurück, in einem Tonfall, der erbarmungslos und fordernd war. Seine Worte schlugen wie kalter Stahl gegen die Steinwände.

Kynes atmete tief durch. Auf eine solche Gelegenheit hatte er seit vielen Tagen gewartet. Warum sollte er noch mehr Zeit vergeuden? Je länger die Träume nur Träume blieben, desto schwieriger wurde es, sie Wirklichkeit werden zu lassen.

»Mein Name ist Pardot Kynes. Ich bin Planetologe im Auftrag des Kaisers. Ich habe eine Vision – einen Traum für Sie und Ihr Volk. Einen Traum, den ich mit allen Fremen teilen möchte, wenn Sie bereit sind, mich anzuhören.«

»Es ist besser, dem Wind zuzuhören, wie er durch einen Strauch pfeift, als seine Zeit mit den Worten eines Narren zu vergeuden«, erwiderte der Sietch-Anführer, und es klang wie ein altes Sprichwort, das jeder in seinem Volk kannte.

Kynes ließ sich nicht einschüchtern und legte sich schnell selbst eine Platitüde zurecht, in der Hoffnung, damit Eindruck zu schinden. »Aber wer sich weigert, Worten der Wahrheit und Hoffnung zuzuhören – ist er nicht ein viel größerer Narr?«

Der junge Turok schnappte hörbar nach Luft. Aus den Nebengängen wurde Kynes von Fremen mit weit aufgerissenen Augen angestarrt, die es nicht fassen konnten, dass ein Fremder so unverfroren zu ihrem Naib sprach.

Heinars Miene verfinsterte sich. Sein Groll wurde entfacht, und er stellte sich vor, wie dieser dahergelaufene Pla-

netologe mit durchgeschnittener Kehle auf dem Höhlenboden lag. Er legte eine Hand an den Griff des Crysmessers an seiner Hüfte. »Willst du mich herausfordern?« Entschlossen riss der Naib das Messer mit der gekrümmten Klinge aus der Scheide und blickte düster auf Kynes herab.

»Nein«, sagte Kynes, ohne mit der Wimper zu zucken, »ich fordere nur Ihre *Einbildungskraft* heraus. Sind Sie mutig genug, sich meinen Worten zu stellen, oder haben Sie Angst vor dem, was ich zu sagen habe?« Der Sietch-Anführer stand reglos da, das ungewöhnliche milchige Messer hoch erhoben, während er auf den Gefangenen herabstarrte. Kynes antwortete ihm einfach mit einem offenen Lächeln. »Es ist schwierig, sich mit Ihnen zu unterhalten, wenn Sie dort oben stehen.«

Endlich lachte Heinar und betrachtete die Klinge in seiner Hand. »Wenn ein Crysmesser gezogen wurde, darf es nicht wieder eingesteckt werden, bevor es Blut geschmeckt hat.« Im nächsten Moment zog er sich die Spitze über den Unterarm und fügte sich einen dünnen roten Schnitt zu. Das austretende Blut war bereits nach wenigen Sekunden geronnen.

Kynes' Augen funkelten erregt im Schein der Leuchtgloben, die in der großen Versammlungshalle schwebten.

»Also gut, Planetologe. Du sollst reden, bis der Atem deiner Lungen versiegt. Dein Schicksal bleibt unentschieden, und du bleibst in diesem Sietch, bis der Ältestenrat entschieden hat, was mit dir geschehen soll.«

»Aber zuerst werden Sie mich anhören«, setzte Kynes zuversichtlich hinzu.

Heinar wandte sich um, trat einen Schritt vom hohen Balkon zurück und warf ihm einen Blick über die Schulter zu. »Du bist ein seltsamer Mann, Pardot Kynes. Ein Diener des Kaisers und ein Gast der Harkonnens – was dich automatisch zu unserem Feind macht. Aber du hast Soldaten der Harkonnens getötet. Du bringst uns in eine missliche Situation.«

Der Anführer vollführte ein paar schnelle Gesten und

blaffte ein paar Befehle. Für den groß gewachsenen und neugierigen Planetologen, der gleichzeitig ihr Gefangener und ihr Gast war, sollte ein kleiner, aber bequemer Raum vorbereitet werden.

Und als Heinar fortging, dachte er: *Jeder Mann, der Worte der Hoffnung zu den Fremen spricht, nach unseren vielen Generation des Leidens und der Wanderungen... ist entweder geistesgestört oder in der Tat ein äußerst tapferer Mann.*

23

Mein Vater hatte nur einen wahren Freund, denke ich. Das war Graf Hasimir Fenring, der genetische Eunuch und einer der tödlichsten Kämpfer des Imperiums.

Aus »Im Hause meines Vaters«
von Prinzessin Irulan

Selbst vom höchsten abgedunkelten Raum des Observatoriums aus betrachtet überstrahlte das pastellfarbene Leuchten der mit Opulenz überschütteten kaiserlichen Hauptstadt das Licht der Sterne über Kaitain. Nachdem es vor Jahrhunderten vom ehrwürdigen Padischah-Imperator Hassik Corrino III. erbaut worden war, hatten seine jüngsten Erben das Observatorium nur noch selten benutzt... zumindest nicht für den ursprünglichen Zweck des Studiums der Geheimnisse des Universums.

Kronprinz Shaddam ging auf dem kalten Fußboden aus poliertem Metall auf und ab, während Fenring mit der Steuerung eines leistungsfähigen Sternenskops hantierte. Der genetische Eunuch summte leise vor sich hin und gab immer wieder geistlose und nervtötende Laute von sich.

»Würdest du bitte mit diesen Gesumme aufhören!«, sagte Shaddam. »Konzentrier dich einfach auf die verdammten Linsen!«

Fenring summte weiter, wenn auch geringfügig leiser. »Das Öl muss sich im exakten Gleichgewicht befinden, hmm-hmm. Du willst doch sicher, dass das Sternenskop richtig und nicht nur schnell funktioniert, hmm?«

Shaddam schnaufte. »Du hast mich nicht nach meinen Präferenzen gefragt.«

»Ich habe für dich entschieden.« Er trat von der phasenkalibrierten Optik des Sternenskops zurück und verbeugte

sich mit übertriebener Förmlichkeit. »Erhabener Kronprinz, hiermit präsentiere ich Euch ein Bild aus dem Orbit. Schaut mit eigenen Augen.«

Shaddam blinzelte ins Okular, bis mit erstaunlicher Klarheit ein Bild Gestalt annahm. Es wechselte zwischen glasklarer Auflösung und welligen Verformungen, die durch atmosphärische Störungen verursacht wurden.

Der riesige Heighliner, der über Kaitain hing und auf den Besuch einer Flotte kleiner Schiffe wartete, die von der Oberfläche gestartet waren, hatte die Größe eines Asteroiden. Shaddam bemerkte eine winzige Bewegung, dann entdeckte er das gelbweiße Flimmern der Triebwerke, als die Fregatten Diplomaten und Gesandte von Kaitain in den Weltraum beförderten, gefolgt von Transportern mit Fracht von der Hauptwelt des Imperiums. Die Fregatten waren bereits riesig, begleitet von Kadern kleinerer Schiffe – doch der Rumpf des Heighliners stellte alles in den Schatten.

Gleichzeitig kamen weitere Schiffe aus dem Innern des Heighliners hervor und nahmen Kurs auf die Hauptstadt. »Delegationen«, sagte Shaddam. »Sie bringen meinem Vater den Tribut.«

»Es handelt sich um Steuern, nicht um Tribut«, warf Fenring ein. »Aber in gewisser Weise ist es nur ein älteres Wort für ein und dasselbe. Schließlich ist Elrood immer noch unser Imperator, nicht wahr, hmm-äh?«

Der Kronprinz warf ihm einen finsteren Blick zu. »Aber wie lange noch? Wie viele Jahrzehnte wird es dauern, bis dein verdammtes Chaumurky wirkt?« Shaddam bemühte sich, leise zu sprechen, obwohl subakustische Generatoren ihre Worte mit weißem Rauschen überdeckten, um mögliche Abhörvorrichtungen in die Irre zu führen. »Gab es kein anderes Gift? Eins, das schneller wirkt? Es macht mich wahnsinnig, so lange zu warten! Wie viel Zeit ist überhaupt schon vergangen? Es scheint mindestens ein Jahr her zu sein, seit ich das letzte Mal ruhig geschlafen habe.«

»Du meinst, wir hätten den Mord nicht so geschickt verschleiern sollen? Das ist nicht ratsam.« Fenring bezog wie-

der am Sternenskop Position und justierte den automatischen Sucher so, dass er dem Heighliner im Orbit folgte. »Habt Geduld, mein Kronprinz! Bevor ich Euch diesen Plan vorschlug, wart Ihr zufrieden damit, noch einige Jahrzehnte abwarten zu müssen. Was sind schon ein oder zwei Jahre im Vergleich zur Dauer Eurer späteren Herrschaft, hmmm?«

Shaddam verdrängte Fenring vom Okular, damit er seinen Mitverschwörer nicht mehr ansehen musste. »Nachdem wir endlich die Hebel in Bewegung gesetzt haben, warte ich voller Ungeduld, dass mein Vater stirbt. Gib mir nicht zu viel Zeit zum Grübeln, in der ich meine Entscheidung bereuen könnte. Ich werde noch ersticken, bevor ich jemals den Goldenen Löwenthron besteige. Ich bin zum Herrschen geboren, Hasimir, aber man hat mir zugeraunt, dass ich niemals die Gelegenheit dazu erhalten werde. Ich habe sogar Angst zu heiraten und möglicherweise Kinder in die Welt zu setzen.«

Falls er erwartete, dass Fenring ihn vom Gegenteil zu überzeugen versuchte, sah er sich durch sein Schweigen enttäuscht.

Nach einer Weile meldete sich Fenring wieder zu Wort. »N'kee ist als langsam wirkendes Gift konzipiert. Wir haben viel Arbeit in unseren Plan gesteckt, und deine Ungeduld wird höchstens zu Schaden und erhöhtem Risiko führen. Ein plötzlicherer Tod hätte zweifellos den Verdacht des Landsraads erregt, nicht wahr, hmmm? Man würde jeden Stolperstein, jeden Skandal ausnutzen, um deine Position zu schwächen.«

»Aber ich bin der rechtmäßige Erbe des Hauses Corrino!«, sagte Shaddam mit heiserem Flüstern. »Wie können sie diese Tatsache infrage stellen?«

»Wenn du den Thron des Imperators besteigst, schleppst du das gesamte damit verbundene Gepäck mit – all die Verpflichtungen, langjährigen Feindschaften und Vorurteile. Mach dir nichts vor, mein Freund, der Imperator ist lediglich eine nicht unerhebliche Macht zwischen all den ande-

ren, die das feine Gewebe unseres Imperiums bilden. Wenn sich alle anderen Häuser gegen uns verbünden würden, könnten selbst die schlagkräftigen Sardaukar-Legionen deines Vaters nichts mehr ausrichten. Es ist nur so, dass niemand es wagt, ein solches Risiko einzugehen.«

»Wenn ich auf dem Thron sitze, werde ich versuchen, die Stellung des Imperators zu stärken, damit dieser Titel wieder etwas bedeutet.« Shaddam trat vom Sternenskop zurück.

Fenring schüttelte mit übertriebenem Bedauern den Kopf. »Ich würde jederzeit einen kompletten Frachtraum voller erstklassiger Walpelze darauf verwetten, dass die meisten deiner Vorgänger seit der Großen Revolte vor ihren Beratern genau dasselbe geschworen haben.« Er atmete tief durch und verengte die großen, dunklen Augen. »Selbst wenn das N'kee wie geplant wirkt, musst du immer noch ein weiteres Jahr abwarten... also bleib ruhig. Tröste dich mit den zunehmenden Anzeichen des Alterns, die wir bei deinem Vater beobachtet haben. Ermutige ihn, mehr Gewürzbier zu trinken.«

Eingeschnappt wandte sich Shaddam wieder der Optik zu und studierte die Zeichen auf der Hülle des Heighliners, die Seriennummer der ixianischen Werft, die Kartusche der Raumgilde. Im Innenraum tummelten sich Fregatten von verschiedenen Häusern, die im Auftrag der MAFEA Fracht und wichtige Aufzeichnungen transportierten, die für die Bibliotheken von Wallach IX bestimmt waren.

»Übrigens... an Bord dieses Heighliners hält sich eine interessante Person auf«, sagte Fenring.

»Ach ja?«

Fenring verschränkte die Arme über der schmalen Brust. »Eine Person, die zu einer Tleilaxu-Station unterwegs ist und bei der es sich um einen einfachen Vertreter für Pundi-Reis und Chikarba-Wurzeln zu handeln *scheint*. Dieser Jemand wird deine Botschaft an die Tleilaxu-Meister überbringen, deinen Vorschlag, sich mit ihnen zu treffen und darüber zu reden, dass das Imperium heimlich ein Groß-

projekt finanzieren könnte, das die Herstellung eines Ersatzes für die Gewürzmelange zum Ziel hat.«

»Meinen Vorschlag? Ich habe nie einen solchen Vorschlag gemacht!« Shaddams Gesicht verzog sich angewidert.

»Ähm-hmm... doch das habt Ihr, mein Prinz. Ach, es ist einfach eine geniale Idee, unorthodoxe Tleilaxu-Methoden einzusetzen, um synthetisches Gewürz zu entwickeln! Jetzt kannst du deinem Vater beweisen, wie intelligent du bist.«

»Schieb mir nicht die Schuld in die Schuhe, Hasimir. Es war deine Idee.«

»Du lehnst die Ehre ab?«

»Ich bin nicht im Geringsten daran interessiert.«

Fenring hob die Augenbrauen. »Aber du bist doch daran interessiert, das Arrakis-Monopol zu brechen und dem kaiserlichen Haus eine eigene, unbegrenzte Melange-Quelle zu eröffnen. Oder etwa nicht?«

Shaddam verzog das Gesicht. »Natürlich will ich das.«

»Dann werden wir unbemerkt einen Tleilaxu-Meister herbringen lassen, damit er dem Imperator genau diesen Vorschlag unterbreiten kann. Schon bald werden wir sehen, wie weit Elrood zu gehen bereit ist.«

24

Blindheit kann neben der Unfähigkeit des Sehens viele andere Formen annehmen. Fanatiker sind häufig in ihren Gedanken blind, Führer in ihren Herzen.

Die Orange-Katholische Bibel

Leto lebte nun schon seit Monaten als Ehrengast von Ix in der unterirdischen Stadt Vernii. Inzwischen hatte er sich einigermaßen an die Seltsamkeit seiner neuen Umgebung, die Routine und die von sich selbst überzeugte ixianische Sicherheit gewöhnt – so sehr, dass er sorglos wurde.

Prinz Rhombur war ein chronischer Langschläfer, während Leto das genaue Gegenteil darstellte, ein Frühaufsteher wie die Fischer von Caladan. Der Atreides-Erbe streifte allein durch die oberen Stalaktit-Gebäude, trat an Aussichtsfenster und warf einen Blick in Entwicklungslaboratorien oder Fabrikationshallen. Er lernte, wie man die Transitsysteme benutzte und stellte fest, dass die Biodaten-Karte, die er von Graf Vernius erhalten hatte, ihm viele Türen öffnete.

Leto lernte durch seine Streifzüge und seine unstillbare Neugier viel mehr als in den offiziellen Seminaren, die von verschiedenen Dozenten abgehalten wurden. Im Geiste der Ermahnung seines Vaters, von allem zu lernen, bestieg er die automatischen Lifts, und wenn keine verfügbar waren, benutzte er Gänge, Frachtaufzüge oder gar Trittleitern, um von einem Stockwerk ins nächste zu gelangen.

Eines Morgens, als er ausgeruht und rastlos aufgewacht war, begab sich Leto in ein Atrium auf den höheren Etagen und trat auf einen Aussichtsbalkon hinaus. Obwohl es sich bei den Höhlen von Ix um isolierte unterirdische Räume handelte, waren sie so gewaltig, dass sich darin typische Luftströmungen bildeten. Natürlich war es ein schwacher

Vergleich zu den Burgtürmen und windigen Klippen seiner Heimat. Er atmete tief durch und füllte seine Lungen, bis nichts mehr hineinging, doch hier roch die Luft stets nach Gesteinsstaub. Vielleicht bildete er es sich auch nur ein.

Leto streckte die Arme aus und blickte zur riesigen Höhle hinunter, in der sich der Gilde-Heighliner befunden hatte. Zwischen den Narben, die die Bauarbeiten hinterlassen hatten, und den Maschinen konnte er das wachsende Skelett eines neuen gigantischen Rumpfes erkennen, das von Teams aus Suboiden-Arbeitern mit Laserschweißgeräten montiert wurde. Er beobachtete, wie die Bewohner der untersten Stockwerke mit insektengleicher Effizienz arbeiteten.

Eine Frachtplattform trieb unmittelbar unter dem Balkon vorbei, während sie sich langsam auf die noch weit entfernte Baustelle zubewegte. Leto beugte sich über das Geländer und sah, dass die Plattform mit Rohmaterialien beladen war, die man aus der Planetenkruste gewonnen hatte.

Einer spontanen Eingebung folgend stieg er über die Einfassung des Geländers, holte tief Luft und sprang zwei Meter in die Tiefe, wo er auf einem Haufen aus Trägern und Platten landete, die für die Heighliner-Baustelle bestimmt waren. Er ging davon aus, dass er mithilfe seiner Biodaten-Karte und seiner Kenntnisse der städtischen Infrastruktur irgendwie den Rückweg zu den hängenden Gebäuden finden würde. Unterhalb der schwebenden Plattform saß ein Pilot in seiner Kanzel, der die Last nach unten dirigierte. Entweder hatte er nichts von seinem unerwartet zugestiegenen Passagier bemerkt, oder es war ihm gleichgültig.

Eine kühle Brise zerzauste Letos Haar, als er sich dem wärmeren Höhlenboden näherte. Er dachte an den Meereswind auf den Klippen Caladans und nahm einen weiteren tiefen Atemzug. Hier unter der gewaltigen Deckenwölbung verspürte er eine Freiheit, die ihn an die Küsten seiner Heimat erinnerte. Dieser Gedanke löste das Gefühl des Heimwehs nach den Meeren Caladans aus, nach den Geräuschen

des dörflichen Marktplatzes, nach dem schallenden Gelächter seines Vaters und selbst nach der prüden Besorgnis seiner Mutter.

Er und Rhombur verbrachten viel zu viel Zeit im Innern der Gebäude von Ix, so dass Leto sich oft nach frischer Luft und kaltem Wind sehnte. Vielleicht würde er Rhombur bitten, ihn noch einmal auf einem Ausflug zur Oberfläche zu begleiten. Dort konnten sie gemeinsam die Wildnis durchstreifen und zum unendlichen Himmel aufblicken, und Leto konnte seine Muskeln strecken und richtiges Sonnenlicht auf dem Gesicht spüren – statt der holographischen Illusion, die auf die Höhlendecke projiziert wurde.

Der ixianische Prinz war zwar kein so guter Kämpfer wie Leto, aber er war auch nicht der typische verhätschelte Sohn vieler Großer Häuser. Er hatte durchaus eigene Interessen und war ein begeisterter Mineraliensammler. Rhombur war ein umgänglicher, großzügiger Mensch mit unerschütterlichem Optimismus, aber man tat gut daran, daraus keine falschen Schlüsse zu ziehen. Denn unter der weichen Hülle lag eine feste Entschlossenheit und der Wunsch, in allen Bereichen Bestes zu leisten.

In der gigantischen Fabrikationshalle standen Gerüste und Suspensorkräne für den neuen Heighliner bereit, dessen künftige Gestalt von holographischen Konstruktionsplänen angedeutet wurde, die flimmernd in der Luft hingen. Selbst mit allen verfügbaren Kräften und den zahlreichen Suboiden-Arbeitern beanspruchte der Bau eines solchen Schiffs ein gutes Standardjahr. Die Kosten eines Heighliners entsprachen dem jährlichen Gesamtumsatz mancher Sonnensysteme, so dass nur die MAFEA und die Gilde ein Projekt dieser Größenordnung finanzieren konnten, während das Haus Vernius als Hersteller unglaubliche Gewinne einstrich.

Die fügsame Arbeiterklasse von Ix übertraf die Anzahl der Verwalter und Aristokraten bei weitem. Kleine, in den soliden Fels gebaute Baracken auf dem Höhlenboden bildeten den Eingang zu den unterirdischen Wohnanlagen. Leto

hatte die Suboiden niemals zuvor besucht, aber Rhombur hatte ihm versichert, dass die niederen Klassen gut versorgt würden. Sie arbeiteten rund um die Uhr an einem neuen Schiff und leisteten zweifellos viel für das Haus Vernius.

Die Frachtplattform ging auf dem Felsboden der Höhle nieder, worauf Arbeiter anrückten, um die schweren Rohmaterialien zu entladen. Leto sprang hinunter, landete auf Händen und Füßen und klopfte sich den Staub von der Kleidung. Die seltsam friedfertig wirkenden Suboiden hatten blasse, mit Sommersprossen übersäte Haut. Sie sahen ihn mit unterwürfigen Augen an, ohne Fragen zu stellen oder seine Anwesenheit zu kommentieren. Sie wandten einfach den Blick ab und kümmerten sich um ihre Arbeit.

Nach Kaileas und Rhomburs Schilderungen hatte Leto sich die Suboiden als eine Art Untermenschen vorgestellt, als Primitivlinge mit Muskeln, aber ohne Hirn, die nur zu schweißtreibender Arbeit tauglich waren. Aber diese Wesen machten durchaus den Eindruck ganz normaler Menschen. Vielleicht waren keine brillanten Wissenschaftler oder Diplomaten darunter, aber man konnte auch nicht behaupten, dass die Arbeiterklasse auf der Entwicklungsstufe von Tieren stand.

Mit weit aufgerissenen Augen sah sich Leto auf der Baustelle für den Heighliner um, sorgsam darauf bedacht, nirgendwo im Weg zu stehen. Er bewunderte die technische und organisatorische Leistung, die für diese unglaubliche Arbeit vollbracht wurde. In der schwereren, staubigeren Luft am Boden nahm er den beißenden Geruch von lasergeschweißten Elementen und Verbundlegierungen wahr.

Die Suboiden folgten einem großen Plan, indem sie Schritt für Schritt ihre Instruktionen ausführten, wie ein staatenbildender Organismus. Sie schlossen jede Phase der immensen Aufgabe ab, ohne sich von der noch zu erledigenden Arbeit entmutigen zu lassen. Die Suboiden unterhielten sich nicht, sie sangen nicht und sie prügelten sich nicht... im Gegensatz zu den Fischern, Farmern und Fabrikarbeitern, die Leto auf Caladan erlebt hatte. Diese bleich-

häutigen Arbeiter konzentrierten sich ausschließlich auf ihre Aufgaben.

Er glaubte einen unterdrückten Groll zu verspüren, eine Wut, die unter der Oberfläche der ausdruckslosen, blassen Gesichter kochte, aber er hatte keine Angst, sich allein hier unten aufzuhalten. Herzog Paulus hatte Leto stets ermutigt, mit den Dorfkindern zu spielen, mit Fischerbooten hinauszufahren oder sich unter die Händler und Weber auf dem Marktplatz zu mischen. Er hatte einen Monat damit verbracht, auf den Pundi-Reisfeldern zu arbeiten. »Wer verstehen will, wie man ein Volk regiert«, hatte der alte Herzog gesagt, »muss zuerst das Volk verstehen.«

Seine Mutter hatte derlei Aktivitäten natürlich nicht gerne gesehen und darauf gedrängt, dass sich der Sohn eines Herzogs nicht mit dem Schlamm der Reisfelder oder dem Schleim gefangener Meerestiere die Hände oder die Kleidung beschmutzte. »Was nützt es *unserem Sohn*, wenn er weiß, wie man einen Fisch ausweidet? Er wird einmal der Herrscher eines Großen Hauses sein!« Aber Paulus Atreides konnte mindestens so beharrlich wie sie sein, und er ließ keinen Zweifel daran, dass seine Wünsche Gesetz waren.

Und Leto musste sich eingestehen, dass ihn diese schwere körperliche Arbeit trotz Muskelkater, Rückenschmerzen und Sonnenbrand auf eine Weise befriedigt hatte, die sich niemals auf großen Banketten oder Empfängen auf Burg Caladan einstellte. Und er glaubte, das gemeine Volk zu verstehen, wie sich die Menschen fühlten und wie hart sie arbeiteten. Dafür achtete Leto sie, statt auf sie hinabzublicken. Der alte Herzog war sehr stolz auf seinen Sohn gewesen, als er diese elementaren Tatsachen begriffen hatte.

Als er sich nun zwischen den Suboiden bewegte, versuchte Leto, sie auf dieselbe Weise zu verstehen. Leistungsfähige Leuchtgloben schwebten über der Baustelle, vertrieben die Schatten und erfüllten die Luft mit grellem Schein. Die Höhle war so groß, dass der Baulärm nicht als Echo zurückgeworfen wurde, sondern in der Ferne verhallte.

Als er einen Eingang zu den tiefer nach unten führenden

Tunnel sah und da bisher niemand Anstoß an seinem Hiersein genommen hatte, entschied Leto, dass er die Gelegenheit nutzen sollte, mehr über die Kultur der Suboiden zu erfahren. Vielleicht stieß er auf Dinge, die nicht einmal Rhombur über seine eigene Welt wusste.

Als ein Arbeitertrupp in Overalls aus dem Eingang kam, schlüpfte Leto an ihnen vorbei. Er drang in die Tunnel ein, stieg auf Treppen nach unten, kam an völlig identischen, in den Fels gehauenen Wohnquartieren vorbei. Sie erinnerten ihn an die Waben eines Insektenbaus. Doch hier und dort gab es Anzeichen privater Gemütlichkeit: farbenfrohe Stoffe oder Wandteppiche, Zeichnungen und Bilder an den Steinwänden. Dazu Essensgerüche, leise Gesprächsfetzen, aber keine Musik und kaum Lachen.

Er dachte an die Tage, die er in den hängenden Hochhäusern mit Lernen und Faulenzen verbracht hatte, an die blitzsauberen Fußböden, die mit Ser-Chrom und Facettenfenstern aus Kristallplaz verzierten Räume, die weichen Betten und bequemen Kleider, das exquisite Essen.

Auf Caladan konnten sich gewöhnliche Bürger jederzeit mit Gesuchen an den Herzog wenden. Leto erinnerte sich daran, wie er und sein Vater über die Marktplätze spaziert waren, um mit den Händlern und Handwerkern zu reden, um sich als Menschen und nicht als gesichtslose Herrscher zu zeigen.

Er glaubte, dass sich Dominic Vernius gar nicht der Unterschiede zwischen sich und seinem alten Kameraden Paulus bewusst war. Der herzliche, kahlköpfige Graf widmete seine gesamte Aufmerksamkeit seiner Familie und den Arbeitern in seiner unmittelbaren Umgebung, während er die industrielle Produktion und Geschäftspolitik im Auge behielt, um die Reichtümer von Ix zu vermehren. Aber die Suboiden betrachtete Dominic ausschließlich als Produktionsmittel. Sicher, er sorgte dafür, dass sie es gut hatten, genauso wie er am tadellosen Zustand seiner wertvollen Maschinen interessiert war. Aber Leto fragte sich, ob Rhombur und seine Familie die Suboiden wie *Menschen* behandelten.

Er befand sich bereits tief unter dem Höhlenboden und bemerkte, dass die Luft immer stickiger geworden war. Gleichzeitig wurden die Tunnel immer dunkler und leerer. Die stilleren Gänge führten tiefer in offene Räume, Gemeinschaftsbereiche, aus denen er Stimmen und die Geräusche menschlicher Körper hörte. Er wollte schon umkehren, weil ein Tag mit vollem Programm vor ihm lag, mit Studien und Vorträgen über die Planung und Umsetzung von Produktionsprozessen. Rhombur hatte wahrscheinlich noch gar nicht gefrühstückt.

Neugierig blieb Leto vor dem Durchgang stehen, um zu sehen, wie viele Suboiden sich in einem Gemeinschaftsraum versammelt hatten. Er konnte keine Stühle oder Sitzbänke erkennen, und tatsächlich standen alle Anwesenden. Er horchte auf die hallende, seltsam leidenschaftslose Stimme eines Suboiden, eines muskulösen, untersetzten Mannes an der Frontseite des Raums. In seiner Stimme und in seinen leuchtenden Augen entdeckte Leto Empfindungen, die ihn verblüfften, wenn er sie mit dem verglich, was er über die Suboiden gehört hatte.

»*Wir* bauen die Heighliner«, sagte der Mann, der allmählich die Lautstärke steigerte. »*Wir* stellen alle technischen Produkte her, und dennoch treffen *wir* keine Entscheidungen. Wir tun nur, was uns befohlen wird, selbst wenn wir wissen, dass die Pläne falsch sind!«

Ein Raunen ging durch die Menge der Suboiden.

»Einige der neuen Techniken gehen über das hinaus, was nach den Bestimmungen der Großen Revolte erlaubt ist. Wir bauen *Denkmaschinen.* Wir müssen gar nicht die Konstruktionspläne verstehen, weil wir genau wissen, was sie leisten werden!«

Leto zog sich unbehaglich in den Schatten des Gangs zurück. Er hatte sich häufig genug unter gewöhnlichen Menschen bewegt, um normalerweise keine Angst vor ihnen zu haben. Aber hier ging etwas Seltsames vor sich. Er wäre am liebsten davongelaufen, trotzdem musste er unbedingt zuhören...

»Als Suboiden haben wir keinen Anteil an den Profiten der ixianischen Technik. Wir führen ein einfaches Leben mit wenigen Ansprüchen – aber wir haben unsere Religion. Wir lesen die Orange-Katholische Bibel und wissen in unseren Herzen, was richtig und was falsch ist.« Der Sprecher hob eine kräftige, schwielige Faust. »Und wir wissen, dass viele von den Dingen, die wir hier bauen, *falsch* sind!«

Wieder ging ein unruhiges Raunen durch das Publikum, das kurz vor einem Aufruhr zu stehen schien. Rhombur hatte darauf beharrt, dass die Suboiden keinen eigenen Antrieb besaßen, dass sie dazu gar nicht in der Lage waren. Doch nun beobachtete Leto das Gegenteil.

Der Sprecher fuhr in unheilschwangerem Tonfall fort. »Was werden wir jetzt tun? Sollen wir ein Gesuch an unsere Herren einreichen und Antworten verlangen? Oder sollen wir mehr tun?«

Er ließ den Blick über die versammelten Zuhörer wandern – dann schienen seine Augen plötzlich zwei spitze Pfeile zu verschießen, als er Leto im Schatten hinter dem Eingang erspähte. »Wer ist das?«

Leto wich taumelnd zurück und hob beide Hände. »Es tut mir Leid. Ich habe mich verlaufen. Es hat nichts mit Ihnen zu tun.« Normalerweise wusste er, wie er einen freundlichen ersten Eindruck hinterließ, aber in dieser Situation war er vor Verwirrung völlig kopflos.

Die Menge der Arbeiter drehte sich herum, dann dämmerte in ihren Augen allmähliches Verstehen. Sie erkannten die möglichen Konsequenzen dessen, was der Sprecher gesagt hatte, und der Tatsache, dass Leto alles mitgehört hatte.

»Es tut mir wirklich Leid«, sagte Leto. »Ich wollte Sie nicht belauschen.« Sein Herz raste, Schweiß stand ihm auf der Stirn, und er spürte große Gefahr.

Mehrere Suboiden kamen wie Roboter auf ihn zu, immer schneller.

Leto versuchte es mit dem freundlichsten Lächeln, das er bewerkstelligen konnte. »Wenn Sie möchten, kann ich mit

Graf Vernius sprechen und einige Ihrer Beschwerden vorbringen...«

Als die Suboiden weiter vorrückten, machte Leto einen Satz und rannte los. Er stürmte durch die niedrigen Korridore, bog wahllos ab, schlüpfte geduckt durch kleine Gänge, während die Arbeiter ihn verfolgten und in hilflosem Zorn knurrten. Sie fächerten sich auf, verteilten sich auf Seitengänge, und Leto konnte sich nicht mehr erinnern, auf welchem Weg er in die große Höhle zurückgelangte...

Seine Rettung war vermutlich die Tatsache, dass er sich verirrt hatte. Die Suboiden versuchten ihm den Rückweg abzuschneiden, wollten ihn in Korridoren stellen, die zur Oberfläche führten. Aber Leto wusste gar nicht, wo er sich befand, so dass er keinem sinnvollen Muster folgte, sondern irgendwelche Gänge benutzte, sich gelegentlich in Nischen und Winkeln versteckte, bis er schließlich eine kleine Wartungstür erreichte, die zurück in die staubige Luft unter dem grellen Licht der Industrie-Leuchtgloben führte.

Mehrere Suboiden, die seinen Schattenriss im Türrahmen sahen, riefen von unten herauf, doch Leto rannte sofort zu einem Notlift weiter. Er zog seine Biodaten-Karte durch das Lesegerät und erhielt Zugang zu den oberen Stockwerken.

Leto begann zu zittern, als sein Adrenalinspiegel sank. Er konnte es nicht fassen, was er soeben miterlebt hatte, und er hatte keine Ahnung, was die Suboiden mit ihm angestellt hätten, wenn es ihnen gelungen wäre, ihn zu fassen. Es war schon erstaunlich genug, zu welchen Reaktionen und intensiven Gefühlen sie fähig waren. Sein Verstand wollte nicht glauben, dass sie ihn möglicherweise getötet hätten – nicht den Sohn des Herzogs Atreides, den Ehrengast des Hauses Vernius. Schließlich hatte er ihnen doch seine Hilfe angeboten.

Offensichtlich besaßen die Suboiden ein großes Gewaltpotenzial, eine furchteinflößende dunkle Seite, die sie bis jetzt vor ihren ahnungslosen Herren geheim halten konnten.

Leto fragte sich besorgt, ob es noch weitere Enklaven der

Unzufriedenheit gab, andere Gruppen mit ähnlich charismatischen Sprechern, denen es gelang, den unterschwelligen Groll der großen Arbeiterpopulation zu wecken.

Als er in der Liftkabine emporstieg, blickte Leto nach unten und sah die Arbeiter, wie sie unschuldig ihre Rolle spielten und ihren alltäglichen Pflichten nachgingen. Er wusste, dass er melden musste, was er mitgehört hatte. Aber würde man ihm glauben?

Beklommen wurde ihm bewusst, dass er dabei war, viel mehr über Ix zu lernen, als er jemals hatte wissen wollen.

25

Die Hoffnung kann die gefährlichste Waffe eines unterdrückten Volkes sein - oder der gefährlichste Feind jener, die kurz vor dem Scheitern stehen. Wir müssen uns stets ihrer Vorteile und Einschränkungen bewusst sein.

Lady Helena Atreides,
aus ihren persönlichen Tagebüchern

Nach wochenlanger Reise löste sich das Frachtschiff vom Heighliner und fiel aus dem Orbit in die wolkenverhüllte Atmosphäre von Caladan.

Für Duncan Idaho schien endlich eine lange, entbehrungsreiche Zeit zu Ende zu gehen.

In seinem Versteck im Durcheinander des Frachtraums schob Duncan eine schwere Kiste beiseite. Die Metallkanten schrammten über die Bodenplatten, aber er schaffte sie schließlich aus dem Weg, so dass er die Abdeckung einer kleinen Sichtluke entfernen konnte. Er beugte sich dicht an das stabile Plaz und starrte auf die von Ozeanen bedeckte Welt hinab. Allmählich glaubte er, dass er es geschafft hatte.

Caladan. Meine neue Heimat.

Selbst aus dem Weltraum hatte Giedi Primus düster und abweisend ausgesehen, wie ein entzündetes Geschwür. Doch Caladan, die Heimatwelt des legendären Herzogs Atreides - des Todfeindes der Harkonnens - wirkte wie ein im Sonnenlicht funkelnder Saphir.

Nach allem, was er durchgemacht hatte, kam es ihm immer noch unwahrscheinlich vor, dass die mürrische und verräterische Janess Milam tatsächlich Wort gehalten hatte. Sie hatte ihre ganz persönlichen Gründe gehabt, ihn

zu retten, um Rache zu üben, aber das spielte für Duncan jetzt keine Rolle mehr. Er war hier.

* * *

Es war schlimmer als ein Alptraum gewesen, was ihm in den Tagen des Grübelns immer wieder durch den Kopf gegangen war, während der Heighliner auf Umwegen durch viele andere Systeme nach Caladan unterwegs gewesen war:

Als er sich in der Dunkelheit des Wildreservats dem geheimnisvollen Flitter-Thopter genähert hatte, war Duncan von der Frau gepackt worden, bevor er sich irgendwie verteidigen konnte. Der Junge hatte sich wild und heftig gewehrt, aber Janess hatte an seinem Arm gerissen und den gerade erst abgehärteten Wundverband wieder geöffnet, mit dem er seine Schulterverletzung behandelt hatte.

Mit überraschender Kraft hatte die dunkelhäutige Frau ihn in den Flitter gehoben und die Einstiegsluke verriegelt. Duncan hatte wie ein gefangenes Tier um sich geschlagen, gebissen und gekratzt, um sich aus ihrem Griff zu befreien. Er hämmerte gegen die Luke, wollte wieder hinaus, um zurück in die Nacht zu flüchten, in der ihm bewaffnete Jäger auf der Spur waren.

Aber die Tür des Flitters hatte nicht nachgegeben. Keuchend ließ Janess den Jungen los, warf ihr Haar zurück und funkelte ihn an. »Wenn du nicht sofort damit aufhörst, Duncan, werde ich dich den Harkonnen-Jägern vor die Füße werfen.«

Voller Verachtung kehrte sie ihm den Rücken zu und startete die Triebwerke des Flitters. Duncan spürte ein bedrohliches Summen, das das kleine Gefährt erzittern ließ. Er kauerte sich ängstlich an der Wand zusammen.

»Du hast mich schon einmal an die Harkonnens verraten!«, schrie er sie an. »Du bist dafür verantwortlich, dass die Männer meine Eltern geholt und sie ermordet haben. Du bist der Grund, warum ich so hart trainieren musste

und warum sie mich jetzt jagen. Ich weiß, was du getan hast!«

»Ja, aber es hat sich einiges geändert seither.« Sie hob die Hand zu einer abwehrenden Geste und wandte sich wieder den Kontrollen zu. »Ich helfe den Harkonnens nicht mehr. Nicht nach dem, was sie mir angetan haben.«

Entrüstet ballte Duncan die Hände zu Fäusten. Aus der wieder geöffneten Wunde sickerte Blut in sein zerfetztes Hemd. »Was haben sie *dir* angetan?« Er konnte sich nicht vorstellen, dass jemand schlimmere Qualen erlitten hatte als er und seine Familie.

»Das würdest du nicht verstehen. Du bist noch ein Kind, nicht mehr als eine Spielfigur.« Janess lächelte und zog den Flitter vom Boden hoch. »Aber mit deiner Hilfe kann ich mich jetzt dafür rächen.«

Duncan schnaufte verächtlich. »Vielleicht bin ich nur ein Kind, aber ich habe diese Nacht damit verbracht, es den Harkonnens heimzuzahlen. Ich musste mit ansehen, wie Rabban meine Eltern tötete. Wer weiß, was sie meinen Onkeln und Tanten, meinen Vettern und Cousinen angetan haben?«

»Ich bezweifle, dass auf Giedi Primus noch irgendjemand mit dem Namen Idaho am Leben ist – vor allem nach der peinlichen Schlappe, die du ihnen in dieser Nacht zugefügt hast. Dumm gelaufen.«

»Wenn es so ist, war ihre Rache sinnlos«, sagte er, während er versuchte, seinen Schmerz zu verbergen. »Ich habe meine Verwandten sowieso nicht gekannt.«

Janess steigerte die Geschwindigkeit des Flitters und ließ ihn tief über die dunklen Bäume hinwegrasen, fort vom Wildreservat. »Jedenfalls helfe ich dir jetzt, den Jägern zu entkommen. Also hör auf, dich zu beklagen, und freu dich. Im Augenblick stehen dir keine anderen Möglichkeiten offen.«

Sie flog das Gefährt ohne Beleuchtung und mit abgeschirmten Triebwerken, aber Duncan konnte sich nicht vorstellen, wie sie auf Dauer den allgegenwärtigen Augen der

Harkonnens entgehen wollte. Er hatte mehrere der Jäger getötet – und was noch viel schlimmer war: Er hatte Rabban hinters Licht geführt und gedemütigt.

Duncan erlaubte sich ein befriedigtes Lächeln. Dann stand er auf und ließ sich erschöpft in den Sitz neben Janess fallen, die sich auf dem Pilotensessel angeschnallt hatte. »Warum sollte ich dir vertrauen?«

»Habe ich dich etwa aufgefordert, mir zu vertrauen?« Sie warf ihm einen kurzen Blick aus dunklen Augen zu. »Nutz einfach die günstige Situation aus!«

»Bist du bereit, mir mehr zu erzählen?«

Janess flog eine Weile schweigend weiter und lenkte den Flitter über das Waldland, bevor sie antwortete. »Es ist wahr. Ja, ich habe deine Eltern an die Harkonnens verraten. Es gab Gerüchte, ich wusste, dass deine Eltern etwas getan hatten, mit dem sie sich an höheren Stellen Ärger einhandelten – und die Harkonnens mögen keine Leute, die ihnen Ärger machen. Ich habe mich auf eigene Faust umgesehen und einen Vorteil für mich erkannt. Ich dachte, ich könnte eine Belohnung einstecken, wenn ich sagte, was ich wusste. Außerdem hatten deine Eltern das Problem selbst heraufbeschworen. Sie waren es, die Fehler gemacht hatten. Ich habe nur versucht, Nutzen aus der Situation zu schlagen. Es war nicht persönlich gemeint. Jemand anderer hätte es getan, wenn ich nicht zufällig zur Stelle gewesen wäre.«

Duncan ballte wütend die zerschundenen, schmutzigen Hände. Er wünschte sich, er hätte den Mut, diese Frau einfach mit seinem Messer abzustechen, aber damit hätte er den Flitter zum Absturz gebracht. Sie war seine einzige Rettung. Zumindest vorläufig.

Ihr Gesicht verzog sich zu einer wütenden Grimasse. »Und wie haben die Harkonnens es mir gedankt? Mit einer Belohnung oder einer Beförderung? Nein – mit nichts! Mit einem Tritt in den Hintern. Nicht mal ein Dankeschön!« Ein besorgter Ausdruck legte sich über ihr Gesicht und verschwand wieder, so schnell wie eine winzige Wolke, die an

der Sonne vorbeizog. »Es ist nicht einfach, so etwas zu tun, weiß du. Du glaubst, es hätte mir Spaß gemacht? Auf Giedi Primus ergeben sich selten genug solche Gelegenheiten, und ich hatte schon zu viele ungenutzt verstreichen lassen. Diesmal hätte sich für mich vieles verändern sollen. Aber als ich sie um eine unbedeutende Aufmerksamkeit bat, warfen sie mich hinaus und befahlen mir, niemals wiederzukommen. Es war alles umsonst, und das macht es noch viel schlimmer.« Ihre Nasenflügel bebten. »Niemand darf sich so etwas mit Janess Milam erlauben, ohne dass es ihm später Leid tut.«

»Also tust du es überhaupt nicht für mich«, sagte Duncan. »Oder weil du dich schuldig fühlst, wegen deiner Taten und dem Schmerz, den du anderen Menschen zugefügt hast. Du willst es lediglich den Harkonnens heimzahlen.«

»Junge, du solltest dich entspannen, solange du die Gelegenheit dazu hast.«

Duncan stand auf und durchwühlte die Vorräte, bis er zwei Fruchtreisriegel und eine Saftblase gefunden hatte. Ohne zu fragen, riss er die Verpackungen auf und stopfte sich voll. Die Riegel schmeckten schwach nach Zimt, einem Geschmacksverstärker, der einen Melangezusatz simulierte.

»Bedien dich nur«, bemerkte Janess sarkastisch.

Er antwortete nicht, sondern kaute laut schmatzend.

Die ganze Nacht lang schwebte der Flitter über das Tiefland auf die unheilvolle Stadt Barony zu. Für einen kurzen Moment befürchtete Duncan, sie könnte ihn wieder im Gefängnis absetzen, wo für ihn noch einmal alles von vorn beginnen würde. Er schob eine Hand in die Tasche und ertastete den Griff seines stumpfen Messers. Doch Janess steuerte das Fluggerät am Gefängniskomplex vorbei und dann nach Süden, wobei sie mehrere Städte und Dörfer passierten.

Dann waren sie gelandet und hatten sich während des hellen Tages versteckt, während sie ihre Vorräte an einer kleinen Raststation aufgestockt hatten. Janess besorgte ihm einen blauen Overall und behandelte seine Wunden, so gut

sie konnte. Sie widmete ihm keine intensive oder übertriebene Pflege, sondern brachte lediglich ihre Hoffnung zum Ausdruck, dass er keine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Als es dunkel wurde, flogen sie weiter nach Süden, zu einem unabhängigen Raumhafen. Duncan kannte die Namen der Orte nicht, die sie unterwegs sahen, und er fragte auch nicht danach. Er hatte niemals Unterricht in Geographie gehabt. Wenn er es doch einmal wagte, eine Frage zu stellen, fauchte Janess ihn ungehalten an oder ignorierte ihn einfach.

Der Raumhafenkomplex wurde von Vertretern des Handels und der Gilde dominiert; der schwerfällige Harkonnen-Stil trat hier in den Hintergrund. Die Anlage war funktionell ausgerichtet, und die Haltbarkeit hatte einen höheren Wert als Luxus oder optische Attraktivität. Die Korridore und Räume waren groß genug, um darin die Tanks der Gilde-Navigatoren bewegen zu können.

Janess parkte den Flitter-Thopter an einer Stelle, wo er für sie problemlos zugänglich blieb, dann aktivierte sie die Sicherheitssysteme, bevor sie das Gefährt verließ. »Folge mir«, sagte sie, dann stießen sie gemeinsam in das chaotische Getümmel des Raumhafens vor. »Ich habe einige Vorbereitungen getroffen. Aber wenn du hier verloren gehst, werde ich nicht nach dir suchen.«

»Was sollte mich davon abhalten, einfach wegzulaufen? Ich vertraue dir nicht.«

»Ich habe vor, dich auf einem Schiff unterzubringen, das dich von Giedi Primus fortschaffen wird, fort von den Harkonnens.« Sie warf ihm einen herausfordernden Blick zu. »Du hast die freie Auswahl, Junge. Ich will nur nicht, dass du mir noch mehr Ärger machst.«

Duncan biss die Zähne zusammen und folgte ihr ohne weiteren Kommentar.

Janess machte ein leicht ramponiertes Frachtschiff ausfindig, das von einem Arbeiterheer mit Kisten beladen wurde. Mit Hilfe von Suspensoren beförderten sie schwere

Paletten in den Frachtraum und stellten sie dort in wahllosem Durcheinander ab.

»Der zweite Maat dieses Schiffs ist ein alter Freund von mir«, sagte Janess. »Er ist mir noch einen Gefallen schuldig.«

Duncan fragte nicht nach, welche Art von Menschen Janess als Freunde betrachtete... oder was sie getan hatte, um einen solchen Gefallen einfordern zu können.

»Ich werde keinen einzigen Solari für deine Passage bezahlen, Idaho – deine Familie hat mich bereits genug schlechtes Gewissen gekostet, meinen Ruf bei den Harkonnens ruiniert und mir ansonsten *nichts* eingebracht. Aber mein Freund Renno sagt, dass du im Frachtraum mitfliegen kannst, solange du dich von Standard-Rationen ernährst und niemandem Zeit oder Geld kostest.«

Duncan beobachtete die Aktivitäten auf dem Raumhafen. Er hatte keine klare Vorstellung, wie das Leben auf anderen Welten sein könnte. Das Frachtschiff wirkte alt und nicht sehr beeindruckend – aber wenn es ihm ermöglichte, von Giedi Primus wegzukommen, war es für ihn ein goldener Zaubervogel.

Janess packte ihn am Arm und zerrte ihn unsanft zur Frachtrampe. Seine verletzte Schulter schmerzte. »Sie befördern recyclingfähiges Material und andere Waren zu einer Verarbeitungsfabrik auf Caladan. Das ist die Heimatwelt des Hauses Atreides... der Erzfeinde der Harkonnens. Du weißt von der Fehde zwischen diesen Häusern?« Als Duncan den Kopf schüttelte, lachte Janess. »Natürlich nicht. Wie könnte eine kleine Ratte wie du jemals etwas über den Landsraad und die Großen Häuser gehört haben?«

Sie fing einen Arbeiter ab, der eine recht wacklig beladene Suspensorplattform dirigierte. »Wo ist Renno? Sagen Sie ihm, Janess Milam ist hier und will ihn unverzüglich sprechen.« Sie warf einen Blick auf Duncan, der sich gerade hielt und einen guten Eindruck zu machen versuchte. »Sagen Sie ihm, ich bin mit der angekündigten Lieferung gekommen.«

Der Mann murmelte ein paar Worte in ein Kommunikationsgerät, das er am Revers trug. Ohne Janess weiter zu beachten, setzte er seine Arbeit fort und manövrierte die Fracht in das gedrungene Transportschiff.

Duncan wartete und versuchte, das Muster in den Aktivitäten der Arbeiter zu erkennen, während Janess die Stirn runzelte und unruhig wurde. Doch schon bald kam ein Mann aus dem Schiff, der mit farbigen Schmiermitteln und fettigem Ruß beschmutzt war.

»Renno!« Janess winkte ihm zu. »Das wurde aber auch Zeit!«

Sie begrüßten sich mit einer stürmischen Umarmung und einem Kuss. Janess nutzte die erste Gelegenheit, sich von ihm zu lösen, und zeigte auf Duncan. »Das ist er. Bring ihn nach Caladan.« Sie lächelte. »Ich kann mir keine bessere Rache vorstellen, als diesen Jungen genau dorthin zu schaffen, wo sie ihn auf gar keinen Fall haben wollen – und wo sie ihn wohl niemals finden werden.«

»Du lässt dich da auf ein gefährliches Spiel ein, Janess«, sagte Renno.

»Ich spiele gern.« Sie ballte eine Faust und versetzte ihm spielerisch einen Schlag gegen die Schulter. »Und zu niemandem ein Wort.«

Renno hob die Augenbrauen. »Welchen Sinn hätte es, auf diesen verdreckten Raumhafen zurückzukehren, wenn du nicht hier auf mich warten würdest? Wer könnte mir besser in meiner dunklen und einsamen Koje Gesellschaft leisten? Nein, es würde sich einfach nicht lohnen, dich anzuschwärzen. Ich bin dir immer noch so viel schuldig.«

Janess ging in die Knie und blickte Duncan Idaho noch einmal in die Augen. Sie schien bemüht, sich den Anschein von Mitgefühl zu geben. »Hör mir zu, Junge. Ich möchte, dass du Folgendes tust: Wenn du auf Caladan eintriffst, steig aus diesem Schiff und beharre darauf, zu Herzog Paulus Atreides höchstpersönlich gebracht zu werden. *Herzog Atreides.* Sag ihm, du kommst von den Harkonnens und willst in seine Dienste aufgenommen werden.«

Rennos Gesicht zeigte absolute Verblüffung, während er etwas Unverständliches murmelte.

Janess versuchte, eine ernste Miene zu wahren, als sie daran dachte, dem Jungen, den sie verraten hatte, einen letzten bösen Streich zu spielen. Sie wusste, dass für eine schmutzige, namenlose Straßenratte nicht die geringste Chance bestand, in den Großen Saal von Burg Caladan vorgelassen zu werden - aber das würde ihn nicht davon abhalten, es immer wieder zu versuchen... vielleicht jahrelang.

Sie hatte sich bereits ihren Triumph verschafft, als sie den Jungen Rabbans Jagdgruppe vor der Nase weggeschnappt hatte. Sie hatte gewusst, dass sie Duncan zur Forst-Wachstation brachten, deshalb war ihr nicht besonders schwer gefallen, ihn zu finden, ihn aufzulesen und ihn dem größten Feind der Harkonnens in die Hände zu spielen. Was weiterhin mit dem Jungen geschah, war für sie nun ohne Bedeutung, aber es bereitete ihr ein heimliches Vergnügen, sich all die Schwierigkeiten vorzustellen, in die Duncan Idaho geraten würde, bevor er seine Bemühungen endlich aufgab.

»Komm jetzt«, sagte Renno schroff und zog an Duncans Arm. »Ich suche dir ein nettes Plätzchen im Frachtraum, wo du schlafen und dich verkriechen kannst.«

Duncan blickte sich nicht mehr nach Janess um. Er überlegte, ob sie erwartete, dass er sich von ihr verabschiedete oder ihr dankte, aber er weigerte sich einfach, es zu tun. Sie hatte ihm nicht geholfen, weil ihr etwas an ihm lag - oder weil sie Reue empfunden hätte. Nein, er wollte sich nicht erniedrigen, weil er Janess niemals verzeihen konnte, welche Rolle sie bei der Vernichtung seiner Familie gespielt hatte. Eine seltsame Frau.

Er stieg die Rampe hinauf, blickte stur geradeaus und hatte keine Ahnung, wohin sein Weg ihn führen würde. Einsam und verwaist und ohne eine Vorstellung von seiner Zukunft verließ Duncan Idaho die Welt seiner Kindheit...

* * *

Renno versorgte ihn nur mit dem Allernotwendigsten, aber wenigstens ließ er den Jungen in Ruhe. Was Duncan Idaho jetzt am meisten brauchte, war Zeit, um sich zu erholen, ein paar Tage, um seine Erinnerungen zu sortieren und zu lernen, mit denen zu leben, die er nicht verdrängen konnte.

Wie eine Ratte schlief er allein im Frachtraum des lädierten Transportschiffs, umgeben von Metallschrott und anderen Abfällen. Hier gab es keine weichen Stellen, aber trotzdem schlief er gut auf dem nach Rost riechenden Boden, den Kopf gegen eine kalte Wand gestützt. Es war die friedlichste Zeit seines Lebens, soweit er sich zurückerinnern konnte.

Als das Schiff schließlich auf Caladan landete, um seine Fracht zu löschen und ihn ganz allein und ohne Freunde auf einer fremden Welt zurückzulassen, war Duncan auf alles gefasst. Er hatte neue Energie gewonnen, und niemand würde ihn von seinem erwählten Ziel abbringen können.

Jetzt musste er sich auf die Suche nach Herzog Paulus Atreides machen.

26

Die Geschichte erlaubt uns, das Offensichtliche zu erkennen - aber leider erst dann, wenn es bereits zu spät ist.

Prinz Raphael Corrino

Als er Letos wirres schwarzes Haar, seine dreckverschmierte Kleidung und die Schweißspuren im Gesicht betrachtete, musste Rhombur leise lachen. Diese Reaktion war nicht beleidigend gemeint, aber er schien nicht in der Lage zu sein, die groteske Geschichte zu glauben, die Leto erzählt hatte. Er trat zurück und musterte seinen Freund. »Zinnoberrote Hölle! Meinst du nicht, dass du es... äh... etwas übertreibst, Leto?«

Rhombur ging zu einem der breiten Fenster hinüber. Überall im Gemach des Prinzen waren in kleinen Nischen selbstgesammelte geologische Kuriositäten ausgestellt – sein ganzer Stolz. Seine Sammlung von Mineralien, Kristallen und Edelsteinen machte ihm beinahe mehr Freude als die Umstände seines Lebens als Sohn des Grafen. Er hätte sich jederzeit viel interessantere Exemplare kaufen können, aber der Prinz hatte bei seinen Streifzügen durch Höhlen und kleine Gänge jeden einzelnen Stein persönlich aufgelesen.

Trotz dieser gründlichen Forschungen war Rhombur für die Unruhe unter den Arbeitern genauso blind geblieben wie der Rest der herrschenden Vernius-Familie. Jetzt verstand Leto, warum der alte Herzog darauf bestanden hatte, dass sein Sohn lernen sollte, ein Sinnesorgan für die Stimmungen in der Bevölkerung zu entwickeln. »Im Grunde ist es so, mein Junge, dass wir nur herrschen, weil sie es uns erlauben«, hatte Paulus zu ihm gesagt. »Zum Glück sind sich die meisten Menschen dieser Tatsache gar nicht be-

wusst. Wenn du ein guter Herrscher bist, wird niemand aus deinem Volk jemals daran denken, deine Herrschaft infrage zu stellen.«

Als wären ihm Letos dramatische Neuigkeiten und sein mitgenommenes Aussehen peinlich, blickte der junge Mann auf die wimmelnden Massen der Arbeiter in den Produktionshallen hinab. Alles schien ruhig und normal wie immer. »Leto, Leto...« Er zeigte mit einem dicken Finger auf die anscheinend völlig zufriedenen Proletarier, die wie Ameisen ihre Pflichten erfüllten. »Die Suboiden können nicht einmal selbst entscheiden, was sie zu Mittag essen sollen, ganz zu schweigen von der Organisation eines Aufstandes. Dazu müssten sie viel mehr Initiative entwickeln können.«

Leto schüttelte den Kopf. Er war immer noch außer Atem, sein verschwitztes Haar klebte ihm auf der Stirn. Er zitterte mehr als zuvor, nachdem er jetzt in Sicherheit war und in einem bequemen Formsessel in Rhomburs Privatquartier saß. Als er um sein Leben gelaufen war, hatte er völlig instinktiv reagiert, doch als er sich jetzt zu beruhigen versuchte, bekam er seinen Pulsschlag nicht mehr unter Kontrolle. Er nahm einen tiefen Schluck aus dem Kelch mit saurem Cidritsaft, der auf Rhomburs Frühstückstablett stand.

»Ich berichte nur, was ich gesehen habe, Rhombur, und ich bilde mir keine Gefahren ein! Ich habe genügend wirkliche Gefahren erlebt, um den Unterschied erkennen zu können.« Er beugte sich vor und blickte seinen Freund mit blitzenden grauen Augen an. »Ich sage dir, da unten geschieht etwas. Die Suboiden haben davon gesprochen, das Haus Vernius zu stürzen, alles niederzureißen, was ihr aufgebaut habt, und selbst über Ix zu herrschen. Sie waren bereit, Gewalt einzusetzen.«

Rhombur zögerte, als würde er immer noch auf die Pointe eines Witzes warten. »Na gut, ich werde es meinem Vater sagen. Du kannst ihm deine Version der Ereignisse berichten, und ich... äh... bin sicher, dass er sich um die Angelegenheit kümmern wird.«

Letos Schultern erschlafften. Was war, wenn Graf Vernius das Problem ignorierte, bis es zu spät war?

Rhombur strich sich über sein purpurrotes Gewand und lächelte, dann kratzte er sich irritiert am Kopf. Es schien ihn große Überwindung zu kosten, das Thema erneut anzusprechen; er schien ehrlich verwirrt. »Aber... wenn du da unten warst, Leto, dann hast du doch gesehen, wie wir uns um die Suboiden kümmern. Sie haben Essen, Unterkunft, Familien, Arbeit. Sicher, wir streichen den Löwenanteil der Gewinne ein... aber so ist es nun mal. So funktioniert unsere Gesellschaft. Aber wir behandeln unsere Arbeiter doch nicht schlecht. Worüber sollten sie sich beklagen?«

»Vielleicht sehen sie es anders«, sagte Leto. »Körperliche Misshandlungen sind nicht die einzige Form von Unterdrückung.«

Rhomburs Miene hellte sich auf, als er die Hand ausstreckte. »Ich habe eine ausgezeichnete Idee, mein Freund. Mit diesem Thema könnten wir unser heutiges politisches Seminar viel interessanter gestalten. Wir könnten es als hypothetischen Fall diskutieren.«

Leto folgte ihm zum Unterricht – eher traurig als besorgt. Er befürchtete, dass dieses Problem für die Ixianer wohl niemals mehr sein würde als das Thema einer anregenden politischen Diskussion.

* * *

Vom höchsten Turm des Großen Palais herrschte Graf Dominic Vernius über ein industrielles Imperium, das er von seinem Büro aus überblicken konnte, ohne dass es von außen einzusehen war. Der große Mann ging auf dem transparenten Boden seines kugelförmigen Kontors auf und ab, das wie eine prächtige Kristallsphäre an der Höhlendecke hing.

Der Raum bestand aus perfekt verbundenem ixianischem Glas ohne Nähte oder Verzerrungen, so dass es schien, als würde er auf der Luft laufen oder über seinem Reich schwe-

ben. Gelegentlich fühlte sich Dominic wie ein Gott, wenn er von hoch oben auf sein Imperium herabschaute. Er strich sich mit einer schwieligen Hand über den glatten, frisch rasierten Schädel. Die Haut kitzelte immer noch von den belebenden Lotionen, mit denen Shando seine Kopfhaut zu massieren pflegte.

Seine Tochter Kailea saß in einem Suspensorsessel und beobachtete ihn. Er schätzte es, dass sie sich für das Geschäftsleben auf Ix interessierte, aber heute war er viel zu besorgt, um sich auf eine Diskussion mit ihr konzentrieren zu können. Er klopfte sich imaginären Schmutz von seinem frisch gereinigten ärmellosen Hemd, drehte sich um und marschierte erneut um seinen silbernen Schreibtisch herum.

Kailea ließ ihn nicht aus den Augen, ohne ihm einen Rat zu geben, obwohl seine Tochter mit dem Problem vertraut war, vor dem sie standen.

Dominic hatte nicht damit gerechnet, dass der alte »Roody« klein beigeben und ohne Gegenwehr auf die Steuereinnahmen verzichten würde, die ihm wegen des neuen Heighliner-Modells durch die Lappen gingen. Nein, der Kaiser würde nach einer Möglichkeit suchen, wie er aus einer simplen wirtschaftlichen Entscheidung einen persönlichen Affront machen konnte. Aber Dominic hatte keine Ahnung, wie die Vergeltung aussehen würde oder aus welcher Richtung er den Schlag zu erwarten hatte. In solchen Dingen war Elrood schon immer unberechenbar gewesen.

»Du musst einfach dafür sorgen, dass du ihm weiterhin einen Schritt voraus bist«, sagte Kailea. »Das kannst du doch am besten.« Sie dachte an den raffinierten Plan, mit dem ihr Vater dem Kaiser eine Konkubine vor der Nase weggeschnappt hatte – und daran, dass Elrood es ihm nie verziehen hatte. Nur ein Hauch von Bedauern trübte ihre Worte. Natürlich wäre sie lieber auf dem wunderbaren Planeten Kaitain aufgewachsen statt hier unter der Oberfläche.

»Wie soll ich ihm einen Schritt voraus sein, wenn ich gar nicht weiß, in welche Richtung er geht?«, erwiderte Dominic. Der ixianische Graf schien kopfüber zu schweben,

wenn er die Felsdecke und die Türme des Großen Palais über seinem Kopf und nur die Luft unter den Füßen hatte.

Kailea glättete die Spitze ihres Gewandes, ordnete den Besatz und beugte sich vor, als sie erneut Frachtlisten und Berichte miteinander verglich, in der Hoffnung, eine bessere Strategie für den Vertrieb ixianischer Technikprodukte zu finden. Dominic erwartete gar nicht von ihr, dass sie seine Experten übertraf, aber er wollte ihr den Spaß lassen. Ihre Idee, ixianische Kampfmaschinen an einige Schwarzmarkthändler zu liefern, war ein Geniestreich gewesen.

Er hielt kurz inne, um sich ein wehmütiges Lächeln zu gestatten, das die Enden seines langen Schnurrbarts in den Mundwinkeln verschwinden ließ. Seine Tochter war atemberaubend schön, ein Kunstwerk, wie gemacht, um den Haushalt eines bedeutenden Aristokraten zu verzieren... aber sie war auch sehr intelligent. Kailea war schon eine seltsame Mischung: Sie war von höflichen Spielen, Modedingen und allem, was mit dem Leben auf Kaitain zusammenhing, fasziniert, aber gleichzeitig fest entschlossen, alle geschäftlichen Angelegenheiten des Hauses Vernius zu verstehen. Bereits in ihrem Alter hatte sie begriffen, dass die Wirtschaftsbeziehungen, die sich hinter den Kulissen abspielten, für eine Frau der Schlüssel zur Macht im Imperium darstellten – solange sie nicht den Bene Gesserit beitrat.

Dominic glaubte nicht, dass seine Tochter verstand, warum sich Shando entschieden hatte, den Hof des Kaisers zu verlassen und mit ihm nach Ix zu gehen. Warum sollte die Geliebte des mächtigsten Mannes im Universum all den Luxus im Stich lassen, um einen wettergegerbten Kriegshelden zu heiraten, der in einer unterirdischen Stadt lebte? Gelegentlich stellte sich Dominic dieselbe Frage, aber seine Liebe zu Shando hatte keine Grenzen, und seine Frau sagte ihm immer wieder, dass sie ihre Entscheidung niemals bereut hatte.

Mit Ausnahme ihrer Schönheit war Kailea in jeder Hinsicht das Gegenteil ihrer Mutter. Die junge Frau konnte sich

unmöglich in ihrer prächtigen, extravaganten Kleidung wohl fühlen, dennoch war sie stets prächtig herausgeputzt, als wollte sie auf keinen Fall eine Chance verpassen. Vielleicht bereute sie die verlorenen Möglichkeiten ihres Lebens und hätte sich lieber einem Sponsor im Palast des Kaisers hingegeben. Er hatte bemerkt, dass sie mit den Gefühlen der Zwillingssöhne des Botschafters Pilru spielte, als könnte sie durch eine Heirat mit einem von beiden einen Kontakt zur Botschaft auf Kaitain knüpfen. Aber C'tair und D'murr Pilru hatten sich bereits für die Aufnahmeprüfung zur Raumgilde angemeldet, und wenn sie die Tests bestanden, würden sie keine Woche länger auf dem Planeten bleiben. Jedenfalls war Dominic überzeugt, dass er eine wesentlich gewinnträchtigere Verbindung für sein einziges weibliches Kind arrangieren konnte.

Vielleicht sogar zu Leto Atreides...

Das gelbe Blinken eines Kom-Auges an der Wand unterbrach seine Gedanken. Eine wichtige Nachricht, Neues über beunruhigende Gerüchte, die sich wie Gift in einem Brunnen verbreitet hatten.

»Ja?«, sagte er. Ohne gefragt zu werden, kam Kailea über den unsichtbaren Boden zu ihm, um den Bericht mitzulesen, der auf der silbrigen Oberfläche seines Schreibtischs erschien. Sie kniff die Augen zusammen, als sie die Worte las.

Der schwache Geruch des Parfüms seiner Tochter und das Glitzern der Kämme in ihrem bronzefarbenen Haar zauberte ein väterliches Lächeln auf sein Gesicht. Sie war eine richtige *Lady.* Und eine junge Geschäftsfrau.

»Bist du sicher, dass du dich damit belasten willst, Kind?«, fragte er, weil er sie lieber vor den betrüblichen Neuigkeiten abschirmen wollte. Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern waren wesentlich komplizierter als technische Innovationen. Kailea blickte ihn nur verärgert an, wie er überhaupt eine solche Frage stellen konnte.

Er las weitere Einzelheiten über die Entwicklungen, von denen er bereits vor einigen Stunden erfahren hatte, obwohl er immer noch nicht alles glauben konnte, was Leto

Atreides beobachtet und gehört haben wollte. Unruhen gärten in den unterirdischen Fabrikationsanlagen, die Suboiden brachten ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck – ein beispielloser Vorgang.

Kailea atmete tief durch, um ihre Gedanken zu ordnen. »Wenn die Suboiden Grund zur Klage haben, hätten sie doch einfach einen Sprecher wählen können! Warum haben sie kein offizielles Gesuch eingereicht?«

»Ach, sie sind doch nur schlecht gelaunt, Kind. Sie behaupten, dass sie gezwungen werden, Maschinen zu bauen, die gegen die Gesetze von Butlers Djihad verstoßen, und sie weigern sich, ›blasphemische Arbeiten‹ zu übernehmen.«

Der Bildschirm erlosch, als sie den kurzgefassten Bericht gelesen hatten. Kailea richtete sich auf und stemmte die Hände in die Hüften. Ihre Gewänder raschelten, als sie entrüstet schnaufte. »Woher haben sie nur solche verrückten Vorstellungen? Dabei verstehen sie nicht einmal einen Bruchteil der komplexen wirtschaftlichen Organisation! Sie wurden in ixianischen Einrichtungen gezüchtet und ausgebildet – wer hat ihnen solche Flausen in die Köpfe gesetzt?«

Dominic erkannte verblüfft, dass seine Tochter eine sehr interessante Frage aufgeworfen hatte. »Du hast Recht. Die Suboiden können unmöglich aus eigenem Antrieb auf solche Gedanken gekommen sein.«

Kailea sagte aufgebracht: »Erkennen sie denn nicht, wie viel wir ihnen geben? Wie viel es uns kostet, sie angemessen zu versorgen? Ich habe mir die Kosten-Nutzen-Rechnung angesehen. Die Suboiden wissen gar nicht, wie gut es ihnen geht, im Vergleich zu Arbeitern auf anderen Planeten.« Sie schüttelte den Kopf und verzog die Mundwinkel. Durch den gläsernen Fußboden blickte sie auf die Fabriken, die tief unter ihr lagen. »Vielleicht sollten sie einmal Giedi Primus besuchen – oder Arrakis. Dann würden sie sich nicht mehr über die Zustände auf Ix beklagen.«

Dominic wollte seinen Gesprächsfaden nicht abreißen lassen. »Die Suboiden sind auf begrenzte Intelligenz ge-

züchtet, die gerade ausreicht, ihnen zugewiesene Arbeiten zu erledigen... und sie sollen es tun, ohne sich zu beklagen. Mehr kann ihre mentale Architektur gar nicht leisten.« Nun starrte er genauso wie seine Tochter auf den Höhlenboden hinunter, wo die Bauarbeiter den entstehenden Heighliner umschwärmten. »Kann es sein, dass unsere Bio-Designer etwas Wichtiges übersehen haben? Haben die Suboiden vielleicht sogar Recht? Die Definition eines maschinellen Geistes umfasst ein breites Spektrum, aber es könnte durchaus Grauzonen geben...«

Kailea schüttelte den Kopf und klopfte auf ihren Datenkristall. »Unsere Mentaten und Rechtsberater achten penibel auf die Befolgung der Djihad-Gesetze, und unsere Qualitätskontrolle arbeitet sehr effektiv. Wir bewegen uns auf sicherem Terrain, und wir können jede unserer Behauptungen beweisen.«

Dominic kaute auf der Unterlippe. »Die Suboiden haben zweifellos keine konkrete Vorwürfe, da wir uns an die Gesetze gehalten haben. Zumindest haben wir die Bestimmungen nicht *wissentlich* verletzt, in keinerlei Hinsicht.«

Kailea betrachtete ihren Vater, dann blickte sie wieder auf die betriebsame Baustelle. »Vielleicht solltest du Hauptmann Zhaz beauftragen, ein Inspektionsteam zusammenzustellen und jedes Detail unserer Produktionsprozesse zu prüfen. Um zu beweisen, dass die Beschwerden der Suboiden völlig unbegründet sind.«

Dominic dachte über ihren Vorschlag nach. »Natürlich will ich nicht zu hart mit den Arbeitern umspringen. Ich bin nicht an Betriebsunterbrechungen oder gar einer Revolte interessiert. Die Suboiden sollen gut behandelt werden, genauso wie immer.« Als sich ihre Blicke trafen, hatte er den Eindruck, dass sie sehr erwachsen wirkte.

»Ja«, sagte Kailea mit harter Stimme. »So arbeiten sie besser.«

27

Genauso wie das Wissen um dein eigenes Wesen bildet der Sietch eine feste Grundlage, von der aus du in die Welt und das Universum hinausgehst.

Fremen-Lehre

Pardot Kynes war so sehr von der Kultur, der Religion und dem alltäglichen Leben der Fremen fasziniert, dass er überhaupt nichts von der Debatte bemerkte, die überall im Sietch um sein Leben geführt wurde. Der Naib Heinar hatte ihm gesagt, dass er mit den Menschen sprechen und ihnen seine Ideen erläutern konnte – also nutzte er jede Gelegenheit, um darüber zu sprechen.

Einen gesamten Mondzyklus lang flüsterten die Fremen ihre Meinungen in kleinen Höhlen und Nischen oder riefen sie lautstark bei Besprechungen mit den Ältesten des Sietchs. Manche sympathisierten sogar mit dem, was der seltsame Fremde sagte.

Obwohl sein weiteres Schicksal nach wie vor unentschieden war, ließ Kynes nicht einen Augenblick lang in seinen Bemühungen nach. Die Leute führten ihn herum und zeigten ihm viele Dinge, die, wie sie glaubten, ihn interessieren könnten. Aber der Planetologe nahm sich auch die Zeit, um den Frauen, die Destillanzüge nähten, Fragen zu stellen, oder den alten Männern, die sich um die Wasserversorgung kümmerten, oder den Großmüttern, die an Solaröfen oder mit Altmetall arbeiteten.

Die zahlreichen Aktivitäten in den Höhlen verblüfften ihn: Einige Arbeiter zerstampften Gewürzrückstände, um Brennstoff zu gewinnen, andere waren mit der Fermentierung von Gewürz beschäftigt. Andere saßen an Webstühlen, um aus ihrem eigenen Haar, dem langen Fell mutierter Ratten, Bü-

scheln aus Wüstenbaumwolle und sogar Hautstreifen von wilden Tieren ihre haltbaren Stoffe herzustellen. Und die jungen Fremen lernten in Schulen alles, was sie zum Überleben in der Wüste benötigten, und wurden in tödlichen Kampftechniken unterrichtet.

Eines Morgens wachte Kynes erfrischt und ausgeruht auf, nachdem er die Nacht auf einer Matte auf dem harten Boden verbracht hatte. In seinem Leben hatte er schon viele Nächte unter freiem Himmel ohne weiche Unterlage geschlafen. Sein Körper fand nahezu überall Ruhe. Er nahm ein Frühstück aus dehydrierten Früchten und trockenem Gebäck zu sich, das die Fremen-Frauen in Solaröfen gebacken hatten. Sein Gesicht war vom Ansatz eines stoppeligen, rotblonden Bartes überzogen.

Ein Mädchen namens Frieth brachte ihm ein Tablett mit sorgsam zubereitetem Gewürzkaffee in einer kunstvoll verzierten Kanne. Während des gesamten Rituals hielt sie den Blick ihrer tiefblauen Augen gesenkt, wie sie es an jedem Morgen seit Kynes' Ankunft im Sietch getan hatte. Er hatte bis jetzt nicht weiter über ihre pflichtbewusst ausgeführten Dienste nachgedacht, bis ihm jemand ins Ohr geflüstert hatte, dass sie die unverheiratete Schwester von Stilgar war, den er vor dem sicheren Tod durch die Harkonnens gerettet hatte.

Frieth hatte feine Gesichtszüge und eine glatte, gebräunte Haut. Ihr Haar schien lang genug zu sein, um ihr bis zur Hüfte zu reichen, wenn sie es jemals aus den Wasserringen gelöst hätte. Sie verhielt sich unaufdringlich und gleichzeitig äußerst umsichtig, wie es für die Fremen typisch war. Sie erfüllte Kynes jeden kleinen Wunsch, den er zum Ausdruck brachte, oftmals ohne es selbst zu bemerken. Vielleicht wäre ihm aufgefallen, wie hübsch sie war, wenn er nicht so sehr darauf konzentriert gewesen wäre, auf all die anderen Dinge zu achten.

Nachdem er den scharfen, mit Kardamom gewürzten Kaffee bis zur Neige ausgetrunken hatte, holte Kynes seinen elektronischen Speicher hervor, um einige Notizen und

Ideen festzuhalten. Als er ein Geräusch hörte, sah er, dass der drahtige junge Turok im Eingang seines Zimmers stand. »Ich soll Sie überallhin bringen, wie Sie wünschen, Planetologe, solange Sie innerhalb des Rotwall-Sietch bleiben.«

Kynes nickte lächelnd, ohne auf die Einschränkungen seiner Bewegungsfreiheit einzugehen. Dieser Punkt störte ihn nicht weiter. Es war klar, dass er den Sietch nur dann lebend verlassen konnte, wenn die Fremen ihn akzeptiert und entschieden hatten, ihm bedingungslos zu vertrauen. Wenn er der Gemeinschaft beitrat, konnte es zwischen ihnen keine Geheimnisse mehr geben; und falls die Fremen irgendwann beschließen sollten, ihn hinzurichten, wäre es unsinnig, einem Todgeweihten irgendwelche Geheimnisse vorenthalten zu wollen.

Bis jetzt hatte Kynes die Tunnel, die Lebensmittellager, die bewachten Wasservorräte und sogar die *Huanui*-Todesdestillen besichtigt. Fasziniert hatte er die Familiengruppen der Wüstenmänner mit ihren Frauen beobachtet. Und er hatte erlebt, wie sie zum Shai-Hulud gebetet hatten. Allmählich entstand in seinem Kopf ein grobes Modell dieser Kultur samt der politischen und familiären Beziehungen innerhalb des Sietch, aber es würde Jahre dauern, bis er all die subtilen Verflechtungen, all die detaillierten Verpflichtungen, die teilweise mehrere Generationen zurückreichten, durchschaut hätte.

»Ich würde gerne zur Spitze des Felsens klettern«, sagte er, als er sich an seine Pflichten als Kaiserlicher Planetologe erinnerte. »Wenn die Ausrüstung meines Fahrzeugs noch intakt ist – ich vermute doch, dass Sie alles sicher verwahrt haben –, würde ich dort oben gerne eine Wetterstation einrichten. Es ist wichtig, dass wir an möglichst vielen Stellen Klimadaten sammeln – über Schwankungen der Temperatur, der Luftfeuchtigkeit und der Windverhältnisse.«

Turok blickte ihn überrascht und ungläubig an. Dann zuckte er die Achseln. »Wie Sie wünschen, Planetologe.« In Anbetracht der konservativen Einstellungen der Ältesten des Sietch war Turok recht pessimistisch, was das Schicksal

dieses ungemein engagierten, aber nicht besonders klugen Mannes betraf. Es war so sinnlos, wenn Kynes seine anstrengende Arbeit fortsetzte. Aber wenn es ihn während seiner letzten Tage glücklich machte...

»Kommen Sie«, sagte Turok. »Legen Sie Ihren Destillanzug an.«

»Ach, wir werden uns doch nur wenige Minuten draußen aufhalten.«

Turok blickte ihn mit gerunzelter Stirn an. Er wirkte plötzlich sehr ernst und wesentlich älter. »Bei jedem Atemzug wird Wasser an die Luft verschwendet. Wir sind nicht so reich, dass wir uns eine solche Wasserverschwendung leisten könnten.«

Mit einem Achselzucken zog Kynes seine schlüpfrige Uniform an und nahm sich die Zeit, sie sorgfältig zu verschließen, auch wenn er sich dabei etwas unbeholfen anstellte. Turok seufzte und half ihm, während er ihm erklärte, wie man den Anzug am effektivsten anlegte und welche Einstellungen eine optimale Funktion garantierten.

»Sie haben sich einen guten Destillanzug gekauft. Er wurde von Fremen angefertigt«, stellte der junge Mann fest. »Zumindest in dieser Hinsicht haben Sie eine gute Wahl getroffen.«

Kynes folgte Turok zur Lagerhöhle, in die man sein Fahrzeug gebracht hatte. Die Fremen hatten die komplette Einrichtung ausgeschlachtet, die in offenen Kisten herumstand, nachdem sie inspiziert und katalogisiert worden war. Zweifellos hatten die Bewohner dieses Sietch genau geprüft, wie sie diese Dinge verwenden konnten.

Sie planen immer noch, mich zu töten, dachte Kynes. *Haben sie mir denn überhaupt nicht zugehört?* Seltsamerweise hatte dieser Gedanke für ihn nichts Deprimierendes oder Furchteinflößendes. Er betrachtete diesen Umstand lediglich als besondere Herausforderung. Er hatte nicht vor aufzugeben – dazu gab es noch zu viel zu tun. Er musste nur dafür sorgen, dass die Fremen verstanden, worum es ging.

In dem Durcheinander fand er schließlich seine Wetterinstrumente und klemmte sie sich unter den Arm, ohne eine Bemerkung darüber zu verlieren, was man mit seinen Sachen angestellt hatte. Er wusste, dass die Fremen einen ausgeprägten Gemeinschaftssinn besaßen: Es gab keinen persönlichen Besitz; alles gehörte der ganzen Gemeinschaft. Nachdem er einen so großen Teil seines Lebens völlig auf sich allein gestellt verbracht hatte, fiel es ihm schwer, eine derartige Mentalität zu akzeptieren.

Turok bot ihm nicht an, einen Teil seiner Ausrüstung zu tragen, sondern führte ihn eine steile Treppe hinauf, die in die Felswand geschlagen worden war. Kynes keuchte, aber er beklagte sich nicht. Sein Führer räumte ihm alle Hindernisse, Feuchtigkeitsbarrieren und Türsiegel aus dem Weg. Er vergewisserte sich immer wieder durch einen Blick über die Schulter, dass der Planetologe Schritt hielt, um daraufhin das Tempo zu erhöhen.

Schließlich traten sie durch einen Felsspalt auf dem geröllübersäten Gipfel ins Freie. Der junge Fremen hielt sich im kühlen Schatten der Felsen, während Kynes in das volle Sonnenlicht hinaustrat. Das Gestein war kupferbraun und nur stellenweise durch Flechten verfärbt. *Ein gutes Zeichen,* dachte er. Die ersten Fußabdrücke des ökologischen Wandels.

Als er den atemberaubenden Ausblick auf die Große Ebene in sich aufnahm, bemerkte er Dünen, die aus hellgrauen und bräunlichen, erst in jüngerer Zeit verwitterten Gesteinskörnern bestanden, sowie die buttergelben Erhebungen aus älterem, bereits vollständig oxidiertem Sand.

Die Würmer, die er gesehen hatte, und das Sandplankton in den gewürzreichen Zonen waren Anzeichen, dass es auf *Dune* bereits eine Grundlage für ein komplexes Ökosystem gab. Er war überzeugt, dass nur ein paar entscheidende Anstöße in die gewünschte Richtung nötig waren, um diese schlafende Welt erblühen zu lassen.

Die Fremen konnten es schaffen.

»Mann des Imperiums«, sagte Turok, als er aus dem Schatten vortrat, »was siehst du, wenn du auf diese Weise in die Wüste hinausstarrst?«

Kynes antwortete, ohne ihn anzuschauen. »Ich sehe unbegrenzte Möglichkeiten.«

* * *

In einem versiegelten Raum tief im Innern des Sietch saß der ergraute Heinar an einem Steintisch und blickte sich mit seinem Auge um. Der Naib versuchte, sich aus der Diskussion herauszuhalten, während sich die Mitglieder des Ältestenrats gegenseitig anschrien.

»Wir kennen die Herkunft und den Auftrag dieses Mannes«, sagte ein Alter namens Jerath. »Er arbeitet für das Imperium. Ihr habt sein Dossier gesehen. Und er hält sich als Gast der Harkonnens auf *Dune* auf.« Jerath trug einen silbernen Ring im linken Ohrläppchen, ein Schmuckstück, das von einem Schmuggler stammte, den er im Duell getötet hatte.

»Das bedeutet überhaupt nichts«, sagte ein anderer, Aliid. »Auch wir Fremen legen ab und zu andere Kleidung und andere Masken an, um die Rolle eines anderen zu spielen. Es ist eine sinnvolle Überlebensstrategie, wenn die Umstände es erforderlich machen. Gerade ihr solltet wissen, dass man niemandem nach seinem äußeren Anschein beurteilen darf.«

Garnah, ein erschöpft wirkender langhaariger Greis, stützte sein spitzes Kinn auf eine knochige Faust. »Am meisten ärgere ich mich über das, was die drei jungen Dummköpfe getan haben, nachdem der Planetologe ihnen gegen die Harkonnen-Soldaten geholfen hat. Jeder vernünftig denkende Erwachsene hätte den Schatten dieses Mannes bedenkenlos zu denen der sechs Hunde geschickt, die bereits am Boden lagen... natürlich nicht ohne ein gewisses Bedauern, aber trotzdem hätte es so und nicht anders geschehen müssen.« Er seufzte. »Die Jungen sind einfach zu unerfah-

ren und schlecht ausgebildet. Sie hätten sich niemals allein in der Wüste aufhalten dürfen.«

Heinar blähte die Nasenflügel. »Du kannst ihnen keinen Vorwurf wegen ihrer Entscheidung machen, Garnah. Sie waren moralisch dazu verpflichtet – schließlich hat Pardot Kynes ihnen das Leben gerettet. Selbst ungestüme junge Männer wie sie erkannten, dass sie eine Wasserschuld auf sich geladen hatten.«

»Aber was ist mit ihrer Verpflichtung gegenüber dem Rotwall-Sietch und unserem Volk?«, gab der langhaarige Alte zurück. »Wiegt eine Schuld gegenüber einem Diener des Imperiums etwa schwerer als die Loyalität zum Sietch?«

»Hier geht es gar nicht um die Jungen«, warf Aliid ein. »Ommun, Turok und Stilgar haben nur getan, was sie für das Beste hielten. Jetzt ist es an uns, über das Schicksal dieses Planetologen zu entscheiden.«

»Er ist ein Verrückter«, sagte Jerath. »Habt ihr ihn reden gehört? Er träumt von Bäumen, offenen Seen, Bewässerungsgräben, Feldfrüchten – er stellt sich einen grünen Planeten vor, wo jetzt nur Wüste ist.« Er schnaufte, dann spielte er mit seinem Ohrring. »Ich sage euch: Er ist verrückt!«

Aliid schürzte skeptisch die Lippen. »Nach den Jahrtausenden unserer Wanderungen, die uns schließlich auf diese Welt führten, die uns zu dem machten, was wir sind – wie könnt ihr einen Mann dafür verachten, dass er vom Paradies träumt?«

Jerath runzelte die Stirn, brachte aber keinen Einwand gegen diesen Punkt vor.

»Vielleicht ist Kynes wirklich verrückt«, sagte Garnah, »aber nur so viel, dass er ein Heiliger ist. Vielleicht ist er gerade so verrückt, dass er die Wortes Gottes auf eine Weise hört, wie wir es nicht können.«

»Das ist eine Frage, die wir in dieser Runde nicht entscheiden können«, sagte Heinar und benutzte zum ersten Mal den Befehlston eines Naibs, um die Diskussion wieder

zum Thema zurückzuführen. »Wir sollen nicht über das Wort Gottes urteilen, sondern das Überleben unseres Sietch gewährleisten. Pardot Kynes hat unter uns gelebt und uns genau beobachtet. Er ist verpflichtet, dem Kaiser Bericht zu erstatten, sobald er die Gelegenheit dazu hat. Denkt nur an die Gefahr, in die wir geraten könnten.«

»Aber was ist mit all seinen Reden vom Paradies auf *Dune*?«, fragte Aliid, der immer noch den Fremden zu verteidigen suchte. »Freies Wasser, durch Gras verankerte Dünen, Gärten voller hoher Dattelpalmen, offene Qanats, die durch die Wüste fließen?«

»Das Gefasel eines Wahnsinnigen, mehr nicht«, brummte Jerath. »Der Mann weiß einfach zu viel – über uns, über die Fremen, über *Dune*. Mit diesem Wissen dürfen wir ihn nicht am Leben lassen.«

Doch Aliid blieb hartnäckig. »Immerhin hat er einige Harkonnens getötet. Damit hat er uns und dem Sietch eine Wasserschuld auferlegt. Er hat drei Mitgliedern unseres Stammes das Leben gerettet.«

»Seit wann sind wir dem Imperium irgendetwas schuldig?«, fragte Jerath und zupfte wieder an seinem Ohrring.

»Jeder kann einen Harkonnen-Soldaten töten«, setzte Garnah mit einem Achselzucken hinzu und stützte sein Kinn auf die andere Faust. »Ich selbst habe es getan.«

Heinar beugte sich vor. »Also gut, Aliid – was sollen wir von seinem Gerede über das Erblühen dieser Welt halten? Wo ist das viele Wasser, das dazu nötig wäre? Gibt es irgendeine Möglichkeit, dass der Planetologe wirklich erreichen kann, was er behauptet?«

»Habt ihr ihm nicht zugehört?«, erwiderte Garnah mit spöttischer Miene. »Er behauptet, dass genügend Wasser vorhanden ist, viel mehr als die armseligen Mengen, die wir für uns sammeln.«

Jerath hob die Augenbrauen und schnaufte. »Wie? Dieser Mann hält sich seit ein paar Monaten auf unserer Welt auf und hat bereits entdeckt, wo die Schätze zu finden sind, die kein Fremen aus all den vielen Generationen, die in der

Wüste gelebt haben, jemals gesehen hat? Vielleicht eine Oase am Äquator? Ha!«

»Immerhin hat er drei unserer Leute gerettet«, insistierte Aliid.

»Ja, drei Dummköpfe, die freiwillig vor die Fäuste der Harkonnens gelaufen sind. Ich fühle mich ihm nicht verpflichtet, weil er ihr Leben verlängert hat. Außerdem hat er ein Crysmesser gesehen. Ihr kennt unser Gesetz: Wer ein solches Messer sieht, muss entweder geläutert oder getötet werden...« Garnah verstummte.

»Es ist, wie du sagst«, räumte Aliid ein.

»Man weiß von Kynes, dass er häufig allein reist und unzugängliche Regionen erkundet«, sagte Heinar achselzuckend. »Wenn er verschwunden ist, ist er eben verschwunden. Weder die Harkonnens noch der Kaiser werden jemals sein Schicksal aufklären können.«

»Man wird zweifellos von einem Unfall ausgehen. Schließlich ist unsere Welt kein sehr gastlicher Ort«, sagte Garnah.

Jerath lächelte. »Die Harkonnens dürften sogar glücklich darüber sein, wenn sie diesen unbequemen Mann endlich los sind. Wir gehen überhaupt kein Risiko ein, wenn wir ihn töten.«

Schweigen beherrschte eine Weile den staubigen Raum. »Was geschehen muss, muss geschehen«, sagte Heinar und erhob sich vom Ende des Tisches. »Das weiß jeder von uns. Es kann keine andere Antwort geben, keine weitere Diskussion. Unsere vordringlichste Aufgabe ist es, den Sietch zu schützen, ganz gleich, was es kostet, ganz gleich, welche Bürde es unseren Herzen auferlegt.«

Er verschränkte die Arme über der Brust. »Es ist entschieden. Kynes muss sterben.«

28

Zweihundertachtunddreißig Planeten wurden abgesucht, viele nur eingeschränkt bewohnbar. (Siehe Sternenkarten in angehängter Datei.) Auflistung verzeichnet wertvolle Rohstoffvorkommen. Viele dieser Planeten sollten genauer untersucht werden, entweder zum Abbau von Mineralien oder zur möglichen Besiedlung. Doch wie in allen bisherigen Berichten kein Gewürz gefunden.

Unabhängige Inspektion, dritte Expedition,
Bericht an Kaiser Fondil Corrino III.

Hasimir Fenring hatte die Wachen und Diener des alten Elrood bestochen und ein »überraschendes Geheimtreffen mit einem wichtigen, wenn auch unerwarteten Repräsentanten«, wie er es nannte, vorbereitet. Der wieselgesichtige Mann hatte seine seidene Zunge und seinen eisernen Willen eingesetzt, um den Terminplan des Kaisers so zu manipulieren, dass dieses Treffen möglich wurde. Da er seit mehr als drei Jahrzehnten zum lebenden Inventar des Palastes gehörte, war Fenring dank seiner engen Beziehung zum Kronprinz Shaddam ein Mann von großem Einfluss. Mit Hilfe verschiedener Methoden konnte er jeden überzeugen, der überzeugt werden musste.

Der alte Elrood hegte keinen Verdacht.

Fenring sorgte dafür, dass genau zu der Stunde, als der Tleilaxu-Delegierte wie vereinbart eintraf, er und Shaddam im Audienzsaal anwesend waren – angeblich zum fleißigen Studium der Bürokratie, da sie schließlich eines Tages zu fähigen Herrschern des Imperiums werden wollten. Elrood, dem der Gedanke gefiel, dass er seine Schützlinge in wichtigen Staatsangelegenheiten unterrichten konnte,

hatte keine Ahnung, dass die beiden jungen Männer hinter seinem Rücken über ihn lachten.

Fenring trat neben den Kronprinzen und flüsterte ihm ins Ohr: »Es wird bestimmt äußerst unterhaltsam, hmmm-äh?«

»Schaut zu und lernt«, sagte Shaddam bedeutungsschwanger, dann hob er den Kopf und lachte leise.

Die riesigen, mit Samt beschlagenen, mit funkenden Soosteinen und Regenkristallen besetzten und mit ghlavanischem Metall verkleideten Türen schwangen auf. Die Sardaukar-Wachen, die steif in ihren grau-schwarzen Uniformen bereitstanden, nahmen Haltung an, um den Neuankömmling zu empfangen.

»Die Show beginnt«, sagte Fenring und bemühte sich genauso wie Shaddam, nicht mehr zu lachen.

Livrierte Hausdiener traten vor, um den Besucher von einer fremden Welt mit pompösen Worten anzukündigen, denen die elektronische Übersetzung anzuhören war. »Eure Kaiserliche Hoheit, Imperator über eine Million Welten – der Meister Hidar Fen Ajidica, Repräsentant der Bene Tleilax, ist gekommen, auf Eure Bitte um ein privates Treffen.«

Ein gnomenhafter Mann mit grauer Haut kam stolz in den Saal marschiert, flankiert von blassgesichtigen Wachen und eigenen Dienern. Seine Pantoffel huschten wie geflüsterte Gerüchte über den polierten Steinboden.

Eine Welle aus Überraschung und Widerwillen breitete sich in der Menge der Höflinge aus. Der Kammerherr Aken Hesban stand entrüstet mit hängendem Schnurrbart hinter dem Thron und warf den Terminberatern des Kaisers einen vorwurfsvollen Blick zu, als hätten sie ihm einen Streich gespielt.

Elrood IX. regte sich auf seinem massiven Thron und verlangte seinen Terminkalender zu sehen.

Im Zustand der Verdutztheit ist der alte Tattergreis vielleicht sogar imstande, seinem Besucher zuzuhören, dachte Fenring. Mit erstaunlicher Zielsicherheit traf ihn der Adler-

blick des Kammerherrn Hesban, doch Fenring erwiderte ihm mit dem Ausdruck unschuldiger Neugier.

Ajidica, der Vertreter der Tleilaxu, wartete geduldig, bis das Raunen und Flüstern im Saal nachließ. Er hatte ein schmales Gesicht, eine lange Nase und einen spitzen schwarzen Bart, der wie eine Kelle unter seinem gespaltenen Kinn hing. Die kastanienbraunen Gewänder verliehen Ajidica eine Aura der Wichtigkeit. Seine Haut wirkte abgenutzt, und er hatte bleiche Flecken an den Händen, vor allem an den Fingern und Handflächen, als wäre das Melanin durch den häufigen Umgang mit starken Chemikalien zerstört worden. Trotz seiner kleinwüchsigen Gestalt trat der Tleilaxu-Meister vor, als hätte er jedes Recht der Welt, sich im Kaiserlichen Audienzsaal von Kaitain aufzuhalten.

Shaddam stand ein Stück abseits und musterte Ajidica. Dann rümpfte er die Nase, als er die an ihm haftenden Nahrungsmittelgerüche wahrnahm, die so typisch für die Tleilaxu waren.

»Möge der einzig wahre Gott sein Licht von allen Sternen des Imperiums auf Euch strahlen lassen, mein Kaiser«, zitierte Hidar Fen Ajidica aus der Orange-Katholischen Bibel, während er die Hände zusammenlegte und sich verbeugte. Er blieb genau vor dem schweren Thron aus Hagal-Quarz stehen.

Die Tleilaxu waren dafür berüchtigt, mit Toten zu hantieren und biologische Grundstoffe aus Leichen zu gewinnen, aber sie waren fraglos brillante Genetiker. Eine ihrer ersten Schöpfungen war eine bemerkenswerte neue Nahrungsquelle gewesen, der ›Schwurm‹ (»das köstlichste Fleisch diesseits des Jenseits«), eine Kreuzung zwischen einem Riesenregenwurm und einem terranischen Schwein. Die meisten Menschen hielten Schwürmer immer noch für Mutationen, die im Tank herangezüchtet wurden – widerliche Geschöpfe, die schleimige, übelriechende Sekrete absonderten und deren zahlreiche Mäuler pausenlos Abfälle vertilgten. In diesem Zusammenhang wurden die Bene Tleilax von den meisten Menschen gesehen, obwohl sie gerne die mari-

nierten Schwurm-Medaillons genossen, die in Soßen aus schmackhaften caladanischen Weinen serviert wurden.

Elrood rückte die knochigen Schultern gerade und blickte mit finsterer Miene auf seinen Besucher herab. »Was hat... *das* hier zu suchen? Wer hat diesen Mann hereingelassen?« Der alte Kaiser schaute sich mit blitzenden Augen im großen Saal um. »Kein Tleilaxu-Meister ist jemals zu einer Privataudienz vor meinen Thron getreten. Woher weiß ich, dass er kein Gestaltwandler ist?« Elrood blickte auf seinen persönlichen Sekretär hinab, dann zu seinem Kammerherrn hinüber. »Und da es ihm überhaupt gelungen ist, in meinen Terminplan zu gelangen – woher weiß ich, dass *Sie* selbst kein Gestaltwandler sind? Unerhört!«

Der Sekretär wich entsetzt über diesen Verdacht zurück. Der kleinwüchsige Ajidica blickte zum Kaiser auf und ließ all die Abneigung und die Vorurteile über sich ergehen, ohne sich davon beeindrucken zu lassen. »Mylord Elrood, Sie können Tests durchführen lassen, die bestätigen werden, dass kein Tleilaxu die Identität irgendeines Mitglieds Ihres Hofstaats angenommen hat. Ich versichere Ihnen, dass ich kein Gestaltwandler bin. Genausowenig bin ich ein Assassine oder ein Mentat.«

»Und warum sind Sie hier?«, verlangte Elrood zu wissen.

»Ich wurde in meiner Eigenschaft als einer der führenden Wissenschaftler der Bene Tleilax hierher bestellt.« Der Zwerg hatte sich keinen Zentimeter von der Stelle gerührt, sondern blieb unbeirrt in seinen kastanienbraunen Gewändern am Fuß des Goldenen Löwenthrons stehen. »Ich habe einen kühnen Plan entwickelt, von dem sowohl die Kaiserliche Familie als auch mein Volk profitieren könnte.«

»Ich bin nicht interessiert«, sagte der Padischah-Kaiser. Er warf seinen Sardaukar einen Blick zu und hob die runzlige Hand, um ihnen den Befehl zu geben, den Besucher zwangsweise zu entfernen. Die Höflinge verfolgten die Szene gespannt und amüsiert.

Dann trat Hasimir Fenring rasch vor, da er wusste, dass ihm nur ein kurzer Moment blieb, um das Blatt zu wenden.

»Hoheit, erlaubt mir zu sprechen?« Doch er wartete nicht ab, bis ihm die Erlaubnis erteilt wurde, sondern redete mit unschuldiger und interessierter Miene weiter. »Die Dreistigkeit des Auftritts dieses Tleilaxu hat meine Neugier geweckt. Ich würde mir gerne anhören, was er zu sagen hat.« Er blickte sich zu Hidar Fen Ajidica um, dessen Gesicht keinerlei Emotion zeigte und der sich nicht im Geringsten von der unfreundlichen Behandlung, die ihm zuteil wurde, erschüttern ließ. In seinem Verhalten deutete nichts darauf hin, dass er in irgendeiner Verbindung zu Fenring stand, der ihm persönlich die Idee eines synthetischen Gewürzersatzes vorgetragen hatte – eine Idee, die sehr schnell viele Anhänger unter den Wissenschaftlern der Tleilaxu gefunden hatte.

Kronprinz Shaddam nahm den Faden auf und blickte mit argloser, erwartungsvoller Miene zu seinem Vater auf. »Vater, du hast mich ermahnt, so viel wie möglich aus dem Beispiel deiner Herrschaft zu lernen. Für mich wäre es äußerst aufschlussreich, wenn ich beobachten könnte, wie du diese Situation mit aufgeschlossenem Geist und fester Hand meisterst.«

Elrood hob die ringverzierte, zitternde Hand. »Also gut, wir werden uns kurz anhören, was dieser Tleilaxu zu sagen hat. *Kurz* – unter Androhung schwerer Strafe, falls wir zu der Erkenntnis gelangen sollten, dass er unsere kostbare Zeit vergeudet. Schau zu und lerne.« Der Kaiser warf Shaddam einen knappen Blick zu, dann nahm er einen Schluck Gewürzbier. »Es sollte nicht allzu viel Zeit beanspruchen.«

Wie wahr, Vater. Dir bleibt wirklich nicht mehr viel Zeit, dachte Shaddam, während er mit freundlicher Aufmerksamkeit lächelte.

»Meine Worte erfordern äußerste Diskretion, Kaiserliche Hoheit«, sagte Ajidica, »und sind nur für Eure Ohren bestimmt.«

»Das entscheiden wir«, erwiderte Elrood gereizt. »Erzählen Sie mir endlich von Ihrem Plan.«

Der Tleilaxu-Meister verschränkte die Hände in den weiten Ärmeln seines Gewandes. »Gerüchte verbreiten sich wie Epidemien, Hoheit. Sobald sie freigesetzt werden, breiten sie sich von einem Menschen zum nächsten aus, häufig mit tödlichen Folgen. Es ist besser, die Gefahr frühzeitig einzudämmen, als später zu radikalen Maßnahmen greifen zu müssen.« Ajidica verstummte und stand reglos da. Er weigerte sich, auch nur ein weiteres Wort zu sagen, bevor sich nicht die zahlreichen Zuhörer aus dem Audienzsaal entfernt hatten.

Ungeduldig gab der Kaiser durch eine Geste zu verstehen, dass alle Funktionäre, Botschafter, Diener und Narren den Raum verlassen sollten. Die Sardaukar bezogen an den Türen Stellung, wo sie den Thron beschützen konnten, doch alle anderen räumten den Saal. Zum Schutz vor potenziellen Lauschern wurden summende Privatsphärenschilde errichtet.

Fenring und Shaddam nahmen am Fuß des Throns Platz und versuchten den Eindruck interessierter Schüler zu erwecken, obwohl beide bereits in den Dreißigern waren. Der schwache, kränkelnde Kaiser erlaubte ihnen, als Beobachter dazubleiben, und der Tleilaxu erhob keine Einwände.

Während all dieser Zeit hatte Ajidica den Kaiser nicht einen Moment aus den Augen gelassen. Elrood erwiderte den harten Blick des kleinen Mannes und täuschte Langeweile vor. Als er schließlich mit den getroffenen Vorkehrungen zufrieden war, richtete Hidar Fen Ajidica das Wort an den Kaiser, ohne auf seinen offenkundigen Widerwillen gegen ihn und sein Volk einzugehen.

»Wir, die Bene Tleilax, haben unsere Experimente in allen Bereichen der organischen Chemie, Genetik und Gentechnik fortgesetzt. In unseren Anlagen haben wir in letzter Zeit einige sehr unorthodoxe Techniken entwickelt, um, sagen wir mal, *ungewöhnliche* Substanzen zu synthetisieren.« Seine Worte waren kurz und bündig und gaben nicht mehr Details preis als unbedingt notwendig. »Unsere vorläufigen Resultate deuten darauf hin, dass sich eine synthe-

tische Substanz herstellen ließe, die in allen wichtigen chemischen Eigenschaften mit der Melange identisch ist.«

»Synthetisches Gewürz?« Jetzt hatte der Tleilaxu Elroods uneingeschränkte Aufmerksamkeit gewonnen. Shaddam bemerkte ein hartnäckiges Muskelzucken unter dem rechten Auge seines Vaters. »In einem Labor produziert? Unmöglich!«

»Es ist nicht unmöglich, Hoheit. Nach einer gewissen Entwicklungszeit könnte das Verfahren zur künstlichen Gewürzherstellung zu einer unerschöpflichen Quelle werden, die durch die Massenproduktion sehr kostengünstig wäre. Und es ließe sich eine Vereinbarung treffen, dass diese Quelle ausschließlich dem Haus Corrino zur Verfügung steht.«

Elrood beugte sich vor und wirkte dabei wie ein mumifizierter Aasvogel. »Alle bisherigen Versuche auf diesem Gebiet sind gescheitert.«

»Unsere Analysen zeigen, dass das Gewürz eine Substanz auf organischer Grundlage ist. Wir glauben, dass wir nach einer Reihe sorgfältig geplanter Experimente in der Lage sein werden, unsere Axolotl-Tanks so zu modifizieren, dass wir darin Melange herstellen können.«

»Auf dieselbe Weise, wie Sie Gholas aus den Zellen toter Menschen heranzüchten?«, fragte der Kaiser und verzog angewidert das Gesicht. »Und Klone?«

Shaddam blickte sich fasziniert und überrascht zu Fenring um. *In Axolotl-Tanks?*

Ajidica blieb weiterhin ganz auf Elrood konzentriert. »Praktisch betrachtet... ja, Hoheit.«

»Warum kommen Sie damit zu mir?«, fragte Elrood. »Ich hätte gedacht, die teuflischen Tleilaxu würden einen Gewürzersatz in Eigenregie entwickeln, ohne sich Gedanken zu machen, welche Folgen es für den Rest des Imperiums hätte.«

»Die Bene Tleilax sind ein Volk ohne große Macht, Herr. Wenn wir einen Weg finden würden, unsere eigene Melange herzustellen, und das Geheimnis für uns behalten

würden, wären wir schutzlos dem Zorn des Imperiums ausgeliefert. Sie würden zweifellos Ihre Sardaukar schicken, um uns das Geheimnis zu entreißen und uns zu vernichten. Die Raumgilde und die MAFEA stünden auf Ihrer Seite – und auch die Harkonnens würden ihr Gewürzmonopol um jeden Preis verteidigen.« Ajidicas Gesicht zeigte ein schwaches, humorloses Lächeln.

»Es freut mich, dass Sie sich Ihrer bescheidenen Stellung bewusst sind«, sagte Elrood und stützte sich mit einem knochigen Ellbogen auf der Armlehne des Throns ab. »Nicht einmal den reichsten der Großen Häuser ist es jemals gelungen, eine Militärmacht aufzubauen, die es mit meinen Sardaukar aufnehmen konnte.«

»Daher haben wir wohlweislich entschieden, mit der bedeutendsten Macht der Galaxis zu kooperieren – mit dem Haus des Kaisers. Auf diese Weise erzielen wir die höchsten Gewinne aus unserer neuen Technik.«

Elrood legte einen langen Finger an seine Pergamentlippen und dachte nach. Diese Tleilaxu waren clever, und wenn sie die Substanz exklusiv für das Haus Corrino produzierten – *und zwar kostengünstig* – hätte der Kaiser ein wichtiges Machtinstrument in der Hand.

Die ökonomischen Folgen waren möglicherweise immens. Das Haus Harkonnen wurde vielleicht sogar in den Bankrott getrieben. Arrakis würde seine Bedeutung verlieren, da es verhältnismäßig teuer war, das Gewürz aus dem Sand zu gewinnen.

Wenn dieser Gnom seine Vorschläge wirklich in die Tat umsetzen konnte, dann wären der Landsraad, die MAFEA, die Raumgilde, die Mentaten und die Bene Gesserit plötzlich gezwungen, sich als Bittsteller an den Kaiserlichen Hof zu wenden, um ihren Bedarf zu decken. Die meisten wichtigen Nachkommen der Adelsfamilien waren bereits melangeabhängig, und nun konnte Elrood zu ihrem Lieferanten werden. Diese Aussichten erregten ihn.

Ajidica unterbrach Elroods Gedankengang. »Lassen Sie mich noch einmal betonen, dass die Durchführung dieses

Projekts keineswegs einfach ist, Eure Hoheit. Die präzise chemische Struktur der Melange ist außergewöhnlich schwierig zu analysieren, und wir müssen differenzieren, welche Komponenten für die Wirkung der Substanz notwendig und welche irrelevant sind. Um diese Aufgabe zu erfüllen, benötigen wir ausreichend Mittel sowie die Freiheit und Zeit, unsere Forschungen weiterführen zu können.«

Fenring drehte sich auf den Thronstufen herum und blickte zum alten Kaiser auf. »Mylord, ich verstehe jetzt, warum Meister Ajidica mit Recht auf eine vertrauliche Audienz gedrängt hat. Ein solches Unternehmen muss unter völliger Geheimhaltung durchgeführt werden, wenn das Haus Corrino zum exklusiven Nutznießer dieser neuen Quelle werden soll. Es gibt Mächte im Imperium, die zweifellos alles tun würden, um Sie daran zu hindern, zum unabhängigen und kostengünstigen Gewürzlieferanten zu werden, hmmmm?«

Für Fenring war es offensichtlich, dass der alte Mann die gewaltigen politischen und wirtschaftlichen Vorteile erkannte, die sich ihm durch Ajidicas Vorschlag boten – selbst vor dem Hintergrund der allgemeinen instinktiven Verachtung der Tleilaxu. Er spürte, wie sich das Gleichgewicht verschob, als der senile Kaiser zu genau den Schlussfolgerungen gelangte, die sich Fenring erhofft hatte. *Ja, dieses Geschöpf aus der Urzeit lässt sich tatsächlich noch beeinflussen.*

Elrood dachte an das Gleichgewicht der vielen beteiligten Kräfte. Da die Harkonnens recht ehrgeizig und unkontrollierbar waren, hätte er lieber ein anderes Großes Haus mit der Verwaltung von Arrakis beauftragt, aber der Baron würde noch einige Jahrzehnte lang an der Macht sein. Aus politischen Gründen war der Kaiser gezwungen gewesen, dieses wertvolle Quasi-Lehen dem Haus Harkonnen anzuvertrauen, nachdem die Richeses abgesetzt worden waren und sich die neuen Lehensanwärter mit großer Hartnäckigkeit ins Spiel gebracht hatten. Selbst das Debakel der Re-

gentschaft Abulurds (er war auf Wunsch seines Vaters Dmitri Harkonnen mit dieser Aufgabe betraut worden) hatte nicht die erwünschten Resultate erbracht. Die Folgen waren das genaue Gegenteil gewesen, nachdem der Baron sich selbst in diese Machtposition manövriert hatte.

Aber was soll dann mit Arrakis geschehen? dachte Elrood. *Ich will den Planeten trotzdem unter meiner ausschließlichen Kontrolle haben. Wenn das Gewürzmonopol fällt, lässt er sich vielleicht zu einem günstigen Preis erwerben. Dann könnte er sich für eine ganz andere Verwendung als nützlich erweisen... vielleicht als militärisches Trainingslager unter Extrembedingungen?*

»Es war gut, dass Sie uns auf Ihre Ideen aufmerksam gemacht haben, Hidar Fen Ajidica.« Elrood verschränkte die Hände im Schoß, wobei sich seine goldenen Ringe leise klickend berührten. Doch er ging nicht weiter auf seine anfängliche Grobheit ein. »Bitte listen Sie uns genau auf, was Sie alles benötigen.«

»Ja, Eure Hoheit.« Ajidica verbeugte sich erneut, ohne die Hände aus den weiten Ärmeln zu nehmen. »In erster Linie benötigt mein Volk materielle und finanzielle Mittel... sowie einen Ort, an dem wir unsere Forschungen durchführen können. Ich werde das Programm persönlich leiten, aber die Bene Tleilax brauchen eine angemessene technische Ausstattung und industrielle Fertigungsanlagen. Am besten solche, die bereits in Betrieb – und gut gesichert sind.«

Elrood dachte darüber nach. Unter all den Welten des Imperium musste es doch irgendeinen Ort geben, einen HighTech-Planeten mit industriellen Kapazitäten...

Plötzlich passten alle Puzzleteile zusammen, und er erkannte die Möglichkeit, gleichzeitig seinen alten Rivalen Vernius auszuschalten – die Rache für Dominics Affront im Zusammenhang mit der kaiserlichen Konkubine Shando und für das neue Heighliner-Modell, das sich so unvorteilhaft auf die Steuereinnahmen des imperialen Hauses auszuwirken drohte. *Eine geniale Lösung!*

Hasimir Fenring, der an seinem Platz auf den Stufen zum Thron hockte, verstand nicht, warum der Kaiser mit solcher Zufriedenheit lächelte. Die Stille hielt ungewöhnlich lange an. Er fragte sich, ob es etwas mit der zerstörerischen Wirkung von Chaumurky zu tun hatte. Der alte Mann würde sich schon bald irrationaler und paranoider verhalten. Und dann würde er bald sterben. *Hoffentlich einen schrecklichen Tod.*

Doch zuvor mussten noch die richtigen Hebel in Bewegung gesetzt werden.

»Ja, Hidar Fen Ajidica. Ich glaube, wir kennen einen geeigneten Ort für Ihr Projekt«, sagte Elrood. »Ich kann mir keinen besseren vorstellen.«

Dominic darf nichts davon erfahren, bevor es zu spät ist, dachte der Kaiser. *Aber dann muss er erfahren, wer dafür verantwortlich ist. Unmittelbar bevor er stirbt.*

Wie bei so vielen politischen Angelegenheiten kam es auch diesmal auf ein präzises Timing an.

29

Die Raumgilde hat jahrhundertelang daran gearbeitet, unsere Navigatoren mit der Aura des Geheimnisvollen zu umgeben. Sie werden verehrt, vom gemeinen Piloten bis zum talentiertesten Steuermann. Sie leben in Tanks voller Gewürzgas, sehen alle Wege durch Zeit und Raum, führen Raumschiffe in die fernsten Regionen des Imperiums. Aber niemand kennt den menschlichen Preis, den es kostet, zu einem Navigator zu werden. Dieses Geheimnis müssen wir bewahren, denn falls die Wahrheit bekannt wäre, würde man uns bemitleiden.

Ausbildungshandbuch der Raumgilde
Lehrbuch für Steuermänner
(nur für den internen Gebrauch)

Das asketische Botschaftsgebäude der Gilde stand im strengen Kontrast zur sonstigen Pracht der ixianischen Stalaktit-Stadt. Es war trist, funktionell und grau im Gegensatz zu den funkelnden und ausgeschmückten Türmen der Höhle. Die Raumgilde hatte andere Prioritäten als prunkvolle Verzierungen.

Heute sollten C'tair und D'murr geprüft werden, ob sie sich für eine Karriere als Gilde-Navigatoren eigneten. C'tair wusste nicht, ob er aufgeregt oder ängstlich sein sollte.

Als die Zwillingsbrüder Seite an Seite das Große Palais über einen abgeschirmten Gehweg verließen, fand C'tair das Botschaftsgebäude so unästhetisch und abstoßend, dass er überlegte, ob er wieder kehrtmachen sollte. Angesichts der gewaltigen Reichtümer der Gilde kam ihm diese

Schmucklosigkeit, ja Schäbigkeit, seltsam vor; es bereitete ihm beinahe körperliches Unbehagen.

Als hätte er an genau dasselbe gedacht, auch wenn er zu einer anderen Schlussfolgerung gelangte, sah D'murr seinen Bruder an und sagte: »Wenn sich dem Geist eines Navigators erst einmal die Wunder des Weltraums eröffnet haben, braucht er keinen anderen Schmuck mehr. Wie könnte irgendeine menschliche Architektur die Wunder übertreffen, die ein Navigator auf nur einer Reise durch den Warpraum erlebt? Das Universum, Bruder! Das ganze Universum!«

C'tair musste diesen Punkt mit einem Nicken einräumen. »Gut, dann werden wir beide von nun an unterschiedliche Kriterien benutzen. Weißt du noch, was der alte Davee Rogo immer zu uns gesagt hat? *Denkt außerhalb von Schubladen!* Die Dinge werden ab jetzt so... anders sein.«

Wenn er die Prüfung bestand, war er bereit, sich den Herausforderungen zu stellen, obwohl er eigentlich gar nicht gewillt war, die wunderschöne Höhlenstadt Vernii zu verlassen. Seine Mutter S'tina war eine bedeutende Gilde-Bankerin, sein Vater ein angesehener Botschafter, und mithilfe von Graf Vernius höchstpersönlich hatten sie dafür gesorgt, dass die Zwillinge diese außergewöhnliche Chance erhielten. Ix würde stolz auf ihn sein. Vielleicht würde man eines Tages ihm zu Ehren eine Statue errichten oder eine Nebenhöhle nach ihm und seinem Bruder benennen...

Während ihr Vater seine diplomatischen Aufgabe am Kaiserlichen Hof auf Kaitain erfüllte, waren seine Zwillingssöhne in der Untergrundstadt geblieben, um sich auf »größere Dinge« vorzubereiten. Während ihrer Kindheit waren C'tair und sein Bruder immer wieder in das Gilde-Gebäude gekommen, um ihre Mutter zu besuchen. Bisher waren sie stets Gäste gewesen, doch nun hatten sie dort eine wesentlich ernstere Aufgabe zu erfüllen.

C'tairs Zukunft würde sich in den nächsten Stunden entscheiden. Banker, Buchprüfer und Wirtschaftsspezialisten waren allesamt Menschen, Bürokraten. Aber ein *Navigator* war etwas ganz anderes.

Wie sehr er sich auch um Zuversicht bemühte, C'tair war sich keinesfalls sicher, dass er die harten psychischen Tests bestehen würde. War es nicht anmaßend zu glauben, er könnte in die Elite der Gilde-Navigatoren aufsteigen? Seine einflussreichen Eltern hatten den Zwillingen nur die Gelegenheit verschaffen können, in Betracht gezogen zu werden, keineswegs eine Garantie. Würde er es schaffen? War er wirklich etwas Besonderes? Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und stellte fest, dass seine Fingerspitzen schweißnass waren.

»Wenn ihr die Prüfung mit Bravour besteht, werdet Ihr eines Tages bedeutende Vertreter der Raumgilde sein«, hatte seine Mutter mit ernstem, stolzem Lächeln gesagt. »Sehr bedeutende Persönlichkeiten.« C'tair spürte einen dicken Kloß in der Kehle, und D'murr reckte die Schultern.

Kailea Vernius, die Prinzessin des Hauses von Ix, hatte den beiden ebenfalls viel Glück gewünscht. C'tair hatte den Verdacht, dass die Tochter des Grafen sie zum Narren hielt, aber ihm und seinem Bruder hatte es trotzdem gefallen, mit ihr zu flirten. Gelegentlich hatten sie sogar Eifersucht vorgetäuscht, wenn Kailea beiläufig vom jungen Leto gesprochen hatte, dem Erben des Hauses Atreides. Sie spielte die Zwillinge gegeneinander aus, die wiederum im freundlichen Wettstreit um ihre Gunst standen. Trotzdem bezweifelte er, dass ihre Familien jemals einer Verbindung zustimmen würden, also war ihre Tändelei wahrscheinlich ohnehin vergeblich.

Wenn C'tair der Gilde beitrat, würden ihn seine Pflichten weit fort von Ix und der Untergrund-Metropole führen, die er so liebte. Wenn er Navigator wurde, mussten sich so viele Dinge ändern...

Sie trafen eine halbe Stunde zu früh im Empfangsraum der Botschaft ein. D'murr ging neben seinem nachdenklichen Bruder auf und ab, der wie in Trance schien, als wäre er ausschließlich auf seine Gedanken und Hoffnungen konzentriert. Obwohl die zwei jungen Männer gleich aussahen, wirkte D'murr viel stärker, viel entschlossener, sich der He-

rausforderung zu stellen. C'tair gab sich alle Mühe, einen ähnlichen Eindruck zu erwecken.

Während sie warteten, schluckte er und wiederholte die Worte, die er und sein Bruder gemeinsam an diesem Morgen in ihrem Quartier wie ein Mantra gesprochen hatten. *Ich will Navigator werden. Ich will der Gilde beitreten. Ich will Ix verlassen und auf den Sternenwegen reisen, meinen Geist mit dem Universum eins werden lassen.*

Mit siebzehn Jahren fühlten sie sich eigentlich noch zu jung für ein derart schonungsloses Auswahlverfahren, das ihren Lebensweg nachhaltig bestimmen würde, ganz gleich, was sie später darüber denken mochten. Aber die Gilde verlangte einen widerstandsfähigen und gleichzeitig formbaren Geist in einem Körper, der hinreichend ausgereift war. Bereits in jungen Jahren ausgebildete Navigatoren erbrachten häufig die besten Leistungen, und manche erreichten sogar den höchsten Rang eines Steuermanns. *Zu* junge Kandidaten jedoch konnten zu grässlichen Gestalten mutieren, die nur noch für niedere Arbeiten geeignet waren; die schlimmsten Fehlentwicklungen wurden euthanasiert.

»Bist du bereit, Bruder?«, fragte D'murr. C'tair zog Energie und Engagement aus der Zuversicht seines Zwillingsbruders.

»Absolut«, sagte er. »Nach dem heutigen Tag werden wir Navigatoren sein, du und ich.«

C'tair verdrängte seine Bedenken und redete sich ein, dass er es wirklich wollte, dass es eine großartige Anerkennung seiner Fähigkeiten wäre, eine Ehre für seine ganze Familie... aber er konnte das Gespenst des Zweifels nicht völlig zum Verschwinden bringen. Im Grunde seines Herzens wollte er Ix gar nicht verlassen. Sein Vater, der Botschafter, hatte seinen beiden Söhnen einen tiefen Respekt vor den technischen Wundern, den Innovationen und der Ingenieurskunst auf diesem Planeten eingeflößt. Ix war mit keiner anderen Welt des Imperiums zu vergleichen.

Und wenn er ging, wäre natürlich auch Kailea auf immer für ihn verloren.

Als sie aufgefordert wurden, in das Labyrinth der Botschaft einzutreten, gingen die Zwillinge gemeinsam durch das Portal. Sie fühlten sich sehr einsam. Es gab keine Eskorte, niemanden, der ihnen zujubelte, wenn sie erfolgreich waren, niemanden, der sie tröstete, wenn sie versagten. Ihr Vater war nicht einmal in der Nähe; der Botschafter war vor kurzem nach Kaitain geschickt worden, um die Arbeit einer Kommission des Landsraads vorzubereiten.

Als an diesem Morgen die verhängnisvolle Stunde immer näher gerückt war, hatten C'tair und D'murr in der Residenz des Botschafters am Frühstückstisch vor einer Auswahl farbiger Gebäcksorten gesessen, während S'tina ihnen eine vorab von ihrem Vater aufgezeichnete Holo-Nachricht vorgespielt hatte. Sie hatten keinen großen Appetit gehabt, aber aufmerksam Cammar Pilrus Worten gelauscht. C'tair hatte versucht, irgendeinen speziellen Hinweis herauszuhören, etwas, das ihm bei der Prüfung behilflich war. Doch das schimmernde Bild des Botschafters hatte lediglich aufmunternde Platitüden von sich gegeben, wie das Echo einer Rede, die er im Verlauf seiner diplomatischen Karriere immer wieder gehalten hatte.

Nach einer letzten Umarmung hatte ihre Mutter noch einmal konzentriert ihre beiden Kinder betrachtet, bevor sie zu ihren alltäglichen Aufgaben in der Gildebank-Zentrale geeilt war, irgendwo im selben tristen Gebäude, vor dem sie nun standen. S'tina wäre gerne bei der Prüfung ihrer Söhne zugegen gewesen, aber das war verboten. Die Navigatorenprüfung der Gilde war eine ganz persönliche Angelegenheit. Jeder der Kandidaten musste sie ganz allein über sich ergehen lassen und war ganz auf sich gestellt. Also hielt sich ihre Mutter nun vermutlich in ihrem Büro auf, konnte sich vermutlich kaum auf ihre Arbeit konzentrieren und machte sich vermutlich große Sorgen.

Als S'tina sich verabschiedet hatte, war es ihr gelungen, sich kaum etwas vom Schrecken und der Verzweiflung anmerken zu lassen, die sie empfand. C'tair hatte dennoch etwas bemerkt, D'murr dagegen nicht. Er fragte sich, was

ihre Mutter während ihrer Vorbereitungen auf die Prüfung vor ihnen verborgen hatte. *Will sie gar nicht, dass wir erfolgreich sind?*

Navigatoren waren Stoff für Legenden und von Geheimniskrämerei und Aberglauben umwoben, was von der Gilde bewusst gefördert wurde. C'tair hatte geflüsterte Gerüchte über körperliche Verunstaltungen gehört, über die irreparablen Schäden, die der menschliche Körper durch eine massive und ständige Gewürzzufuhr erleiden konnte. Kein Außenstehender hatte jemals einen Navigator zu Gesicht bekommen - woher wollten diese Leute also wissen, mit welcher Art von Veränderungen jemand rechnen musste, der solch phänomenale geistige Fähigkeiten entwickelte? Er und sein Bruder hatten über diese dummen Spekulationen gelacht und sich gegenseitig davon überzeugt, wie absurd solche Vorstellungen waren.

Aber sind sie wirklich so absurd? Wovor hat Mutter Angst?

»C'tair, reiß dich zusammen! Du siehst besorgt aus«, sagte D'murr.

C'tair antwortete mit triefendem Sarkasmus. »Besorgt? Natürlich bin ich besorgt! Warum wohl? Wir stehen vor der größten Prüfung unseres Lebens, und niemand weiß, wie man sich darauf vorbereitet. Ja, ich mache mir Sorgen, dass wir nicht ausreichend vorbereitet sind.«

D'murr betrachtete ihn verunsichert, dann griff er nach dem Arm seines Bruders. »Deine Nervosität könnte ein entscheidender Schwachpunkt sein. In der Navigatorenprüfung geht es nicht um die Abfrage von Wissen. Es geht um unsere natürlichen Fähigkeiten und das Potenzial zur Erweiterung unseres Geistes. Wir müssen einen sicheren Weg durch die Leere finden. Jetzt solltest du dich daran erinnern, was der alte Davee Rogo uns gesagt hat: *Ihr könnt nur dann erfolgreich sein, wenn ihr fähig seid, mit eurem Geist die Grenzen zu überschreiten, die andere Menschen sich selbst gesetzt haben.* C'tair, öffne deinen Geist und überschreite zusammen mit mir die Grenze.«

Die Zuversicht seines Bruders schien unerschütterlich, so

dass C'tair nichts anderes übrig blieb, als zu nicken. *Davee Rogo* – an diesem Morgen hatte er seit Jahren zum ersten Mal wieder an den verkrüppelten und exzentrischen ixianischen Erfinder gedacht. Die Zwillinge waren dem berühmten Rogo erstmals im Alter von zehn Jahren begegnet. Ihr Vater hatte sie einander vorgestellt, Hologramme von ihnen und dem Mann für das Wohnzimmer des Botschafters aufgenommen, um dann zum nächsten Treffen mit wichtigen Leuten davonzueilen. Doch die beiden Jungen hatten sich lange mit dem Erfinder unterhalten, bis er sie eingeladen hatte, ihn in seinem Labor zu besuchen. In den folgenden zwei Jahren war Rogo der inoffizielle Mentor von C'tair und D'murr gewesen, bis zu seinem Tod. Jetzt hatten die Zwillinge nur noch die Erinnerung an Davee Rogos Ratschläge – und seine Gewissheit, dass sie es schaffen würden.

Rogo hätte mich jetzt wegen meiner Zweifel getadelt, dachte C'tair.

»Denk darüber nach, Bruder. Wie soll man sich auf die Aufgabe vorbereiten, gigantische Schiffe mit einem Augenzwinkern von einem Sonnensystem ins nächste zu befördern?« Zur Veranschaulichung blinzelte D'murr. »Du wirst den Test bestehen. Wir beide werden ihn bestehen. Mach dich bereit, demnächst in Gewürzgas zu schwimmen.«

Als sie zum Empfangstresen innerhalb der Botschaft schritten, wanderte C'tairs Blick über die unterirdische Stadt Vernii zu den funkelnden Ketten der Leuchtgloben, die die Stelle erhellten, wo der Bau eines neuen Heighliners deutliche Fortschritte machte. Vielleicht würde C'tair eines Tages genau dieses Schiff navigieren. Als er daran dachte, wie der Navigator den riesigen neuen Heighliner aus der Höhle in den freien Weltraum gezaubert hatte, verspürte der junge Mann ein intensives Heimweh. Er liebte Ix, er wollte hier bleiben, er wollte Kailea sehen – aber er wollte auch Navigator werden.

Die Brüder identifizierten sich und warteten. Sie standen schweigend vor dem flachen Tresen aus Marmorplaz und hingen ihren Gedanken nach, als könnte diese Trance ihre

Erfolgsaussichten verbessern. *Ich werde meinen Geist weit öffnen und auf alles gefasst sein.*

Eine gut aussehende Angestellte im legerem grauen Anzug trat auf sie zu. Am Kragen trug sie das Unendlichkeitssymbol der Gilde, doch ansonsten keinerlei Schmuck. »Willkommen«, sagte sie, ohne sich vorzustellen. »Die Gilde ist auf der Suche nach den begabtesten Talenten, weil unsere Arbeit von immenser Bedeutung ist. Ohne uns wäre die Raumfahrt unmöglich, ohne uns würde das Gewebe des Imperiums zerreißen. Wenn Sie daran denken, werden Sie verstehen, wie sorgfältig wir auswählen müssen.«

Sie zeigte nicht den Ansatz eines Lächelns. Ihr Haar war rotbraun und kurz geschnitten; unter anderen Umständen hätte C'tair sie sehr attraktiv gefunden, doch jetzt konnte er an nichts anderes als die bevorstehende Prüfung denken.

Nachdem sie noch einmal ihre Identität bestätigt hatte, führte die Angestellte sie in getrennte, streng abgeschirmte Prüfungsräume. »Es ist ein individueller Test, und jeder von ihnen muss ihn allein bewältigen. Sie haben keine Möglichkeit zum Schummeln, sie können sich nicht gegenseitig helfen«, sagte sie.

C'tair und D'murr sahen sich erschrocken an, weil sie nun getrennt werden sollten, dann wünschten sie sich stumm alles Gute.

* * *

Die Tür zum Prüfungsraum schloss sich hinter D'murr mit einem lauten und furchteinflößenden Knall. Durch die plötzliche Luftdruckveränderung knackte es in seinen Ohren. Er war allein, völlig allein – aber er wusste, dass er der Herausforderung begegnen würde.

Selbstvertrauen ist der halbe Sieg.

Er bemerkte die gepanzerten Wände, die versiegelten Ritzen, das Fehlen einer Belüftung. Aus einer einzigen Düse in der Decke strömte zischendes Gas... orangefarbene Schwaden mit strengem Geruch, der ihm in der Nase brannte.

Gift? Drogen? Dann erkannte D'murr, womit die Gilde ihn konfrontieren wollte.

Melange!

Er schloss die Augen und nahm den unverwechselbaren Zimtduft des kostbaren Gewürzes in sich auf. Eine kräftige Dosis, ein kleines Vermögen, das die Luft des kleinen Raumes erfüllte und seine Atemzüge sättigte. Durch die Tätigkeit seiner Mutter in der Gildebank kannte er den Wert des Gewürzes von Arrakis und nahm einen tiefen Zug davon. Wenn er nur an die Kosten dachte! Kein Wunder, dass die Gilde nicht wahllos jeden prüfte – der Preis für eine einzige Prüfung entsprach in etwa dem, was auf anderen Planeten ein ganzer Wohnkomplex kostete.

Die Reichtümer, die von der Raumgilde verwaltet wurden – im Bankwesen, im Transportgeschäft, in der Forschung – erfüllten ihn mit Ehrfurcht. Die Gilde war überall präsent. Er wollte ein Teil davon sein. Wozu brauchten sie nutzlosen Schmuck, wenn sie über solche Mengen von Melange verfügten?

Er spürte, wie er von zahllosen Möglichkeiten umschwirrt wurde; sie bildeten eine Landschaft aus Wellen und Wegen, die in die Leere und wieder hinaus führten. Er öffnete seinen Geist, damit das Gewürz ihn an jeden beliebigen Ort im Universum transportieren konnte. Es kam ihm wie die natürlichste Sache der Welt vor.

Als der orangefarbene Nebel D'murr einhüllte, konnte er die schlichten Wände des Prüfungsraums nicht mehr erkennen. Er spürte, wie die Melange in jede Pore und Zelle seines Körpers drang. Es war ein unglaubliches Gefühl! Er sah sich als von allen bewunderter Navigator, dessen Geist bis in die fernsten Regionen des Imperiums reichte, der den gesamten Raum umfasste...

D'murr ließ sich davontreiben, ohne den Prüfungsraum zu verlassen – oder zumindest dachte er das.

* * *

Der Test war viel schlimmer, als C'tair es sich vorgestellt hatte.

Niemand hatte ihm gesagt, was von ihm erwartet wurde. Er hatte überhaupt keine Chance. Er glaubte, am Gewürzgas ersticken zu müssen, ihm wurde schwindlig, er kämpfte um Selbstbeherrschung. Die Melange-Überdosis betäubte ihn, so dass er sich nicht mehr erinnern konnte, wer er war oder warum er hier war. Er bemühte sich, sein Bewusstsein zu konzentrieren, aber er verlor sich immer mehr.

Als er schließlich wieder zu sich kam, war seine Kleidung gereinigt und sein Körper frisch gewaschen. (Damit die Gilde sowenig Melange wie möglich verschwendete?) Die gut aussehende Angestellte blickte auf ihn herab. Sie bedachte C'tair mit einem bedauernden Lächeln und schüttelte den Kopf. »Sie haben Ihren Geist vor dem Gewürzgas verschlossen und sich zu sehr an die normale Welt geklammert.« Ihre folgenden Worte waren wie ein Todesurteil. »Die Gilde hat keine Verwendung für Sie.«

C'tair setzte sich hustend auf. In seiner Nase brannte immer noch der kräftige Zimtgestank. »Es tut mir Leid. Niemand hat mir vorher erklärt, was ich tun sollte...«

Sie half ihm beim Aufstehen und schien darauf zu drängen, dass er möglichst schnell das Botschaftsgebäude verließ.

Sein Herz fühlte sich wie geschmolzenes Blei an. Die Angestellte hielt es nicht für nötig, weitere Erklärungen abzugeben, während sie ihn durch den Empfangsbereich führte. C'tair sah sich um und suchte nach seinem Bruder, doch der Wartesaal war leer.

Dann wurde ihm bewusst, dass sein Versagen gar nicht das Schlimmste war.

»Wo ist D'murr? Hat er es geschafft?« In C'tairs Stimme schwang neue Hoffnung.

Die Angestellte nickte. »Ein bemerkenswertes Talent.« Sie wies in Richtung Ausgang, aber er drängte sich an ihr vorbei. C'tair blickte in den Korridor zurück auf den verschlossenen Prüfungsraum, in dem sein Bruder verschwunden

war. Er musste D'murr gratulieren, obwohl es ein bittersüßer Sieg geworden war. Wenigstens würde einer von ihnen zum Navigator werden.

»Sie werden Ihren Bruder nie wiedersehen«, erklärte die Angestellte kühl und trat vor, um ihm den Weg zu versperren. »D'murr Pilru gehört jetzt zu uns.«

Nachdem C'tair sich von diesem Schock erholt hatte, stürmte er an der Frau vorbei zur verschlossenen Tür. Er hämmerte dagegen und schrie, aber niemand antwortete ihm. Innerhalb weniger Minuten war er von Wachen der Gilde umringt, die ihn mit Nachdruck entfernten.

C'tair fühlte sich infolge der Melange-Überdosis immer noch etwas benommen und registrierte nicht, wohin er gebracht wurde. Schließlich fand er sich blinzelnd und desorientiert auf dem kristallenen Gehweg außerhalb des klobigen grauen Gebäudes wieder. Unter sich sah er weitere Gehwege und Straßen, auf denen Fahrzeuge und Fußgänger von einem Turmgebäude zum anderen unterwegs waren.

Jetzt war er einsamer als je zuvor.

Die Angestellte stand auf den Stufen zur Botschaft, um C'tair daran zu hindern, noch einmal ins Gebäude vorzudringen. Obwohl seine Mutter darin arbeitete, irgendwo in der Bankabteilung, wusste C'tair, dass ihm die Türen dieses Hauses nun für immer verschlossen waren, genauso wie die Türen zu der Zukunft, die er sich erhofft hatte.

»Freuen Sie sich für Ihren Bruder«, rief die Frau ihm zu, während ihre Stimme erstmals Anzeichen von Anteilnahme zeigte. »Er ist in eine andere Welt eingetreten. Er kann zu Orten reisen, die Sie sich niemals vorstellen können.«

»Ich darf ihn nie wieder sehen, nie wieder mit ihm reden?«, fragte C'tair, als wäre ihm ein Stück seiner eigenen Persönlichkeit entrissen worden.

»Das bezweifle ich«, sagte die Angestellte und verschränkte die Arme über der Brust. Sie bedachte ihn mit einem mitfühlenden Stirnrunzeln. »Höchstens wenn er... einen Rückfall erleidet. Ihr Bruder ist bei diesem ersten Mal so tief ins Gewürzgas getaucht, dass in diesem Augenblick... sein

Transformationsprozess begann. Die Gilde kann nicht auf ein solches Talent verzichten. Er hat bereits begonnen, sich zu verändern.«

»Holen Sie ihn zurück«, sagte C'tair, dem nun Tränen in den Augen standen. Er betete für seinen Bruder. »Nur für einen kurzen Moment.« Er wollte glücklich und stolz auf seinen Zwillingsbruder sein. D'murr hatte die Prüfung bestanden, die ihnen beiden so viel bedeutete.

Die Zwillinge hatten eine sehr enge Beziehung gehabt. Wie sollten sie nun ohne den anderen weiterleben? Vielleicht konnte seine Mutter ihre Verbindungen in der Gildebank spielen lassen, damit sie sich wenigstens voneinander verabschieden konnten. Oder vielleicht konnte sein Vater D'murr mithilfe seiner diplomatischen Sonderrechte zurückholen.

Doch C'tair wusste, dass es niemals dazu kommen würde. Das hatte er jetzt erkannt. Seine Mutter hatte es längst gewusst; sie hatte Angst davor gehabt, *beide* Söhne zu verlieren.

»Der Vorgang ist in den allermeisten Fällen unumkehrbar«, sagte die Angestellte abschließend.

Wachleute der Gilde kamen aus dem Gebäude und bezogen neben ihr Stellung, um zu verhindern, dass C'tair sich zu unüberlegten Handlungen hinreißen ließ und sich gewaltsam Zutritt zu verschaffen versuchte.

»Glauben Sie mir«, sagte die Frau, »Sie würden Ihren Bruder jetzt gar nicht mehr zurückhaben wollen.«

30

Der menschliche Körper ist eine Maschine, ein System aus biochemischen Substanzen, Flüssigkeitsleitern und elektrischen Impulsen. Ein Staat ist ebenso eine Maschine, ein System aus interagierenden Gruppen, Gesetzen, Kulturen, Belohnungen, Bestrafungen und Verhaltensmustern. Letztlich ist auch das Universum eine Maschine, in der sich Planeten um Sonnen drehen, Sterne in Haufen und in ganzen Galaxien organisiert sind... Unsere Aufgabe besteht darin, für das Funktionieren der Maschine zu sorgen.

Innere Suk-Schule, Primäre Doktrin

Sowohl Kronprinz Shaddam als auch Kammerherr Aken Hesban runzelten die Stirn, als sie die Annäherung eines kleinen, dürren Mannes beobachteten, der trotz allem das Auftreten eines mutellianischen Giganten hatte. Nach der langjährigen Ausbildung und Konditionierung neigten alle Suk-Ärzte dazu, sich selbst viel zu wichtig zu nehmen.

»Dieser Elas Yungar macht eher den Eindruck eines Zirkusartisten als eines angesehenen Mediziners«, sagte Shaddam, während er die schwarzen Augen, die hohen Augenbrauen und den stahlgrauen Pferdeschwanz musterte. »Ich hoffe, er weiß, was er tut. Ich will nur die beste Pflege für meinen armen kränkelnden Vater.«

Hesban zupfte an seinem langen Schnurrbart, verzichtete aber auf eine Erwiderung. Er trug ein bodenlanges blaues Gewand mit goldenen Kordeln. Shaddam hatte diesen Wichtigtuer noch nie gemocht, der sich viel zu nah an seinem Vater aufhielt, und er schwor sich, einen neuen Kammerherrn zu ernennen, sobald er den Thron bestiegen

hatte. Und sofern dieser Suk-Arzt keine Erklärung für Elroods zunehmend verschlechterten Gesundheitszustand fand, würde Shaddam schon bald die Nachfolge seines Vaters antreten können.

Hasimir Fenring hatte unterstrichen, dass nicht einmal sämtliche Mittel der hochgelobten Inneren Suk-Schule in der Lage waren, das aufzuhalten, was er in Gang gesetzt hatte. Die katalytische Substanz, die sich ins Gehirn des alten Mannes eingenistet hatte, konnte von keinem Giftschnüffler registriert werden, da sie selbst gar nicht giftig war, sondern sich nur in Gegenwart von Gewürzbier in etwas Gefährliches verwandelte. Und während es ihm immer schlechter ging, konsumierte der alte Elrood immer größere Mengen von Bier!

Der kleine Arzt, der kaum größer als einen Meter war, hatte glatte Haut, aber uralte Augen, die vom immensen medizinischen Wissen zeugten, das ihm eingeflößt worden war. Eine karoförmige schwarze Tätowierung zierte Yungars zerfurchte Stirn. Sein Pferdeschwanz aus stahlgrauem Haar, das von einem silbernen Suk-Ring zusammengehalten wurde, war länger als das einer Frau und reichte fast bis auf den Boden.

Ohne Zeit mit weiteren Höflichkeiten zu vergeuden, brachte Elas Yungar ein allzu vertrautes Thema zur Sprache. »Haben Sie unser Honorar?« Er sah zuerst den Kammerherrn an, dann den Kronprinzen. »Die geschäftlichen Vereinbarungen müssen geklärt sein, bevor wir mit der Behandlung beginnen können. Angesichts des fortgeschrittenen Alters könnte sich unsere Arbeit als sehr langwierig erweisen... und als letztlich fruchtlos. Der Imperator muss seine Rechnungen bezahlen, genauso wie jeder andere. Jeder Mensch möchte gesund sein, aber wir können nicht jeden behandeln. Wir stehen nur denen zur Verfügung, die bereit *und* in der Lage sind, dafür zu zahlen.«

Shaddam legte eine Hand auf den Unterarm des Kammerherrn. »Wir werden keine Kosten scheuen, wenn es um

die Gesundheit meines Vaters geht, Aken. Das Honorar ist bereits angewiesen.«

Sie standen im Torbogen des Eingangs zum Audienzsaal des Kaisers, unter prächtigen Deckenfresken, die epische Ereignisse aus der Geschichte der Familie Corrino darstellten: das Blutvergießen des Djihad, das verzweifelte letzte Aufgebot auf der Brücke von Hrethgir, die Vernichtung der Denkmaschinen. Für Shaddam war die alte imperiale Geschichte ein recht langweiliges Thema gewesen, weil sie kaum eine Bedeutung für aktuelle Dinge hatte. Die vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende spielten keine Rolle mehr – er hoffte nur, dass es nicht so lang dauerte, bis es im Palast zu Veränderungen kam.

Der großartige Thron des Padischah-Imperators mitten im hallenden Saal war leer und wirkte dadurch äußerst einladend. Höflinge und einige schwarz gewandete Bene Gesserit huschten in Gängen und Nischen umher, darauf bedacht, unsichtbar zu bleiben. Zwei schwer bewaffnete Sardaukar-Wachen standen vor den Stufen des Podiums. Shaddam fragte sich, ob sie seinem Wort gehorchen würden, wenn sie wüssten, dass sein Vater krank in seinem Gemach darniederlag. Er beschloss, es nicht auszuprobieren. *Dazu ist es noch zu früh.*

»Wir alle haben schon zahlreiche Versprechungen gehört«, sagte der Arzt. »Trotzdem möchte ich zuerst meine Bezahlung sehen.« Ein störrischer Tonfall, ein impertinenter Blick nach oben, ohne Shaddam aus den Augen zu lassen, obwohl der Kronprinz gar nicht viel gesagt hatte. Yungar schien Gefallen an diesem merkwürdigen Machtspiel zu finden, aber bald würde er sich eines Besseren belehren lassen müssen.

»Eine Bezahlung, bevor Sie den Patienten auch nur angesehen haben?«, fragte der Kammerherr fassungslos. »Was sollen wir von solchen Prioritäten halten?«

Endlich ließ sich Dr. Yungar dazu herab, Hesban eines Blickes zu würdigen. »Sie hatten bereits mit uns zu tun, Kammerherr, und Sie wissen, was es kostet, einen vollstän-

dig ausgebildeten und konditionierten Suk-Arzt hervorzubringen.«

Als Erbe des Goldenen Löwenthrons war Shaddam mit der imperialen Konditionierung der Suk-Ärzte vertraut, die eine absolute Loyalität dem Patienten gegenüber garantierte. In all den Jahrhunderten seit der Gründung der Medizinerschule war es niemals gelungen, einen Suk-Absolventen zu korrumpieren.

Einige Mitglieder des Hofs hatten Schwierigkeiten, die legendäre Loyalität der Suks mit ihrer unablässigen Gier in Einklang zu bringen. Die Ärzte wichen niemals vom eindeutigen Standpunkt ab, niemanden zu behandeln - nicht einmal den Imperator -, solange ihnen eine Vergütung lediglich versprochen worden war. Die Suk-Ärzte arbeiteten nicht auf Kredit. Die Bezahlung musste unverzüglich und in handfester Form erfolgen.

Yungar sprach im nervtötenden Klageton weiter. »Auch wenn wir vielleicht nicht so prominent wie die Mentaten oder die Bene Gesserit sind, ist die Suk-Schule dennoch eine der bedeutendsten des Imperiums. Allein meine Ausrüstung kostet mehr als manche Planeten.« Yungar zeigte auf die Suspensorkapsel an seiner Seite. »Natürlich fließt Ihre Bezahlung nicht in meine eigene Tasche. Ich bin lediglich ein Treuhänder, der sie in Empfang nimmt. Wenn ich zurückkehre, kommt das Honorar der Suk-Schule zugute, zum Wohl der ganzen Menschheit.«

Hesban starrte den Mann mit unverhohlener Verachtung an, während sich sein Gesicht rötete und die Schnurrbartspitzen zuckten. »Beziehungsweise zum Wohl jenes Teils der Menschheit, der sich Ihre Dienste leisten kann.«

»Völlig korrekt, Kammerherr.«

Shaddam erschauerte über den unerschütterlichen Dünkel des Arztes. Er überlegte, ob er, wenn er irgendwann auf dem Thron saß, Veränderungen in die Wege leiten konnte, um die Suks in ihre Schranken zu weisen... Doch dann konzentrierte er sich wieder auf die aktuellen Probleme. *Alles zu seiner Zeit.*

Er seufzte. Sein Vater hatte sich zu viele Fäden der Macht aus den Händen nehmen lassen. Fenring hatte Recht. So sehr es Shaddam widerstrebte, sich die Finger mit Blut zu besudeln, so nötig war es, endlich den vergreisten Imperator abzulösen.

»Wenn die Kosten der Behandlung Ihre Hauptsorge sind«, sagte der Suk-Arzt mit leisem Spott, »können Sie natürlich jederzeit einen preiswerteren Arzt für den Herrscher über das Bekannte Universum verpflichten.«

»Es reicht. Folgen Sie mir, Doktor«, sagte Shaddam und übernahm das Kommando. Dr. Yungar nickte und wandte dem Kammerherrn den Rücken zu, als wäre er ohne jede Bedeutung.

»Jetzt weiß ich, warum sich Ihr Volk das Zeichen eines Diamanten auf die Stirn tätowieren lässt«, brummte Hesban, während er ihnen folgte. »Damit Sie stets an die Vermehrung Ihrer Reichtümer denken.«

Der Kronprinz ging voraus bis zu einem gesicherten Vorzimmer, wo er durch einen schimmernden elektrischen Vorhang in die innere Kammer trat. Auf einem goldenen Tisch im Zentrum des Raums lagen Anhänger aus Opafeuer, Döschen mit Melange und Falttaschen, aus denen glitzernde Soosteine quollen.

»Das dürfte genügen«, sagte der Suk. »Sofern die Behandlung keine umfangreicheren Maßnahmen als erwartet nötig macht.« Während die schwebende Kapsel mit seiner Ausrüstung ihm wie ein gehorsamer Haushund folgte, schlurfte der Arzt den Weg zurück, den sie gekommen waren. »Ich kenne den Weg zu den Gemächern des Imperators.« Ohne weitere Erklärungen schritt Yungar durch einen Korridor zur großen Treppe, die zu dem bewachten Schlafgemach führte, in dem der Imperator ruhte.

Die Sardaukar-Wachen blieben vor dem Kraftfeld stehen, das die Schatzkammer schützte, während Shaddam und Hesban dem Arzt folgten. Fenring wartete bereits an der Seite des sterbenden alten Mannes, um sein entnervendes

Gesumme von sich zu geben und dafür zu sorgen, dass die Behandlung des Kranken keine Erfolge zeigte.

* * *

Der Kaiser lag auf einem riesigen Himmelbett unter einem Baldachin aus feinster Merh-Seide, die nach uralter terranischer Art bestickt war. Die Pfosten des Bettes bestanden aus geschnitztem Ucca, einem wertvollen Hartholz vom Planeten Elacca. Kleine Springbrunnen in Wandnischen verbreiteten sprudelnd angenehme Luftfeuchtigkeit. Duftende Leuchtgloben auf geringster Helligkeitsstufe schwebten in den Ecken des Raums.

Beobachtet von Shaddam und Fenring verscheuchte der Suk-Arzt einen Diener und stieg die zwei flachen Stufen zum Bett empor. Drei reizende kaiserliche Konkubinen hatten sich hinter dem Kranken drapiert, als könnte ihre bloße Anwesenheit ihn beleben. Trotz der Lüftung und Parfümierung hing der Geruch des alten Mannes in der Luft.

Imperator Elrood trug ein edles Satinhemd auf seinem ausgezehrten Körper und eine altertümliche Schlafmütze, die seinen mit Leberflecken übersäten Schädel bedeckte. Er lag auf der Bettdecke, nachdem er sich beklagt hatte, dass ihm zu warm sei. Sein Gesicht sah verschrumpelt aus, und er konnte kaum noch die Augen offen halten.

Shaddam stellte voller Zufriedenheit fest, wie rapide es seit dem Besuch des Botschafters der Tleilaxu mit der Gesundheit seines Vaters bergab gegangen war. Trotzdem hatte Elrood seine guten und schlechten Tage, und er entwickelte die ärgerliche Angewohnheit, nach einer bedeutenden Verschlimmerung wie dieser schnell wieder zu Kräften zu kommen.

Ein großer Krug mit kühlem Gewürzbier stand auf einem Tablett in Griffweite seiner beringten Krallenhand, gleich neben einem zweiten leeren Krug. Und oben an einem Pfosten des Himmelbetts bemerkte Shaddam die wedelnden Insektenfühler eines Giftschnüfflers.

Du bist bestimmt durstig, Vater, dachte Shaddam. *Trink noch etwas von dem Bier.*

Der Arzt öffnete die Suspensorkapsel und brachte glitzernde Instrumente, blitzende Scanner und farbige Fläschchen mit Flüssigkeiten zum Vorschein. Yungar griff hinein und holte ein kleines weißes Gerät hervor, das er auf Elrood richtete.

Nachdem er ihm die Satin-Schlafmütze vom verschwitzten Schädel gezogen hatte, tastete Dr. Yungar den Kopf des alten Imperators ab, hob ihn an und untersuchte ihn von allen Seiten. Elrood, der winzig, schwach und *alt* aussah, murrte über die Belästigung.

Shaddam fragte sich, wie er selbst nach 150 Jahren aussehen mochte – nach einer langen und ruhmreichen Regierungszeit. Er musste sich zwingen, nicht zu grinsen, und hielt während der Untersuchung den Atem an. Fenring stand unauffällig an seiner Seite und blieb völlig ruhig. Nur der Kammerherr hatte sorgenvoll die Stirn gerunzelt.

Der Arzt legte den Scanner beiseite, um die in einem Würfel gespeicherte Krankengeschichte des prominenten Patienten zu studieren. Schließlich verkündete er dem schwachen alten Mann: »Selbst Melange kann Euch nicht auf ewig jung erhalten, Hoheit. In Eurem Alter ist es ein völlig natürlicher Vorgang, wenn die Gesundheit schwindet. Manchmal langsamer, manchmal schneller.«

Shaddam stieß einen unhörbaren Seufzer der Erleichterung aus.

Elrood richtete sich auf, was ihn große Anstrengung kostete, während seine Konkubinen ihn mit Kissen stützten. Sein leichenblasses Pergamentgesicht verzog sich zu einem sorgenvollen Ausdruck. »Aber noch vor wenigen Monaten ging es mir wesentlich besser.«

»Das Altern ist kein linear verlaufender Prozess. Es geht auf und ab, der Gesundheitszustand ist ständigen Schwankungen unterworfen.« Der Arzt besaß die Unverfrorenheit, in einen allwissenden Tonfall zu verfallen, als wäre der Kaiser nicht mehr in der Lage, solche komplexen Zusammen-

hänge zu verstehen. »Der menschliche Körper ist eine Suppe aus chemischen und bioelektrischen Bestandteilen, und manchmal werden Veränderungen durch scheinbar bedeutungslose Ereignisse ausgelöst. Standet Ihr in letzter Zeit unter besonderer Anspannung?«

»Ich bin der Imperator!«, gab Elrood zurück, als wäre der Suk mit unerträglicher Dummheit geschlagen. »Ich trage große Verantwortung. Natürlich stehe ich unter Anspannung!«

»Dann solltet Ihr Eure Verantwortung allmählich an den Kronprinzen und Eure Vertrauensleute wie zum Beispiel Fenring abtreten. Ihr werdet nicht ewig leben, Hoheit. Auch ein Imperator ist nicht dazu in der Lage. Plant für die Zukunft.« Mit süffisanter Miene legte der Arzt seine Instrumente zurück. Shaddam hätte ihn am liebsten umarmt. »Ich werde Euch etwas verschreiben, damit Ihr Euch besser fühlt.«

»Das einzige, was Sie mir verschreiben können, ist mehr Gewürz in meinem Bier.« Elrood nahm sabbernd einen tiefen Schluck aus dem Krug.

»Wie Ihr wünscht, Hoheit«, sagte der dürre Mediziner. Dann nahm er eine Tasche aus der Suspensorkapsel und legte sie auf einen kleinen Tisch. »Diese Geräte dienen zur Muskelentspannung, falls Ihr das Bedürfnis danach verspürt. Jeder Einheit liegt eine Gebrauchsanweisung bei. Eure Konkubinen sollen Euch damit behandeln, um Eure Schmerzen zu lindern.«

»Ja, ich habe verstanden«, sagte Elrood. »Jetzt gehen Sie. Ich habe zu tun.«

Dr. Yungar zog sich mit einer Verbeugung vom Bett zurück. »Mit Eurer Erlaubnis, Hoheit.«

Mit einer ungeduldigen Geste entließ ihn der Imperator. Die Konkubinen setzten sich in Bewegung, blickten sich mit großen Augen um und flüsterten miteinander. Zwei widmeten sich den Geräten, die der Arzt dagelassen hatte, und spielten mit den Bedienungselementen.

Shaddam flüsterte einem der Diener zu, den Arzt und

Hesban nach draußen zu begleiten, wo der Kammerherr die Bezahlung veranlassen sollte. Hesban wäre offensichtlich gerne im Schlafgemach geblieben, um mit dem kranken alten Mann Depeschen, Verträge und andere Staatsangelegenheiten zu besprechen, doch Shaddam – der überzeugt war, dass er sich selbst um solche Dinge kümmern konnte – wollte den mürrischen Berater aus dem Weg haben.

Als der Suk gegangen war, sagte der alte Elrood zu seinem Sohn: »Vielleicht hat der Doktor Recht, Shaddam. Ich muss mit dir und Hasimir etwas besprechen. Ein Projekt, an dessen Fortführung mir sehr gelegen ist, ungeachtet meines Gesundheitszustandes. Habe ich dir von unserem Plan bezüglich Ix erzählt? Der die Übernahme durch die Tleilaxu zum Ziel hat?«

Shaddam verdrehte die Augen. *Natürlich, du alter Narr! Fenring und ich haben längst alles vorbereitet. Es war unsere Idee, Gestaltwandler der Tleilaxu nach Ix zu schicken, wo sie unerkannt die Arbeiterklasse infiltrieren sollen.*

»Ja, Vater. Deine Pläne sind uns bekannt.«

Elrood winkte sie näher heran, während sich die Gesichtszüge des alten Mannes verdüsterten. Aus dem Augenwinkel bemerkte Shaddam, dass Fenring die Konkubinen verscheuchte, um dann näher zu treten und den Worten des Imperators zu lauschen. »Heute früh habe ich eine chiffrierte Nachricht von unseren Agenten auf Ix erhalten. Ihr wisst von der alten Feindschaft zwischen mir und Graf Dominic Vernius?«

»Ja, sicher, Vater«, sagte Shaddam und räusperte sich. »Eine alte Kränkung, eine geraubte Frau...«

Elroods wässrige Augen hellten sich auf. »Wie es scheint, hat der ungestüme Dominic mit dem Feuer gespielt und seine Männer an mobilen Kampfmaschinen trainieren lassen, die Daten über ihren Gegner sammeln und weiterverarbeiten, wahrscheinlich mithilfe eines Computergehirns. Außerdem hat er diese ›intelligenten Maschinen‹ auf dem Schwarzmarkt verkauft.«

»Ein Sakrileg, Hoheit«, murmelte Fenring. »Damit verstößt er eindeutig gegen die Regeln der Großen Konvention.«

»In der Tat«, pflichtete Elrood ihm bei. »Aber das ist keineswegs das einzige Vergehen. Das Haus Vernius hat obendrein hochentwickelte Cyborg-Elemente entwickelt. Mechanische Körperprothesen. Auch das können wir zu unserem Vorteil nutzen.«

Shaddam runzelte die Stirn. Als er sich vorbeugte, nahm er den säuerlichen Geruch des Gewürzbiers im Atem des alten Mannes wahr. »Cyborgs? Aber das sind Robokörper, die vom menschlichen Geist gesteuert werden, was nicht gegen die Philosophie des Djihad verstößt.«

Elrood lächelte. »Wir haben erfahren, dass es gewisse... Kompromisse gab. Ob es stimmt oder nicht – es ist jedenfalls genau der Vorwand, den unsere Agenten benötigen, um ihre Aufgabe zu Ende zu bringen. Die Zeit zum Handeln ist gekommen. Das Haus Vernius steht kurz vor dem Ende, und ein kleiner Anstoß wird genügen, es zum Einsturz zu bringen.«

»Hmmm, das ist höchst interessant«, sagte Fenring. »Dann können die Tleilaxu die leistungsfähigen ixianischen Einrichtungen übernehmen und damit ihre Forschungen betreiben.«

»Diese Angelegenheit ist sehr wichtig, und ihr werdet beobachten, wie ich sie bewältige«, sagte Elrood mit einem Schniefen. »Schaut zu und lernt. Das Projekt ist bereits in vollem Gange. Die ixianischen Suboiden sind wegen dieser Entwicklungen... sehr *besorgt*, und wir...« – der Imperator trank schlürfend den Krug mit Gewürzbier leer – »...*ermutigen* sie durch unsere Mitarbeiter, ihrem... äh... Unbehagen Ausdruck zu verleihen.«

Als Elrood den leeren Krug abgestellt hatte, verfiel er unvermittelt in Lethargie. Er schob die Kissen zurecht, legte sich auf den Rücken und schlief ein.

Shaddam tauschte einen wissenden Blick mit Fenring und dachte an die Verschwörung in der Verschwörung – an ihre geheime Beteiligung an den Ereignissen auf Ix und wie

er und Fenring überhaupt den Kontakt zwischen Elrood und dem Tleilaxu-Meister hergestellt hatten. Jetzt schürten die Bene Tleilax mit ihren genetisch veränderten Gestaltwandlern den religiösen Eifer und die Unzufriedenheit in der Arbeiterklasse des Maschinenplaneten. Für die fanatischen Tleilaxu war bereits die Idee zur Konstruktion einer Denkmaschine Teufelswerk.

Als die zwei jungen Männer die Gemächer des Imperators verließen, hing Fenring lächelnd ganz ähnlichen Gedanken nach. »Schaut zu und lernt«, hatte der alte Narr gesagt.

Elrood, du arroganter Bastard, du selbst musst noch so vieles lernen - aber dir wird nicht mehr genügend Zeit dafür bleiben.

31

Die Führer von Butlers Djihad haben es versäumt, die Künstliche Intelligenz hinreichend zu definieren und sämtliche Möglichkeiten einer erfindungsreichen Gesellschaft vorherzusehen. Daher gibt es für uns große Grauzonen, in denen wir uns bewegen können.

Vertrauliches ixianisches Rechtsgutachten

Obwohl sich die Explosion in großer Entfernung ereignete, erschütterte sie den Tisch, an dem Leto und Rhombur Bücher mit wirtschaftlichen Beispielrechnungen studierten. Kleine Brocken vom Plastbeton-Schmuck der Decke regneten herab, in der sich plötzlich ein langer Spalt gebildet hatte. Ein gezackter Riss zuckte durch das breite Aussichtsfenster, und das Plaz zerbrach.

»Zinnoberrote Hölle! Was war das?«, sagte Rhombur.

Leto war aufgesprungen, wobei er die Rechnungsbücher vom Tisch gefegt hatte, und blickte sich nach der Quelle der Explosion um. Er sah, wie auf der gegenüberliegenden Seite der großen Höhle mehrere schwer beschädigte Gebäude zu Trümmerhaufen zusammensackten. Die zwei jungen Männer tauschten einen ratlosen Blick.

»Mach dich bereit«, sagte Leto alarmiert.

»Äh... wofür bereit?«

—Leto wusste es nicht.

Gemeinsam hatten sie einen der Unterrichtsräume im Großen Palais aufgesucht, um sich zuerst mit Infinitesimalphilosophie und den Grundlagen des Holtzman-Effekts zu beschäftigen, dann mit ixianischen Verwaltungs- und Vertriebssystemen. An den Wänden hingen uralte Gemälde in hermetisch versiegelten Rahmen, darunter Werke der alt-

terranischen Meister Claude Monet und Paul Gauguin, die von ixianischen Tiefenkünstlern durch interaktive Beschichtungen bearbeitet worden waren. Seitdem Leto von seinen Abenteuern im Labyrinth der Suboiden berichtet hatte, waren ihm keine weiteren Diskussionen oder Nachforschungen bekannt geworden. Vielleicht hoffte der Graf, dass das Problem von allein verschwand.

Eine weitere Detonation erschütterte den Raum. Diesmal war sie stärker und näher. Der Prinz von Ix griff haltsuchend nach dem Tisch. Leto eilte zum gesprungenen Fenster. »Rhombur, schau dir das an!«

Auf den Gehwegen, die die Stalaktit-Gebäude miteinander verbanden, schrie jemand. Ein Stück links davon stürzte eine Transportkapsel in die Tiefe, bis sie tief unten in einer Wolke aus Kristallscherben und menschlichen Überresten am Boden zerschellte.

Die Tür zum Unterrichtsraum flog krachend auf. Hauptmann Zhaz von der Palastwache stürmte herein, mit einer der neuen Puls-Lasguns im Anschlag. Vier Untergebene folgten ihm, die in gleicher Weise bewaffnet waren. Alle trugen sie die silbern-weiße Uniform des Hauses Vernius. Niemand auf Ix und schon gar nicht der Graf selbst hatte daran gedacht, dass Leto oder Rhombur jemals den Schutz einer persönlichen Leibwache nötig haben würden.

»Folgen Sie uns, meine Herren!«, sagte Zhaz keuchend. Die dunklen Augen des Mannes huschten aufgeregt hin und her, als er die von der Decke fallenden Steintrümmer und die zersprungene Plazscheibe bemerkte. Obwohl er bereit war, bis zum Tod zu kämpfen, hatte Zhaz offensichtlich keine Ahnung, was sich plötzlich in der normalerweise so friedlichen Stadt Vernii ereignet hatte.

»Was ist geschehen, Hauptmann?«, fragte Rhombur, als die Wachen sie aus dem Raum in den Korridor drängten, dessen Beleuchtung flackerte. Zuerst schwankte seine Stimme, dann klang sie etwas kräftiger, wie es für den Erben des Grafen angemessen war. »Ist meine Familie in Sicherheit?«

Andere Wachen und Mitglieder des ixianischen Hofstaats rannten kopflos durch die Gänge und stießen aufgeregte, schrille Schreie aus, als eine weitere Explosion das Gebäude erbeben ließ. Von tief unten drang der Lärm des wütenden Mobs herauf, so fern, dass es wie ein dumpfes Gemurmel klang. Dann nahm Leto das Summen von abgefeuerten Lasguns wahr. Noch bevor der Hauptmann auf Rhomburs Frage antworten konnte, hatte Leto die Ursache des Aufruhrs erraten.

»Es gibt Probleme mit den Suboiden, meine Herren!«, rief Zhaz. »Aber seien Sie unbesorgt – wir haben die Situation bald unter Kontrolle.« Er drückte auf einen Knopf an seinem Gürtel, worauf sich eine bislang unsichtbare Tür in der mit Marmorspiegeln verkleideten Wand öffnete. Der Hauptmann und die Wachen hatten so ausgiebig für große Angriffe von Außen trainiert, dass sie gar nicht genau zu wissen schienen, wie sie mit einer Revolte von Innen umgehen sollten. »Dieser Weg führt in die Sicherheit. Ich glaube, dass Ihre Familie dort bereits auf Sie wartet.«

Als die zwei jungen Männer geduckt durch die niedrige Tür hinter den Spiegeln getreten waren, verschloss sich der Durchgang wieder. Im gelben Licht der Notfall-Leuchtgloben liefen Leto und Rhombur neben einem elektromagnetischen Gleis her, während der Wachhauptmann hektisch Befehle in ein kleines Kom-Gerät brüllte, das er in der Hand hielt. Das Instrument schimmerte in blauem Licht, und Leto hörte den metallischen Klang einer antwortenden Stimme: »Hilfe ist unterwegs!«

Sekunden später raste ein gepanzerter Personenwagen über die Gleise heran und kam kreischend zum Stehen. Zhaz stieg zusammen mit den zwei Erben und einigen Wachen ein. Die übrigen Sicherheitskräfte blieben zurück, um sie zu decken. Leto ließ sich in einen Schalensitz fallen, während Zhaz und Rhombur vorne Platz nahmen. Dann setzte sich das Schienenfahrzeug wieder in Bewegung.

»Die Suboiden haben zwei der Gittersäulen gesprengt«, sagte Zhaz atemlos, nachdem er den blauen Bildschirm

seines Kom-Geräts konsultiert hatte. »Ein Teil der Höhlendecke ist eingestürzt.« Sein ungläubiges Gesicht nahm eine graue Färbung an, während er sich den Bart raufte. »Das ist unmöglich.«

Leto, der schon seit einiger Zeit die Anzeichen für den sich zusammenbrauenden Sturm beobachtet hatte, vermutete, dass die Lage wahrscheinlich noch viel schlimmer war, als sich der Hauptmann vorstellen konnte. Dieses Problem ließ sich nicht innerhalb einer Stunde lösen.

Eine metallisch klirrende, verzweifelte Meldung kam herein. »Die Suboiden dringen in die höher gelegenen Ebenen vor! Wie... wie konnten sie eine solche Aktion koordinieren?«

Rhombur fluchte, und Leto warf seinem Freund einen wissenden Blick zu. Er hatte versucht, die Ixianer zu warnen, aber er wollte nicht noch einmal auf diesen Umstand hinweisen. Das Haus Vernius war nicht bereit gewesen, den Ernst der Lage zu erkennen.

Leto wurde von Sicherheitsgurten an seinen Sitz gefesselt, dann beschleunigte der Schienenwagen mit leisem Summen und näherte sich mit hoher Geschwindigkeit den verborgenen Höhlen in der Felsdecke. Hauptmann Zhaz bearbeitete ein Kom-Gerät im vorderen Bereich des Abteils; seine Finger flogen über die Kommunikationstasten. Seine Hände waren in ein blaues Leuchten gehüllt. Rhombur beobachtete den Wachhauptmann aufmerksam, als erwartete er, dass er irgendwann das Kommando übernehmen müsste.

»Wir befinden uns in einer Fluchtkapsel«, wurde Leto von einem der Wachleute aufgeklärt. »Sie sind jetzt in Sicherheit. Die Suboiden werden es nicht schaffen, unsere oberen Verteidigungssysteme zu durchbrechen, nachdem wir sie aktiviert haben.«

»Aber was ist mit meinen Eltern?«, fragte Rhombur. »Und Kailea?«

»Wir haben für diesen Fall einen Plan. Sie und Ihre Familie sollten sich an einem Treffpunkt einfinden. Bei allen Heili-

gen und Sündern, ich hoffe, meine Leute erinnern sich, was sie zu tun haben. Zum ersten Mal ist es keine Übung.«

Der Wagen wechselte einige Male leicht ruckelnd die Gleise, dann raste er mit zunehmender Geschwindigkeit weiter, um schließlich steil in die Dunkelheit emporzusteigen. Nach einer Weile neigte sich das Gleis wieder in die Waagerechte, und das Gefährt wurde in helles Licht getaucht, als es an einer langen Fensterwand aus einseitig durchsichtigem Panzerplaz vorbeischoss. Sie erhaschten nur einen flüchtigen Blick auf den Aufruhr tief unter ihnen: wimmelnde Massenaufläufe und gelegentlich aufblitzendes Feuer auf dem Boden der Stadt. Wieder eine Explosion, die eine der transparenten Fußgängerröhren zerriss. Scherben regneten in die Tiefe. Menschen stürzten ameisengleich zappelnd ins Verderben.

»Halten Sie hier an, Hauptmann!«, rief Rhombur. »Ich muss mir ansehen, was da draußen geschieht.«

»Bitte, Mylord, aber nur für ein paar Sekunden«, sagte der Hauptmann. »Die Rebellen könnten durch diese Wand brechen.«

Leto konnte kaum fassen, was er da hörte. Rebellen? Explosionen? Evakuierungen? Ix war ihm bislang so kultiviert, so friedlich vorgekommen... so weit entfernt von jeder Zwietracht. Auch wenn sie mit ihrem Schicksal unzufrieden waren – wie konnten die Suboiden einen so massiven und koordinierten Angriffsplan organisiert haben? Woher hatten sie sich die nötigen Mittel beschafft?

Durch die Fensterfront sah Leto uniformierte Vernius-Soldaten im aussichtslosen Kampf gegen Schwärme aus bleichhäutigen Angreifern tief unten auf dem Boden der Grotte. Die Suboiden warfen improvisierte Spreng- oder Brandsätze, während die Ixianer den Mob mit roten Lasgun-Strahlen niedermähten.

»Die Einsatzzentrale sagt, dass die Suboiden auf allen Ebenen rebellieren«, verkündete Zhaz in fassungslosem Tonfall. »Sie schreien ›Djihad‹, wenn sie sich in den Kampf stürzen.«

»Zinnoberrote Hölle!«, sagte Rhombur. »Was hat der Djihad damit zu tun? Was haben *wir* damit zu tun?«

»Wir müssen uns von den Fenstern zurückziehen, Mylord«, drängte Zhaz und zerrte an Rhomburs Ärmel. »Wir müssen rechtzeitig den Treffpunkt erreichen.«

Rhombur sprang vom Fenster zurück, als dahinter ein Teil einer Straße zusammenbrach und immer neue Scharen bleicher Suboiden aus den dunklen Tunneleingängen hervorquollen.

Der Schienenwagen beschleunigte wieder und bog nach links in die Dunkelheit, um weiter nach oben zu steigen. Rhombur nickte nachdenklich mit angespanntem und besorgtem Gesicht. »In den höheren Ebenen haben wir geheime Kommandozentren eingerichtet. Für einen solchen Fall wurden Vorkehrungen getroffen, und inzwischen dürften unsere militärischen Einheiten die lebenswichtigsten Produktionsstätten besetzt haben. Es dürfte nicht allzu lange dauern, diese Unruhen in den Griff zu bekommen.« Dem Sohn des Grafen war anzumerken, dass er vor allem sich selbst davon zu überzeugen versuchte.

Im vorderen Bereich des Wagens beugte sich Zhaz konzentriert über das Kom-Gerät, das sein Gesicht in blasses Licht tauchte. »Achtung – da vorne gibt es Schwierigkeiten!« Er riss an den Kontrollen, und der Wagen wurde durchgeschüttelt, als er auf ein Nebengleis wechselte. Die anderen zwei Wachmänner hoben die Waffen und starrten blinzelnd in die Dunkelheit, die sie von allen Seiten umgab.

»Einheit Vier wurde überrannt«, sagte Hauptmann Zhaz. »Die Suboiden haben die Seitenwände durchbrochen. Ich versuche Drei zu erreichen!«

»Überrannt?«, fragte Rhombur, und sein Gesicht rötete sich – entweder vor Scham oder Wut. »Wie bei allen Höllen konnten die Suboiden das schaffen?«

»Die Einsatzzentrale sagt, dass Tleilaxu involviert sind – und ihre Gestaltwandler. Alle sind schwer bewaffnet.« Er keuchte, als er auf die hereinkommenden Berichte starrte. »Möge Gott uns schützen!«

Leto stand plötzlich einer Lawine von Fragen gegenüber. *Die Tleilaxu? Warum sollten sie Ix angreifen? Djihad? Dies ist ein Maschinenplanet... und die Tleilaxu sind religiöse Fanatiker. Fürchten sie sich so sehr vor ixianischen Maschinen, dass sie ihre in Tanks herangezüchteten Gestaltwandler einsetzen, um die Arbeiterklasse der Suboiden zu infiltrieren? Das würde die Koordination und Organisation erklären. Aber warum sollten sie daran interessiert sein? Warum hier?*

Als der Schienenwagen weiterraste, erhielt Zhaz weitere Lageberichte. »Bei allen Heiligen und Sündern! Ingenieure der Tleilaxu haben soeben die Pipelines gesprengt, mit denen Wärme aus dem Planetenkern in die Stadt geleitet wird.«

»Aber wir brauchen diese Energie doch, um die Fabriken zu betreiben!«, rief Rhombur, der sich verzweifelt an seinen Sitz klammerte.

»Sie haben auch die Recycling-Tunnel zerstört, durch die Industrieabfälle und verbrauchte Chemikalien in den Felsmantel befördert werden.« Jetzt schien es, als würde dem Hauptmann jeden Augenblick die Stimme versagen. »Sie greifen das Herz von Ix an – sie lähmen unsere Produktionskapazitäten.«

Als Leto daran dachte, was er während seines mehrmonatigen Aufenthalts auf diesem Planeten gelernt hatte, fügten sich in seinem Geist plötzlich die Teile des Puzzles zusammen. »All diese Dinge lassen sich reparieren«, sagte er. »Sie wissen genau, wo sie zuschlagen dürfen, ohne Ix dauerhaften Schaden zuzufügen...« Leto nickte verbittert, als ihm die Gründe klar wurden. »Die Tleilaxu wollen, dass diese Welt und ihre Anlagen intakt bleiben. Sie haben vor, alles zu übernehmen.«

»Red keinen Unsinn, Leto. Wir werden Ix niemals den dreckigen Tleilaxu überlassen.« Rhombur schien eher verdutzt als verärgert auf diesen Gedanken zu reagieren.

»Möglicherweise... haben wir in dieser Angelegenheit gar keine Wahl, Mylord«, sagte Zhaz.

Als Rhombur Waffen verlangte, öffnete einer der Wach-

männer eine Klappe im Boden des Fahrzeugs und holte zwei Maula-Pistolen und Schildgürtel hervor, die er an beide Prinzen weitergab.

Ohne zu fragen, legte Leto den Gürtel an und drückte auf den Testknopf, um sich zu vergewissern, dass die Einheit funktionierte. Die Projektilwaffe fühlte sich kalt an. Er überprüfte die Ladung aus tödlichen Pfeilen, nahm zwei weitere Magazine vom Wachmann entgegen und schob sie in dafür vorgesehene Taschen des Schildgürtels.

Die Fluchtkapsel schoss dröhnend in einen langen, dunklen Tunnel. Voraus erkannte Leto ein Licht, das immer größer und heller wurde. Er erinnerte sich, was sein Vater ihm über die Tleilaxu gesagt hatte: *»Sie zerstören alles, was einer Denkmaschine ähnlich ist.«* Damit wäre Ix für sie ein natürlicher Feind.

Dann erhellte das Licht das Wageninnere, bis es Letos Augen blendete und sie hineinrasten.

32

Religion und Gesetz müssen für die Massen ein und dasselbe sein. Ein Akt des Ungehorsams muss eine Sünde sein und religiöse Strafen nach sich ziehen. Das hat einen zweifachen Vorteil: größerer Gehorsam und größere Tapferkeit. Wir dürfen uns nicht allein auf die Tapferkeit von Individuen verlassen, sondern auf die Tapferkeit des ganzen Volkes.

Pardot Kynes, Ansprache vor
einer Versammlung von
Vertretern der größeren Sietches

Ungeachtet des Schicksals, zu dem man ihn verurteilt hatte, streifte Pardot Kynes durch die Höhlengänge, begleitet von seinen nunmehr treuen Gefährten Ommun und Turok. Die drei statteten Stilgar einen Besuch ab, der sich in den Räumen seiner Familie ausruhte und erholte.

Als er seine Besucher sah, setzte sich Stilgar auf seinem Krankenbett auf. Obwohl eine solche Verwundung für einen Menschen normalerweise tödlich war, hatte der junge Fremen überlebt und war in kurzer Zeit fast völlig genesen. »Ich schulde dir das Wasser meines Lebens, Planetologe«, sagte er. Mit ernstem Gesichtsausdruck spuckte er auf den Boden der Höhle.

Kynes war im ersten Moment verdutzt, doch dann glaubte er zu verstehen. Er wusste, welche Bedeutung Wasser für dieses Volk hatte, vor allem die kostbare Feuchtigkeit, die im Körper eines Menschen enthalten war. Stilgar erwies ihm eine große Ehre, wenn er auch nur einen Tropfen Speichel für ihn opferte. »Ich... danke dir für das Wasser, Stilgar«, erwiderte Kynes mit gezwungenem Lächeln. »Aber du darfst den Rest behalten. Ich möchte, dass es dir bald wieder besser geht.«

Frieth, Stilgars stille Schwester, wich nicht von der Seite ihres kranken Bruders. Sie war ständig beschäftigt, ihre blauen Augen huschten unentwegt hin und her, um nach einer Aufgabe zu suchen, die sie erledigen konnte. Sie bedachte Kynes mit einem langen Blick, als wollte sie ihn genau einschätzen, aber ihr Gesichtsausdruck verriet nicht, was sie dachte. Dann entfernte sie sich lautlos, um neue Medizin zu holen, mit der sich Stilgars Heilungsprozess beschleunigen ließ.

Als Kynes später durch die Gänge des Sietch ging, versammelten sich neugierige Menschen, um ihm zu folgen und seinen Worten zu lauschen. Dieser groß gewachsene Planetologe mit dem Stoppelbart war immer noch eine neue und interessante Abwechslung von ihrer alltäglichen Routine. Seine verrückten, aber visionären Ideen mochten lächerlich sein, nicht mehr als absurde Phantasien, aber selbst die Kinder des Sietch liefen hinter dem Fremden her.

Die amüsierte und redselige Menge begleitete Kynes, wenn er seine Vorträge hielt, großartige Gesten vollführte und zur Decke starrte, als könnte er den offenen Himmel sehen. Obwohl sie sich bemühten, konnten sich diese Fremen nicht vorstellen, wie sich dort Wolken sammelten, um die Wüste mit Regen zu benetzen. *Feuchtigkeitstropfen, die vom Himmel fallen? Unsinn!*

Manche der Kinder lachten laut über die Idee, dass es regnen könnte, doch Kynes sprach unbeirrt weiter und erklärte geduldig die Schritte, wie selbst der feinste Hauch von Wasserdampf in der Luft für seinen Plan genutzt werden konnte. Er wollte jedes Tröpfchen Tau im Schatten sammeln, um Arrakis allmählich zu verwandeln, um den Weg für eine neue, lebendige Ökologie zu bereiten.

»Ihr müsst diese Welt mit den Augen eines Ingenieurs betrachten«, sagte Kynes in dozierendem Tonfall. Es freute ihn, ein so aufmerksames Publikum zu haben, obwohl er sich nicht sicher war, wie viel sie verstanden. »Dieser Planet ist als Ganzes lediglich ein Energiesystem, eine Maschine,

die von der Sonne angetrieben wird.« Er senkte die Stimme und blickte auf ein junges Mädchen mit erstaunt aufgerissenen Augen. »Wir müssen diese Maschine nur umbauen, damit sie unseren Anforderungen entspricht. Wir haben die Fähigkeit, das auch mit diesem Planeten zu tun. Aber haben wir auch die nötige Selbstdisziplin und die Kraft?«

Er richtete den Blick auf ein anderes Gesicht in der Menge. »Das liegt ganz allein an uns!«

Inzwischen kannten Ommun und Turok die meisten von Kynes' Vorträgen. Auch wenn sie zuerst gespottet hatten, waren sie irgendwann nachdenklicher geworden. Und je mehr sie seinem ungezügelten Enthusiasmus und seiner ehrlichen Klarheit zuhörten, desto leichter fiel es ihnen, tatsächlich daran zu *glauben*. Warum sollte man nicht träumen? Wenn man nach dem Ausdruck auf den Gesichtern der anderen Zuhörer ging, schien es, dass die übrigen Fremen ebenfalls begonnen hatten, über diese Möglichkeiten nachzudenken.

Die Sietch-Ältesten betrachteten diese Bekehrten als leichtgläubige Optimisten. Kynes ließ sich nicht entmutigen und warb weiterhin für seine Ideen, ganz gleich, wie haarsträubend sie manchen erscheinen mochten.

* * *

Mit grimmiger Miene blinzelte der Naib Heinar mit seinem einen Auge und hob das heilige Crysmesser, das noch in der Scheide steckte. Der kräftige Krieger, der steif vor ihm stand, streckte die Hände aus, um das Geschenk entgegenzunehmen.

Der Naib sprach die rituellen Worte: »Uliet, älterer Liet, du wurdest für diese Aufgabe auserwählt, zum Wohl unseres Sietch. Du hast dich viele Male im Kampf gegen die Harkonnens bewährt. Du bist ein erfahrener Wurmreiter und einer der größten Kämpfer unter den Fremen.«

Uliet verbeugte sich. Er war ein Mann mittleren Alters mit kantigen Zügen. Er ließ die Hände ausgestreckt. Er war-

tete ohne jedes Anzeichen von Unsicherheit. Obwohl er ein tief religiöser Mann war, zeigte er keine übertriebene Ehrfurcht.

»Nimm dieses geweihte Crysmesser, Uliet.« Nun fasste Heinar das Messer am geschnitzten Griff und zog die lange, milchig-weiße Klinge aus der Scheide. Das Crysmesser bestand aus dem Zahn eines Sandwurms und war ein heiliges Relikt unter den Fremen. Diese spezielle Klinge war *fixiert*, eins mit dem Körper des Besitzers, so dass sich die Waffe nach seinem Tod auflösen würde.

»Dein Messer wurde in das giftige Wasser des Lebens getaucht und vom Shai-Hulud gesegnet«, sprach Heinar weiter. »Wie es unsere Tradition vorschreibt, darf die heilige Klinge nicht eher in die Scheide zurückgesteckt werden, bis sie Blut geschmeckt hat.«

Uliet nahm die Waffe an und war plötzlich überwältigt von der Bedeutung der Aufgabe, für die er auserwählt worden war. Er hatte die großen Würmer der Wüste voller Ehrfurcht beobachtet und sie viele Male geritten. Aber er hatte niemals eine vertrauliche Beziehung zu den großartigen Geschöpfen entwickelt. Er konnte einfach nicht vergessen, dass sie die Verkörperungen des Schöpfers des Universums waren.

»Ich werde dem Willen Shai-Huluds gehorchen.« Uliet hielt das Messer hoch, so dass die vergiftete Spitze nicht auf ihn zeigte.

Die anderen Ältesten standen unerschütterlich hinter dem einäugigen Naib. »Nimm zwei Wassermänner mit«, sagte Heinar. »Sie sollen das Wasser des Fremden sammeln, damit es dem Wohl des ganzen Sietch dienen kann.«

»Vielleicht sollten wir einen kleinen Teil dafür verwenden, ihm zu Ehren einen Strauch zu pflanzen«, sagte Aliid, doch niemand unterstützte seinen Vorschlag.

Uliet verließ in stolzem, aufrechtem Gang die Felskammer, ein wahrer Fremen-Krieger. Er fürchtete sich nicht vor diesem Planetologen, obwohl der Außenweltler leidenschaftlich von seinen verwegenen und absurden Plänen

sprach, als würde er von einer heiligen Vision getrieben. Ein Schauder lief dem Assassinen über den Rücken.

Uliet verengte die tiefblauen Augen und verdrängte derartige Gedanken aus seinem Geist, während er durch die düsteren Gänge schritt. Zwei Wassermänner folgten ihm mit leeren Literjons in den Händen, um darin Kynes' Blut aufzufangen, und saugfähigen Tüchern, damit kein Tropfen verloren ging, der vielleicht auf den Steinboden fiel.

Es war nicht schwierig, den Planetologen zu finden. Ein großes Publikum folgte ihm; die Gesichter waren entweder voller Ehrfurcht oder Skepsis, die dennoch nicht ohne Bewunderung war. Kynes, der die anderen überragte, bewegte sich auf einem ziellosen Weg, während er dozierte und gestikulierte. Seine Herde blieb ihm auf den Fersen, wenn auch in vorsichtigem Abstand. Manche Zuhörer stellten Fragen, doch die meisten hörten ihm lediglich zu.

»Die menschliche Frage lautet nicht, wie viele innerhalb des Systems überleben können«, sagte Kynes gerade, als sich Uliet näherte, das Crysmesser offen in der Hand, seine Absicht offen im Gesicht, »sondern welche Art von Existenz für jene möglich ist, die überleben.«

Uliet setzte seinen Weg unbeirrt fort und schritt durch die Menge. Das Publikum des Planetologen bemerkte den Assassinen und sein Messer. Die Leute traten zurück und warfen sich wissende Blicke zu, manche voller Enttäuschung, andere voller Furcht. Sie verstummten. Die Fremen kannten ihre Traditionen.

Kynes bemerkte nichts von alledem. Mit einem Finger zeichnete er einen Kreis in die Luft. »Auf dieser Welt ist offenes Wasser möglich, wenn winzige, aber entscheidende Veränderungen angestoßen werden. *Wir können es schaffen, wenn ihr mir helft.* Denkt darüber nach – eines Tages könnt ihr euch ohne Destillanzug im Freien aufhalten.« Er zeigte auf zwei Kinder, die in seiner Nähe standen und scheu vor ihm zurückwichen. »Versucht es euch vorzustellen: so viel Feuchtigkeit in der Luft, dass ihr keinen Destillanzug mehr tragen müsst.«

»Du meinst, wir könnten sogar Wasser in Teichen aufbewahren, um jederzeit daraus zu trinken?«, sagte einer der Skeptiker in sarkastischem Tonfall.

»Sicher. Ich habe es auf vielen anderen Welten gesehen, und es gibt keinen Grund, warum es auf *Dune* nicht genauso sein kann. Mit Windfallen können wir das Wasser aus der Luft ziehen und es benutzen, um Gras, Sträucher und andere Pflanzen zu bewässern, die das Wasser in ihren Zellen und Wurzelsystemen speichern. Und neben diesen offenen Teichen könnten Bäume wachsen, von denen ihr jederzeit saftige Früchte pflücken könnt.«

Uliet trat vor; seine Entschlossenheit war wie eine Trance. Die Wassermänner blieben ein Stück zurück. Sie wurden erst gebraucht, wenn das Messer sein Werk getan hatte.

»Was für Früchte?«, fragte ein Mädchen.

»Nun, alles, was du haben möchtest«, sagte Kynes. »Zuerst müssen wir natürlich auf die Bodenbeschaffenheit und die Luftfeuchtigkeit Rücksicht nehmen. Vielleicht Trauben, an den Felshängen. Ich frage mich, wie arrakisischer Wein wohl schmecken würde...« Er lächelte. »Und runde Orangen, Portyguls. Ich liebe Portyguls! Meine Eltern hatten auf Salusa Secundus einen Orangenbaum. Die Früchte haben eine harte, ledrige Schale, die man leicht entfernen kann. Das Fruchtfleisch im Innern besteht aus kleineren Stücken, die süß und voller Saft sind. Die Farbe ist das hellste Orange, das ihr euch vorstellen könnt.«

Uliet nahm alles wie durch einen roten Nebel wahr. In ihm glühte nur noch seine Mission, die alles andere aus seinem Blickfeld verdrängte. In seinem Kopf hallten die Befehle des Naibs Heinar nach. Er trat in den freien Raum zwischen dem faselnden Planetologen und seinem Publikum. Uliet bemühte sich, Kynes' Träume nicht an sich heranzulassen, nicht über die Visionen nachzudenken, die er heraufbeschwor. Dieser Mann war offensichtlich ein Dämon, der den Verstand seiner Zuhörer zu verwirren suchte...

Uliet starrte unbeirrt geradeaus, während Kynes weiter

durch den Höhlengang schritt, ohne ihn zu registrieren. Mit ausladenden Gesten beschrieb er grasbedecktes Land, Kanäle und Wälder. Er malte intensive Bilder im Geist seiner Zuhörer. Der Planetologe leckte sich die Lippen, als könnte er bereits den Wein von *Dune* schmecken.

Uliet trat vor ihn und hob das vergiftete Crysmesser.

Mitten im Satz bemerkte Kynes plötzlich den Fremden. Als wäre er lediglich über die Störung verärgert, blinzelte er einmal und sagte nur: »Aus dem Weg!« Damit schob er sich an Uliet vorbei und setzte seinen Vortrag fort.

»Ja, Wälder! Frisches Grün, so weit das Auge reicht, das Hügel und weite Täler bedeckt. In uralten Zeiten hat der Sand die Pflanzen unter sich begraben und sie vernichtet, aber in der neuen Welt wird sich dieser Prozess umkehren. Der Wind wird die Samen über ganz *Dune* tragen und noch mehr Bäume und Pflanzen wie Kinder wachsen lassen.«

Der Assassine stand reglos da, verblüfft, dass er so beiläufig übergangen wurde. *Aus dem Weg.* Das historische Ausmaß seiner Aufgabe ließ ihn wie gebannt erstarren. Wenn er diesen Mann tötete, würden die Fremen ihn in ihren Legenden als Uliet, den Mörder der Träume, bezeichnen.

»Zuerst jedoch müssen wir Windfallen in den Felsen errichten«, sprach Kynes atemlos weiter. »Es sind einfache Systeme, die leicht zu bauen sind. Sie fangen Feuchtigkeit auf und leiten sie dorthin, wo wir sie brauchen. Irgendwann werden wir riesige unterirdische Auffangbecken für all das Wasser haben – der erste Schritt, um das Wasser zurück an die Oberfläche zu bringen. Ja, ich sagte *zurück.* Einst floss freies Wasser auf *Dune.* Ich habe die Spuren überall gesehen.«

Bestürzt starrte Uliet auf das vergiftete Messer. Er konnte nicht fassen, dass dieser Mann nicht die geringste Angst vor ihm hatte. *Aus dem Weg.* Kynes hatte seinem Tod in die Augen geblickt und war einfach weitergegangen. *Von Gott geführt.*

Die ungeschützten Schultern des Kaiserlichen Planetolo-

gen schienen ihn zu verspotten. Uliet musste nur das Messer heben und es dem Mann in den Rücken stoßen.

Aber der Assassine konnte sich nicht rühren.

Die unerschütterliche Zuversicht des Planetologen irritierte ihn, als hätte dieser Mann einen besonderen Schutzengel. Die Vision dieses Mannes von einer großartigen Zukunft für *Dune* hatte die Menschen längst in ihren Bann geschlagen. Und die Fremen, die ein hartes Leben führten und von immer neuen Feinden von einem Planeten zum nächsten getrieben worden waren, *brauchten* einen Traum.

Vielleicht war ihnen endlich jemand gesandt worden, um sie zu führen, ein Prophet. Uliets Seele wäre auf ewig verdammt, wenn er es wagen sollte, diesen sehnsüchtig erwarteten Boten Gottes zu töten!

Aber er hatte vom Naib des Sietch einen Auftrag erhalten, und er wusste, dass das Crysmesser nicht in die Scheide zurückgesteckt werden durfte, bevor es Blut vergossen hatte. In diesem Fall ließ sich das Dilemma auch nicht mit einem geringfügigen Schnitt lösen, denn die Klinge war mit dem Wasser des Lebens vergiftet. Auch der winzigste Kratzer wäre tödlich.

All diese Tatsachen ließen sich nicht miteinander in Einklang bringen. Uliets Hände, die den Griff des gekrümmten Messers hielten, zitterten.

Ohne zu bemerken, dass ringsum alle anderen verstummt waren, redete Kynes weiter über Windfallen, aber sein Publikum, das genau wusste, was geschehen würde, beobachtete den angesehenen Krieger.

Dann lief Uliet das Wasser im Mund zusammen. Er versuchte nicht daran zu denken, aber es war unausweichlich wie ein Traum. Er schien den süßen, klebrigen Saft von Portyguls zu schmecken, von frischen Früchten, die man einfach vom Baum pflücken konnte, um sie zu essen... und das Fleisch anschließend mit einem Schluck klaren Wassers aus einem offenen Teich hinunterzuspülen. Wasser für alle.

Uliet trat zwei Schritte zurück und hob in zeremonieller

Geste das Messer. Er trat einen weiteren Schritt zurück, als Kynes von ausgedehnten Getreidefeldern und sanften Frühlingsregenschauern sprach.

Der Assassine drehte sich benommen um und dachte nur noch an die Worte, die der göttliche Bote zu ihm gesprochen hatte: »Aus dem Weg.«

Er wandte sich ab und starrte auf das Messer in seinen Händen. Dann schwankte Uliet, hielt inne, beugte sich erneut schwankend vor, und dann stürzte er auf das Messer – mit voller Absicht. Weder knickte er die Knie ein noch zuckte er zusammen oder versuchte, irgendwie seinem Schicksal auszuweichen, als er flach auf den Boden und in die Spitze des Messers stürzte. Das vergiftete Crysmesser drang unter seinem Brustbein ein und wurde ihm ins Herz getrieben. Sein Körper zitterte auf dem Steinboden. Nach wenigen Augenblicken war Uliet tot. Er vergoss nur wenig Blut.

Das Sietch-Publikum schrie angesichts dieses Zeichens auf und wich zurück. Als Kynes nun bemerkte, wie die Fremen ihn voller religiöser Ehrfurcht anstarrten, versiegten seine Worte. Er drehte sich um und sah das Blutopfer, das dieser Fremen ihm soeben gebracht hatte.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Kynes. »Wer war dieser Mann?«

Die Wassermänner eilten herbei, um Uliets Leiche zu bergen. Unter raschelnden Gewändern, unter einem Vorhang aus Decken und Tüchern schafften sie den toten Assassinen fort, um ihn zur Weiterverarbeitung in die Todesdestillen zu schaffen.

Die anderen Fremen sahen Kynes nun voller Ehrerbietung an. »Schaut nur! Gott hat uns gezeigt, was wir tun sollen!«, rief eine Frau. »Er hat Uliet geführt. Er hat zu Pardot Kynes gesprochen.«

»*Umma* Kynes«, sagte jemand. Kynes, der *Prophet*.

Ein Mann erhob sich und blickte auf die Menge. »Wir wären Narren, wenn wir uns jetzt noch seinen Worten verschließen würden.«

Boten machten sich auf den Weg und liefen durch den gesamten Sietch. Da er die Religion der Fremen noch nicht verstanden hatte, begriff Kynes nicht, was geschah.

Dennoch war er nun überzeugt, dass er keine Schwierigkeiten mehr haben würde, die Menschen zu bewegen, ihm zuzuhören.

33

Kein Fremder hat jemals eine Tleilaxu-Frau zu Gesicht bekommen. Angesichts der Vorliebe der Tleilaxu für genetische Manipulationen - siehe z. B. entsprechende Memos über Klone und Gholas - wirft diese simple Feststellung eine Unmenge weiterführender Fragen auf.

Bene-Gesserit-Analyse

Eine Ixianerin mit einwandfreier Kurierlizenz traf atemlos auf Kaitain ein und hatte dem Imperator ein wichtiges Kommuniqué zu überbringen. Ohne sich eine Pause zu gestatten oder irgendwelche Fragen zu beantworten, marschierte sie in den Palast. Selbst Cammar Pilru, der offizielle Botschafter von Ix, hatte noch nichts von den unangenehmen Neuigkeiten erfahren, so dass er keine Ahnung von der Revolte der Suboiden hatte.

Da es keine zeitverlustfreie Warpraum-Kommunikation zwischen entfernten Planeten gab, buchten beglaubigte und vereidigte Kuriere eine Passage auf Express-Heighlinern und führten mnemotechnisch eingeprägte Botschaften mit sich, die sie persönlich an den Adressaten zu überbringen hatten. Diese Methode war wesentlich schneller als elektromagnetische Signale, die Jahre gebraucht hätten, um die gewaltigen Distanzen zu überbrücken.

In Begleitung zweier Gilde-Vertreter ließ die Kurierin Yuta Brey unverzüglich ein Treffen mit dem Imperator arrangieren. Pilru hatte Wind von der Aufregung bekommen und war sofort zum Audienzsaal geeilt, doch die Frau weigerte sich beharrlich, dem Botschafter ihres eigenen Planeten irgendetwas zu verraten. Der prächtige Goldene Löwenthron war verwaist; Elrood fühlte sich wieder einmal erschöpft und kränklich.

»Die Botschaft ist nur für die Ohren des Imperators bestimmt, eine dringende private Bitte von Graf Dominic Vernius«, sagte Brey zu Botschafter Pilru, während sie ihn mit hartem Blick fixierte. Die Gilde und die MAFEA benutzten verschiedene nachhaltige Techniken, um offizielle Kuriere zu indoktrinieren und ihre Zuverlässigkeit zu gewährleisten. »Bitte halten Sie sich trotzdem verfügbar, Botschafter. Ich bringe außerdem wichtige Neuigkeiten über den möglichen Niedergang von Ix. Sie sollen von der Situation in Kenntnis gesetzt werden.«

Botschafter Pilru bedrängte die Kurierin, ihm weitere Informationen zu geben, aber die Frau blieb stumm. Sie ließ ihre Gilde-Eskorte und den ixianischen Diplomaten im Vorzimmer zurück, dann überprüften Elitewachen der Sardaukar ihre Legitimationen und führten sie allein in ein kleines Zimmer neben Elroods Schlafgemach.

Der Imperator sah alt und ausgezehrt aus und trug einen Schlafrock mit dem kaiserlichen Wappen am Revers. Er saß zusammengesunken in einem Sessel mit hohem Rücken, die Füße auf eine beheizte Ottomane gelegt. Neben ihm stand ein großer, pingelig wirkender Mann mit hängendem Schnurrbart, Kammerherr Aken Hesban.

Es überraschte Brey, den Kaiser in diesem recht ordinären Aufzug zu sehen statt auf dem beeindruckenden Thron. Seine blau getönten Augen sahen krank aus, und er schaffte es kaum noch, den Kopf auf dem dürren, runzligen Hals aufrecht zu halten. Es schien, als könnte Elrood jeden Augenblick dahinscheiden.

Mit einer knappen Verbeugung verkündete sie: »Ich bin die Kurierin Yuta Brey von Ix, Hoheit. Ich habe eine wichtige Bitte von Graf Dominic Vernius zu überbringen.«

Der Imperator verzog das Gesicht, als er den Namen seines alten Rivalen hörte, doch er sagte nichts, sondern wartete lauernd ab. Er hustete und spuckte etwas in ein Spitzentaschentuch. »Ich höre.«

»Es ist nur für die Ohren des Imperators bestimmt«, sagte sie und starrte Hesban an.

»So?«, erwiderte Elrood mit einem knappen Lächeln. »Ich höre nicht mehr so gut, und dieser vornehme Herr ist meine Ohren. Oder sollte ich sagen, ›sind meine Ohren‹? Benutzt man in diesem Zusammenhang den Plural oder nicht?«

Der Kammerherr beugte sich vor, um ihm etwas zuzuflüstern.

»Wie ich soeben erfahre, *ist* er meine Ohren«, sagte Elrood mit einem definitiven Nicken.

»Wie Ihr wünscht«, sagte Brey. Dann sagte sie die Worte auf, die sie sich eingeprägt hatte, und benutzte sogar dieselbe Intonation wie Dominic Vernius.

»Wir sind einem Angriff durch die Bene Tleilax ausgesetzt, unter dem Vorwand eines internen Aufstandes. Die Tleilaxu haben Gestaltwandler in unsere Arbeiterklasse eingeschleust und eine Rebellion angezettelt. Durch diese verräterischen Methoden haben sich die Rebellen den Vorteil der Überraschung gesichert. Viele unserer Verteidigungseinrichtungen werden belagert oder sind bereits zerstört. Wie Verrückte schreien sie ständig ›Djihad! Djihad!‹«

»Heiliger Krieg?«, sagte Hesban. »Wogegen? Was hat Ix jetzt schon wieder angestellt?«

»Wir haben keine Ahnung, Kammerherr. Die Tleilaxu sind als religiöse Fanatiker bekannt. Unsere Suboiden sind darauf gezüchtet, Befehlen zu folgen, und lassen sich daher leicht beeinflussen.« Yuta Brey zögerte, während ihre Lippen zitterten. »Graf Dominic Vernius bittet ergebenst um die sofortige Intervention durch die imperialen Sardaukar gegen diese illegale Aktion.«

Sie zitierte ausführliche Daten über die militärischen Verhältnisse der Ixianer und Tleilaxu, einschließlich des Ausmaßes der Rebellion, der Schäden an den Produktionsanlagen und der Todesopfer unter den Bürgern. Zu den prominenteren Opfern gehörte die Frau des Botschafters, eine Bankerin der Gilde, die bei einer Explosion im Gebäude der Gildebotschaft ums Leben gekommen war.

»Sie sind zu weit gegangen.« Hesban war empört und

schien bereit, persönlich den Befehl zur Verteidigung von Ix zu geben. Die Bitte des Hauses Vernius klang völlig vernünftig und berechtigt. Er blickte auf den Imperator herab und sagte: »Hoheit, wenn die Tleilaxu der Ansicht sind, sie hätten den Ixianern irgendwelche Verletzungen der Großen Konvention vorzuwerfen, dann sollen sie ihre Anklage in aller Offenheit vor dem Landsraad vorbringen.«

Obwohl Weihrauch verbrannt wurde und würzige Vorspeisen auf einem Perlmutt-Tablett arrangiert waren, konnte Brey den säuerlichen Geruch der Krankheit in der stickigen Luft des Zimmers wahrnehmen. Elrood bewegte sich unruhig unter dem Gewicht seines schweren Schlafrocks. Er kniff die wässrigen Augen zusammen. »Wir haben Ihre Bitte zur Kenntnis genommen und werden über nötige Maßnahmen nachdenken, Kurierin. Wir denken, wir sollten uns jetzt ein wenig ausruhen. Anweisung des Arztes, Sie wissen schon. Wir werden die Angelegenheit morgen beraten. Bitte genehmigen Sie sich eine Erfrischung und wählen Sie ein Zimmer unter unseren Ehrengastquartieren. Vielleicht möchten Sie sich auch mit dem ixianischen Botschafter treffen.«

Die Frau reagierte mit großer Bestürzung. »Diese Informationen sind bereits mehrere Stunden alt, Hoheit. Wir befinden uns in einer äußerst verzweifelten Lage. Ich wurde angewiesen, Euch zu sagen, dass Graf Vernius jegliche Verzögerung für katastrophal hält.«

Hesban war immer noch verwirrt, warum Elrood nicht bereit war, unverzüglich etwas zu unternehmen. »Es ist nicht üblich«, entgegnete er empört, »dem Imperator etwas vorzuschlagen, junge Dame. Man kann eine Bitte oder einen Antrag an ihn richten, mehr nicht.«

»Ich bitte ergebenst um Verzeihung, Hoheit. Bitte entschuldigt mein Ungestüm, aber ich habe heute miterleben müssen, wie meiner Heimatwelt ein tödlicher Schlag versetzt wurde. Welche Antwort darf ich Graf Vernius überbringen?«

»Haben Sie Geduld. Wir werden uns zu gegebener Zeit an

ihn wenden, nachdem wir über unsere Antwort nachgedacht haben.«

Aus Breys Gesicht wich sämtliche Farbe. »Darf ich fragen, *wann* das sein wird?«

»Das dürfen Sie nicht!«, gab Elrood grollend zurück. »Die Audienz ist beendet.« Er starrte sie unnachgiebig an.

Kammerherr Hesban übernahm die Initiative und trat vor, um Brey eine Hand auf die Schulter zu legen und sie zur Tür zu geleiten, während er sich ratlos über die Schulter zum Imperator umblickte.

»Wie Ihr wünscht, Mylord.« Brey verbeugte sich, dann führten die Elitewachen sie hinaus.

* * *

Elrood war die Wut und Verzweiflung der Kurierin nicht entgangen, als sie erkennen musste, dass ihre Mission gescheitert war. Er hatte gesehen, dass ihr Tränen in die Augen getreten waren. Wie langweilig und vorhersehbar.

Aber alles war zu seiner Zufriedenheit verlaufen.

Nachdem die ixianische Kurierin und der Kammerherr gegangen waren, traten Kronprinz Shaddam und Fenring in den Raum und blieben vor Elrood stehen. Der alte Mann wusste, dass sie gelauscht hatten.

»Ihr beiden bekommt eine ziemlich gute Ausbildung, nicht wahr?«, sagte Elrood. »Schaut zu und lernt.«

»Ja, sicher. Du hast die Situation meisterhaft im Griff, Vater. Die Ereignisse entwickeln sich genauso, wie du vorhergesehen hast.« *Dank des großen Ausmaßes an unsichtbarer Hilfe durch Fenring und mich.*

Der Imperator strahlte, dann bekam er einen Hustenanfall. »Meine Sardaukar wären erheblich effizienter als die Tleilaxu vorgegangen, aber ich durfte es nicht riskieren, meine Beteiligung zu früh offensichtlich werden zu lassen. Eine offizielle Beschwerde der Ixianer vor dem Landsraad könnte Ärger heraufbeschwören. Wir müssen das Haus Vernius ausschalten und den Tleilaxu als unseren Marionet-

ten die Herrschaft überantworten. Anschließend schicken wir unsere Sardaukar-Legionen, um die Machtübernahme durch hartes Durchgreifen zu gewährleisten.«

»Ähm-hmmm, vielleicht wäre es besser, von der ›Sicherung eines reibungslosen Machtwechsels‹ zu sprechen. Ihr solltet den Begriff des ›harten Durchgreifens‹ vermeiden.«

Elrood verzog die Pergamentlippen zu einem Lächeln, wodurch die Zähne auf eine Weise entblößt wurden, die seinem Kopf noch größere Ähnlichkeit mit einem Totenschädel verlieh. »Hasimir! Allmählich lernst du, dich wie ein Politiker zu verhalten – trotz deiner recht direkten Methoden.«

Obwohl alle drei die eigentlichen Hintergründe für den Aufstand auf Ix kannten, sprach keiner von den angenehmen Folgen, die sich abzeichnen würden, sobald Hidar Fen Ajidica mit der Forschung zur künstlichen Gewürzherstellung begonnen hatte.

Dann stürzte Kammerherr Hesban in untypischer Hektik ins Zimmer zurück und verbeugte sich. »Hoheit, bitte verzeiht meinen Auftritt. Als ich die Kurierin zu ihrer Gilde-Eskorte zurückbrachte, gab sie bekannt, Ihr hättet Euch geweigert, gemäß der imperialen Gesetze zu reagieren. Sie hat sich daraufhin mit Botschafter Pilru getroffen, um eine sofortige Audienz vor dem Forum des Landsraads zu beantragen.«

»Hmm-hmm, sie agiert hinter Eurem Rücken, Hoheit«, sagte Fenring.

»Das ist völlig absurd«, erwiderte der alte Imperator, um dann nach seinem allgegenwärtigen Krug mit Gewürzbier zu tasten. »Was weiß eine einfache *Botin* von imperialen Gesetzen?«

»Auch wenn sie nicht als reguläre Mentaten qualifiziert sind, verfügen ausgebildete Kuriere über ein perfektes Gedächtnis, Hoheit«, gab Fenring zu bedenken, während er so nahe an den Imperator herantrat, wie es ansonsten nur Kammerherr Hesban tat.

»Sie kann die Inhalte nicht verarbeiten, aber sie hat ver-

mutlich jedes Gesetz und jede Vorschrift im Kopf. Sie hat in meiner Gegenwart einige der Texte aufgesagt.«

»Ich verstehe. Aber wie kann sie die Entscheidung des Imperators anfechten, wenn er noch gar nicht zu einer Entscheidung gelangt ist?«, fragte Shaddam.

Hesban zupfte an einem Schnurrbartende, während er stirnrunzelnd den Kronprinzen beobachtete, doch er verzichtete darauf, Shaddam wegen seiner Unkenntnis der imperialen Gesetze zu tadeln. »Im gegenseitigen Einvernehmen zwischen dem Forum des Landsraads und dem Haus Corrino wurde bestimmt, dass der Imperator entweder seine sofortige Unterstützung zusagt oder eine Notsitzung des Sicherheitsrats einberuft, damit sich dieses Gremium mit der Angelegenheit befasst. Wenn Ihr Vater keine unverzüglichen Maßnahmen einleitet, hat der ixianische Botschafter das Recht, sich direkt an den Rat zu wenden.«

»Den Sicherheitsrat?« Elrood verzog das Gesicht und blickte zuerst Hesban, dann Fenring hilfesuchend an. »Auf welches Gesetz beruft sich diese verfluchte Frau?«

»Paragraph dreißig, Abschnitt sechs, Punkt drei der Großen Konvention.«

»Und was besagt es?«

Hesban holte tief Luft. »Das Gesetz regelt den Fall eines Krieges zwischen verschiedenen Häusern, wenn eine der beteiligten Parteien ein Hilfegesuch an den Imperator gestellt hat. Die Regelung soll verhindern, dass der Imperator Partei ergreift. In solchen Angelegenheiten müsst Ihr als neutraler Schiedsmann auftreten. Neutral, aber nicht untätig.« Er scharrte mit den Füßen. »Hoheit, ich fürchte, ich verstehe nicht, warum euch an einer Verzögerung gelegen ist. Ihr habt doch bestimmt nicht vor, die Partei der... *Tleilaxu* zu ergreifen!«

»Es gibt viele Dinge, die Sie nicht verstehen, Aken«, sagte der Imperator. »Tun Sie einfach, worum ich Sie bitte.« Der Kammerherr schien betroffen.

»Hmmmm.« Fenring ging hinter dem hohen Sessel auf und ab, dann schnappte er sich eine gezuckerte Frucht-

waffel von einem Tablett. »Theoretisch ist die Kurierin im Recht, Eure Hoheit. Es ist Euch nicht gestattet, die Sache ein oder zwei Tage hinauszuzögern. Aber im Gesetz heißt es außerdem, das die Sitzung des Sicherheitsrats nicht beendet werden kann, bevor ein Entschluss gefasst wurde.« Fenring legte einen Finger an die Lippen, während er nachdachte. »Die verfeindeten Parteien und ihre Vertreter haben das Recht, daran teilzunehmen. Die Ixianer könnten sich sowohl durch die Raumgilde als auch Botschafter Pilru vertreten lassen – der, wie ich hinzufügen möchte, einen Sohn hat, dessen Leben zur Zeit durch die Revolte auf Ix bedroht wird, und einen weiteren, der vor kurzem in die Gilde aufgenommen wurde.«

»Sie sollten außerdem hinzufügen, dass die Frau des Botschafters bei der Revolte getötet wurde«, sagte Hesban. »Menschenleben stehen auf dem Spiel.«

»Angesichts unserer Pläne, den Tleilaxu die ixianischen Anlagen zu überlassen, wäre es besser, auch die Gilde aus dieser Sache herauszuhalten«, meldete sich Shaddam zu Wort.

»Pläne?« Der Kammerherr reagierte bestürzt, als er erfahren musste, dass er nicht über dieses wichtige Thema informiert war. Er wandte sich an Elrood. »Welche Pläne, Eure Majestät?«

»Später, Aken.« Der Imperator runzelte die Stirn. Er rückte sich unbehaglich auf dem Sessel zurecht und zerrte an den Gewändern über seiner eingefallenen Brust. »Diese verdammte Metze!«

»Die Gildevertreter warten zusammen mit ihr unten im Saal«, drängte Hesban. »Botschafter Pilru verlangt, dass Ihr ihn empfangt. In kürzester Zeit werden die anderen Häuser von diesen Vorgängen erfahren, und dann werden auch sie darauf bestehen, dass Maßnahmen ergriffen werden – vor allem jene Häuser, die im Vorstand der MAFEA sitzen. Die Revolte auf Ix wird enorme ökonomische Auswirkungen haben, zumindest in naher Zukunft.«

»Bringen Sie mir die Gesetze und zwei Mentaten, die un-

abhängig voneinander Analysen erstellen sollen. Suchen Sie einen Weg, der uns aus diesem Dilemma herausführt!« Der Imperator schien durch die Krise plötzlich neue Tatkraft gewonnen zu haben. »Das Haus Corrino darf die Übernahme von Ix durch die Tleilaxu nicht verhindern. Unsere Zukunft hängt davon ab.«

»Wie... Ihr wünscht, Hoheit.« Hesban verbeugte sich und entfernte sich mit wehenden dunkelblauen Gewändern. Er hatte immer noch nicht alles verstanden, aber er war gewillt, seine Befehle auszuführen.

Minuten später betrat ein Hausdiener das Vorzimmer und brachte einen Projektor und einen ovalen Sichtschirm aus Schwarzplaz. Mit eifriger Geschäftigkeit baute er den Apparat auf einem Tisch auf. Fenring rückte ihn etwas zur Seite, damit der Imperator einen besseren Blick hatte.

Hesban kehrte zurück, begleitet von zwei Mentaten, deren Lippen vom Sapho-Saft rot gefärbt waren. Draußen vor der Tür hielt die Elitewache der Sardaukar mehrere Repräsentanten zurück, die lauthals Zutritt verlangten. Im Lärm war deutlich die helle, aufgeregte Stimme des ixianischen Botschafters zu identifizieren.

Fenring rief die auf Shigadraht gespeicherten Daten ab, während Kammerherr Hesban den zwei imperialen Mentaten eine Zusammenfassung der Ereignisse und des Problems gab. Bilder erschienen über dem Tisch – schwarze Worte in gedrucktem Galach. Shaddam hielt sich in der Nähe seines Freundes und starrte in die Tiefen des Gesetzes, als könnte er dort eine Feinheit entdecken, die allen anderen entgangen war.

Beide Mentaten standen reglos da, den Blick in die Ferne gerichtet, während sie mit ihrer juristischen Analyse beschäftigt waren. »Zunächst«, sagte einer, »sollten wir einen Blick auf Abschnitt sechs Punkt drei werfen.«

Die Worte rollten verschwommen durch das Projektorfeld, dann hielt die Bewegung auf einer bestimmten Seite an. Einer der Abschnitte war rot markiert, dann erschien eine zweite Holokopie der Seite in der Luft. Das Duplikat

schwebte zum Schoß des Imperators, damit er sowie die anderen den Text ohne Probleme lesen konnten.

»Nichts zu machen«, sagte der zweite Mentat. »Verweis auf Paragraph zwölf Punkt achtundsiebzig Band drei.«

Elrood beugte sich vor uns las den Gesetzestext. Dann bewegte er eine Hand durch die Seite, worauf sie verschwand. »Verdammte Gilde!«, sagte er. »Wir werden sie in die Knie zwingen, sobald wir...« Fenring räusperte sich lautstark, bevor der Imperator zu viel von seinen Gedanken offenbaren konnte.

Der Holoprojektor suchte erneut, während die Mentaten verstummten. Kammerherr Hesban trat näher, um die Seiten studieren zu können, die vor ihm schwebten.

»Zur Hölle mit diesen Gesetzen! Am liebsten würde ich sie mit Atomwaffen ausradieren!«, tobte Elrood weiter. »Herrsche ich nun über das Imperium oder nicht? Ich soll mich dem Landsraad fügen und es vermeiden, der Gilde auf die Füße zu treten... ein Imperator sollte es nicht nötig haben, sich anderen Mächten zu beugen.«

»Völlig richtig, Hoheit«, räumte Hesban ein. »Aber wir sind in ein Netz aus Verträgen und Allianzen eingebunden.«

»Da hätten wir vielleicht etwas«, sagte Fenring schließlich. »Djihad-Anhang neunzehn Punkt null-null-vier.« Er hielt kurz inne. »In Angelegenheiten, die Butlers Djihad und die anschließend vereinbarten Richtlinien betreffen, besitzt der Imperator zusätzliche Freiheiten, Entscheidungen hinsichtlich der Bestrafung jener zu treffen, die das Verbot von Denkmaschinen verletzen.«

Die eingefallenen Augen des Imperators hellten sich auf. »Aah, und weil es hier um die Frage einer möglichen Verletzung durch die Ixianer geht, haben wir dadurch vielleicht eine legale Grundlage, mit ›aller gebotenen Vorsicht‹ vorzugehen. Vor allem, seit wir in jüngster Zeit beunruhigende Berichte über die Entwicklung bestimmter Maschinen erhalten haben.«

»Haben wir?«, fragte der Kammerherr.

»Gewiss. Erinnern Sie sich an die selbstlernenden Kampfmaschinen auf dem Schwarzmarkt? Dieser Punkt verlangt nach einer genaueren Prüfung.«

Shaddam und Fenring blickten sich lächelnd an. Sie alle wussten, dass sich dieser Vorwurf vermutlich nicht für längere Zeit aufrechterhalten ließ, aber vorläufig benötigte Elrood nur einen stichhaltigen Grund für die Verzögerung. Die Tleilaxu würden ihren Feldzug in ein oder zwei Tagen abgeschlossen haben. Ohne Unterstützung von außen hatte das Haus Vernius keine Chance.

Hesban studierte den exakten Wortlaut in Galach. »Nach diesem Anhang ist der Padischah-Imperator der ›Heilige Hüter des Djihad‹ und hat als solcher die Aufgabe, für die Durchsetzung der Ideen des Djihad zu sorgen.«

»Ja, gut. In diesem Fall könnten wir verlangen, dass uns der Tleilaxu-Botschafter die angeblichen Beweise vorlegt, und dann Pilru eine Frist gewähren, in der er uns antworten soll.« Shaddam hielt inne, um zu sehen, ob Fenring seine Worte unterstützte. »Am Ende des Tages könnte der Imperator den Befehl ausgeben, die Feindseligkeiten vorläufig einzustellen.«

»Aber dann wird es zu spät sein«, sagte Kammerherr Hesban.

»Genau. Ix wird fallen, und niemand kann etwas dagegen tun.«

34

Wie viele andere kulinarische Delikatessen ist die Rache ein Gericht, das am besten nach einer langen und sorgsamen Zubereitung in aller Ruhe genossen wird.

Imperator Elrood IX.,
Erkenntnisse auf dem Totenbett

Eine halbe Stunde später verfolgte Shaddam, wie die rivalisierenden Botschafter zu einer Privataudienz, bei der »die Angelegenheit geklärt« werden sollte, in das Vorzimmer des Imperators traten. Auf Fenrings Vorschlag hin hatte er sich umgezogen und trug nun eine militärische Uniform mit dezenten Rangabzeichen, um den Anschein der Autorität zu erwecken, während sein Vater weiterhin ungepflegt wirkte.

Der ixianische Botschafter hatte ein breites, fleischiges Gesicht mit rosafarbenen Wangen. In seinem Serge-Anzug mit dem weiten Revers und dem flauschigen Kragen wirkte sein gesamter Körper zerknittert. Sein dünnes graues Haar war in großer Eile gekämmt worden. Da er einräumen musste, dass er mit dem Krisenzustand auf Ix nicht persönlich vertraut war, hatte er die Kurierin Yuta Brey als Augenzeugin mitgebracht.

Der einzige Tleilaxu-Delegierte, den man hatte auftreiben können, war Mofra Tooy, ein Mann von kleiner Gestalt mit verlotterter orangeroter Frisur und gräulicher Haut. Er schien vor kaum unterdrückter Wut zu kochen, während seine kleinen dunklen Augen Löcher in seinen ixianischen Widersacher bohrten. Tooy hatte genaue Anweisungen erhalten, was er sagen sollte.

Botschafter Pilru stand noch unter dem Schock der Neuigkeiten und begriff erst allmählich, dass seine Frau S'tina ums Leben gekommen war. All das erschien ihm so un-

wirklich. Wie ein Alptraum. Er trat unruhig von einem Bein auf das andere, besorgt um das Schicksal seiner Welt, um seine Stellung und seinen vermissten Sohn C'tair. Der Blick des Botschafters huschte durch den Raum und suchte unter den Beratern des Imperators nach Unterstützung. Doch überall stieß er nur auf unerbittliche Gesichter, was ihm einen eiskalten Schauer verursachte.

Zwei Repräsentanten der Gilde hielten sich im Hintergrund des Vorzimmers auf. Ihre Mienen waren völlig ausdruckslos. Der eine hatte ein rotes Gesicht mit vielen Narben. Der Schädel des anderen war missgestaltet, mit einem Auswuchs am Hinterkopf. Shaddam hatte schon zuvor ähnliche Menschen gesehen, die eine Ausbildung zum Gilde-Navigator begonnen, aber letztlich den harten Anforderungen des Auswahlverfahrens nicht standgehalten hatten.

»Zuerst werden wir Mofra Tooy anhören«, sagte der Imperator mit krächzender Stimme. »Wir möchten, dass er uns den Verdacht erläutert, den sein Volk hegt.«

»Und warum sie Maßnahmen von solch beispielloser Grausamkeit ergriffen haben!«, warf Pilru ein. Doch alle anderen ignorierten seinen Wutausbruch.

»Wir haben illegale Aktivitäten auf Ix festgestellt«, begann der Tleilaxu mit kindlicher Stimme. »Die Bene Tleilax waren der Ansicht, das unverzüglich etwas unternommen werden musste, um dieser Geißel entgegenzutreten, bevor das Imperium erneut heimtückischer Maschinenintelligenz zum Opfer fallen konnte. Wenn wir abgewartet hätten, wäre die Menschheit vielleicht einer jahrtausendelangen Versklavung unterworfen worden. Wir hatten keine Wahl – wir haben getan, was getan werden musste.«

»Lügner!«, grollte Pilru. »Wer hat Sie ermächtigt, ein Urteil zu vollstrecken, das Sie ohne Einhaltung des Rechtsweges gefällt haben? Sie haben nicht einmal einen Beweis, weil es keine illegalen Aktivitäten auf Ix gegeben hat. Wir haben uns streng an alle Richtlinien des Djihad gehalten.«

Tooy verhielt sich bemerkenswert ruhig für einen Tleilaxu, als er den Blick nicht von den Vertretern des Impe-

riums abwandte, als wäre es unterhalb seiner Würde, auf Pilru zu reagieren. »Wir haben die notwendigen Maßnahmen ergriffen, bevor die Beweise vernichtet werden konnten. Haben wir denn gar nichts aus der Großen Revolte gelernt? Wenn sie einmal aktiviert wurde, kann es geschehen, dass eine Maschinenintelligenz nicht mehr kontrolliert werden kann. Und sie kann die Fähigkeit entwickeln, sich zu reproduzieren und wie ein Lauffeuer zu verbreiten. Ix ist die Quelle aller denkenden Maschinen. Wir Tleilaxu haben lediglich den heiligen Krieg fortgesetzt, um das Universum vor diesem Feind zu bewahren.« Obwohl Botschafter Pilru zwei Köpfe größer war als er, schrie Tooy ihn an: »Djihad! Djihad!«

»Schaut Euch das an, Hoheit«, sagte Pilru und wich bestürzt einige Schritte zurück. »Ein solches Verhalten ist völlig ungebührlich.«

»*Du sollst keine Maschine nach deinem geistigen Ebenbilde machen*«, erwiderte der Tleilaxu. »Sie und das Haus Vernius sind auf ewig wegen Ihrer Sünden verdammt!«

»Beruhigen Sie sich.« Elrood unterdrückte meisterschaftlich ein Grinsen und gab Tooy durch eine Geste zu verstehen, dass er wieder seine ursprüngliche Position einnehmen sollte. Widerstrebend tat der kleinwüchsige Delegierte wie befohlen.

Pilru und die ixianische Kurierin berieten sich leise, bevor der Botschafter sagte: »Ich bitte Ihre Hoheit, den Imperator, um den Beweis für eine solche Verletzung der Verbote. Die Bene Tleilax haben in völlig unangemessener Weise agiert und unsere ökonomischen Grundlagen zerstört, ohne ihre Vorwürfe zuerst dem Landsraad vorzutragen.« Schnell fügte er hinzu: »Oder dem Imperator.«

»Die Beweise werden zusammengestellt«, entgegnete Tooy. »Und sie werden das wahre Motiv hinter den kriminellen Aktionen offenbaren, die von den Ixianern begangen wurden. Ihre Gewinne haben sich verringert, was Ihre Mitgliedschaft in der MAFEA gefährdete.«

Aha, dachte Shaddam und tauschte einen Blick mit Hasi-

mir Fenring aus. *Er meint die Berichte, die wir so geschickt gefälscht haben!* Niemand konnte Dokumente so meisterhaft manipulieren wie Fenring.

»Diese Behauptungen sind offenkundig falsch«, sagte Pilru. »Wir erzielen höhere Gewinne als je zuvor, insbesondere mit unserem neuen Heighliner-Modell. Fragen Sie einfach die Gilde. Ihr Volk hatte kein Recht, mit derartig aggressiven Maßnahmen...«

»Wir hatten allein schon das *moralische* Recht dazu, um das Imperium vor einer neuen Epoche der Maschinenherrschaft zu bewahren. Wir haben Ihre Täuschungen durchschaut, mit denen Sie ihr eigentliches Motiv verschleiern wollten – die Produktion neuer Denkmaschinen. Ist Ihr Profit wichtiger als das Wohlergehen der gesamten Menschheit? Sie haben Ihre Seelen verkauft!«

Pochende Adern traten an Pilrus Schläfen hervor, dann verlor er jede diplomatische Besonnenheit. »Sie kleiner mieser Lügner, das alles ist eine einzige Lügengeschichte!« Er wandte sich an Elrood. »Hoheit, ich verlange, dass Ihr Eure Sardaukar nach Ix schickt, um zu intervenieren und unser Volk vor der illegalen Invasion durch die Bene Tleilax zu schützen. Wir haben keine Gesetze gebrochen.«

»Ein Verstoß gegen Butlers Djihad ist ein schwerwiegender Verstoß«, sagte der Imperator in nachdenklichem Tonfall, obwohl es ihm in Wirklichkeit völlig gleichgültig war. Er hielt sich die Hand vor den Mund, als er erneut husten musste. »Eine solche Anklage dürfen wir nicht auf die leichte Schulter nehmen. Denken Sie nur an die Konsequenzen...« Elrood sprach absichtlich langsam, was Shaddam äußerst amüsant fand. Der Kronprinz musste sich eingestehen, dass es durchaus einiges gab, das er an seinem Vater bewunderte. Trotzdem hatte Elrood seine besten Jahre hinter sich, und es wurde Zeit, dass frisches Blut an seine Stelle trat.

Die Kurierin meldete sich zu Wort. »Imperator Elrood, die Tleilaxu versuchen Zeit zu schinden, während die Kämpfe auf Ix weitertoben. Setzt Eure Sardaukar-Truppen

ein, um einen Waffenstillstand zu erzwingen, dann können beide Seiten ihre Vorwürfe und Beweise einem Gericht vorlegen.«

Der Imperator hob die Augenbrauen und blickte sie über seine dünne Nase hinweg an. »Als simpler Kurier sind Sie nicht befugt, uns irgendwelche Vorschläge zu unterbreiten.« Er warf den Sardaukar-Wachen einen knappen Blick zu. »Schaffen Sie diese Frau hinaus.«

Die Verzweiflung verlieh ihrer Stimme einen schrillen Tonfall. »Verzeihung, Hoheit, aber ich bin von allen Anwesenden am besten mit der Krise auf Ix vertraut, und Graf Vernius hat mich angewiesen, alle notwendigen Schritte zu unternehmen. Wir verlangen, dass die Bene Tleilax unverzüglich ihre Beweise vorlegen oder ihre Truppen zurückziehen. Sie haben überhaupt keine Beweise. Das alles ist lediglich eine Hinhaltetaktik!«

»Wann können Sie mir die Beweise vorlegen?«, fragte der Imperator an Tooy gewandt.

»Die *angeblichen* Beweise«, warf Pilru ein.

»In drei Standardtagen, Hoheit.«

Die Ixianer keuchten protestierend auf. »Aber, Hoheit, in diesem Zeitraum können sie ihre militärischen Eroberungen sichern – und nach Belieben jeden Beweis fabrizieren.« Pilrus Augen funkelten. »Sie haben bereits meine Frau ermordet, viele Gebäude zerstört... und mein Sohn wird vermisst. Bitte lasst es nicht zu, dass sie noch *drei Tage lang* ungestört weiterwüten können!«

Der Imperator dachte darüber nach, während es still im Hofstaat wurde. »Wir sind sicher, dass Sie die Unannehmlichkeiten maßlos überzeichnen, um uns zu einer raschen Entscheidung zu drängen. In Anbetracht der Schwere der erhobenen Vorwürfe neigen wir dazu, auf die Beweise zu warten.« Er warf seinem Kammerherrn einen Blick zu. »Was sagen Sie, Aken? Entspricht eine solche Vorgehensweise den imperialen Gesetzen?«

Hesban murmelte Zustimmung.

Elrood nickte Pilru zu, als würde er ihm einen großen

persönlichen Gefallen erweisen. »Wir denken jedoch, dass uns die Beweise in zwei statt drei Tagen vorliegen sollten. Liegt das im Bereich des Möglichen, Botschafter Tooy?«

»Es könnte schwierig werden, Hoheit, aber... wir werden uns bemühen, Eurem Wunsch zu entsprechen.«

Pilru war entgeistert und wurde rot vor Wut. »Hoheit, wie könnt Ihr nur die Partei dieser... *dreckigen Tleilaxu* ergreifen?«

»Botschafter, verschonen Sie uns mit Ihren Vorurteilen. Ich versichere Ihnen, dass wir den höchsten Respekt vor Ihrem Grafen haben... und natürlich auch vor seiner Lady Shando.«

Shaddam blickte sich zu den Gildevertretern im Hintergrund des Raumes um. Sie unterhielten sich leise in einer Geheimsprache. Schließlich nickten sie sich gegenseitig zu. Eine Verletzung der Großen Konvention war auch für sie eine ernsthafte Angelegenheit.

»Aber in zwei Tagen wird mein Heimatplanet verloren sein.« Pilru warf den Leuten von der Gilde einen hilfesuchenden Blick zu, aber sie blieben stumm und verweigerten jeden Augenkontakt.

»Das dürft Ihr nicht tun – damit verurteilt Ihr unser Volk zum Tod!«, schrie Yuta Brey den Imperator an.

»Ihr Verhalten ist impertinent – genauso wie das von Dominic Vernius! Stellen Sie unsere Geduld nicht weiter auf die Probe.« Elrood wandte sich mit ernster Miene an den Vertreter der Tleilaxu und befahl ihm: »Botschafter Tooy, bringen Sie mir die Beweise – die *eindeutigen* Beweise – innerhalb von zwei Tagen. Andernfalls ziehen Sie ihre Kräfte von Ix zurück.«

Mofra Tooy verbeugte sich. Den Gildevertretern blieb verborgen, dass für einen kurzen Moment ein Lächeln um seine Mundwinkel spielte.

»Also gut«, sagte der ixianische Botschafter, der inzwischen vor Wut zitterte. »Hiermit verlange ich die sofortige Einberufung des Sicherheitsrats des Landsraads.«

»So soll es sein, ganz nach dem Buchstaben des Gesetzes«,

sagte Elrood. »Wir haben bereits Maßnahmen ergriffen, die nach meinem Dafürhalten zum Wohl des Imperiums notwendig sind. Mofra Tooy wird in zwei Tagen vor den Rat treten, und Sie können dort ebenfalls ihre Beschwerden vorbringen. Wenn Sie in der Zwischenzeit zu Ihrem Heimatplaneten zurückkehren möchten, werden wir Ihnen einen Express-Heighliner zur Verfügung stellen. Aber wir möchten Sie warnen, Botschafter – wenn all diese Vorwürfe berechtigt sein sollten, wird das Haus Vernius dafür büßen.«

* * *

Dominic Vernius wischte sich den Schweiß von der Glatze und musterte seinen Botschafter. Pilru, der auf schnellstem Wege von Kaitain angereist war, hatte ihm soeben schockierende Neuigkeiten überbracht. Der Mann wartete nur darauf, im Chaos der unterirdischen Stadt nach seinem vermissten Sohn suchen zu können, obwohl er sich noch keine Stunde auf dem Planeten aufhielt. Der Graf und die Lady hatten sich in einer Kommandozentrale tief in der Höhlendecke mit ihm getroffen, da sich das transparente Büro im Großen Palais während eines Krisenfalls schlecht verteidigen ließ. Ständig waren Maschinengeräusche zu hören, wenn Rohrbahnen ixianische Truppen und Material durch die Katakomben in der Planetenkruste beförderten.

Die Verteidigungsschlacht war nicht sehr günstig verlaufen. Durch gezielte Sabotage und sorgsam vorbereitete Engpässe kontrollierten die Tleilaxu nun den größten Teil der Unterwelt, während die Ixianer in immer kleinere Bereiche zurückgedrängt wurden. Die aufständischen Suboiden waren den belagerten Verteidigungskräften zahlenmäßig weit überlegen, was die Tleilaxu weidlich zu ihrem Vorteil ausnutzten, da sie die blasshäutigen Arbeiter ohne große Schwierigkeiten beeinflussen konnten.

»Elrood hat uns verraten, meine Liebe«, sagte Dominic und nahm seine Frau in die Arme. Sie besaßen nur noch die verdreckte Kleidung, die sie am Leib trugen, und ein paar

Schätze des Hauses, die sie hatten retten können. Doch jetzt hatte Dominic endlich verstanden, was geschah. »Ich wusste, dass der Imperator mich hasst, aber ich habe niemals gedacht, dass er sich so niederträchtig verhalten könnte – nicht einmal er. Wenn ich es nur beweisen könnte!«

Lady Shando wirkte bleicher und zerbrechlicher als jemals zuvor, obwohl ihre Augen mit eiserner Entschlossenheit funkelten und sie tief durchatmete. Winzige Fältchen um ihre hübschen Augen und in den Mundwinkeln waren die einzigen Anzeichen ihres fortgeschrittenen Alters und erinnerten Dominic daran, dass er für jeden Tag dankbar sein musste, der von ihrer Schönheit, ihrer Liebe und ihrem bezaubernden Wesen erfüllt war. Sie trat an seine Seite und griff nach seinem Arm. »Vielleicht sollte ich zu ihm gehen und mich seiner Gnade überantworten. Dann könnte er Vernunft annehmen, wenn er nur noch ein paar gute Erinnerungen an mich hat...«

»Das würde ich niemals erlauben. Inzwischen hasst er dich und nimmt mir übel, dass ich dich geheiratet habe. Roody hat kein Mitleid mehr.« Dominic ballte die Hände zu Fäusten und suchte im Gesicht des Botschafters, doch er fand darin keine Spur von Hoffnung. Er wandte sich wieder Shando zu und sagte: »Wie ich ihn kenne, hat er eine so komplexe Intrige gesponnen, dass er sich gar nicht mehr zurückziehen kann, selbst wenn er es wollte. Wir werden niemals Reparationszahlungen erhalten, selbst wenn wir diesen Krieg gewönnen. Man wird das Vermögen meiner Familie einziehen und mir jegliche Macht nehmen.« Er senkte die Stimme und versuchte, seine Hoffnungslosigkeit nicht zu zeigen. »Und das alles nur, um sich an mir zu rächen, weil ich ihm vor langer, langer Zeit eine Frau weggenommen habe.«

»Ich werde alles tun, was du von mir verlangst, Dominic«, sagte sie leise. »Du hast mich zu deiner Frau gemacht, nicht nur zu deiner Konkubine. Ich habe dir immer gesagt...« Sie verstummte.

»Ich weiß, meine Liebe.« Er drückte ihre Hand. »Auch ich

würde alles für dich tun. Ich würde es niemals ungeschehen machen wollen... selbst jetzt nicht.«

»Ich warte auf Ihre Befehle, Mylord«, sagte Botschafter Pilru aufgewühlt. Sein Sohn C'tair war irgendwo da draußen, versteckte sich, kämpfte oder war vielleicht schon tot.

Dominics Kiefermuskeln arbeiteten. »Offenbar ist die Vernichtung des Hauses Vernius beschlossene Sache, und es gibt nur noch eine Alternative. All die gefälschten Vorwürfe bedeuten nichts, und der Schutzmantel aus Gesetzen wird schon bald zerreißen. Der Imperator hat die Absicht, uns auszulöschen, und wir können uns nicht gegen das Haus Corrino verteidigen. Schon gar nicht gegen einen solchen Verrat. Ich bezweifle nicht, dass der Landsraad eine Entscheidung hinauszögert, um sich dann auf die Kriegsbeute zu stürzen.« Er reckte die breiten Schultern und richtete sich auf. »Wir nehmen unsere Familien-Atomwaffen und Schilde mit und fliehen aus der Reichweite des Imperiums.«

Pilru unterdrückte einen Aufschrei. »Wir werden... zu Renegaten, Mylord? Was ist mit uns, mit allen anderen?«

»Bedauerlicherweise bleibt uns keine andere Wahl, Cammar. Es ist unsere einzige Möglichkeit, mit dem Leben davonzukommen. Ich möchte, dass Sie sich an die Gilde wenden und ein Fluchtschiff anfordern. Werfen Sie jeden Gefallen in die Waagschale, den sie uns schuldig sind. Die Gilde hat Ihre Audienz vor dem Imperator beobachtet, also kennt sie unsere Situation. Sagen Sie, dass wir auch unsere Streitmacht mitnehmen wollen - das wenige, was uns davon noch geblieben ist.« Dominic ließ den Kopf hängen. »Ich hätte nie gedacht, dass es jemals dazu kommen könnte... aus unserer Stadt und von unserer Welt vertrieben...«

Der Botschafter nickte steif, dann trat er durch ein schimmerndes Schutzfeld nach draußen.

Eine Wand der Einsatzzentrale zeigte auf vier Projektionsflächen Szenen von erbitterten Kämpfen, die überall auf dem Planeten stattfanden. Farbbilder, die von mobilen Kom-Augen übertragen wurden. Die ixianischen Verluste stiegen zusehends.

Dominic schüttelte den Kopf und sagte: »Jetzt müssen wir mit unseren engsten Freunden und Dienern reden, um sie über die Gefahren zu informieren, die sie erwarten, wenn sie uns begleiten. Es wird viel schwieriger und riskanter sein, mit uns zu fliehen, als sich von den Tleilaxu unterjochen zu lassen. Wir werden niemanden zwingen, uns zu begleiten, wir nehmen ausschließlich Freiwillige mit. Wenn wir zu einem abtrünnigen Haus geworden sind, werden alle Mitglieder und Anhänger unserer Familie keine Ruhe vor Kopfjägern finden.«

»Schrecklich«, sagte Shando voller Sorge und Wut. »Wir beide müssen uns trennen, Dominic – um ihnen die Jagd zu erschweren und unsere Überlebenschancen zu erhöhen.«

An der Wand erloschen zwei Bildflächen, als die Tleilaxu die entsprechenden Kom-Augen fanden und zerstörten.

Dominic sprach mit sanfterer Stimme weiter. »Später, wenn unser Haus rehabilitiert ist und wir unseren Planeten zurückbekommen haben, werden wir uns daran erinnern, was hier getan und gesagt wurde. Dieser Augenblick ist Geschichte. Die Zuspitzung des Dramas. Ich will dir eine kleine Geschichte erzählen, einen ganz ähnlichen Fall.«

»Ich höre deine Geschichten so gerne«, sagte sie mit einem zärtlichen Lächeln auf dem starken und doch so feinen Gesicht. Ihre haselnussbraunen Augen tanzten. »Also gut, was werden wir unseren Enkelkindern erzählen?«

Vorübergehend wurde er durch einen neuen Riss in der Decke abgelenkt, durch den Wasser drang und an einer Wand herunterlief. »Einst war Salusa Secundus die Hauptwelt des Imperiums. Weißt du, warum man den Sitz des Imperators nach Kaitain verlegte?«

»Wegen irgendwelcher Probleme mit Atomwaffen«, sagte sie. »Salusa wurde völlig verwüstet.«

»In der offiziellen Version des Imperiums war es ein bedauerlicher Unfall. Aber das wird nur behauptet, weil das Haus Corrino niemanden auf dumme Gedanken bringen will. In Wahrheit war es eine andere Renegatenfamilie, ein Großes Haus, dessen Name aus den historischen Aufzeich-

nungen gelöscht wurde, dem es gelang, mit ihren Familien-Atomwaffen auf Salusa zu landen. In ihrer Verzweiflung bombardierten sie die Hauptstadt und lösten eine ökologische Katastrophe aus. Der Planet hat sich bis heute nicht davon erholt.«

»Ein offener Angriff mit Atomwaffen? Das wusste ich nicht.«

»Die Überlebenden schafften den Kaiserlichen Thron nach Kaitain, in ein anderes, besser gesichertes Sonnensystem, wo der junge Imperator Hassik III. eine neue Verwaltung aufbaute.« Als er die sorgenvolle Miene seiner Frau bemerkte, nahm er sie in die Arme und drückte sie an sich. »Wir lassen uns nicht unterkriegen, meine Liebe.«

An der Wand erloschen auch die letzten Bilder, als die übrigen Kom-Augen von den Tleilaxu aufgespürt wurden.

35

Das imperiale Recht kennt den Begriff des »individuellen Prinzips«, das jedoch nur selten angewandt wird. Demnach kann eine Person, die in einer extremen Gefahren- oder Nofallsituation ein Gesetz bricht, eine besondere Anhörung durch das Gericht verlangen, um die Notwendigkeit ihrer Handlungen zu erklären und zu verteidigen. Mehrere juristische Vorgänge sind von diesem Prinzip abgeleitet, z. B. die Drey-Jury, das Blinde Tribunal oder das Verwirkungsverfahren.

Gesetze des Imperiums: Kommentare

Trotz der katastrophalen militärischen Verluste infolge der überraschenden Revolte gab es auf Ix noch viele geheime Rückzugsmöglichkeiten. Vor Jahrhunderten, während der paranoiden Zeiten, kurz nachdem das Haus Vernius den Betrieb der Maschinen übernommen hatte, hatten zur Geheimhaltung verpflichtete Ingenieure ein nirgendwo registriertes Netzwerk aus abgeschirmten Räumen, Algenkammern und Verstecken angelegt, die durch raffinierte ixianische Techniken vor der Entdeckung geschützt waren. Ein Gegner würde Jahrhunderte benötigen, um sie alle aufzuspüren; selbst dem herrschenden Haus war nur noch etwa die Hälfte bekannt.

Geführt von Hauptmann Zhaz und einer Leibgarde verbargen sich Leto und Rhombur in einem Raum, dessen Wände mit Algen bedeckt waren. Sie hatten ihn durch eine Röhre erreicht, die senkrecht durch die Planetenkruste führte. Eine Routineüberprüfung würde nur die Lebensspuren der Algen entdecken, während der Rest der Kammer durch starke Dämpfungsfelder isoliert wurde.

»Wir müssen nur ein paar Tage hierbleiben«, sagte Rhombur, der sich anstrengte, zu seinem gewohnten Optimismus zurückzufinden. »Bis dann werden zweifellos die Truppen des Imperators oder des Landsraads eingetroffen sein, um uns zu helfen. Dann kann das Haus Vernius mit dem Wiederaufbau von Ix beginnen. Alles wird wieder in Ordnung kommen.«

Leto kniff die Augen zusammen, sagte aber nichts. Wenn sich sein Verdacht bestätigte, würde es erheblich länger dauern.

»Diese Kammer ist lediglich ein Treffpunkt, Meister Rhombur«, sagte Hauptmann Zhaz. »Wir warten hier auf den Grafen und folgen dann seinen Anweisungen.«

Rhombur nickte eifrig. »Ja, mein Vater weiß, was zu tun ist. Er befand sich schon häufig in schwierigen militärischen Situationen.« Er lächelte zuversichtlich. »Und einige Male zusammen mit deinem Vater, Leto.«

Leto schlug mit kräftiger Hand auf die Schulter des Prinzen, um ihm zu zeigen, dass er als Freund zu ihm stehen würde. Aber er wusste nicht, ob Dominic Vernius' Kampferfahrung auch eine verzweifelte Verteidigungssituation wie diese umfasste. Leto hatte eher den Eindruck gewonnen, dass Dominic seine vergangenen Triumphe hauptsächlich unter massivem Truppeneinsatz gegen versprengte Rebellengruppen errungen hatte.

Er erinnerte sich, was sein Vater zu ihm gesagt hatte – *informiere dich in einer schwierigen Situation über alle Details deiner Umgebung* – und nahm sich die Zeit, ihr Versteck gründlich zu inspizieren. Er suchte nach Fluchtwegen und Schwachstellen. Die Algenkammer war aus dem nackten Fels der Kruste gehauen worden, der nun mit einem dichten grünen Pelz bewachsen war, der die Luft mit einem säuerlichen, organischen Geruch sättigte. Das Schlupfloch bestand aus vier Zimmern und einer komfortablen Küche mit Überlebensvorräten. Als letzten Ausweg gab es ein Fluchtschiff, mit dem sich zumindest der Orbit erreichen ließ.

Reibungs- und geräuschlose Maschinen betrieben ein

Nullentropie-Lager in Zentrum der Kammer, um Lebensmittel und Getränke frisch zu halten. In anderen Behältern befanden sich Kleidung, Waffen, Filmbücher und raffinierte ixianische Spiele, um den Schutzsuchenden die Zeit zu vertreiben. Das endlose Warten konnte der schwierigste Aspekt dieses Exils sein, und die Langeweile war ein häufig unterschätzter Faktor während einer anhaltenden Isolation. Die Ixianer hatten jedoch alle Notwendigkeiten berücksichtigt.

Es war bereits Abend, wie ihre Chronos anzeigten. Zhaz stellte seine Wachen in den äußeren Korridoren und an der getarnten Eingangsluke auf. Rhombur betete eine endlose Litanei aus Fragen herunter, die der Hauptmann zum größten Teil nicht beantworten konnte: Wie stand es draußen in der Stadt? Durften sie hoffen, von Verbündeten der Ixianer befreit zu werden, oder würden die Invasionstruppen der Tleilaxu sie festnehmen? Oder gab es schlimmere Möglichkeiten? Würde ein Ixianer kommen, um Rhombur über den Tod seiner Eltern zu informieren? Warum hatten sich die anderen noch nicht am Treffpunkt eingefunden? Gab es eine Schätzung, wie viel von der Hauptstadt Vernii noch intakt geblieben war? Und wenn nicht, konnte es irgendjemand in Erfahrung bringen?

Er wurde unterbrochen, als eine Sirene vor einem Eindringling warnte. Jemand versuchte, die Kammer zu betreten.

Hauptmann Zhaz zog eine Fernbedienung hervor und drückte auf einen Knopf, um den Raum zu beleuchten und einen Videoschirm zu aktivieren. Leto sah drei vertraute Gesichter, die sich vor den Kom-Augen im äußeren Korridor drängten: Dominic Vernius und seine Tochter Kailea – mit zerrissenem Kleid und zerzaustem kupferrotem Haar – und schließlich Lady Shando, die von beiden gestützt wurde. Sie schien kaum noch bei Bewusstsein zu sein; ein Arm und die Rippen waren provisorisch bandagiert.

»Bitten um Erlaubnis, eintreten zu dürfen«, sagte Dominic, dessen Stimme blechern und krächzend vom Lautsprecher

wiedergegeben wurde. »Mach auf, Rhombur! Zhaz! Shando muss dringend medizinisch versorgt werden.« Seine Augen lagen in tiefen Schatten, seine Zähne wirkten unter dem buschigen Schnurrbart sehr weiß.

Rhombur Vernius eilte zu den Kontrollen, doch der Wachhauptmann packte ihn am Arm, um ihn zurückzuhalten. »Bei allen Heiligen und Sündern, vergessen Sie nicht die Gestaltwandler, junger Herr!« Leto erinnerte sich plötzlich daran, dass diese Agenten der Tleilaxu das Aussehen vertrauter Personen annehmen und auf diese Weise in die bestgesicherten Bereiche eindringen konnten. Leto hielt den anderen Arm des ixianischen Prinzen fest, während Zhaz das Kennwort abfragte. Schließlich erschien eine Botschaft auf dem Bildschirm des biometrischen Scanners. *Bestätigt: Graf Dominic Vernius.*

»Zutritt gestattet«, sagte Rhombur ins Mikrofon. »Kommt herein. Mutter, was ist geschehen?«

Kailea wirkte erschüttert, als hätte sich plötzlich der Boden vor ihren Füßen geöffnet und all ihre Pläne für die Zukunft verschlungen. Die Neuankömmlinge rochen nach Schweiß, Rauch und Furcht.

»Deine Schwester wollte die Suboiden ermahnen, wieder an die Arbeit zu gehen«, sagte Shando, und eine Spur von Humor trat in ihre schmerzvolle Miene. »Das war keine gute Idee.«

»Aber einige wollten es wirklich tun...« warf die junge Frau ein, während rote Zornesflecken zwischen den Rußspuren auf ihren Wangen erschienen.

»Bis einer eine Maula-Pistole zog und das Feuer eröffnete. Gut, dass der Mann nicht daran dachte, genau zu zielen.« Shando berührte die offene Wunde in ihrem Arm und zuckte vor Schmerz zusammen.

Dominic stieß die Wachen zur Seite und riss ein Medkit auf, um die Verletzungen seiner Frau zu versorgen. »Es ist gar nicht so schlimm, meine Liebe. Schon bald werde ich die Narben mit Küssen bedecken können. Aber du hättest dich niemals in solche Gefahr begeben dürfen.«

»Auch nicht, um Kailea zu retten?« Shando hustete, und Tränen funkelten in ihren Augen. »Du hättest dasselbe getan, um unsere Kinder zu schützen – selbst für Leto Atreides. Und wage nicht, mir zu widersprechen!«

Dominic wandte den Blick ab und nickte widerwillig. »Trotzdem regt es mich auf, wie nahe du dem Tod warst. Dann wäre mir nichts mehr geblieben, wofür ich hätte kämpfen können!« Er strich ihr übers Haar, und sie drückte seine Hand gegen ihre Wange.

»Doch, sehr viel, Dominic. Du hättest immer etwas, wofür es sich zu kämpfen lohnt.«

Als Leto das Gespräch verfolgte, erkannte er, was eine hübsche junge Konkubine dazu getrieben hatte, ihren Imperator zu verlassen, und warum ein Kriegsheld Elroods Zorn in Kauf genommen hatte, nur um sie heiraten zu können.

Draußen im verborgenen Korridor gingen die Soldaten wieder in Stellung und verriegelten die Zugangstür. Auf dem Überwachungsbildschirm sah Leto die anderen, die ein gewalttätiges Vordringen der Rebellen abwehren sollten und Laskanonen, Sensoren und sonische Verteidigungswaffen im Zugangstunnel aufbauten.

Rhombur war erleichtert, endlich seine Familie wiederzusehen, und umarmte Mutter, Vater und Schwester. »Alles wird wieder gut«, sagte er. »Ihr werdet sehen.«

Lady Shando wirkte trotz ihrer Verwundungen stolz und tapfer, obwohl salzige Spuren unter ihren Augen verrieten, dass sie Tränen vergossen hatte. Kailea blickte sich befangen zu Leto um, dann schlug sie die Augen nieder. Sie machte nun einen geschlagenen und zerbrechlichen Eindruck, nachdem sie ihre bisherige Unnahbarkeit verloren hatte. Er hätte sie gerne getröstet, aber er wagte es nicht. Im Augenblick schien alles zu unsicher, zu furchteinflößend.

»Uns bleibt nicht mehr viel Zeit, Kinder«, sagte Dominic und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Die Situation verlangt nach verzweifelten Maßnahmen.« Sein kahlgeschorener Schädel war mit fremdem Blut beschmiert – dem

eines Freundes oder Feindes? fragte sich Leto. Das zerfetzte Helix-Symbol baumelte an seinem Revers.

»Dann ist jetzt nicht die Zeit, uns *Kinder* zu nennen«, sagte Kailea mit überraschender Kraft. »Wir wissen, dass dieser Kampf kein Spiel ist.«

Rhombur stand aufrecht und in selbstbewusster Haltung neben seinem breitschultrigen Vater. Er wirkte plötzlich gar nicht mehr verhätschelt und füllig. »Und wir werden mithelfen, Ix zurückzuerobern. Vernii ist unsere Stadt, wir dürfen sie nicht aufgeben.«

»Nein, ihr drei werdet hierbleiben.« Dominic hob die breite, schwielige Hand, um Rhomburs Protest schon im Keim zu unterdrücken. »Die höchste Priorität hat die Sicherheit der Erben. Über diesen Punkt wird nicht diskutiert. Jeder Widerspruch hält mich nur länger von meinen Leuten fern, und im Augenblick sind sie dringend auf meine Führung angewiesen.«

»Ihr seid noch zu jung zum Kämpfen«, sagte Shando zu Rhombur und Leto. Ihr zartes Gesicht war hart und unerschütterlich geworden. »Ihr seid die Zukunft eurer beiden Häuser.«

Dominic kam zu Leto und schaute ihm in die Augen, als würde er den Atreides-Sohn erstmals als Mann betrachten. »Leto, dein Vater könnte es mir nie verzeihen, wenn seinem Jungen etwas zustoßen würde. Wir haben bereits eine Nachricht an den alten Herzog geschickt und ihn über die Lage in Kenntnis gesetzt. In seiner Antwort hat dein Vater Unterstützung versprochen und eine Rettungsmission auf den Weg geschickt, die dich, Rhombur und Kailea nach Caladan in Sicherheit bringen soll.« Dominic legte seinen beiden Kindern die Hände auf die Schultern – Kindern, denen plötzlich sehr viel abverlangt wurde. »Herzog Atreides wird euch beschützen und euch Zuflucht gewähren. Mehr kann er im Augenblick nicht tun.«

»Das ist lächerlich«, sagte Leto mit blitzenden Augen. »Sie sollten ebenfalls im Haus Atreides Zuflucht suchen, Mylord. Mein Vater würde Sie niemals abweisen.«

Dominic lächelte matt. »Paulus würde zweifellos so han-

deln, wie du sagst – aber ich kann nicht mit euch fliehen, weil es für meine Kinder das Verderben wäre.«

Rhombur warf seiner Schwester einen erschrockenen Blick zu. Lady Shando nickte, bevor sie das Wort ergriff. Offenbar hatten sie und ihr Mann längst über alle Möglichkeiten diskutiert. »Rhombur, wenn ihr beide, du und Kailea, im Exil auf Caladan lebt, seid ihr vermutlich vor unseren Feinden in Sicherheit, weil ihr ohnehin keinen Einfluss auf die Dinge mehr habt. Ich schätze, dass diese blutige Revolte mit kaiserlicher Unterstützung angezettelt wurde, und nun ist alles wie geplant verlaufen.«

Rhombur und Kailea starrten sich ungläubig an. »Kaiserliche Unterstützung?«

»Ich habe keine Ahnung, warum der Imperator Ix in seine Gewalt bringen will«, sagte Dominic, »aber Elroods Groll richtet sich gegen mich und eure Mutter. Wenn ich mit euch Zuflucht im Haus Atreides suche, stehen wir alle auf der Abschussliste der Kopfjäger. Unsere Feinde werden irgendeinen Grund finden, um Caladan anzugreifen. Nein, eure Mutter und ich müssen einen Weg finden, um euch aus der Schusslinie zu halten.«

Rhombur war entrüstet; seine blasse Haut rötete sich. »Wir können uns hier noch eine Weile halten, Vater. Ich will dich nicht im Stich lassen.«

»Es ist beschlossene Sache, mein Sohn. Alles wurde bereits arrangiert. Abgesehen von der Rettungsaktion des Hauses Atreides wird uns niemand zu Hilfe kommen – keine imperialen Sardaukar, die uns zur Seite stehen, keine Armeen des Landsraads, um die Tleilaxu zurückzuschlagen. Die Suboiden sind ihre Marionetten. Wir haben Hilfegesuche an alle Großen Häuser und den Landsraad geschickt, aber niemand ist bereit, schnell genug etwas zu unternehmen. Irgendjemand hat uns ausmanövriert...«

Trotz ihrer Schmerzen und ihrer mitgenommenen Erscheinung stand Lady Shando mit erhobenem Kopf neben ihrem Gatten. Sie war die Lady eines Großen Hauses gewesen und davor eine Konkubine des Imperators, doch an erster Stelle

war sie von niedriger Herkunft. Shando konnte auch ohne die Reichtümer der Herrscherfamilie von Ix glücklich sein.

»Aber was soll jetzt mit Ihnen beiden geschehen?«, fragte Leto, da Rhombur und Kailea offenbar nicht den Mut dazu aufbrachten.

»Das Haus Vernius hat in Zukunft den Status von... Renegaten.« Shando ließ das Wort in der bedeutungsschwangeren Stille verhallen.

»Zinnoberrote Hölle!«, sagte Rhombur schließlich, und seine Schwester schnappte hörbar nach Luft.

Shando küsste ihre Kinder.

»Wir nehmen mit, was wir retten können, dann werden Dominic und ich uns trennen und untertauchen. Vielleicht auf viele Jahre. Ein paar unserer loyalsten Freunde und Diener werden uns begleiten, die anderen werden hierbleiben oder fliehen. Wir werden uns ein neues Leben einrichten, bis irgendwann das Glück wieder auf unserer Seite ist.«

Dominic schüttelte Leto unbeholfen die Hand, aber er benutzte nicht die imperiale Geste, bei der die Finger ineinander verschränkt wurden, sondern die altterranische, da das Imperium – vom Imperator bis zu allen Großen Häusern – das Haus Vernius fallen gelassen hatte. Wenn sie zu Renegaten geworden waren, würde die Familie Vernius nicht mehr zum Imperium gehören.

Shando und Kailea weinten leise, als sie sich umarmten, während Dominic seinem Sohn die Hände auf die Schultern legte. Wenige Augenblicke später hasteten Graf Vernius und seine Frau in Begleitung einiger Wachen durch den Zugangstunnel der Kammer, während Rhombur und seine Schwester sich aneinander klammerten und ihren Aufbruch über die Kom-Augen verfolgten.

* * *

Am folgenden Morgen saßen die drei Flüchtlinge in unbequemen, aber effizienten Suspensorsesseln, aßen Energieriegel und tranken Ixap-Saft. Und warteten.

Kailea sagte kaum etwas, als hätte sie alle Kraft verloren, sich gegen die Umstände zur Wehr zu setzen. Ihr älterer Bruder versuchte sie aufzuheitern, aber er hatte keinen Erfolg. Sie waren hier völlig isoliert, ohne Nachrichten von draußen, sie wussten nicht, ob Verstärkung eingetroffen war oder ob die Stadt immer noch brannte...

Kailea hatte sich gesäubert und einen heldenhaften Versuch unternommen, ihre zerfetzte Kleidung wieder in Ordnung zu bringen, worauf sie ihr verändertes Aussehen wie eine Auszeichnung vor sich hertrug. »Diese Woche hätte ich an einem Ball teilnehmen sollen«, sagte sie mit leerer Stimme, als wäre ihr jegliche Emotion abhanden gekommen. »Die Sonnenwende von Dur, eins der größten gesellschaftlichen Ereignisse auf Kaitain. Meine Mutter sagte, ich dürfte hingehen, wenn ich alt genug sei.« Sie warf Leoto einen Blick zu und lachte humorlos. »Da ich mich dieses Jahr mit einem angemessenen Mann hätte verloben können, bin ich wohl alt genug, um an einem Fest teilzunehmen. Meinst du nicht auch?«

Sie zupfte an ihrem zerrissenen Spitzenärmel. Leto wusste nicht, was er ihr antworten sollte. Er versuchte sich vorzustellen, was Helena von der Vernius-Tochter halten würde. »Wenn wir auf Caladan sind, werde ich dafür sorgen, dass meine Mutter ein großes Fest gibt, um euch auf unserer Welt willkommen zu heißen. Würde dir das gefallen, Kailea?« Er wusste, dass Lady Helena aufgrund ihrer religiösen Überzeugungen Vorbehalte gegen die zwei ixianischen Kinder hätte, aber in dieser Situation würde sich zweifellos ihr Herz erweichen lassen. Zumindest würde sie sich niemals einen gesellschaftlichen Fehltritt erlauben.

Leto schrak zurück, als Kaileas Augen bei seinem Vorschlag aufblitzten. »Wie? Ich soll mit Fischern an derben Volkstänzen und mit Reisbauern an irgendwelchen Fruchtbarkeitsritualen teilnehmen?« Leto fühlte sich tief von ihren Worten getroffen und glaubte nicht mehr daran, dass er angesichts seiner Herkunft ein angemessener Mann für sie war.

Doch Kailea beruhigte sich wieder und legte die Hand auf Letos Unterarm. »Es tut mir Leid, Leto. Unendlich Leid. Aber ich habe mir so sehr gewünscht, endlich nach Kaitain zu gehen, um den Kaiserpalast und die Wunder des Hofes zu bestaunen.«

Rhombur zog eine verdrießliche Miene. »Elrood hätte es niemals erlaubt – allein aus dem Grund, weil er immer noch zornig auf Mutter ist.«

Kailea stand auf und ging in der kleinen, nach Algen riechenden Kammer umher. »Warum musste sie ihn überhaupt verlassen? Sie hätte doch im Palast bleiben können, um ein Leben im Luxus zu führen – aber stattdessen hat sie sich in diese... *Höhle* begeben. Eine Höhle, in der es jetzt von Ungeziefer wimmelt. Wenn Vater sie wirklich lieben würde, hätte er dann von ihr verlangt, so viel zu opfern? Das verstehe ich nicht.«

Leto versuchte sie zu beschwichtigen. »Glaubst du nicht an die Liebe, Kailea? Ich habe beobachtet, wie deine Eltern sich ansehen.«

»Natürlich glaube ich an die *Liebe*, Leto. Aber ich glaube auch an die Vernunft. Man muss beides gegeneinander abwägen.«

Kailea kehrte ihnen den Rücken zu und suchte in den Unterhaltungsprogrammen nach etwas, mit dem sie sich ablenken konnte. Leto beschloss, das Thema nicht weiter zu verfolgen. Stattdessen wandte er sich mit einem Vorschlag an Rhombur. »Wir sollten die Zeit nutzen, um uns mit der Bedienung des Or-Schiffs vertraut zu machen. Nur für alle Fälle.«

»Kein Bedarf. Ich kann es allein fliegen«, sagte Rhombur.

Nachdem er einen Schluck vom sauren, konservierten Saft genommen hatte, verzog Leto die Lippen. »Aber was ist, wenn du verletzt wirst – oder Schlimmeres passiert? Was machen wir dann?«

»Er hat Recht«, sagte Kailea, ohne den Blick von den Unterhaltungsprogrammen abzuwenden. Ihre Stimme klang erschöpft und zerbrechlich. »Zeig es ihm, Rhombur.«

Er starrte Leto über den Tisch hinweg an. »Nun, du weißt sicher, wie ein Ornithopter funktioniert. Oder ein Shuttle.«

»Ich habe mit zehn Jahren gelernt, einen Thopter zu steuern. Aber die Shuttles, die ich kenne, hatten allesamt Robopiloten.«

»Hirnlose Maschinen, die jedes Mal exakt die gleichen Funktionen ausführen. Ich hasse diese Dinger... obwohl wir sie selbst herstellen.« Er biss von seinem Energieriegel ab. »Zumindest *haben* wir sie hergestellt. Bevor die Tleilaxu gekommen sind.« Er hob die Hand über den Kopf und rieb den Ring mit dem Feuerjuwel, der ihn als Erben des ixianischen Hauses auszeichnete.

Auf dieses Signal hin senkte sich ein großes Stück der Decke herab und kam auf dem Boden zur Ruhe. Als Leto durch die Öffnung nach oben blickte, sah er einen schlanken, silbrigen Rumpf. »Folge mir«, sagte Rhombur und trat auf die Plattform. »Wir werden einen Systemcheck machen.«

Leto tat es ihm nach, genauso wie Kailea, dann spürte er, wie es nach oben ging. Die drei wurden durch die Decke und noch höher hinauf befördert, bis sie an einer Plattform neben dem Rumpf des silbernen Raumschiffs anhielten.

Das Or-Schiff erinnerte Leto an einen Leichter, ein kleines Raumgefährt von schlanker Form mit Plazfenstern. Als Kombination aus Ornithopter und Raumfähre konnte das Or-Schiff sowohl auf einem Planeten als auch im niedrigen Orbit manövrieren. Da sie das Raumfahrtmonopol der Gilde verletzten, gehörten Or-Schiffe zu den bestgehüteten ixianischen Geheimnissen, die nur im äußersten Notfall eingesetzt wurden.

An der Seite des Schiffes öffnete sich eine Luke, und Leto hörte das Summen der elektronischen und mechanischen Systeme. Rhombur ging voraus und führte sie in ein kompaktes Kommandozentrum mit zwei hohen Sitzen vor manuell bedienbaren Kontrollfeldern. Er ließ sich auf einem Sitz nieder, Leto auf dem anderen. Das nachgiebige Sensiform-Material passte sich ihren Körpern an. Die Kon-

trollen leuchteten in beruhigendem Grün. Kailea stand hinter ihrem Bruder und hatte die Hände auf die Rückenlehne gelegt.

Rhombur ließ die Finger über die Schaltelemente tanzen und sagte: »Ich habe deine Armaturen auf Lehrmodus geschaltet. Das Schiff wird dir jetzt beibringen, wie man es fliegt.«

Die Farbe der Kontrollen vor Leto wechselte zu Gelb. Während er zum wiederholten Mal an das Denkmaschinen-Tabu von Butlers Djihad dachte, runzelte er verwirrt die Stirn. Wie weit konnte dieses Gefährt aus eigener Kraft denken? Seine Mutter hatte ihn gewarnt, nicht zu viel als selbstverständlich zu akzeptieren, vor allem, wenn es um ixianische Technik ging. Durch die klare Plazscheibe sah er nur grauen Felsen, die raue Innenseite der Algen-Kammer.

»Also denkt es selbst? Genauso wie die neuen Trainingsmaschinen, die du mir gezeigt hast?«

Rhombur stutzte. »Äh... ich weiß, woran du denkst, Leto, aber diese Maschine imitiert keine menschlichen Gedankenprozesse. Das ist es, was die Suboiden einfach nicht verstehen wollen. Genauso wie unsere anpassungsfähigen Kampfmaschinen, die einen Gegner abtasten, um taktische Entscheidungen zu treffen, *denkt* das Schiff nicht – es reagiert nur, und zwar mit extremer Schnelligkeit. Es beobachtet deine Bewegungen, sieht deine nächsten Schritte voraus und reagiert entsprechend.«

»Das *ist* Denken, wenn du mich fragst.« Auf den Armaturen bildeten sich immer neue Lichtmuster.

Kailea seufzte verzweifelt. »Butlers Djihad liegt inzwischen Jahrtausende zurück, und die Menschheit verhält sich immer noch, als wären wir verängstigte Nagetiere, die sich im Schatten verbergen müssen. Die Vorurteile gegen Ix halten sich hartnäckig im ganzen Imperium, weil wir komplexe *Maschinen* bauen. Die meisten Menschen verstehen einfach nicht, was wir tun, und Missverständnisse schüren das Misstrauen.«

Leto nickte. »Dann helft mir, es zu verstehen. Fangen wir

gleich damit an.« Er blickte auf die Kontrollfelder und bemühte sich, nicht zu ungeduldig zu sein. Nach den Ereignissen der vergangenen Tage spürten sie alle die Folgen des Stresses.

»Halte deine Finger über die Identifikationsfelder«, sagte Rhombur. »Aber berührte sie nicht.«

Nachdem er es getan hatte, wurde Letos Körper in ein blassgelbes Licht gehüllt, das auf der Haut kribbelte.

»Jetzt nehmen die Systeme deine Identitätskomponenten auf: die Form deines Gesichts, winzigste Narben, Fingerabdrücke, Haarfollikel, Netzhautmuster. Ich habe die Maschine angewiesen, deine Merkmale zu akzeptieren.« Als das Leuchten nachließ, sagte Rhombur: »Jetzt bist du anerkannt. Aktiviere jetzt das Lernprogramm, indem du mit dem rechten Daumen über die zweite Lichtreihe streichst.«

Leto tat es, worauf vor seinen Augen ein holographischer Kubus erschien, der zerklüftete Berge und felsige Schluchten aus der Vogelperspektive zeigte – die gleiche Szene, die er vor einigen Monaten bei seiner Ankunft gesehen hatte, als man ihn ohne weitere Umstände aus dem Gilde-Shuttle geworfen hatte.

Plötzlich hörte er Explosionslärm, und knisternde Funken tanzten vor seinen Augen. Aber diese Eindrücke stammten vom Kom-Auge, das aus den Räumen ihres Verstecks sendete. Die synthetische Landschaft verschwamm, wurde wieder klar und verblasste erneut. Leto wurde schwindlig.

»Bleib sitzen!«, brüllte Rhombur im Lärm. »Äh... das ist keine Simulation mehr.«

»Sie haben uns gefunden!« Kailea taumelte zu einem Notsitz an der Wand hinter Leto und wurde sofort in ein individuelles Sicherheitsfeld gehüllt. Leto spürte die Wärme seines eigenen Sicherheitsfeldes, während Rhombur versuchte, die Pilotenkontrollen zu übernehmen.

Auf dem Außenmonitor des Or-Schiffs sah Rhombur, wie Tleilaxu-Soldaten und bewaffnete Suboiden in den Tun-

nel zu ihrem Versteck strömten und Lasgun-Salven abfeuerten, um die verborgenen Eingänge aufzusprengen. Die Angreifer hatten bereits die zweite Barriere durchbrochen. Von Hauptmann Zhaz und einigen seiner Männer waren nur noch verkohlte Haufen übrig geblieben.

»Vielleicht konnten eure Eltern entkommen«, sagte Leto. »Ich hoffe, sie sind in Sicherheit.«

Rhombur schob seine Hände in das manuelle Kontrollfeld und schaltete den Lehrmodus aus, um das Or-Schiff für einen tatsächlichen Start bereit zu machen. Leto lehnte sich zurück und überließ ihm die Initiative. Vor seinen Augen hing immer noch die Simulation und irritierte ihn mit Szenen aus der unberührten Natur von Ix.

Blaues Licht blitzte außerhalb des Raumschiffs auf. Dann wurden sie von einer Explosion durchgerüttelt. Leto hörte, wie Rhombur schmerzhaft aufstöhnte, und schüttelte den Kopf, um sich von den Resten des Lernprogramms zu befreien. Der ixianische Prinz sank in seinem Sitz vornüber. Blut lief ihm übers Gesicht.

»Was ist los?«, schrie Leto. »Rhombur?«

»Das ist real, Leto!«, gab Kailea zurück. »Bring uns hier raus!«

Leto griff mit den Händen nach den Kontrollen und versuchte, sie irgendwie in den Aktivmodus zu bringen, aber Rhombur hatte seine Vorbereitungen nicht mehr abschließen können. Eine weitere Explosion zerriss die Wand der Kammer und schleuderte algenbedeckte Felstrümmer herum. Bedrohliche Gestalten drangen in den darunter liegenden Hauptraum ein.

Rhombur stöhnte. Unter ihnen tauchten Suboiden auf und zeigten schreiend auf das Schiff, in dem sich die drei Flüchtlinge befanden. Lasgun-Strahlen strichen über die Felswände und die Außenhülle des Or-Schiffs. Leto aktivierte das automatische Startprogramm. Trotz seiner früheren Bedenken hoffte er nun inständig, dass der interaktive Computer des Schiffs intelligent reagierte.

Das Or-Schiff stieg senkrecht durch einen Schacht auf,

durchbrach eine Felsdecke und eine Schneeschicht, bis es sich plötzlich unter einem freien Himmel voller heller Wolken befand. Leto steuerte es mit den Fingern und entkam nur knapp einem grellen Laserstrahl, der von einem automatischen Verteidigungssystem stammte, das die Rebellen übernommen hatten. Er blinzelte im überraschend hellen Sonnenlicht.

Als sie in die Stratosphäre hinaufrasten und er nach Feinden im Weltraum Ausschau hielt, bemerkte Leto einen riesigen Heighliner, der im niedrigen Orbit hing. Er sandte Lichtstrahlen aus, die zwei V-Muster ergaben – für Leto ein vertrautes Signal: *Atreides-Schiffe.*

Leto aktivierte die Kom-Einheit und sendete ein Identifikationssignal in der speziellen Kriegssprache, die sein Vater und seine Lehrer ihm eingehämmert hatten. Rettungsschiffe nahmen das Or-Schiff in die Mitte, um es zu eskortieren. Die Piloten sendeten ihm ein Signal, um seine Identifikation zu bestätigen. Eine grellrote Laser-Salve vom linken Schiff zerriss eine Wolke, in der sich feindliche Schiffe verborgen hatten.

»Rhombur, ist alles in Ordnung?« Kailea nahm sich die Zeit, um nach den Verletzungen ihres Bruders zu sehen.

Der junge Vernius regte sich, legte eine Hand an den Schädel und ächzte. Ein elektronisches Gerät hatte sich von der Decke gelöst, ihn am Kopf getroffen und war am Boden zerschellt. »Uh, zinnoberrote Hölle! Hab's nicht geschafft, das verdammte Sicherheitsfeld rechtzeitig zu aktivieren.« Er blinzelte mehrere Male, dann wischte er sich das Blut aus den Augen.

Nachdem sich Leto etwas besser mit dem Or-Schiff vertraut gemacht hatte, folgte er der Eskorte in die Sicherheit des Heighliners, wo er zwei große Atreides-Kriegsfregatten erkannte. Als sein Schiff durch den Innenraum des Heighliners trieb, kam über das Kom-System eine Botschaft in Galach herein, doch er hörte sofort den typischen caladanischen Zungenschlag heraus. »Gut, dass wir den Heighliner noch eine Stunde länger warten ließen. Willkommen an

Bord, Prinz Leto. Sind Sie und Ihre Begleiter wohlauf? Wie viele Überlebende gibt es?«

Er drehte sich zu Rhombur herum, der sich den angeschlagenen Kopf hielt. »Wir sind zu dritt und mehr oder weniger wohlauf. Bringen Sie uns nur schnell von Ix weg.«

Nachdem das Or-Schiff zwischen der Atreides-Eskorte im riesigen Transportraum des Heighliners angedockt hatte, blickte sich Leto um. Links und rechts erkannte er durch die Luken der größeren Schiffe Atreides-Soldaten in grünschwarzen Uniformen mit dem wohlvertrauten Falken-Wappen. Er atmete erleichtert auf.

Als nächstes warf er Rhombur einen besorgten Blick zu. Seine Schwester tupfte ihm mit einem Tuch das Blut von der Stirn. Der ixianische Prinz konzentrierte sich auf Leto und sagte: »Vergiss die Simulation, mein Freund. Es ist immer am besten, etwas zu lernen, indem man es einfach tut.«

Dann sackte er ohnmächtig in seinem Sitz zusammen.

36

Selbst das ärmste Haus kann reich an Loyalität sein. Treue, die durch Bestechung oder Lohn erkauft werden muss, ist schwach und unzuverlässig und kann im ungünstigsten Moment verloren gehen. Doch die Treue, die von Herzen kommt, ist stärker als Adamantium und kostbarer als die reinste Melange.

Herzog Paulus Atreides

In der Ladebucht eines anderen Heighliners in einem anderen Teil der Galaxis befand sich unter den zahlreichen angedockten Schiffen ein unscheinbarer ixianischer Raumkreuzer. Er besaß keine Markierungen und war von einer Linie zur nächsten gesprungen, hatte immer wieder das Flugziel gewechselt.

In diesem unscheinbaren Schiff saßen Dominic und Shando Vernius als Passagiere zwischen den versprengten Überresten ihrer bewaffneten Streitkräfte. Viele der Wachmänner waren getötet worden, und viele hatten das Fluchtschiff nicht rechtzeitig erreicht, während andere wiederum beschlossen hatten, auf eine neue Chance in der Zeit nach der Revolution zu hoffen. Seit längerem hatte niemand an Bord dieses Schiffes etwas gesagt.

Lady Shandos persönlicher Diener Omer wand sich und zuckte die schmalen Schultern. Sein glattes schwarzes Haar war exakt auf Kragenlänge geschnitten, doch nun waren sowohl Haar als auch Kragen ziemlich zerzaust. Omer war das einzige Mitglied ihrer Hausdienerschaft, das es vorgezogen hatte, die Familie ins Exil zu begleiten. Als furchtsamer Mensch hatte ihn die Aussicht auf ein neues Leben unter den Tleilaxu abgeschreckt.

Die knappen Berichte von Botschafter Pilru hatten keinen

Zweifel daran gelassen, dass weder vom Landsraad noch vom Imperator militärische Unterstützung zu erwarten war. Indem sie sich zu Renegaten machten, hatten sie sämtliche Verbindungen zu den Instanzen des Imperiums gekappt.

Die Lagerräume, Schränke und Sitze des flüchtigen Schiffes waren mit Juwelen und anderen wertvollen Gütern gefüllt – mit allem, das sich gegen Bargeld veräußern ließ. Ihre Flucht konnte sehr lange Zeit in Anspruch nehmen.

Dominic saß neben seiner Frau und hielt ihre kleine, zarte Hand. Seine haarlose Stirn war von Sorgenfalten zerfurcht. »Elrood wird Einheiten ausschicken, um nach unserer Spur zu suchen«, sagte er. »Man wird uns wie Tiere jagen.«

»Ach, warum lässt er uns nicht endlich in Frieden?«, murmelte Omer und schüttelte den Kopf mit dem glatten schwarzen Haar. »Wir haben doch schon alles verloren.«

»Aber nicht genug für Roody«, sagte Shando zu ihrem Leibdiener. Sie saß in tadellos gerader Haltung da. »Er hat mir nie verziehen, dass ich ihn überredet habe, mich gehen zu lassen. Ich habe ihn nie angelogen, aber er denkt, dass ich ihn ausgetrickst habe.«

Sie blickte durch die kleine, mit glänzendem Ser-Chrom eingefasste Sichtluke nach draußen. Das ixianische Schiff war nicht groß und ließ sich von außen nicht dem Haus Vernius zuordnen. Es war ein schlichtes Schiff, mit dem ansonsten Fracht oder Transitpassagiere befördert wurden. Shando drückte die Hand ihres Gatten und versuchte, nicht daran zu denken, wie tief sie gefallen waren.

Sie erinnerte sich an den Tag, als sie den Hof des Imperators verlassen hatte, frisch gebadet und parfümiert und mit Blumen aus Elroods Treibhäusern geschmückt. Die anderen Konkubinen hatten sie mit Broschen, Edelsteinen und Tüchern beschenkt, die durch die Körperwärme zum Leuchten gebracht wurden. Damals war sie jung und aufgeregt gewesen, während ihr Herz vor Dankbarkeit über die vielen Erlebnisse und Erfahrungen überquoll. Und gleichzeitig hatte sie sich danach gesehnt, ein neues Leben mit dem Mann zu beginnen, den sie so verzweifelt liebte.

Shando hatte ihre Affäre mit Dominic geheim gehalten und Elrood in gutem Einvernehmen verlassen, wie sie gedacht hatte, da sie ihren Dienst mit seinem Segen beendete. Sie und der Imperator hatten sich noch ein letztes Mal geliebt und über ihre gemeinsamen glücklichen Erinnerungen gesprochen. Elrood hatte nicht verstanden, warum sie Kaitain verlassen wollte, aber er hatte ja noch so viele andere Konkubinen. Ihr Verlust hatte ihm nicht allzu viel bedeutet... bis er erfahren hatte, dass sie aus Liebe zu einem anderen Mann gegangen war.

Shandos überstürzte Flucht von Ix war etwas ganz anderes als ihr Aufbruch von Kaitain. Sie seufzte bitter. »Nach einer Regierungszeit von fast anderthalb Jahrhunderten hat Roody gelernt, wie man Rache durch Abwarten versüßt.«

Dominic, der jeden Schatten der Eifersucht weit hinter sich gelassen hatte, kicherte über den Kosenamen. »Jedenfalls hat er es uns jetzt heimgezahlt. Nun müssen wir uns in Geduld üben und nach einem Weg suchen, unser Haus wieder in den früheren Stand zu versetzen. Wenn nicht für uns, dann zumindest für unsere Kinder.«

»Ich vertraue darauf, dass Paulus Atreides für ihre Sicherheit sorgt«, sagte Shando. »Er ist ein guter Mann.«

»Doch wir können auf niemanden sonst vertrauen, was unsere eigene Sicherheit betrifft«, erwiderte Dominic. »Auf dieses Ziel werden wir unsere ganze Kraft richten müssen.«

Dominic und Shando würden bald getrennte Wege gehen, neue Identitäten annehmen und sich auf abgelegenen Planeten ein Versteck suchen, während sie hofften, eines Tages wieder miteinander vereint zu sein. Sie hatten der Gilde ein beträchtliches Bestechungsgeld gezahlt, damit es keine Aufzeichnungen über ihren letzten Zufluchtsort gab. Das Ehepaar klammerte sich aneinander, weil beide wussten, dass von nun an nichts mehr in ihrem Leben sicher war.

Vor ihnen lag der unerforschte Weltraum.

* * *

Allein inmitten der Überreste der vom Krieg erschütterten ixianischen Hauptstadt verbarg sich C'tair Pilru in einem winzigen abgeschirmten Raum. Er hoffte, dass die Suboiden ihn hier nicht fanden. Es schien seine einzige Chance zu sein, das Gemetzel zu überleben.

Seine Mutter hatte ihm einst diesen Ort gezeigt, der hinter einer Kerkerwand des Großen Palais lag und durch eine dicke Felsschicht geschützt war. Als Mitglieder des Hofs von Ix und als Söhne des Botschafters auf Kaitain hatte man C'tair und D'murr eine persönliche Zuflucht zugewiesen, wo sie im Notfall Schutz suchen konnten. Mit der gleichen methodischen Effizienz, die ihre tägliche Arbeit als Gilde-Bankerin auszeichnete, hatte sich S'tina auf alle Eventualitäten vorbereitet und Wert darauf gelegt, dass sich ihre Söhne stets daran erinnerten. Verschwitzt, hungrig und verängstigt hatte C'tair das Versteck inmitten des Chaos, der Feuergefechte und der Explosionen zu seiner Erleichterung unversehrt vorgefunden.

Dann erst hatte ihn der Erkenntnisschock getroffen, was mit seiner Stadt – seiner Welt – geschehen war. Er konnte nicht glauben, wie viel bereits verloren war, wie viel Zivilisation sich in Dreck, Blut und Rauch verwandelt hatte.

Sein Zwillingsbruder war von der Gilde fortgebracht worden, um ihn zum Navigator auszubilden. Anfangs hatte er um diesen Verlust getrauert, doch nun bedeutete es, dass wenigstens D'murr vor der Revolution in Sicherheit war. C'tair wünschte niemandem, all das durchzumachen, was er in den vergangenen Tagen erlebt hatte... aber er hoffte, dass sein Bruder inzwischen irgendwie von den Neuigkeiten erfahren hatte. Oder wurde die Aktion sorgfältig von den Tleilaxu vertuscht?

C'tair hatte versucht, Kontakt zu seinem Vater aufzunehmen, aber der Botschafter saß auf dem Höhepunkt der Krise auf Kaitain fest. Zwischen Feuer und Verwüstungen und blutgierigen Suboiden-Banden hatte C'tair seine einzige Überlebenschance darin gesehen, sich zu verstecken. Der dunkelhaarige junge Mann würde zweifellos getötet

werden, wenn er versuchte, in die Verwaltungsgebäude des Hauses Vernius zu gelangen.

Seine Mutter war bereits tot.

C'tair hatte die Leuchtgloben in der engen Zelle ausgeschaltet und horchte auf das schwache Beben, das von fernen Kämpfen zeugte, und das viel lautere Geräusch seines eigenen Atems, seines eigenen Herzschlags. Er war am *Leben.*

Vor drei Tagen hatte er beobachtet, wie die Rebellen einen Flügel der Gilde-Niederlassung zerstörten, den Teil des klobigen grauen Gebäudes, in dem die gesamte Bankabteilung untergebracht war. Seine Mutter hatte sich darin aufgehalten. Er und D'murr hatten sie während ihrer Kindheit häufig genug in ihren Büroräumen besucht.

Er wusste, dass sich S'tina in den Aufzeichnungslagern verbarrikadiert gehabt hatte, ohne eine Möglichkeit zur Flucht und in der festen Überzeugung, dass die aufständischen Suboiden es niemals wagen würden, eine neutrale Gilde-Niederlassung anzugreifen. Aber die Suboiden verstanden nichts von Politik oder subtilen Machtverhältnissen. S'tina hatte C'tair eine letzte Nachricht geschickt und ihn ermahnt, durchzuhalten und sich in Sicherheit zu bringen. Sie hatte ihm einen Ort genannt, wo sie sich wiedertreffen wollten, wenn sich der Aufruhr beruhigt hatte. Keiner von beiden hatte geglaubt, dass die Lage noch schlimmer werden könnte.

Doch dann hatte C'tair mit ansehen müssen, wie von Suboiden gelegte Sprengladungen einen Teil des Gebäudes zerrissen hatten. Der gesamte Komplex hatte sich vom Dach der Höhle gelöst. Brennend, kreischend und polternd waren die Trümmer auf den Höhlenboden gestürzt, um Hunderte neugieriger Rebellen sowie sämtliche Angestellten und Funktionäre der Gilde unter sich zu begraben. Niemand hatte überlebt.

Die Luft war voller Rauch und Schreie gewesen, und die Kämpfe waren weitergegangen. Er hatte gewusst, dass es sinnlos war, sich nach unten zu begeben, um nach seiner

Mutter zu suchen. Stattdessen war ihm bewusst geworden, dass er alles außer seinem eigenen Leben verloren hatte, worauf er die einzige Zuflucht aufgesucht hatte, die ihm noch geblieben war.

In seinem abgeschirmten Schlupfloch schlief er zusammengekauert, um mit einem vagen Gefühl der Entschlossenheit aufzuwachen, das teilweise durch Wut und Trauer gedämpft wurde. C'tair fand Vorräte in einem Nullentropie-Lager und veraltete Waffen in einer Kiste. Im Gegensatz zu den größeren Algenkammern war dieses Versteck nicht mit einem Or-Schiff ausgerüstet. Er hoffte, dass der Unterschlupf auf keinem Plan, ob öffentlich oder geheim, verzeichnet war. Andernfalls würden die Tleilaxu und ihre willfährigen Suboiden-Anhänger ihn zweifellos irgendwann finden.

Benommen und teilnahmslos verschanzte sich C'tair und ließ die Zeit verstreichen, ohne zu wissen, wann er vielleicht flüchten oder auch nur eine Nachricht abschicken konnte. Er glaubte nicht daran, dass noch irgendwelche militärischen Truppen eintrafen, um Ix zu retten. Das hätte schon längst geschehen müssen. Sein Vater hatte nichts bewirken können. Panische Gerüchte besagten, dass das Haus Vernius geflohen, zu Renegaten geworden war. Das Große Palais war bereits verlassen und geplündert und würde demnächst zum Sitz der neuen Herren von Ix werden.

War Kailea Vernius zusammen mit ihrer Familie die Flucht vor dem Verderben gelungen? C'tair hoffte es, um ihretwillen. Andernfalls wäre sie in großer Gefahr vor den wütenden Revolutionären. Sie war eine hübsche junge Frau, für rauschende Feste, ein Leben im Wohlstand und Palastintrigen gemacht, aber niemals für den Kampf ums nackte Überleben.

Es machte ihn krank, wenn er daran dachte, wie seine geliebte Stadt verwüstet wurde. Er erinnerte sich an die kristallenen Gehwege, die Stalaktit-Gebäude, die großartigen Leistungen in der Heighliner-Produktion – ein Schiff, das von der Macht eines Gilde-Navigators fortgezaubert werden

konnte. Wie oft hatten er und D'murr lange Tunnel erkundet, in die gewaltigen Grotten hinuntergeschaut und verfolgt, wie sich unter allen Bewohnern von Ix der Wohlstand ausbreitete? Jetzt hatten die Suboiden alles zerstört. Und wofür? Er bezweifelte, dass sie auch nur die geringste Ahnung hatten.

Vielleicht konnte C'tair einen sicheren Weg zur Oberfläche finden, Kontakt mit einem Transportschiff aufnehmen, sich mit gestohlenem Geld einen Flug kaufen und nach Kaitain gelangen, wo er seinen Vater wiedertreffen würde. War Cammar Pilru überhaupt noch der Botschafter von Ix? Einer Regierung im Exil? Wahrscheinlich nicht.

Nein, C'tair konnte nicht einfach fliehen und diese Welt ihrem Schicksal überlassen. Das hier war Ix, seine Heimat, und er wollte nicht fortlaufen. Trotzdem wollte er überleben... irgendwie. Dazu würde er alles tun, was nötig war. Wenn sich der Staub legte, konnte er alte Kleidung tragen und vorgeben, einer der geistig erschütterten Ixianer zu sein, die versuchten, mit ihren neuen Herrschern zurechtzukommen. Doch er bezweifelte, dass er sich jemals sicher fühlen würde.

Erst recht nicht, wenn er gewillt war, den Kampf fortzusetzen...

In den folgenden Wochen war C'tair in der Lage, sich in den unterirdischen Nachtphasen aus seinem Versteck zu schleichen und mit einem ixianischen Biospürer Tleilaxu-Wachen und anderen feindlich gesinnten Menschen aus dem Weg zu gehen. Entsetzt sah er, wie die einstmals großartige Stadt Vernii vor seinen Augen zerfiel.

Das Große Palais war nun von den hässlichen Zwergen besetzt, den verräterischen, grauhäutigen Usurpatoren, die sich unter den gleichgültigen Augen des Imperiums eine ganze Welt angeeignet hatten. Sie überschwemmten die Untergrundstadt mit ihren verstohlenen, in weite Gewänder gekleideten Vertretern. In Gruppen durchstöberten sie die Stalaktit-Gebäude auf der Suche nach versteckten Mitglie-

dern des Adels. Dabei erwiesen sich die Gestaltwandler als die erfolgreichsten Jäger.

Tief unten feierten die Suboiden auf den Straßen... aber sie wussten nicht, was sie darüber hinaus tun konnten. Bald langweilten sie sich und kehrten ernüchtert an ihre alten Arbeitsplätze zurück. Als die Gestaltwandler sie nicht mehr zu Protestaktionen anstifteten, gelang es den Suboiden nicht, sich selbst zu organisieren und eigene Entscheidungen zu treffen. Ihr Leben war wieder genauso wie zuvor, nur unter neuen Herren und mit strengeren Produktionsquoten. C'tair erkannte, das die neuen Tleilaxu-Manager beträchtliche Gewinne erwirtschaften mussten, um die materiellen Kosten für diese Übernahme auszugleichen.

Auf den Straßen der unterirdischen Stadt mischte sich C'tair unerkannt unter die besiegte Bevölkerung – Schichtleiter und Familien von Facharbeitern, die die Säuberungsaktionen überlebt hatten und sich nicht absetzen konnten. In armseliger Kleidung wagte er sich auf beschädigte Gehwege, um in die zerstörte Oberstadt zu gelangen, und nahm den Lift, um sich unten in den Trümmern der Produktionsanlagen umzusehen. Er konnte sich nicht ewig verstecken, aber er durfte sich auch nicht zu oft blicken lassen.

C'tair verweigerte sich der Einsicht, dass die Schlacht verloren war. Die Bene Tleilax hatten im Landsraad nur wenige Freunde, und sie konnten sich auf längere Sicht niemals gegen einen koordinierten Widerstand behaupten. Doch auf Ix schien es dafür keinerlei Anzeichen zu geben.

Er stand in einer kleinen Gruppe eingeschüchterter Passanten auf einem gefliesten Gehweg und beobachtete, wie blonde Soldaten mit klassischen Gesichtszügen vorbeimarschierten. Sie trugen grau-schwarze Uniformen – es waren weder Ixianer noch Suboiden und erst recht keine Tleilaxu. Die groß gewachsenen, stolzen Soldaten waren mit Lähmern ausgerüstet, trugen schwarze Schutzhelme und vermittelten eine ganz neue Autorität. Mit Entsetzen erkannte er, wer sie waren.

Die Sardaukar des Imperators!

Der Anblick der imperialen Truppen und ihre Unterstützung des Überfalls machte C'tair wütend, als ihm der Umfang dieser Verschwörung bewusst wurde... aber er bemühte sich, seine Gefühle nicht offen zu zeigen. Er musste darauf achten, dass er von niemandem bemerkt wurde. In der Menge hörte er das Murren der Ixianer – trotz des Einschreitens der Sardaukar war auch die Mittelklasse nicht besonders von der veränderten Situation begeistert. Graf Vernius war ein gutmütiger, wenn auch gelegentlich etwas verbohrter Herrscher gewesen, während die Bene Tleilax religiöse Fanatiker mit strengem Reglement waren. Viele der Freiheiten, die die Ixianer als selbstverständlich betrachtet hatten, würde es unter der Tleilaxu-Regierung bald nicht mehr geben.

C'tair wünschte sich, er könnte etwas tun, um es diesen verräterischen Invasoren heimzuzahlen. Er schwor sich, dieses Ziel zu seiner Lebensaufgabe zu machen, ganz gleich, wie lange es dauern mochte.

Als er sich durch die düsteren, verwüsteten Straßen auf dem Höhlenboden schlich, machte es ihn traurig, wenn er zu den verkohlten Trümmern der Gebäude an der Decke hinaufblickte. Die Oberstadt war unbewohnbar geworden. Zwei der Gittersäulen, die die riesige Felsdecke gestützt hatten, waren gesprengt worden, und die resultierenden Einstürze hatten ganze Wohnkomplexe der Suboiden unter sich begraben.

Mit einem unterdrückten Stöhnen wurde ihm bewusst, dass praktisch alle öffentlichen ixianischen Kunstwerke vernichtet waren, einschließlich des stilisierten Gilde-Heighliner-Modells, das die Kuppel-Plaza geziert hatte. Selbst der wunderbare Himmel an der Felsdecke war beschädigt, so dass die Projektionen nur noch stellenweise funktionierten. Die mürrischen, fanatischen Tleilaxu hatten sich noch nie für Kunst begeistern können. Für sie standen diese Dinge nur im Weg herum.

Er erinnerte sich, dass Kailea Vernius gelegentlich gemalt und mechanische Skulpturen angefertigt hatte. Sie hatte mit

C'tair über bestimmte Stile gesprochen, die auf Kaitain ganz groß in Mode waren, und hatte begierig die Aufnahmen studiert, die ihr Vater vom imperialen Planeten mitgebracht hatte. Aber jetzt war all die Kunst nicht mehr, genauso wie Kailea.

Erneut fühlte sich C'tair in seiner Einsamkeit wie gelähmt.

Als er unbemerkt in die Ruine eines eingestürzten Außengebäudes innerhalb eines ehemaligen botanischen Gartens schlüpfte, blieb C'tair unvermittelt stehen. Etwas war ihm aufgefallen, und er blinzelte, um sich ein klareres Bild zu verschaffen.

Aus den rauchenden Trümmern erhob sich das schwache, verschwommene Bild eines vertrauten alten Mannes. C'tair blinzelte wieder. Spielte seine Phantasie ihm einen Streich, war es ein gestörtes Hologramm aus einer Tagebuchaufzeichnung... oder etwas anderes? Er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen und konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Aber das Bild war immer noch da. Oder?

Durch den Rauch und die beißenden Dämpfe erkannte er die Züge des alten Erfinders Davee Rogo, den genialen Krüppel, der sich mit den Zwillingen angefreundet und sie unterrichtet hatte. Als C'tair keuchte, begann die Erscheinung mit leise krächzender Stimme zu flüstern. War es ein Geist? – eine Vision? – eine Halluzination? Der exzentrische Rogo schien C'tair zu erzählen, was zu tun war, welche technischen Bauteile er benötigte und wie sie zusammengesetzt wurden.

»Bist du wirklich?«, flüsterte C'tair und trat näher. »Was willst du mir mitteilen?«

Aber das unklare Bild des alten Rogo schien nicht auf Fragen zu reagieren. C'tair verstand nicht, was los war, aber er hörte trotzdem zu. Drähte und Metallteile lagen am Boden verstreut, wo eine Maschine von einer Explosion zerrissen worden war. *Das sind die Komponenten, die ich benötige.*

Er sah sich misstrauisch nach unerwünschten Beobachtern um und beugte sich dann vor, um die Einzelteile und elektronischen Elemente einzusammeln, die er sich gemerkt hatte: kleine Metallstückchen, Plazkristalle und elektronische Zellen. Der alte Mann hatte ihm eine ungefähre Ahnung vermittelt.

C'tair stopfte sich all diese Dinge in die Taschen und unter die Kleidung. Ix würde sich unter der neuen Tleilaxu-Herrschaft erheblich verändern, und jeder Überrest aus der großen Vergangenheit dieser Zivilisation konnte sich als äußerst wertvoll erweisen. Die Tleilaxu würden alles konfiszieren, wenn sie ihn erwischten...

In den folgenden Tagen der unheimlichen Erkundungen kehrte das Bild des alten Mannes nicht wieder. C'tair hatte gar nicht richtig begriffen, was er gesehen hatte, aber er arbeitete daran, seine technische Sammlung zu vervollständigen, sich *Ressourcen* zu verschaffen. Er würde diesen Kampf notfalls ganz allein fortsetzen.

Jede Nacht huschte er umher, von den Feinden unbemerkt, die sich für eine dauerhafte Besatzungszeit einrichteten. Er plünderte alle menschenleeren Bereiche in der oberen und unteren Stadt, bevor die Restaurierungsteams aufräumen und unerwünschte Erinnerungen beseitigen konnten.

Er behielt im Gedächtnis, was die Vision von Rogo ihm eingeflüstert hatte, begann mit dem Bau... von *etwas*.

* * *

Als die Atreides-Rettungsschiffe nach Caladan zurückkehrten und sich dem Raumhafen von Cala City näherten, hatte der alte Herzog nur einen minimalen Staatsempfang vorbereitet. Die Umstände waren zu ernst für das übliche Protokoll aus großem Aufgebot, Musikkapelle und Fahnenträgern.

Herzog Atreides stand im Freien und blinzelte in den heiter bis wolkigen Himmel hinauf, als die Schiffe landeten. Er

trug seine Lieblingsmütze aus geschecktem Walpelz, um sich vor dem frischen Wind zu schützen, auch wenn sie nicht zum Muster seiner Jacke passte. Die versammelten Diener und Haustruppen hatten Haltung angenommen und warteten neben der Empfangsplattform, aber ihm war es relativ gleichgültig, wie er angezogen war oder welchen Eindruck er hinterlassen könnte. Paulus war einfach nur froh, dass sein Sohn unversehrt heimgekommen war.

Lady Helena stand neben ihm, in tadelloser Kleidung und Haltung. Als die Fregatte auf dem Landeplatz des Raumhafens niederging, warf sie ihrem Mann einen Blick mit der unausgesprochenen Botschaft »Hab ich's nicht gesagt?« zu, dann setzte sie ihr freundliches, öffentliches Lächeln auf. Kein Beobachter hätte etwas von den lautstarken Streitereien geahnt, mit denen sie sich die Zeit vertrieben hatten, während ihr Sohn mit dem Heighliner unterwegs gewesen war.

»Ich verstehe nicht, wie du den beiden Asyl gewähren konntest«, sagte sie mit leiser, aber eiskalter Stimme, ohne dass das Lächeln von ihren Lippen verschwand. »Die Ixianer haben die Regeln des Djihad gebrochen, und jetzt zahlen sie den Preis dafür. Es ist gefährlich, sich in göttliche Bestrafungen einzumischen.«

»Die beiden Vernius-Kinder sind unschuldig und werden als Gäste des Hauses Atreides hierbleiben, solange wie nötig. Warum musst du dich immer wieder mit mir streiten? Ich habe meine Entscheidung getroffen.«

»Deine Entscheidungen müssen nicht in Stein gemeißelt sein. Wenn du mir zuhörst, wird vielleicht der Schleier vor deinen Augen gelüftet, so dass du die Gefahr erkennst, in der wir alle schweben, solange sie hier sind.« Helenas Position neben ihrem Ehegatten gab keinen Hinweis darauf, dass sie gerade eine Meinungsverschiedenheit austrugen. »Ich mache mir Sorgen um uns und unseren Sohn.«

Das Schiff fuhr die Landestützen aus und berührte den Boden. Paulus drehte sich verzweifelt zu seiner Frau um. »Helena, ich bin Dominic Vernius mehr schuldig, als du

ahnst – und ich entziehe mich niemals meiner Verantwortung. Selbst ohne die Blutschuld, die uns seit Ecaz gegenseitig verbindet, wäre ich jederzeit bereit, für die Sicherheit seiner Kinder zu sorgen. Für mich ist es eine Herzensverpflichtung. Besänftige dein Herz, Frau. Denk daran, was diese zwei Kinder durchgemacht haben müssen.«

Ein Windstoß zerrte an ihrem rostroten Haar, aber Helena verzog keine Miene. Ironischerweise war sie die Erste, die die Hand zum Gruß erhob, als sich die Luke öffnete. Sie sprach aus dem Mundwinkel weiter. »Paulus, du hältst dem Henker des Imperators deine nackte Kehle hin – und du lächelst noch dabei! Diese Dummheit wird uns teurer zu stehen kommen, als du dir vorstellen kannst. Ich will nur das Beste für uns alle.«

Die Hauswachen ringsum ignorierten beflissen ihr Streitgespräch. Eine grün-schwarze Fahne flatterte im Wind. Die Rampe des Schiffes wurde ausgefahren.

»Bin ich der Einzige, der an unsere *Familienehre* denkt und nicht nur an Politik?«, grollte Paulus.

»Psst. Nicht so laut!«

»Wenn ich mein Leben auf sichere Entscheidungen und vorteilhafte Allianzen gegründet hätte, wäre ich nie Herzog geworden!«

Die Soldaten marschierten vor und nahmen Haltung an, um ein Spalier für die drei jungen Leute zu bilden, die von Ix gerettet worden waren. Leto trat als Erster nach draußen, nahm einen tiefen Atemzug von der meeresfrischen Luft und blinzelte im dunstigen Sonnenschein von Caladan. Er trug nun wieder saubere Kleidung, aber die Erschöpfung war ihm immer noch anzusehen. Seine Haut wirkte grau, sein dunkles Haar unordentlich, und seine Stirn über der Falkennase war von düsteren Erinnerungen zerfurcht.

Leto nahm einen weiteren Atemzug, als könnte er gar nicht genug von den Gerüchen nach Salz, Jod, Fisch und Rauch in der Luft bekommen. *Daheim.* Er wollte nie wieder für längere Zeit von Caladan fort sein. Er blickte über die Rampe in die klaren Augen seines Vaters, die vor Freude

über das Wiedersehen mit seinem Sohn und gleichzeitig vor Entrüstung über das Schicksal des Hauses Vernius funkelten.

Rhombur und Kailea folgten unsicher und traten neben Leto, der immer noch am oberen Ende der Rampe stand. Kaileas smaragdgrüne Augen waren ruhelos, und sie sah sich in dieser neuen Welt um, als wäre der Himmel über ihrem Kopf viel zu gewaltig. Leto wollte sie trösten. Doch wieder hielt er sich zurück, diesmal, weil seine Mutter anwesend war.

Rhombur riss sich zusammen und bemühte sich um gerade Haltung, während er Ordnung in sein zerzaustes Haar zu bringen versuchte. Er wusste, dass er jetzt der einzige Vertreter des Hauses Vernius war, das Gesicht, das alle Mitglieder des Landsraads vor sich sehen würden, während sein Vater, der abtrünnige Graf, mit unbekanntem Ziel geflüchtet war. Er wusste, dass der Kampf gerade erst begonnen hatte. Leto legte seinem Freund eine starke Hand auf die Schulter und drängte ihn, sich zur Empfangsplattform zu begeben.

Nach einem Augenblick der Stille gingen Leto und Paulus gleichzeitig aufeinander zu. Der alte Herzog drückte seinen Sohn an seinen graumelierten Bart, sie klopften sich auf den Rücken, ohne ein Wort zu sagen. Dann lösten sie sich, und Paulus legte die breiten, schwieligen Hände an die Schulter seines Sohnes, um ihn einfach nur anzusehen.

Leto bemerkte, dass seine Mutter hinter Paulus getreten war und ihn mit einem gezwungenen Lächeln begrüßte. Ihr Blick wanderte kurz zu Rhombur und Kailea, um sofort zu Leto zurückzukehren. Er wusste, dass Lady Helena Atreides die zwei Asylanten mit allen Ehren empfangen würde, die hochstehenden Gästen angemessen waren. Dennoch fiel ihm auf, dass ihr Schmuck und die Farben ihrer Kleidung eindeutig im Stil des Hauses Richese gehalten waren, dem alten Rivalen von Ix, als wollte sie den Vernius-Kindern einen Stich versetzen. Paulus schien es nicht bemerkt zu haben.

Der alte Herzog wandte sich an Rhombur, der immer noch einen Verband um den Kopf trug, um ihn stürmisch zu begrüßen. »Willkommen! Willkommen, mein Junge!«, sagte er. »Wie ich deinem Vater versprochen habe, werden du und deine Schwester hier bei uns bleiben, unter dem Schutz des mächtigen Hauses Atreides, bis sich der Sturm verzogen hat.«

Kailea starrte zu den ziehenden Wolken hinauf, als hätte sie noch nie zuvor einen offenen Himmel gesehen. »Was ist, wenn sich der Sturm niemals verzieht?«

Helena erinnerte sich an ihre Pflichten und trat vor, um die Hand auf den Arm der Vernius-Tochter zu legen. »Komm, mein Kind. Wir werden dir alles zeigen, nur für den Fall, dass ihr euch auf längere Zeit häuslich einrichten müsst.«

Rhombur begrüßte den alten Herzog mit dem imperialen Handschlag. »Äh... ich weiß gar nicht, wie ich meiner Dankbarkeit angemessenen Ausdruck verleihen soll, Mylord. Kailea und ich sind uns des Risikos bewusst, das Sie auf sich genommen haben, um uns Asyl zu gewähren.«

Helena blickte sich über die Schulter zu ihrem Ehegatten um, der sie jedoch ignorierte.

Paulus deutete auf die Burg oben auf den Klippen. »Für das Haus Atreides sind Loyalität und Ehre viel wichtiger als politische Überlegungen.« Aufmerksam musterte er seinen erschöpften Sohn. Leto atmete tief durch und ließ diese Lektion wie einen Schwerthieb über sich ergehen. »Loyalität und Ehre«, wiederholte Paulus. »So muss es für immer sein.«

37

Nur Gott kann intelligente Kreaturen erschaffen.

Die Orange-Katholische Bibel

Im Gebärraum Eins des Gebäudekomplexes auf Wallach IX lag ein schreiendes neugeborenes Mädchen auf einem Medtisch. Eine genetische Tochter von Baron Wladimir Harkonnen. Die Luft war vom Geruch nach Blut und Desinfektionsmitteln und dem Rascheln steifer, sterilisierter Kleidung erfüllt. Grelle Leuchtgloben spiegelten sich matt auf den Steinwänden und klar auf den Oberflächen aus glänzendem Metall. Hier waren bereits viele Töchter zur Welt gekommen, viele Schwestern.

Mit größerer Aufregung, als sonst unter den Bene Gesserit üblich war, traktierten Ehrwürdige Mütter in dunklen Gewändern das dürre Neugeborene mit Instrumenten und unterhielten sich in besorgtem Tonfall. Eine Schwester benutzte eine Nadel, um eine Blutprobe zu nehmen, während eine andere mit einer feinen Kürette ein Stück Haut abschabte. Niemand wagte es, die Stimme über ein Flüstern zu erheben. *Seltsame Hautfärbung, schlechte Biochemie, geringes Gewicht...*

In Schweiß gebadet lag Gaius Helen Mohiam auf dem Bett und bemühte sich, die Kontrolle über ihren geschundenen und schmerzenden Körper zurückzugewinnen. Obwohl ihre Konservierung ihr wahres Alter verbarg, wirkte sie dennoch zu alt, um noch Babies zu bekommen. Diese Geburt war sehr schwierig für sie gewesen, viel härter als bei den anderen acht Kindern, die sie zur Welt gebracht hatte. Jetzt fühlte sie sich steinalt und aufgebraucht.

Zwei Akoluthen eilten zu ihr und schoben das Bett an die Seite des überwölbten Durchgangs. Eine legte ihr einen

kühlen Lappen auf die Stirn, die andere befeuchtete ihre Lippen mit einem nassen Schwamm und drückte ein paar Tropfen in ihren trockenen Mund. Mohiam hatte ihren Anteil erfüllt, nun würde die Schwesternschaft sich um alles weitere kümmern. Auch wenn sie keine Ahnung hatte, welche Zukunft für dieses Kind geplant war, wusste sie, dass die Tochter um jeden Preis überleben musste.

Noch bevor das Baby von allen Blut- und Schleimresten gesäubert werden konnte, drehte man es auf dem Untersuchungstisch herum und ließ es von allen Seiten durch den eingebauten Scanner erfassen. Das Kind wimmerte verängstigt und frierend, aber nur zeitweise, während seine Stimme von Minute zu Minute stärker klang.

Sämtliche Biowerte wurde elektronisch an eine zentrale Empfangseinheit übermittelt, die die Daten in Diagrammform auf einen großen Wandbildschirm projizierte, damit die Expertinnen der Bene Gesserit sich ein Urteil bilden konnten. Ehrwürdige Mütter studierten die Resultate und verglichen sie mit einer zweiten Darstellung, die optimale Zahlenwerte zeigte.

»Die Abweichungen sind äußerst auffällig«, sagte Anirul leise, während sie mit weit aufgerissenen Rehaugen darauf starrte. Die Enttäuschung der jungen Kwisatz-Mutter lastete wie ein schweres Gewicht auf ihren Schultern.

»Und höchst überraschend«, sagte die Mutter Oberin Harishka. Ihre vogelgleichen Augen glitzerten zwischen den Runzeln ihres Gesichts. Die Tabus der Bene Gesserit verboten ihnen nicht nur, in den Zuchtprogrammen künstliche Befruchtungsmethoden einzusetzen, sondern auch die Untersuchung oder Manipulation eines Fötus *in utero*. Die uralte Frau schüttelte bedächtig den Kopf und warf einen Seitenblick auf die schweißgetränkte Mohiam, die sich allmählich von ihren Anstrengungen erholte. »Die Genetik ist korrekt, aber dieses... *Kind* ist falsch. Wir haben einen Fehler gemacht.«

Anirul beugte sich vor, um sich das neugeborene Mädchen genauer anzusehen. Das Kind war kränklich blass und

hatte missgestaltete Gesichtsknochen sowie eine ausgekugelte oder deformierte Schulter. Weitere Mängel, die vielleicht chronisch waren, mochten sich erst im Laufe späterer Untersuchungen zeigen.

Und sie soll die Großmutter des Kwisatz Haderach werden? Schwäche gebiert keine Stärke.

Innerlich taumelte Anirul, während sie zu bestimmen versuchte, was schiefgegangen sein konnte. Die anderen Schwestern würden ihr wieder den Vorwurf jugendlichen Ungestüms machen. Die Extrapolationen der Zuchtprogramme waren so präzise gewesen, die Informationen der Weitergehenden Erinnerungen so sicher. Obwohl es von Wladimir Harkonnen gezeugt wurde, war dieses Mädchen nicht das, was es sein sollte. Dieses schwächelnde Kind konnte unmöglich der nächste Schritt in der genetischen Abfolge sein, die in nur zwei Generationen im Heiligen Gral der Bene Gesserit kulminieren sollte – ihrem Übermenschen.

»Könnte es irgendeinen Fehler im Paarungsindex gegeben haben?«, sagte die Mutter Oberin, während sie den Blick vom Baby abwandte. »Oder haben wir es mit einer Anomalie zu tun?«

»In der Genetik ist niemals etwas völlig gewiss, Mutter Oberin«, sagte Anirul und trat einen Schritt vom Neugeborenen zurück. Sie hatte ihre Zuversicht verloren, aber sie wollte nicht in Rechtfertigungen verfallen. Nervös fuhr sie sich mit der Hand über das kurze bronzefarbene Haar. »Die Extrapolationen sind korrekt. Ich fürchte, die Gene haben einfach nicht richtig kooperiert... diesmal.«

Die Mutter Oberin blickte sich zu den Ärztinnen und den anderen Schwestern im Raum um. Jede Bemerkung und jede Bewegung würde aufgezeichnet und in den Archiven von Wallach IX gespeichert – genauso wie in den Weitergehenden Erinnerungen, um von künftigen Generationen ausgewertet werden zu können. »Willst du damit andeuten, dass wir es noch einmal mit dem Baron versuchen sollten? Schließlich hat er sich nicht gerade kooperativ verhalten.«

Anirul lächelte matt. *Welche eine Untertreibung!* »Unsere Extrapolationen ergaben die höchste Wahrscheinlichkeit überhaupt. Es muss Baron Harkonnen sein, und es muss Mohiam sein. Diese Konstellation wurde in Jahrtausenden sorgfältiger Selektion vorbereitet. Wir haben noch andere Optionen, aber keine ist so gut wie diese... also müssen wir es noch einmal versuchen.« Sie bemühte sich, einen kompetenten Eindruck zu machen. »In der Vergangenheit ist es bereits des Öfteren zu Fehlern gekommen, Mutter Oberin. Wir dürfen nicht zulassen, dass ein Fehlschlag das gesamte Zuchtprogramm zum Scheitern bringt.«

»Natürlich nicht«, erwiderte Harishka. »Wir müssen noch einmal Kontakt mit dem Baron aufnehmen. Schick unsere beste und überzeugendste Vertreterin zu ihm, während Mohiam sich erholt.«

Anirul starrte auf das Baby. Nach der ersten Aufregung war es jetzt ruhiger geworden und bewegte die winzigen Händchen und Beinchen. Es war sogar zu schwach, über einen längeren Zeitraum zu schreien. *Kein besonders kräftiges Zuchtmaterial.*

Am Eingang versuchte Mohiam, sich auf ihrem Bett aufzurichten, und blickte mit strahlenden Augen auf das Neugeborene. Als sie dann den missgebildeten und schwachen Körperbau bemerkte, stöhnte sie und ließ sich zurück in die Kissen fallen.

Mutter Oberin Harishka kam zu ihr und versuchte sie zu trösten. »Wir brauchen jetzt deine ganze Kraft, Schwester, nicht deine Verzweiflung. Wir werden dafür sorgen, dass du eine zweite Chance mit dem Baron erhältst.« Sie verschränkte die Arme über der Brust und verließ mit raschelnden Gewändern den Gebärraum, gefolgt von ihren Assistentinnen.

* * *

In seinem Balkonzimmer auf Burg Harkonnen bewunderte der Baron sich nackt im Spiegel, wie er es häufig tat. Es gab ausreichend Spiegel und Licht in seinem weitläufigen

Wohnflügel, so dass er sich ständig an der vollkommenen Gestalt erfreuen konnte, mit der die Natur ihn ausgestattet hatte. Er war schlank und muskulös und hatte eine gesunde Hautfarbe – vor allem, wenn seine männlichen Liebhaber sich die Zeit nahmen, ihm parfümiertes Öl in jede Pore zu massieren. Er spreizte die Finger über dem Waschbrettmuster seines Bauches. *Großartig.*

Kein Wunder, dass die Hexen verlangt hatten, sich ein zweites Mal mit ihm zu paaren. Schließlich war er eine außergewöhnliche Schönheit. Für ihre Zuchtprogramme wünschten sie sich natürlich nur das beste Material. Sein erstes Kind von diesem Warzenschwein namens Mohiam musste so vollkommen geraten sein, dass sie unbedingt noch eins wollten. Obwohl ihn die bloße Vorstellung schaudern machte, fragte er sich, ob es denn wirklich so furchtbar war.

Er hätte gerne gewusst, welche Rolle sein Kind in den langfristigen Plänen dieser intriganten Geheimniskrämerinnen spielte. Sie verfolgten mehrere Zuchtprogramme, und nur die Bene Gesserit schienen zu verstehen, worum es dabei ging. Konnte er diesen Umstand irgendwie zu seinem Vorteil nutzen... oder hatten sie vor, seine Tochter eines Tages gegen ihn einzusetzen? Sie hatten sorgsam darauf geachtet, keine Bastarde in die Welt zu setzen, um dynastische Konflikte zu vermeiden – was ihn ohnehin nicht interessiert hätte. Aber was sprang für ihn heraus? Selbst Piter de Vries hatte ihm keine Erklärung anbieten können.

»Sie haben uns noch keine Antwort gegeben, Baron«, sagte Schwester Margot Rashino-Zea hinter seinem Rücken. Sie schien sich durch seine Nacktheit nicht im Geringsten irritiert zu fühlen.

Im Spiegel sah er die hübsche Schwester mit dem goldenen Haar. Glaubten sie, ihre Schönheit, ihre Rundungen, ihr feines Gesicht könnten ihn in Versuchung führen? Würde er sich lieber mit ihr als mit der anderen paaren? Keine dieser beiden Aussichten war für ihn besonders reizvoll.

Als Vertreterin der durchtriebenen Schwesternschaft

hatte Margot soeben von der »Notwendigkeit« einer zweiten Kopulation mit der Hexe Mohiam gesprochen. Dabei war seit dem ersten Mal noch kein ganzes Jahr vergangen. Diese Unverschämtheit! Margot drückte sich zumindest geschickt und gewunden aus, während Mohiam in jener Nacht einfach nur knallharte Forderungen gestellt hatte. Wenigstens hatten die Hexen diesmal ein besseres Sprachrohr geschickt.

Er weigerte sich, vor dieser hübschen Frau irgendwelche Kleidung anzulegen, und schon gar nicht, nachdem sie ihre Forderung ausgesprochen hatte. Er stellte sich ihr nackt zur Schau, tat aber so, als wäre es ihm gar nicht bewusst. *Diese gepflegte Schönheit würde sich bestimmt liebend gerne von jemandem wie mir vögeln lassen.*

»Mohiam war für meinen Geschmack etwas zu schlicht«, sagte er und drehte sich endlich ganz zur Vertreterin der Schwesternschaft um. »Sagen Sie mir, Hexe, war mein erstes Kind eine Tochter, wie mir versprochen wurde?«

»Diese Frage dürfte für Sie doch völlig ohne Belang sein.« Margots graugrüne Augen blickten fest in seine, aber er spürte, dass sie gerne mit ihrem Blick seinen ganzen Körper gemustert hätte, seine Muskeln und seine goldene Haut.

»Ich habe nicht behauptet, dass diese Frage von Belang sei, Sie dumme Frau – aber ich bin eine hochgestellte Persönlichkeit, und ich habe Ihnen eine Frage gestellt. Antworten Sie mir – oder Sie werden sterben.«

»Die Bene Gesserit fürchten den Tod nicht, Baron«, sagte Margot völlig ruhig. Ihre Gelassenheit ärgerte und faszinierte ihn gleichzeitig. »Ja, Ihr erstes Kind war ein Mädchen«, fuhr sie fort. »Wir Bene Gesserit können diese Dinge beeinflussen. Ein Sohn wäre für uns ohne Nutzen.«

»Ich verstehe. Warum sind Sie also schon wieder hier?«

»Ich bin nicht befugt, Ihnen weitere Informationen zu geben.«

»Ich halte Ihre zweite Forderung für äußerst unverschämt. Ich habe den Bene Gesserit gesagt, sie sollen mich nie wieder belästigen. Ich könnte Sie töten lassen, weil Sie meinen

Befehl missachtet haben. Sie befinden sich auf meinem Planeten in meiner Burg.«

»Die Anwendung von Gewalt wäre unklug.« Ruhiger Tonfall mit bedrohlichem Unterton. Wie konnte sie in einem so trügerisch lieblichen Körper so stark und monströs wirken?

»Letztes Mal haben Sie mit der Enthüllung meiner angeblichen Gewürzvorräte gedroht. Haben Sie sich jetzt etwas Neues ausgedacht oder greifen Sie wieder auf die gleiche Erpressung zurück?«

»Wir Bene Gesserit können Ihnen jederzeit neue Gründe vorlegen, wenn Sie es wünschen, Baron, aber die Beweise für die Fälschung Ihrer Berichte über die Gewürzproduktion dürften nach wie vor genügen, um Sie beim Imperator in Ungnade fallen zu lassen.«

Der Baron hob eine Augenbraue und ließ sich endlich dazu herab, einen glatten schwarzen Morgenmantel anzulegen. »Ich habe aus gewissen Quellen erfahren, dass mehrere Große Häuser eigene Melange-Vorräte angelegt haben. Manche behaupten sogar, dass selbst Imperator Elrood nicht über derlei Praktiken erhaben ist.«

»Der Imperator ist dieser Tage weder bei guter Laune noch guter Gesundheit. Er scheint sich sehr wegen Ix zu beunruhigen.«

Baron Harkonnen hielt inne, um über diesen Punkt nachzudenken. Seine Spione am Imperatorhof von Kaitain hatten gemeldet, dass sich der alte Elrood in letzter Zeit zunehmend irrational und unbeherrscht verhielt und Anzeichen von Paranoia zeigte. Während sein Geist schwand und seine Gesundheit nachließ, wurde sein Verhalten immer brutaler, wie seine problemlose Tolerierung der Vernichtung des Hauses Vernius bewies.

»Wofür halten Sie mich eigentlich?«, fragte der Baron. »Für einen preisgekrönten salusanischen Stier, der sich hervorragend zu Zuchtzwecken einsetzen lässt?«

Er hatte nichts zu befürchten, weil die Hexen jetzt nicht mehr den Funken eines Beweises in der Hand hielten. Er hatte seine Gewürzvorräte verteilt und in gute Verstecke auf

dem isolierten Planeten Lankiveil geschafft, worauf er die Vernichtung aller entsprechenden Aufzeichnungen auf Arrakis befohlen hatte. Die Arbeit war meisterhaft erledigt worden – durch einen ehemaligen Rechnungsprüfer der MAFEA, der nun in seinen Diensten stand. Der Baron lächelte. *Gestanden hatte,* musste es richtig heißen, da de Vries sich bereits um diesen Mann gekümmert hatte.

Diese Bene Gesserit konnten ihm drohen, womit sie wollten, aber sie hatten keine Macht über ihn. Dieses Wissen verlieh ihm eine ganz neue Kraft, eine neue Methode des Widerstands.

Die Hexe starrte ihn weiterhin auf ihre unverschämte Weise an. Er hätte gerne Margots schlanke Kehle gewürgt und sie für immer zum Schweigen gebracht. Aber damit wäre das Problem nicht gelöst, selbst wenn er den Kampf überleben sollte. Die Bene Gesserit würden einfach immer wieder neue Vertreterinnen schicken. Er musste den Hexen eine Lektion erteilen, die sie nicht so schnell vergessen würden.

»Bringen Sie Ihre Zuchtstute zu mir, wenn Sie darauf bestehen. Ich werde mich für sie bereitmachen.« Er wusste genau, was er tun würde. Sein Mentat Piter des Vries und vermutlich sogar sein Neffe Rabban würden ihm sicher liebend gerne helfen.

»Gut. Die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam wird sich in zwei Wochen auf den Weg machen, Baron.« Ohne ein weiteres Wort ging Margot. Ihr strahlendes blondes Haar und die milchweiße Haut schienen überhaupt nicht zu ihrem tristen Gewand der Schwesternschaft zu passen.

Der Baron ließ de Vries rufen. Sie mussten sich an die Arbeit machen.

38

Ohne ein Ziel ist ein Leben nichts wert. Manchmal bestimmt ein Ziel das ganze Leben eines Mannes, wird zu einer alles verzehrenden Leidenschaft. Doch wenn das Ziel erreicht ist - was dann? Ach, armer Mann - was dann?

Lady Helena Atreides,
in ihren privaten Tagebüchern

Nach seinen Kindheitsjahren der Unterdrückung auf Giedi Primus war die lebendige Welt Caladan für Duncan Idaho das Paradies. Er war ohne eine Landkarte in einer Stadt eingetroffen, die im Verhältnis zu Burg Caladan genau auf der gegenüberliegenden Seite des Planeten lag. Janess' Freund, der zweite Maat Renno, hatte seine Pflicht erfüllt und den Jungen auf die Straßen einer kleinen Raumhafenstadt geworfen.

Ohne ihm weitere Aufmerksamkeit zu schenken, entlud die Besatzung ihre Fracht aus Recyclingmaterial und Industrieabfällen und nahm eine frische Ladung aus Pundi-Reis in Säcken aus Getreidefasern an Bord. Ohne sich zu verabschieden, ohne ihm irgendeinen Ratschlag oder auch nur Glückwünsche mit auf den Weg zu geben, hatte der zweite Maat wieder sein Transportschiff bestiegen und war zum Heighliner zurückgeflogen, der im Orbit wartete.

Duncan konnte sich nicht einmal beklagen, denn endlich hatte er sich vor den Harkonnens in Sicherheit gebracht. Jetzt musste er nur noch Herzog Atreides finden.

Der Junge stand zwischen lauter fremden Menschen auf einer fremden Welt und sah zu, wie das Schiff in den wolkigen Himmel emporstieg. Caladan war ein Planet voller intensiver und verlockender Gerüche; die Luft war feucht und

mit dem Salz des Meeres angereichert, dazu das säuerliche Aroma von Fisch und der würzige Duft von Wildblumen. Während seines ganzen Lebens auf Giedi Primus hatte er noch nie etwas Ähnliches erlebt.

Auf dem Südkontinent waren die Berge hoch und mit sehr grünem Gras bewachsen. An den Hängen hatte man Terrassengärten angelegt, als hätte ein Betrunkener versucht, Treppenstufen zu errichten. Die schwer arbeitenden Bauern bewegten sich unter der dunstigen gelben Sonne. Sie waren nicht reich, aber trotzdem glücklich. In schäbiger Kleidung transportierten sie frisches Obst und Gemüse auf Suspensorpaletten zum Markt.

Als Duncan mit hungrigen Augen auf die Waren starrte, gab ihm ein freundlicher alter Mann eine kleine, überreife Paradan-Melone, die der Junge gierig aß. Der Saft tropfte ihm von den Händen. Es war die köstlichste Mahlzeit, die er jemals genossen hatte.

Als er die Energie und die Verzweiflung des Jungen sah, fragte der Bauer, ob er mit ihm zurückgehen und einige Tage lang auf den Reisfeldern arbeiten wollte. Der alte Mann bot ihm keinen Lohn an, sondern nur einen Platz zum Schlafen und etwas zu essen. Duncan willigte sofort ein.

Auf dem langen Rückweg erzählte der Junge ihm die Geschichte seiner Kämpfe gegen die Harkonnens, wie seine Eltern verhaftet und getötet worden waren, wie man ihn für Rabbans Jagd auserwählt hatte und er schließlich entkommen konnte. »Jetzt muss ich mich Herzog Atreides vorstellen«, sagte er mit unerschütterlicher Zuversicht. »Aber ich habe keine Ahnung, wo er ist oder wie ich ihn finde.«

Der alte Bauer hörte aufmerksam zu, dann nickte er ernst. Die Caladanier kannten die Legenden um ihren Herzog, hatte die größten seiner Stierkämpfe miterlebt und wussten von der Abreise seines Sohnes Leto nach Ix. Die Menschen verehrten ihren Herrscher, und für sie schien es völlig selbstverständlich, dass jeder Bürger um eine Audienz bei den Atreides ersuchen konnte.

»Ich kann dir die Stadt nennen, in der der Herzog lebt«, sagte der alte Mann. »Der Mann meiner Schwester hat sogar eine Karte der ganzen Welt, so dass ich dir zeigen kann, wo sie liegt. Aber ich weiß nicht, wie du sie erreichen könntest. Sie ist sehr weit entfernt.«

»Ich bin jung und stark. Ich werde es schon schaffen.«

Der Bauer nickte und führte seinen jungen Besucher durch die Reisfelder.

Duncan blieb vier Tage bei der Familie des Mannes und arbeitete auf den hüfthoch überfluteten Feldern. Er watete durch das Wasser, säuberte Gräben und pflanzte kleine, aber widerstandsfähige Setzlinge in den lockeren Schlamm. Er lernte die Geschichten und Lieder der Pundi-Reisbauern kennen.

Eines Nachmittags gaben die Späher in den niedrigen Bäumen Alarm, indem sie auf Töpfe schlugen. Kurz darauf zeigten kleine Wellen im trüben Wasser die Ankunft eines Schwarms von Pantherfischen an, Sumpfbewohnern, die in größeren Gruppen nach Beute suchten. Sie konnten einem Bauern innerhalb von Augenblicken sämtliches Fleisch von den Knochen fressen.

Duncan erkletterte einen der verwachsenen Baumstämme, um sich zu den aufgeregten Bauern zu gesellen. Er hing auf den niedrigen Ästen und schob die Bartflechten zur Seite, um einen Blick auf das unruhige Wasser zu werfen. Unter der Oberfläche konnte er große Geschöpfe mit zahlreichen Zähnen und einem kräftigen Schuppenpanzer erkennen. Mehrere Pantherfische umkreisten den Stamm des Sumpfbaums, auf dem Duncan Zuflucht gesucht hatte.

Einige der Geschöpfe stemmten sich mit schuppigen Gliedmaßen empor, Armen mit Flossen, die sich zu groben Klauen entwickelt hatten. Die fleischfressenden Fische streckten den größten Teil des Körpers aus dem Wasser und blickten mit feuchten, geschlitzten Augen auf den jungen Mann, der knapp außerhalb ihrer Reichweite in den Zweigen hing. Nachdem er eine Weile ihren Blick erwidert hatte, kletterte Duncan auf den nächsthöheren Ast. Die Panther-

fische tauchten wieder unter und schwammen durch die weiten Reisfelder davon.

Am folgenden Tag ließ sich Duncan von der Familie des Bauern eine Mahlzeit einpacken und machte sich auf den Weg zur Küste, wo er schließlich Arbeit auf einem Fischerboot fand, das in den Gewässern des warmen Südmeeres kreuzte. Dafür würde ihn das Boot zu einem Hafen des Kontinents bringen, auf dem Burg Caladan lag.

Mehrere Wochen arbeitete er an den Netzen, nahm Fische aus und aß seine Mahlzeiten in der Kombüse. Der Koch benutzte viele Gewürze, die Duncan unbekannt waren – scharfe caladanische Pfeffer- und Senfmischungen, bei denen seine Augen tränten und die Nase lief. Die Männer lachten über seine Schwierigkeiten und sagten ihm, dass er erst dann ein Mann wäre, wenn er solches Essen vertrüge. Zu ihrer Überraschung fasste der junge Duncan ihren Spott als Herausforderung auf, und schon bald verlangte er extrascharf gewürzte Mahlzeiten, die allen anderen Besatzungsmitgliedern Tränen in die Augen trieben. Statt Spott bekam er nur noch Lob von den Fischern zu hören.

Vor dem Ende der Reise rechnete ein Schiffsjunge, der in der Koje neben Duncan schlief, ihm vor, dass er in etwa sechs Wochen neun Jahre alt wurde. »Ich fühle mich schon viel älter«, sagte Duncan dazu.

Er hatte nicht damit gerechnet, dass es so lange dauern würde, bis er sein Ziel erreichte, aber sein Leben war jetzt viel besser, trotz der unglaublich harten Arbeit, zu der er sich verpflichtet hatte. Er fühlte sich sicherer und freier, wie er es noch nie zuvor erlebt hatte. Die Männer der Besatzung waren seine neue Familie geworden.

Unter einem bewölkten Himmel erreichte das Fischerboot schließlich den Hafen, und Duncan ließ das Meer hinter sich. Er verlangte keinen Lohn und fragte nicht einmal den Kapitän um Erlaubnis, sondern ging einfach von Bord. Die Ozeanreise war für ihn nur eine Etappe seines Weges gewesen. Nicht ein einziges Mal war er von seinem großen

Ziel abgewichen, den alten Herzog aufzusuchen. Er hatte niemanden übervorteilt, sondern hart für jede Gastfreundschaft gearbeitet, die man ihm hatte zuteil werden lassen.

In einer Hafengasse versuchte ein Seemann von einem anderen Schiff, ihn zu belästigen, aber Duncan wehrte sich mit eisenharten Muskeln und peitschenschnellen Reflexen. Der schwer angeschlagene Räuber zog sich zurück, als er einsehen musste, dass er diesem wilden Jungen nicht gewachsen war.

Duncan zahlte für Mitfahrgelegenheiten in verschiedensten Bodenfahrzeugen und schlich sich unbemerkt in Rohrbahnwagen und Frachtthopter. Er gelangte so immer weiter nach Norden, und Burg Caladan rückte im Verlauf der Monate immer näher.

Während der häufigen Regengüsse suchte er Schutz unter Bäumen. Doch selbst wenn er nass und hungrig war, fühlte er sich gar nicht so schlecht, weil er sich immer noch gut an die schreckliche Nacht im Wald erinnerte – wie er dort gefroren hatte, wie er sich mit einem Messer die Schulter aufgeschnitten hatte. Nach diesen Erfahrungen konnte er solche kurzfristigen Unannehmlichkeiten mühelos wegstecken.

Manchmal ließ er sich auf Gespräche mit anderen Reisenden ein und lauschte den Anekdoten über ihren sehr populären Herzog und Episoden aus der Geschichte der Atreides. Auf Giedi Primus hatte niemand über solche Dinge gesprochen. Die Menschen hatten ihre Meinung für sich behalten und nur unter Zwang Informationen preisgegeben. Hier dagegen erzählten die Einheimischen bereitwillig über ihr Leben. Eines Nachmittags, an dem er mit drei Unterhaltungskünstlern unterwegs war, erkannte Duncan, dass die Menschen von Caladan ihren Herrscher tatsächlich liebten!

Im Gegensatz dazu hatte Duncan nur Schreckensgeschichten über die Harkonnens gehört. Er kannte die Angst der Bevölkerung und die brutalen Konsequenzen jeder wirklichen oder nur eingebildeten Opposition. Auf diesem Planeten jedoch schienen die Menschen ihren Herrscher zu

respektieren statt zu fürchten. Der alte Herzog, so erfuhr Duncan, begab sich mit einer kleinen Ehrenwache in Dörfer und auf Märkte; wenn er die Menschen besuchte, trug er keine Waffen und keinen Schild und schien keine Angst vor einem Angriff zu haben.

Baron Harkonnen oder Glossu Rabban hätten etwas Derartiges niemals gewagt.

Es könnte sein, dass ich diesen Herzog mag, dachte Duncan eines Nachts, als er eingerollt unter einer Decke lag, die ihm einer der Künstler geborgt hatte...

Mehrere Monate nach seiner Ankunft auf diesem Planeten stand er endlich im Dorf am Fuß des Kaps, auf dem sich Burg Caladan erhob. Das beeindruckende Gebäude war wie ein Wachtposten, der das stille Meer beherrschte. Irgendwo im Innern lebte Herzog Paulus Atreides, der für den Jungen längst zu einer legendären Gestalt geworden war.

Duncan erzitterte in der morgendlichen Kühle und atmete tief durch. Der Küstennebel hob sich und verwandelte die aufgehende Sonne in einen orangefarbenen Ball. Er verließ das Dorf und stieg die lange, steile Straße zur Burg hinauf. Dort oben lag sein Ziel.

Während des Aufstiegs bemühte er sich nach Kräften, eine vorzeigbare Erscheinung zu werden. Er klopfte sich den Staub aus der Kleidung und stopfte sich das zerknitterte Hemd in die Hose. Doch trotz seines Aussehens war sein Selbstbewusstsein ungebrochen. Dieser Herzog würde ihn akzeptieren, wie er war, oder ihn hinauswerfen. Duncan Idaho würde in jedem Fall überleben.

Als er das Tor erreichte, das in den großen Hof führte, versperrten ihm die Atreides-Wachen den Weg, weil sie ihn für einen Klinkenputzer hielten.

»Ich bin kein Bettler«, verkündete Duncan mit stolz erhobenem Kopf. »Ich bin einmal quer durch die Galaxis gereist, um den Herzog zu sehen und ihm meine Geschichte zu erzählen.«

Die Wachmänner lachten nur. »Wir können dir ein paar Reste aus der Küche geben, aber nicht mehr.«

»Das wäre sehr freundlich von Ihnen«, erwiderte Duncan, dem schon seit einiger Zeit der Magen knurrte, »aber das ist nicht der Grund, weshalb ich gekommen bin. Bitte leiten Sie die Nachricht weiter, dass...« – er versuchte sich an die Worte zu erinnern, die ihm einer der fahrenden Künstler vorgesagt hatte – »dass Meister Duncan Idaho um eine Audienz beim Herzog Paulus Atreides ersucht.«

Wieder lachten die Männer, aber der Junge sah in ihren Gesichtern, dass sie widerstrebend Respekt vor ihm gewannen. Einer ging fort und kam mit einem Frühstück aus winzigen gebratenen Eiern zurück. Nachdem Duncan sich bei dem Mann bedankt hatte, schlang er die Eier hinunter, leckte sich die Finger ab und setzte sich auf den Boden, um zu warten. Stunden vergingen.

Die Wachen blickten immer wieder kopfschüttelnd zu ihm herüber. Einer fragte ihn, ob er Waffen oder Geld dabeihatte, was Duncan verneinte. Während die Bittsteller ein- und ausgingen, unterhielten sich die Wachen miteinander. Duncan hörte, wie sie über eine Revolte redeten, die sich auf Ix ereignet hatte, und dass sich der Herzog Sorgen wegen des Hauses Vernius machte, vor allem weil der Imperator ein Kopfgeld auf Dominic und Shando Vernius ausgesetzt hatte. Offenbar war Leto, der Sohn des Herzogs, soeben vom Kriegsschauplatz Ix nach Caladan zurückgekehrt, gemeinsam mit zwei adligen Flüchtlingen. In der Burg schien eine ziemliche Aufregung zu herrschen.

Trotzdem wartete Duncan.

Die Sonne zog über den Himmel und tauchte unter den Horizont des großen Ozeans. Der junge Mann verbrachte die Nacht in einem Winkel des Hofs, und als am nächsten Morgen neue Wachen am Tor standen, wiederholte er seine Geschichte und die Bitte um eine Audienz.

Diesmal erwähnte er, dass er von einer Harkonnen-Welt geflüchtet war und dem Haus Atreides seine Dienste anbieten wollte. Der Name Harkonnen schien ihre Aufmerksamkeit zu wecken. Wieder wurde er auf Waffen überprüft, diesmal noch gründlicher.

Am frühen Nachmittag hatte man ihn gefilzt und untersucht – zuerst mit einem elektronischen Scanner, mit dem sein Körper auf verborgene Waffen durchleuchtet wurde, dann mit einem Giftschnüffler –, bis er endlich in die Burg geführt wurde. Sie war ein uraltes Gebäude, dessen Gänge und Räume mit kostbaren Wandteppichen behängt waren. Der Holzboden knarrte bei jedem Schritt. Die Patina der Geschichte erweckte den Eindruck abgenutzter Eleganz.

An einem weiten steinernen Torbogen wurde er von zwei Atreides-Wachen mit noch ausgeklügelteren Untersuchungsgeräten abgetastet. Doch auch sie fanden nichts Verdächtiges. Er war nur ein kleiner Junge, der nichts zu verbergen hatte, aber sie handhabten die paranoiden Maßnahmen wie ein neues und unbequemes Kleidungsstück, als wären diese Prozeduren erst vor kurzem eingeführt worden. Als sie zufrieden waren, bedeuteten sie Duncan, dass er eintreten sollte. Er gelangte nun in einen großen Raum mit gewölbter Decke, die von schweren dunklen Balken getragen wurde.

In der Mitte des Raumes saß der alte Herzog und betrachtete seinen Besucher. Er war kräftig, ein Bär von einem Mann, mit Vollbart und hellgrünen Augen. Er ruhte entspannt auf einem Holzstuhl, nicht auf einem protzigen Thron. Hier konnte er sich stundenlang wohl fühlen, während er Staatsangelegenheiten regelte. Die Rückenlehne aus dunklem Elacca-Holz war knapp über dem Kopf des alten Patriarchen mit einem geschnitzten Falken-Wappen geschmückt.

Neben ihm saß sein Sohn Leto, der mager und erschöpft wirkte, als hätte er sich immer noch nicht ganz von seinen Strapazen erholt. Duncan blickte in Letos graue Augen und spürte, dass sie beide sich vieles zu erzählen und vieles miteinander gemeinsam hatten.

»Hier haben wir einen ziemlich hartnäckigen kleinen Jungen, Leto«, sagte der alte Herzog und blickte sich zu seinem Sohn um.

»Er macht den Eindruck, als hätte er ein ganz anderes

Ansinnen als die bisherigen Bittsteller des heutigen Tages.« Leto hob die Augenbrauen. Er war nur fünf oder sechs Jahre älter als Duncan – was in ihrem Alter jedoch einen erheblichen Unterschied ausmachte –, aber es schien, dass sie beide recht plötzlich mit dem Erwachsenenleben konfrontiert worden waren. »Er erweckt nicht den Anschein der Habgier.«

Paulus' Miene besänftigte sich, als er sich auf seinem großen Stuhl vorbeugte. »Wie lange hast du schon da draußen gewartet, Junge?«

»Ach, das spielt jetzt keine Rolle mehr, Mylord«, antwortete Duncan – und hoffte, dass er die angemessenen Worte gewählt hatte. »Jetzt bin ich hier.« Nervös kratzte er an einem Leberfleck am Kinn.

Der alte Herzog warf dem Wachmann, der ihn hereingeführt hatte, mit gerunzelter Stirn einen kurzen Blick zu. »Haben Sie diesem jungen Mann zu essen gegeben?«

»Man hat mich bestens versorgt, Mylord. Vielen Dank. Und ich habe auch sehr gut in Ihrem bequemen Hof geschlafen.«

»Im *Hof*?« Wieder ein finsterer Blick zum Wachmann. »Wie dem auch sei... weshalb sind Sie hier, junger Mann? Kommen Sie aus einem der Fischerdörfer?«

»Nein, Mylord – ich komme von Giedi Primus.«

Die Wachen legten instinktiv die Hände an die Waffen. Der alte Herzog und sein Sohn blickten sich gleichzeitig an, zuerst ungläubig. »Dann sollten Sie uns unbedingt erzählen, was mit Ihnen geschehen ist«, sagte Paulus. Ihre Mienen wechselten bald zu Wut und Abscheu, als sie Duncans Geschichte anhörten, in der er kein Detail ausließ.

Die Augen des Herzogs wurden immer größer. Als er den harmlosen Gesichtsausdruck des jungen Mannes sah, blickte er wieder seinen Sohn an. Er glaubte nicht, dass es eine erfundene Geschichte war. Leto nickte. Kein Junge von neun Jahren hätte sich ein solches Abenteuer ausdenken können, nicht einmal mit gründlicher Hilfe.

»Also bin ich jetzt hier«, sagte Duncan, »um Sie zu treffen.«

»Sie sind *wo* auf Caladan gelandet?«, fragte der Herzog noch einmal nach. »Beschreiben Sie uns die Stadt.«

Duncan konnte sich nicht mehr an den Namen erinnern, aber er zählte alles auf, was er dort gesehen hatte. Schließlich musste der alte Herzog bestätigen, dass er in der Tat von der anderen Seite der Welt gekommen war.

»Man hat mir gesagt, ich sollte zu Ihnen gehen, Mylord, und Sie fragen, ob Sie etwas für mich zu tun haben. Ich hasse die Harkonnens, und ich würde mich bereitwillig als loyaler Diener des Hauses Atreides verpflichten lassen, wenn ich nur hierbleiben darf.«

»Ich glaube ihm, Vater«, sagte Leto leise, während er in die tief liegenden blaugrünen Augen des Jungen blickte. »Oder ist das hier irgendeine Lektion, mit der du mir etwas beibringen willst?«

Paulus saß zurückgelehnt da, die Hände im Schoß gefaltet, während sein Oberkörper krampfhaft zuckte. Nach einer Weile erkannte Duncan, dass der große Mann einen Lachanfall zu unterdrücken versuchte. Als sich der alte Herzog nicht mehr beherrschen konnte, stieß er ein schallendes Gelächter aus und schlug sich auf die Knie. »Junge, ich bewundere dich für das, was du getan hast. Jedes Kind mit deinem Mumm ist ein Mann, den ich unbedingt für mein Haus haben muss!«

»Vielen Dank, Mylord«, sagte Duncan.

»Ich bin sicher, dass wir für ihn eine passende Aufgabe finden werden, Vater«, sagte Leto mit einem erschöpften Lächeln. Für ihn war dieser tapfere und beharrliche Junge eine hoffnungsvolle Abwechslung von allem, was er in letzter Zeit erlebt hatte.

Der alte Herzog erhob sich von seinem Stuhl und brüllte nach Dienern, die den Jungen baden und mit neuer Kleidung und mehr Essen versorgen sollten. »Nein, warten Sie«, sagte er dann und hob die Hand, »stellen Sie einen kompletten Banketttisch auf. Mein Sohn und ich wünschen das Mittagessen gemeinsam mit Meister Idaho einzunehmen.«

Sie traten in einen angrenzenden Speisesaal, in dem An-

gestellte eifrig damit beschäftigt waren, alles aufzufahren, was der Herzog angefordert hatte. Ein Diener kämmte dem Jungen das dunkle, lockige Haar und fuhr mit einem Statikreiniger über seine verschmutzte Kleidung. Paulus Atreides nahm am Kopfende des Tisches Platz, Duncan zu seiner Rechten und Leto zu seiner Linken, und stützte das Kinn auf seine große Faust.

»Ich habe eine Idee, Junge. Nachdem du bewiesen hast, dass du es mit all den abscheulichen Harkonnens aufnehmen kannst – glaubst du, dass du einem salusanischen Stier gewachsen wärst?«

»Sicher, Mylord«, sagte Duncan. Er hatte von den großen Schaukämpfen des Herzogs gehört. »Wenn Sie möchten, dass ich für Sie gegen einen Stier kämpfe, werde ich es gerne tun.«

»*Kämpfen?*« Paulus lachte. »Das ist nicht ganz das, was ich im Sinn habe.« Der Herzog lehnte sich breit grinsend zurück und wandte Leto den Blick zu.

Leto sagte: »Ich glaube, wir haben für dich gerade eine geeignete Anstellung in Burg Caladan gefunden. Du kannst in den Ställen arbeiten, unter der Führung von Stallmeister Yresk. Du wirst mithelfen, die Stiere meines Vaters zu versorgen, sie füttern und sie striegeln, wenn du nahe genug herankommst. Ich habe es selbst eine Zeit lang getan. Ich werde dich dem Stallmeister vorstellen.« Er sah seinen Vater an. »Weißt du noch? Yresk hat mich manchmal die Stiere streicheln lassen, als ich in Duncans Alter war.«

»Ach, dieser Junge wird wesentlich mehr schaffen, als die Bestien zu kraulen«, sagte der alte Herzog. Paulus hob eine Augenbraue, als immer neue Tabletts mit exquisiten Speisen aufgefahren wurden und ein verzauberter Ausdruck in Duncans Gesicht trat. »Und wenn du dich in den Ställen bewährst«, fügte er hinzu, »werden wir vielleicht ruhmreichere Aufgaben für dich finden.«

39

Die Geschichte war nur selten freundlich zu jenen, die bestraft wurden. Bestrafungen durch die Bene Gesserit werden niemals vergessen.

Diktum der Bene Gesserit

Eine neue Delegation der Bene Gesserit brachte Gaius Helen Mohiam nach Giedi Primus. Nachdem sie gerade erst von der kränklichen Harkonnen-Tochter entbunden worden war, fand sich Mohiam bereits zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres in der Burg des Barons wieder.

Diesmal traf sie bei Tageslicht ein, obwohl die schmutzige Wolkendecke und die ungefilterten Rauchsäulen über den Fabriken jeden Rest von Sonnenschein unterdrückten.

Das Shuttle der Ehrwürdigen Mutter landete auf demselben Raumhafen wie beim letzten Mal, wieder nur mit dem Hinweis auf eine »spezielle Mission.« Doch diesmal hatte sich Baron Harkonnen geschworen, dass alles ganz anders ablaufen sollte.

Im perfekten Gleichschritt marschierte ein Regiment der Haustruppen des Barons mit starren Gesichtern auf, um das Bene-Gesserit-Shuttle zu umstellen. Das musste genügen, um die Hexen einzuschüchtern.

Der Burseg Kryubi, früher ein Pilot auf Arrakis und nun für die Sicherheitskräfte des Hauses Harkonnen verantwortlich, stand vor der Ausstiegsrampe des Shuttles, zwei Schritte vor seinen Soldaten. Alle waren in blaue Uniformen gekleidet.

Mohiam erschien am oberen Ende der Rampe. Sie war in ihre Bene-Gesserit-Gewänder gehüllt und wurde von Dienerinnen, Leibwachen und weiteren Schwestern begleitet. Sie blickte voller Verachtung auf den Burseg und

seine Männer. »Was hat dieser Empfang zu bedeuten? Wo ist der Baron?«

Kryubi blickte zu ihr auf. »Versuchen Sie nicht, mich mit ihrer *Stimme* zu manipulieren, sonst könnte es zu einer... gefährlichen Reaktion durch die Truppen kommen. Ich habe den Befehl, dass Sie allein zum Baron geführt werden sollen. Keine Wachen, keine Diener, keine Begleiter. Er erwartet sie im Empfangssaal der Burg.« Er deutete mit einem Nicken auf das Gefolge, das hinter ihr im Shuttle stand. »Keiner von diesen anderen Personen ist es gestattet, das Schiff zu verlassen.«

»Unmöglich«, sagte Mohiam. »Ich erwarte nicht mehr als die üblichen diplomatischen Gepflogenheiten. Mein gesamtes Gefolge soll mit dem gebührenden Respekt empfangen werden.«

Kryubi ließ sich nicht erweichen. »Ich weiß, was die Hexe will«, hatte der Baron gesagt. »Wenn sie glaubt, sie könnte regelmäßig hier aufkreuzen, um mit mir zu vögeln, wird sie eine bittere Enttäuschung erleben!« Was immer er damit andeuten wollte.

Der Burseg erwiderte ihren Blick mit eiserner Härte. »Ihre Bitte ist abgelehnt.« Er hatte viel größere Angst vor einer Bestrafung durch den Baron als vor dem, was diese Frau ihm möglicherweise antun konnte. »Sie dürfen jederzeit wieder abreisen, wenn Sie damit nicht einverstanden sind.«

Mit einem wütenden Schnauben trat Mohiam auf die Rampe und warf ihren Leuten, die im Schiff zurückblieben, einen kurzen Blick zu. »In Anbetracht seiner zahlreichen Perversionen ist der Baron Wladimir Harkonnen gelegentlich recht prüde«, sagte sie spöttisch, natürlich mehr an die Adresse der Harkonnen-Soldaten als an ihre eigenen Leute. »Vor allem, wenn es um sexuelle Angelegenheiten geht.«

Kryubi, der nicht über die Hintergründe informiert worden war, fand diese Bemerkung sehr interessant. Aber dann sagte er sich, dass es besser sei, über manche Dinge nicht Bescheid zu wissen.

»Sagen Sie mir, Burseg«, sprach die Hexe ihn in gereiztem Tonfall an, »wie wollen Sie überhaupt feststellen, ob ich die *Stimme* bei Ihnen einsetze?«

»Ein Soldat verrät niemals das vollständige Arsenal seiner Verteidigungsmöglichkeiten.«

»Ich verstehe.« Ihr Tonfall war beruhigend, fast sinnlich. Kryubi fühlte sich dadurch nicht bedroht, fragte sich aber, ob sein Bluff funktioniert hatte.

Dieser dumme Soldat wusste natürlich nicht, das Mohiam eine Hellseherin war, die jede Nuance der Lüge und Täuschung erkennen konnte. Sie gestattete dem aufgeblasenen Burseg, sie über einen Steg in einen Fußgängertunnel zu führen. Sobald sie sich innerhalb der Burg Harkonnen befanden, setzte die Ehrwürdige Mutter eine Miene des Selbstbewusstseins und der Unnahbarkeit auf und bewegte sich mit vorgetäuschter Lässigkeit.

Doch ihre geschärften Sinne hielten wachsam nach der winzigsten Ungewöhnlichkeit Ausschau. Sie hegte größtes Misstrauen gegenüber dem Baron. Sie wusste, dass er etwas im Schilde führte.

* * *

Baron Harkonnen ging unruhig im Großen Saal auf und ab und blickte sich mit blitzenden, durchdringenden Augen um. Der Raum war groß und kalt, das grelle Licht der ungefilterten Leuchtgloben, die sich in den Ecken und an der Decke drängten, viel zu stark. Die Schritte seiner spitzen schwarzen Stiefel wurden als hallendes Echo zurückgeworfen und ließen den Saal hohl und leer erscheinen – ein guter Ort für einen Hinterhalt.

Auch wenn der Wohnbereich der Burg einen unbelebten Eindruck machte, hatte der Baron Wachen und elektronische Spion-Augen in verschiedenen Nischen platziert. Er wusste, dass er die Bene-Gesserit-Hure nicht lange zum Narren halten konnte, aber das spielte auch gar keine Rolle. Selbst wenn sie erkannte, dass sie beobachtet wurden,

könnte es sie innehalten lassen und sie daran hindern, heimtückische Tricks einzusetzen. Dadurch konnte er zumindest ein paar Sekunden gewinnen.

Da er beabsichtigte, sich diesmal unter Kontrolle zu halten, wollte der Baron, dass seine Leute alles beobachteten. Er wollte ihnen eine gute Vorstellung liefern, über die sie noch viele Jahre lang in ihren Kasernen und Truppenschiffen reden würden. Und das Beste war, dass die Hexen endlich in ihre Schranken verwiesen wurden. *Mich zu erpressen - unglaublich!*

Piter de Vries näherte sich ihm von hinten, so leise und schnell, dass er dem Baron einen Schrecken einjagte. »Tu das nie wieder, Piter!«, sagte er.

»Ich habe Ihnen gebracht, worum Sie gebeten haben, Baron.« Der verderbte Mentat streckte die Hand aus und reichte ihm zwei winzige Rauschsender. »Schieben Sie sich je einen tief in den Gehörgang. Damit wird jeder manipulative Anteil der *Stimme* verzerrt. Sie können weiterhin einem normalen Gespräch folgen, aber die Stöpsel verhindern, dass ungewollte Elemente zu Ihren Ohren vordringen.«

Der Baron nahm einen tiefen Atemzug und spannte die Muskeln an. Eine perfekte Vorbereitung war unerlässlich.

»Du kümmerst dich bitte um *deine* Aufgaben, Piter. Ich weiß genau, was ich tue.« Er ging zu einer kleinen Nische, griff sich die Karaffe mit Kirana-Brandy und nahm einen tiefen Schluck daraus. Als er spürte, wie der Brandy in seinen Eingeweiden brannte, wischte er sich den Mund und den Hals der Flasche ab.

Der Baron hatte bereits mehr Alkohol getrunken, als er es gewohnt war, vielleicht sogar mehr, als angeraten wäre, wenn er an die bevorstehende Aktion dachte. De Vries, der die Besorgnis des Barons bemerkte, sah seinen Herrn an, als würde er sich über ihn lustig machen. Dieser zog eine finstere Miene und nahm einen weiteren Schluck, nur um dem Mentaten zu trotzen.

De Vries trat nervös von einem Fuß auf den anderen. Er ergötzte sich an ihrem gemeinsamen Plan und freute sich,

daran teilhaben zu dürfen. »Vielleicht ist die Hexe zurückgekehrt, weil es ihr beim ersten Mal so großen Spaß gemacht hat.« Er kicherte. »Glauben Sie, dass die Frau sich seitdem vor *Begierde* nach Ihnen verzehrt?«

Der Baron blickte ihn wieder mit finsterer Miene an, diesmal so böse, dass der Mentat sich fragte, ob er vielleicht zu weit gegangen war. Aber de Vries besaß großes Geschick, ihm Vergeltungsmaßnahmen auszureden.

»Ist das die beste Lagebewertung, die mein Mentat mir anzubieten hat? Denk nach, verdammt nochmal! Warum könnten die Bene Gesserit ein *zweites* Kind von mir wollen? Wollen sie das Messer nur tiefer hineinstoßen, damit ich sie noch mehr hasse, als ich es ohnehin tue?« Er schnaufte, während er überlegte, ob das wirklich der Grund sein könnte.

Vielleicht brauchen sie aus irgendeinem Grund zwei Töchter. Oder mit dem ersten Kind hat etwas nicht gestimmt... Die Lippen des Barons verzogen sich zu einem leichten Lächeln. *Dieses Kind wird zweifellos das letzte sein.*

Die Bene Gesserit hatten keine Beweise mehr, die sie zur Erpressung nutzen konnten. Der größte Teil der kostbaren Melange-Vorräte der Harkonnens war nun auf Lankiveil versteckt, genau vor Abulurds Nase. Der Narr hatte keinen blassen Schimmer, dass man ihn benutzt hatte, um die geheimen Aktionen des Barons zu decken. Doch trotz seines weichen Herzens und schwachen Geistes war Abulurd immer noch ein Harkonnen. Selbst wenn er etwas von diesem Betrug bemerkte, würde er niemals wagen, ihn aufzudecken, weil er befürchten musste, damit die Reichtümer seiner Familie zu gefährden. Dazu hielt Abulurd ihren Vater viel zu sehr in Ehren.

Der Baron kehrte zurück, während der süße, brennende Geschmack des Kirana-Brandys in seinem Mund sauer wurde. Er trug einen braun-schwarzen Pyjama, den er fest über dem flachen Bauch verschnürt hatte. Das blassblaue Harkonnen-Wappen mit dem Greif zierte seine linke Brust. Das Kleidungsstück hatte keine Ärmel, damit er seine Arm-

muskeln präsentieren konnte. Sein rotes Haar war kurz geschnitten und leicht zerzaust, damit er einen verwegenen Eindruck machte.

Er blickte de Vries streng an. Der Mentat nahm einen Schluck aus einer kleinen Flasche mit dunkelrotem Sapho-Saft. »Sind wir bereit, Baron? Sie wartet draußen.«

»Ja, Piter.« Er fläzte sich in einen Sessel. Seine weite Seidenhose würde den Augen der Ehrwürdigen Mutter keinen Hinweis geben, dass er eine Waffe am Körper trug – zumindest keine Waffe, die sie erwarten würde. Er lächelte. »Geh und schick sie rein!«

* * *

Als Mohiam in den Großen Saal der Burg trat, schloss der Burseg Kryubi hinter ihr die Tür, um mit seinen Truppen draußen zu bleiben. Das Schloss schnappte klickend ein. Sofort war sie auf der Hut, als sie bemerkte, dass der Baron diesmal jede Einzelheit ihrer Begegnung inszeniert hatte.

Die beiden schienen sich allein im langen Raum aufzuhalten, der karg und kalt wirkte und in grelles Licht getaucht war. Die gesamte Burg schien nur aus rechtwinkligen Kanten und harten Kontrasten zu bestehen, die die Harkonnens so sehr liebten. Dieser Raum wirkte eher wie ein Konferenzsaal als ein prächtiges Palastgemach.

»Ich grüße Sie, Baron Harkonnen«, sagte Mohiam mit einem Lächeln, das ihre Verachtung mit Freundlichkeit kaschierte. »Ich sehe, dass Sie sich sorgsam auf unsere Begegnung vorbereitet haben. Vielleicht freuen Sie sich gar darauf?« Sie wandte den Blick ab und betrachtete ihre Fingernägel. »Es ist möglich, dass ich Ihnen dieses Mal etwas mehr Vergnügen gönne.«

»Möglicherweise«, sagte der Baron umgänglich.

Seine Antwort gefiel ihr nicht. *Was hat er vor?* Mohiam sah sich um, achtete auf die Luftströmungen, ergründete die Schatten, versuchte auf den Herzschlag einer anderen Person zu lauschen, die irgendwo dort lauern mochte. Da

war jemand... aber wo? Wollte man sie ermorden? Würden sie es wagen? Sie kontrollierte ihren Pulsschlag, hinderte ihn daran, sich zu beschleunigen.

Der Baron hatte eindeutig mehr im Sinn als widerstandslose Kooperation. Sie hatte niemals erwartet, ein leichtes Spiel mit ihm zu haben, vor allem nicht bei diesem zweiten Mal. Die Oberhäupter einiger Kleiner Häuser konnten bezwungen und manipuliert werden, damit hatten die Bene Gesserit keine Schwierigkeiten, aber das Haus Harkonnen war vor einem solchen Schicksal gefeit.

Sie blickte in die stygischen Augen des Barons und setzte ihre Fähigkeiten als Hellseherin ein, war jedoch nicht in der Lage zu erkennen, was er dachte, oder einen Hinweis auf seine Pläne zu erhalten. Mohiam spürte tief im Innern einen Stich der Furcht. Wozu wäre dieser Harkonnen bereit? Wie weit würde er gehen? Der Baron konnte es sich nicht leisten, sich der Forderung der Schwesternschaft zu verweigern, da er genau wusste, welche Informationen die Bene Gesserit gegen ihn verwenden konnten. Oder wäre er bereit, das Risiko einer schweren Bestrafung durch den Imperator einzugehen?

Von gleicher Bedeutung war die Frage, ob er eine Bestrafung durch die Bene Gesserit riskieren würde. Auch das war etwas, das man nicht auf die leichte Schulter nahm.

Unter anderen Voraussetzungen hätte sie vielleicht sogar Gefallen daran gefunden, mit ihm zu spielen, sich dem mentalen und physischen Duell mit einem starken Gegner zu stellen. Er war schlüpfrig und biegsam und würde sich nicht ohne weiteres überwältigen lassen. Aber in diesem Moment hatte sie nur Verachtung für den Baron übrig, der ihr als Zuchtbulle dienen sollte, weil die Schwesternschaft seine Gene benötigte. Sie wusste nicht, warum, oder welche Bedeutung seiner Tochter zukommen sollte, aber wenn Mohiam nach Wallach IX zurückkehrte, ohne ihre Mission erfüllt zu haben, erwartete sie ein schwerer Tadel durch ihre Vorgesetzten.

Sie beschloss, keine Zeit mehr zu vergeuden. Sie setzte

ihre gesamten Fähigkeiten der *Stimme* ein, die sie von den Bene Gesserit gelernt hatte, die Beeinflussung durch Worte und Klänge, denen kein untrainierter Mensch widerstehen konnte, und sagte knapp: »*Kooperieren Sie.*« Es war ein klarer Befehl, und sie erwartete, dass er ihr gehorchte.

Doch der Baron lächelte nur. Er rührte sich nicht, nur seine Augen blickten zur Seite. Mohiam war so verblüfft über die Wirkungslosigkeit der *Stimme* und erkannte zu spät, dass der Baron eine ganz andere Falle für sie vorbereitet hatte.

Der Mentat Piter de Vries war längst aus einer versteckten Nische aufgetaucht. Sie drehte sich um und machte sich kampfbereit, aber der Mentat bewegte sich mindestens so schnell wie eine Bene Gesserit.

Der Baron beobachtete das Schauspiel und schien es zu genießen.

De Vries hielt eine primitive, aber wirksame Waffe in der Hand. Der altertümliche Nervenschocker war ein brutales Betäubungsinstrument, das mit hoher Energieleistung arbeitete. Er feuerte eine Ladung ab, bevor sie sich von der Stelle rühren konnte. Die knisternden Wellen schlugen in ihren Körper und schlossen die Verbindung zwischen Geist und Muskeln kurz.

Mohiam stürzte rücklings zu Boden. Sie zuckte und wand sich in schmerzhaften Krämpfen, während auf jedem Quadratzentimeter ihrer Haut imaginäre bissige Ameisen wimmelten.

Ein wunderbarer Effekt, dachte der Baron.

Sie erschlaffte auf dem Steinboden, mit ausgestreckten Armen und Beinen, als wäre sie vom Fuß eines Riesen zertreten worden. Ihr Kopf schlug gegen die harten Steinplatten, und der Aufprall hallte in ihren Ohren nach. Ihre aufgerissenen Augen starrten zur Wölbung der Decke hinauf. Selbst mit äußerster Prana-Bindu-Muskelkontrolle konnte sie sich nicht mehr bewegen.

Schließlich hing das hämische Gesicht des Barons über ihr, als er sich in ihr begrenztes Sichtfeld drängte. Ihre

Arme und Beine zitterten unter zufälligen Nervenimpulsen. Sie spürte etwas Warmes und Feuchtes und erkannte, dass sich ihre Blase geleert hatte. Ein dünner Speichelfaden floss von ihren Lippen auf die Wange und näherte sich ihrem Ohrläppchen.

»So, *Hexe!*«, sagte der Baron. »Die Betäubung wird keinen bleibenden Schaden hinterlassen. Sie werden Ihren Körper schon in etwa zwanzig Minuten wieder unter Kontrolle haben. Zeit genug, um uns gegenseitig etwas besser kennen zu lernen.« Er spazierte lächelnd um sie herum, verließ ihr eingeschränktes Sichtfeld und kehrte wieder zurück.

Er hob die Stimme, damit die elektronischen Tonabnehmer alles an die verborgenen Beobachter übertrugen, und fuhr fort: »Ich weiß, dass Sie falsches Erpressungsmaterial produziert haben, um es gegen das Haus Harkonnen einzusetzen. Meine Anwälte stehen bereit, Ihre Vorwürfe vor jedem Gericht des Imperiums abzuschmettern. Sie haben damit gedroht, es bekannt zu machen, wenn ich kein zweites Kind für Sie zeuge, aber das ist nur eine zahnlose Drohung von zahnlosen Hexen.«

Er hielt inne und lächelte dann, als wäre ihm soeben eine Idee gekommen. »Trotzdem wäre ich bereit, Ihnen eine weitere Tochter zu schenken, wie Sie es wünschen. Wirklich. Aber Sie sollen eins wissen, Hexe, und meine Botschaft an Ihre ganze Schwesternschaft weitergeben: Baron Wladimir Harkonnen lässt sich nicht für Ihre Zwecke zurechtbiegen, und jeder Versuch wird Sie teuer zu stehen kommen!«

Mohiam setzte all ihre Fähigkeiten ein, um sich auf bestimmte Nerven und Muskeln zu konzentrieren, bis sie wieder in der Lage war, ihre Augen zu bewegen und sich umzusehen. Der Nervenschocker hatte jedoch ganze Arbeit geleistet, so dass sie keinen Einfluss auf den Rest ihres Körpers erhielt.

Der Baron unterdrückte seinen Widerwillen und zerriss ihr Gewand. Ihre Figur war in seinen Augen absolut reizlos, ohne die männliche Muskelstruktur, die er so sehr bewunderte und begehrte. »Ach du meine Güte, wie es scheint, ist

Ihnen ein kleines Missgeschick passiert«, sagte er, während er stirnrunzelnd auf den uringetränkten Stoff ihrer Unterröcke blickte.

Piter de Vries ragte hinter ihrem Kopf auf und schaute auf ihr breites, schlaffes Gesicht herab. Sie sah seine rotfleckigen Lippen und das halb wahnsinnige Glitzern in den Mentatenaugen. Mit dem Fuß drückte der Baron ihre Beine auseinander und machte sich dann an seiner schwarzen Pyjamahose zu schaffen.

Sie konnte nicht sehen, was er tat – sie wollte es gar nicht sehen.

Berauscht vom Erfolg seines Plans hatte der Baron diesmal keine Schwierigkeiten mit der Erektion. Vom Brandy benebelt starrte er auf die reizlose Frau und stellte sie sich als runzlige Greisin vor, die er gerade zur Arbeit im grausamsten Sklaven-Steinbruch der Harkonnens verurteilt hatte. Diese Frau, die sich einbildete, so stark und mächtig zu sein, lag nun völlig hilflos zu seinen Füßen... auf Gedeih und Verderb seiner Gnade ausgeliefert!

Dem Baron bereitete es ein immenses Vergnügen, sie zu vergewaltigen. Soweit er sich erinnern konnte, war es das erste Mal, dass er Spaß mit einer Frau hatte, auch wenn sie nur ein schlaffes Stück Fleisch war.

Während der Misshandlung lag Mohiam machtlos auf dem harten kalten Boden. Sie konnte jede Bewegung spüren, jede Berührung, jeden schmerzhaften Stoß, aber sie hatte immer noch keine Kontrolle über ihre Muskeln. Ihre Augen blieben offen, obwohl sie glaubte, dass sie vielleicht blinzeln konnte, wenn sie gezielt darauf hinarbeitete.

Statt ihre Energie darauf zu verschwenden, konzentrierte sich die Ehrwürdige Mutter auf ihr Innenleben und beeinflusste ihre Biochemie. Die Betäubungswaffe des Mentaten hatte sie nicht völlig gelähmt. Der biochemische Haushalt ihres Körpers war etwas ganz anderes als Nerven und Muskeln. Baron Wladimir Harkonnen würde seinen dreisten Übergriff schwer bereuen.

Bereits im Vorfeld hatte sie ihre Ovulation gesteuert,

damit sie genau zu dieser Stunde den Höhepunkt ihrer Fruchtbarkeit erreichte. Auch durch eine Vergewaltigung würde sie mit dem Sperma des Barons eine weitere Tochter zeugen. Das war der wichtigste Aspekt.

In dieser Hinsicht bekam sie alles, was sie von diesem niederträchtigen Mann brauchte. Aber die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam beabsichtigte, ihm etwas *zurückzugeben*, eine langsam wirkende Vergeltung, die er für den Rest seines Lebens nicht mehr vergessen würde.

Niemand würde je eine Bestrafung durch die Bene Gesserit vergessen.

Obwohl ihr Nervensystem ausgeschaltet war, blieb Mohiam eine hochbegabte Ehrwürdige Mutter. Ihr Körper enthielt unorthodoxe Waffen, die ihr selbst jetzt zur Verfügung standen, trotz ihrer scheinbaren Hilflosigkeit.

Die Bene-Gesserit-Schwestern waren in der Lage, jedes Gift mit einem Gegenmittel zu neutralisieren, das sie mit ihren bemerkenswerten Körperfunktionen selbst herstellten. So konnten sie sich gegen die schlimmsten Krankheitserreger zur Wehr setzen, indem sie die Pathogene entweder vernichteten... oder sie nach der Neutralisierung in latenter Form zurückbehielten, um sie zur späteren Verwendung zur Verfügung zu haben. Mohiam besaß ein Arsenal mehrerer solcher latenter Krankheitserreger, und sie konnte sie jederzeit durch die Manipulation ihrer Biochemie wieder aktivieren.

Jetzt lag der Baron auf ihr, wie ein Tier grunzend, die Zähne zusammengebissen, die Lippen zu einer Fratze der brutalen Lust verzogen. Tröpfchen aus stinkendem Schweiß bedeckten sein gerötetes Gesicht. Sie starrte zu ihm auf. Ihre Blicke trafen sich, worauf er grinste und noch härter zustieß.

In diesem Augenblick entschied sich Mohiam für einen speziellen Erreger, der das subtile Instrument ihrer Rache werden sollte, eine neurologische Störung, die seinen schönen Körper verunstalten würde. Der Baron war offensichtlich sehr stolz auf seinen Körper. Sie hätte ihn mit den ver-

schiedensten Krankheiten infizieren können – aber dieses Leiden würde ihn viel tiefer treffen und viel langsamer zerstören. Sie verurteilte den Baron dazu, jeden Tag aufs Neue mit seinem Aussehen konfrontiert zu werden, während er immer fetter und schwächlicher wurde. Seine Muskeln würden degenerieren, sein Metabolismus würde ins Chaos stürzen. In wenigen Jahre würde er nicht einmal mehr in der Lage sein, noch auf eigenen Beinen zu gehen.

Dies zu bewirken, war für sie ganz einfach... aber die Folgen würden viele Jahre anhalten. Für den Rest seines Lebens. Mohiam stellte sich den Baron vor, wie er von Schmerzen geplagt wurde, so verfettet, dass er ohne Hilfe nicht einmal aufrecht stehen konnte, von unvorstellbaren Qualen geschüttelt.

Als er ejakuliert hatte, in der Überzeugung, es der Hexe gezeigt zu haben, wer der Mächtigere war, löste sich Baron Wladimir Harkonnen von ihr und stand auf. Dann blickte er voller Abscheu auf sie herab. »Piter, bring mir ein Handtuch, damit ich mir den Schleim dieser Hure abwischen kann.«

Der Mentat eilte kichernd aus dem Raum. Die Türen des Saals wurden wieder geöffnet. Uniformierte Hauswachen marschierten herein und sahen hämisch grinsend zu, wie Mohiam Stück für Stück die Gewalt über ihren entblößten Körper zurückgewann.

Baron Harkonnen ermahnte die Ehrwürdige Mutter noch einmal mit einem grausamen Lächeln: »Sagen Sie den Bene Gesserit, dass sie mich nie wieder mit ihren genetischen Intrigen behelligen sollen.«

Sie stemmte sich mit einem Arm hoch, raffte ihre zerrissene Kleidung um den Körper und erhob sich auf die Beine, als sie fast wieder über ihre normale Körperkontrolle verfügte. Mohiam hob stolz das Kinn, ohne jedoch ihre Demütigung verbergen zu können. Und der Baron konnte nicht verbergen, wie sehr es ihn vergnügte, sie zu beobachten.

Du glaubst, dass du gewonnen hast, dachte sie. *Das wird sich noch zeigen.*

Zufrieden mit dem, was sie getan hatte, und mit der Unausweichlichkeit ihrer furchtbaren Rache machte sich die Ehrwürdige Mutter auf den Rückweg durch Burg Harkonnen. Der Burseg des Barons folgte ihr ein Stück weit, dann ließ er sie allein und unbegleitet wie eine geprügelte Hündin zu ihrem Shuttle zurückkehren. Die übrigen Soldaten waren auf ihren Posten geblieben und bewachten die Rampe.

Mohiam zwang sich zur Ruhe, als sie sich dem Schiff näherte, und gestattete sich schließlich doch ein leichtes Lächeln. Ganz gleich, unter welchen Umständen es geschehen war – jedenfalls trug sie nun eine weitere Harkonnen-Tochter unter ihrem Herzen. Und das war natürlich das Einzige, was die Bene Gesserit die ganze Zeit gewollt hatten...

40

Wie einfach alles war, als wir von unserem Messias nur träumten.

Stilgar, Naib des Sietch Tabr

Für Pardot Kynes hatte sich das Leben entscheidend verändert, nachdem er nun in den Sietch aufgenommen worden war.

Als sein Hochzeitstermin mit Frieth näherrückte, musste er viele Stunden mit Vorbereitungen und Meditationen verbringen und die Hochzeitsrituale der Fremen erlernen, insbesondere die Zeremonie des *Ahal*, in der eine Frau sich einen Partner erwählte – da Frieth zweifellos den Anstoß für diese Beziehung gegeben hatte. Viele andere faszinierende Dinge lenkten ihn ab, aber er wusste, dass er in einer solch delikaten Angelegenheit keine Fehler machen durfte.

Für die Sietch-Ältesten war es ein großes Ereignis, wesentlich spektakulärer als eine normale Fremen-Hochzeit. Niemals zuvor hatte ein Außenseiter eine ihrer Frauen geheiratet, obwohl der Naib Heinar gehört hatte, dass es gelegentlich in anderen Sietches vorkam.

Nachdem der Assassine Uliet sich selbst geopfert hatte, verbreitete sich die Geschichte im Sietch (und zweifellos auch unter den anderen verborgenen Fremen-Gemeinschaften), dass Uliet eine echte Vision empfangen hatte, dass seine Tat direkt von Gott befohlen war. Der alte einäugige Heinar sowie die Sietch-Ältesten Jerath, Aliid und Garnah waren angemessen bestürzt, dass sie jemals die leidenschaftlichen Worte des Planetologen infrage gestellt hatten.

Obwohl Heinar das ernsthafte Angebot machte, als Naib zurückzutreten, um sich dem Mann zu beugen, den er nun für einen Propheten hielt, der von den Sternen gekom-

men war, hatte Kynes kein Interesse daran, zum Führer des Sietch zu werden. Er hatte viel zu viel zu tun – seine Aufgabe reichte weit über den Rahmen bloßer Lokalpolitik hinaus. Er war völlig zufrieden damit, sich ganz auf seinen Terraformungs-Plan konzentrieren zu können und die Daten zu studieren, die von den überall in der Wüste verstreuten Instrumenten gesammelt wurden. Er musste das große Sandmeer und alle ökologischen Feinheiten besser verstehen, um genau ermitteln zu können, wie sich die Dinge zum Besseren verändern ließen.

Die Fremen arbeiteten hart an der Umsetzung aller Vorschläge Kynes', ganz gleich, wie absurd sie ihnen erscheinen mochten. Inzwischen glaubten sie ihm jedes Wort. Kynes war jedoch so beschäftigt, dass er kaum etwas von ihrer Ergebenheit bemerkte. Wenn der Planetologe sagte, dass er bestimmte Messwerte benötigte, dann krochen die Fremen durch die Wüste und bauten in entlegenen Regionen Sammelstellen auf oder reparierten die botanischen Teststationen, die schon vor langem vom Imperium aufgegeben worden waren. Einige besonders eifrige Assistenten reisten sogar in die verbotenen Territorien im Süden, aber sie verrieten ihm nicht, welche Transportmethode sie dazu benutzten.

Im Verlauf dieser hektischen ersten Wochen der Informationsbeschaffung gingen zwei Fremen verloren – doch Kynes erfuhr niemals davon. Er freute sich einfach nur über die wertvollen Daten, die ihm zuflossen. Er war bereits viel weiter, als er nach Jahren der einsamen Arbeit als Imperialer Planetologe hätte hoffen können. Er lebte im wissenschaftlichen Paradies.

Am Tag vor seiner Hochzeit stellte er seinen ersten sorgsam ausgearbeiteten Bericht seit seiner Ankunft im Sietch fertig, die Zusammenfassung mehrerer arbeitsreicher Wochen. Ein Bote der Fremen brachte den Report nach Arrakeen, wo er an den Imperator weitergeleitet wurde. Kynes' Zusammenarbeit mit den Fremen drohte ihn in einen Interessenkonflikt zu stürzen, aber er bemühte sich, den An-

schein des Kaiserlichen Planetologen aufrecht zu erhalten. In seinem Bericht gab es weder eine Erwähnung noch den leisesten Hinweis auf seine neue Kooperation mit dem Wüstenvolk. Auf Kaitain durfte niemals der Verdacht aufkeimen, dass er sich mit den Einheimischen solidarisiert hatte.

Für ihn existierte *Arrakis* nicht mehr. Dieser Planet war jetzt und für immer *Dune*. Seit er im Sietch lebte, konnte er diese Welt nur noch mit dem Namen der Fremen identifizieren. Je mehr er über ihn herausfand, desto klarer wurde Pardot Kynes, dass es auf diesem seltsamen, trockenen und öden Planeten viel größere Geheimnisse gab, als selbst dem Imperator bewusst war.

Dune war eine Schatztruhe, die nur darauf wartete, geöffnet zu werden.

Der ungestüme junge Stilgar hatte sich vollständig von seiner Verletzung durch die Harkonnens erholt und bestand darauf, Kynes auch bei schwierigen Aufgaben zu helfen. Der ehrgeizige Fremen behauptete, das wäre die einzige Möglichkeit, wie er die schwere Wasserschuld seines Clans abbauen konnte. Der Planetologe hatte nicht das Gefühl, dass Stilgar so sehr in seiner Pflicht stand, aber er beugte sich dem Druck des Sietch, wie eine Weide vor dem Wind. Fremen würden eine solche Angelegenheit niemals übersehen oder gar vergessen.

Stilgars unvermählte Schwester Frieth wurde ihm als Frau angeboten. Der Planetologe hatte es gar nicht richtig bemerkt, dass sie ihn quasi adoptiert hatte, dass sie sich um seine Kleidung kümmerte oder ihm etwas zu essen brachte, bevor ihm bewusst wurde, dass er Hunger hatte. Ihre Hände waren flink, ihre blauen Augen von einer wachen Intelligenz, und sie hatte ihn vor vielen Fehltritten bewahrt, bevor er selbst reagieren konnte. Bisher hatte er ihre Aufmerksamkeiten nur als Dankbarkeit für die Rettung ihres Bruders betrachtet und sie ohne viel darüber nachzudenken akzeptiert.

Kynes hatte nie zuvor daran gedacht zu heiraten, weil er ein viel zu einzelgängerisches Leben führte und viel zu

sehr in seiner Arbeit aufging. Doch nachdem er so großzügig in die Gemeinschaft aufgenommen worden war, verstand er allmählich, wie schnell die Fremen beleidigt reagieren konnten. Kynes wusste, dass er sich eine Weigerung nicht erlauben konnte. Außerdem erkannte er, dass diese Heirat vor dem Hintergrund der politischen Unterdrückung der Fremen durch die Harkonnens künftigen Forschern möglicherweise die Arbeit erleichtern würde.

So kam es, dass mit dem Aufgang beider Vollmonde Pardot Kynes gemeinsam mit den übrigen Fremen das Hochzeitsritual beging. Bevor diese Nacht vorbei war, würde er ein verheirateter Mann sein. Er trug jetzt einen schütteren Bart, zum ersten Mal in seinem Leben. Frieth, die nur selten ihre Meinung äußerte, schien ihn zu mögen.

Geleitet vom einäugigen Heinar und der Sayyadina des Sietch - eine religiöse Führerin von ähnlicher Stellung wie eine Ehrwürdige Mutter - stieg die Hochzeitsgesellschaft von den Bergen herab, um nach einer langen Wanderung auf den freien, von Dünenkämmen gewellten Sand hinauszutreten. Die Monde schienen und tauchten die Wüstenlandschaft in einen perlmuttfarbenen Schimmer.

Als er auf die gewölbten Dünen starrte, dachte Kynes zum ersten Mal, dass sie ihn an die sanften, sinnlichen Formen eines weiblichen Körpers erinnerten. *Vielleicht denke ich unbewusst mehr an die Hochzeit, als ich angenommen hatte.*

Sie wanderten in einer Reihe auf die Dünen, bestiegen die festgebackene Windseite und liefen dann auf dem weichen Grat weiter. Späher hatten verschiedene Aussichtspunkte erklommen und achteten auf Wurmzeichen oder Harkonnen-Fluggefährte. Da seine Sietch-Genossen Wache hielten, fühlte sich Kynes völlig sicher. Er war jetzt einer von ihnen, und er wusste, dass die Fremen ihr Leben für ihn opfern würden.

Er betrachtete die reizende junge Frieth mit dem langen Haar, das im Mondlicht glänzte, und den tiefblauen Augen, die ihn abschätzend, vielleicht sogar liebevoll ansahen. Sie

trug das schwarze Gewand, das sie als verlobte Frau auszeichnete.

In den Höhlen hatten die anderen Frauen Stunden damit verbracht, Frieth metallene Wasserringe ins Haar zu flechten, zusammen mit denen, die ihrem künftigen Ehemann gehörten, als Symbol der Fusion ihrer Existenzen. Vor vielen Monaten hatte der Sietch sämtlichen Proviant und den Inhalt der Wassercontainer aus Kynes' Fahrzeug in ihre gemeinschaftlichen Vorräte überführt. Nachdem er in den Sietch integriert worden war, hatte man ihn für seinen Beitrag in Form von Wasserringen bezahlt, so dass Kynes nun als recht wohlhabendes Stammesmitglied galt.

Als Frieth ihren Verlobten ansah, erkannte Kynes zum ersten Mal, wie schön und begehrenswert sie war – dann tadelte er sich, weil es ihm nicht vorher aufgefallen war. Jetzt liefen die unverheirateten Fremen-Frauen auf das Dünenfeld hinaus und ließen ihr langes, ungebändigtes Haar in der nächtlichen Brise wehen. Kynes beobachtete, wie sie mit den traditionellen Hochzeitstänzen und -gesängen begannen.

Die Mitglieder des Sietch erklärten ihm nur selten ihre Sitten, woher die Rituale stammten oder was sie bedeuteten. Für die Fremen waren all diese Dinge einfach so, wie sie waren. In ferner Vergangenheit war ihre Lebensweise während der Zensunni-Wanderungen von Planet zu Planet aus der Notwendigkeit entstanden, und seitdem hatte sich nichts mehr daran geändert. Hier kam niemand auf die Idee, sie infrage zu stellen – warum sollte es ausgerechnet Kynes tun? Und wenn er wirklich der Prophet war, für den sie ihn hielten, sollte er solche Angelegenheiten intuitiv verstehen.

Er konnte ohne große Probleme die Sitte entschlüsseln, Wasserringe in die Zöpfe einer Braut zu flechten, während die unverlobten Töchter des Stammes ihr Haar offen trugen. Die unverheirateten Frauen tanzten mit bloßen Füßen in scheinbarer Schwerelosigkeit über den Sand. Manche waren noch Mädchen, während andere längst das heirats-

fähige Alter erreicht hatten. Die Tänzerinnen wirbelten durcheinander, so dass ihre Köpfe vom fliegenden Haar umhüllt wurden wie Heiligenscheine.

Die Symbolik eines Wüstensandsturms, dachte er. *Coriolis-Wirbelwinde.* Durch seine Studien wusste er, dass solche Stürme eine Geschwindigkeit von über achthundert Stundenkilometern erreichen konnten. Die Staub- und Sandpartikel hatten genügend Energie, um einem Menschen das Fleisch von den Knochen zu reißen.

Mit plötzlicher Besorgnis blickte Kynes auf. Zu seiner Erleichterung war der nächtliche Wüstenhimmel klar und mit Sternen übersät; jeder Sturm kündigte sich vorher durch einen Staubnebel an. Die Späher der Fremen würden die Anzeichen eines Wetterumschwungs rechtzeitig bemerken und davor warnen.

Die Tänze und Gesänge der jungen Frauen gingen weiter. Kynes stand neben seiner künftigen Frau, doch er sah zu den zwei Monden hinauf und dachte an ihre Gezeitenwirkung, wie die sanften Schwankungen der Gravitation die Geologie und das Klima dieser Welt beeinflusst haben mochten. Vielleicht würde eine Tiefenlotung ihm die Informationen verschaffen, die er benötigte...

In den nächsten Monaten wollte er Proben von der Eiskappe des Nordpols nehmen. Auf der Basis einer Analyse der Schichten und des Isotopengehalts würde er eine recht präzise Klimageschichte von Arrakis rekonstruieren können. Durch die Bestimmung der zyklischen Erwärmung und Abschmelzung konnte er auf frühere Niederschlagsmuster schließen, um anhand dieser Daten eine Theorie zu entwickeln, wohin all das Wasser verschwunden war.

Bis jetzt ergab die extreme Trockenheit dieser Welt keinen Sinn. Konnten die gesamten Wasservorräte eines Planeten irgendwie von den Felsschichten aufgenommen und in der Kruste gebunden worden sein? Infolge eines Meteoriteneinschlags? Durch vulkanische Ausbrüche? Keine dieser Erklärungen schien plausibel.

Der komplizierte Hochzeitstanz war zu Ende, und der

einäugige Naib trat gemeinsam mit der alten Sayyadina vor. Die heilige Frau betrachtete das Paar und fixierte den Blick dann auf Kynes. Ihre Augen waren im Mondlicht so dunkel, dass sie an die eines Raubvogels erinnerten – durch das vollständige Blau der Gewürzabhängigkeit.

Nachdem er monatelang Fremen-Nahrung zu sich genommen hatte, die vom Geschmack der Melange durchdrungen war, hatte Kynes eines Morgens in einen Spiegel geblickt und bemerkt, dass auch das Weiße seiner Augen einen leichten himmelblauen Farbton angenommen hatte. Diese Veränderung hatte ihn erschreckt.

Trotzdem fühlte er sich lebendiger als je zuvor, sein Geist war schärfer und sein Körper mit Energie geladen. Das ließ sich teilweise auf seine Begeisterung für das Forschungsprojekt zurückführen, aber er wusste, dass auch das Gewürz dafür verantwortlich sein musste.

Hier war das Gewürz überall: in der Luft, im Essen, in der Kleidung, den Wandbehängen und Teppichen. Die Melange war ein genauso essentieller Bestandteil des Lebens im Sietch wie Wasser.

An jenem Tag hatte auch Turok, der immer noch tägliche Erkundungsgänge mit ihm unternahm, die neue Blaufärbung von Kynes' Augen bemerkt. »Du wirst zu einem von uns, Planetologe. Dieses Blau nennen wir die Augen des Ibad. Du bist jetzt ein Teil von *Dune* geworden. Unsere Welt hat dich nachhaltig verändert.«

Kynes hatte gelächelt, wenn auch nur zaghaft, denn er verspürte eine gewisse Furcht. »So ist es«, sagte er.

Und jetzt sollte er heiraten – eine weitere bedeutende Veränderung.

Die geheimnisvolle Sayyadina stand vor ihm und sprach mehrere Worte in Chakobsa, einer Sprache, die Kynes nicht verstand, aber er gab die passenden Antworten, die er sich eingeprägt hatte. Die Sietch-Ältesten hatten ihn mit großer Sorgfalt vorbereitet. Nach weiteren Forschungen würde er eines Tages vielleicht die Rituale verstehen, die um ihn herum stattfanden, die uralte Sprache und die mysteriösen

Traditionen. Doch vorläufig konnte er nur über ihre Bedeutung spekulieren.

Während der Zeremonie blieben seine Gedanken bei der Arbeit; er überlegte sich verschiedene Tests, die er in sandigen und felsigen Regionen des Planeten durchführen konnte, träumte von neuen Experimentierstationen und plante, wie er Testgärten bepflanzen wollte. Er hatte viele Ideen, die in die Tat umgesetzt werden wollten, und jetzt auch die nötigen Arbeitskräfte – mehr, als er sich jemals hätte träumen lassen. Der Arbeitsaufwand zur Erweckung dieser Welt war unvorstellbar, aber nachdem die Fremen jetzt an seinen Traum glaubten, wusste Pardot Kynes, dass es möglich war.

Es war möglich.

Er lächelte und Frieth blickte ebenfalls lächelnd zu ihm auf, auch wenn ihre Gedanken zweifellos erheblich von seinen abwichen. Obgleich Kynes nur wenig von den Aktivitäten registrierte, in deren Zentrum er stand, und kaum auf ihre Relevanz achtete, war er plötzlich ein nach Tradition der Fremen verheirateter Mann.

41

Die Hochmütigen errichten Burgmauern, hinter denen sie ihre Zweifel und Ängste zu verstecken suchen.

Axiom der Bene Gesserit

Der Morgennebel, der sich von den feuchten schwarzen Klippen erhob, die die Türme von Burg Caladan stützten, brachte einen strengen Jodgeruch vom Meer mit. Normalerweise empfand Paulus Atreides diesen Geruch als belebend und erfrischend, doch heute verursachte er ihm Unbehagen.

Der alte Herzog war auf einen der Balkone an den Türmen hinausgetreten und atmete tief die frische Luft ein. Er liebte seinen Planeten, insbesondere am frühen Morgen. Die frische und reine Stille gab ihm mehr Kraft als ein tiefer nächtlicher Schlaf.

Vor allem in Zeiten der Sorge wie dieser.

Zum Schutz vor der Kälte hatte er sich in einen dicken Mantel gehüllt, der mit Canidar-Wolle besetzt war. Seine Frau war hinter ihm im Schlafzimmer geblieben und schnappte stumm nach Luft, wie sie es immer tat, nachdem sie sich gestritten hatten. Es war beinahe ein Ritual. Wenn Paulus keine Einwände erhob, würde sie näherkommen und neben ihn treten, um auf ihre Welt hinauszublicken. Ihre Augen waren müde, und sie wirkte verletzt, aber nicht überzeugt. Dann würde er sie an sich drücken und von ihr wärmen lassen, worauf sie einen neuen Überzeugungsversuch startete. Sie war immer noch der Meinung, dass das Haus Atreides wegen seiner Entscheidung in großer Gefahr schwebte.

Von unten drangen Rufe und gedämpftes Lachen herauf, vermischt mit den Geräuschen sportlicher Übungen. Der

Herzog blickte in den geschützten Hof hinunter und stellte zufrieden fest, dass sein Sohn Leto bereits auf den Beinen war, um mit dem Exil-Prinzen von Ix zu trainieren. Beide trugen Körperschilde, die im orangefarbenen Morgenlicht summten und flackerten. Die jungen Männer hatten stumpfe Lähmdolche in der linken und Übungsschwerter in der rechten Hand.

In den Wochen seit ihrer Ankunft auf Caladan hatte sich Rhombur rasch und vollständig von der Gehirnerschütterung erholt, die er sich während der Flucht von Ix zugezogen hatte. Die Übungen und die frische Luft hatten seine Gesundheit, seine Muskelkraft und seine gesamte Kondition verbessert. Aber es würde wesentlich länger dauern, bis das betrübte Herz des stämmigen jungen Mannes verheilt war. Ihm schien noch gar nicht richtig bewusst zu sein, was ihm widerfahren war.

Die beiden umkreisten sich, griffen an und parierten, während sie einzuschätzen versuchten, wie schnell sie ihre Waffen bewegen durften, ohne dass sie von den Schutzschilden abgewehrt wurden. Doch ihre Attacken kamen viel zu hektisch, um dem jeweiligen Gegner eine Schlappe zufügen zu können. Die Klingen prallten immer wieder singend von den schimmernden Kraftfeldern ab.

»Die Jungen haben für diese frühe Stunde erstaunlich viel Energie«, sagte Helena und rieb sich die rotgeränderten Augen. Eine unverfängliche Bemerkung, die kaum Widerspruch hervorrufen würde. Sie kam einen halben Schritt näher. »Rhombur scheint sogar abgenommen zu haben.«

Der alte Herzog blickte sich zu ihr um und betrachtete das vom Alter geschärfte Porzellan ihrer Züge und die grauen Strähnen in ihrem dunklen Haar. »Jetzt ist die beste Zeit zum Trainieren. So bringt man das Blut für den Rest des Tages zum Fließen. Das habe ich Leto schon beigebracht, als er noch ein kleiner Junge war.«

Vom Meer hörte er die Glocke einer Boje, die ein Riff markierte, und ein tuckerndes Fischer-Coracle, ein einheimisches Boot aus Flechtwerk mit wasserfestem Rumpf.

Weiter draußen sah er die verschwommenen Nebellampen eines Trawlers, der durch den niedrigen Dunst kreuzte, um Melonen-Seetang zu ernten.

»Ja... die Jungen trainieren«, sagte Helena. »Aber hast du gesehen, dass Kailea dort unten im Hof sitzt? Was denkst du, warum sie so früh aufgestanden ist?« Der singende Tonfall, in dem sie ihre Frage ausklingen ließ, machte ihn stutzig, so dass er nicht sofort antwortete.

Der Herzog blickte hinunter und bemerkte zum ersten Mal die hübsche Tochter des Hauses Vernius. Kailea saß entspannt auf einer Korallenbank im Sonnenschein und bediente sich von einem Tablett mit verschiedenen Früchten. Ihr gebundenes Exemplar der Orange-Katholischen Bibel lag neben ihr – ein Geschenk von Helena –, aber sie las nicht darin.

Überrascht kratzte sich Paulus den Bart. »Steht sie immer so früh auf? Ich vermute, sie hat sich noch nicht an die Zeitverschiebung gewöhnt.«

Helena sah zu, wie Leto sich heftig gegen Rhomburs Schild drängte und seinen Lähmdolch hindurchstieß, um dem ixianischen Prinzen einen elektrischen Schlag zu versetzen. Rhombur heulte auf, dann lachte er, als er zurückwich. Leto reckte sein Übungsschwert empor, als wollte er damit seinen Treffer markieren. Er warf Kailea einen Blick aus den grauen Augen zu und tippte sich zum Gruß mit der Schwertspitze an die Stirn.

»Ist dir schon einmal aufgefallen, wie unser Sohn dieses Mädchen ansieht, Paulus?« Helenas Tonfall war ernst und drückte ihr Missfallen aus.

»Nein, ich habe nicht darauf geachtet.« Der alte Herzog blickte noch einmal von Leto zur jungen Frau. In seinen Augen war Kailea, die Tochter von Dominic Vernius, nicht mehr als ein Kind. Er hatte sie zuletzt als Baby gesehen. Vielleicht war seinem trägen alten Geist entgangen, wie schnell sie erwachsen wurde. Genauso wie Leto.

»Die Hormone unseres Jungen erreichen allmählich ihren Höchststand«, sagte er nachdenklich. »Ich werde mit

Thufir sprechen. Wir werden ihm ein paar angemessene Frauen besorgen.«

»So wie deine Mätressen!« Helena wandte sich von ihrem Gatten ab und wirkte gekränkt.

»Daran ist nichts Ehrenrühriges.« Er betete inbrünstig, dass sie nicht schon wieder mit diesem Thema anfing. »Solange sich nichts Ernstes daraus entwickelt.«

Wie jeder Aristokrat des Imperiums hatte auch Paulus seine Affären. Seine Heirat mit Helena, einer Tochter des Hauses Richese, war nach sorgfältigen Überlegungen und Verhandlungen einzig aus politischen Gründen arrangiert worden. Er hatte sein Bestes gegeben, hatte sie sogar eine Zeit lang geliebt – was ihn selbst am meisten überrascht hatte. Doch dann war ihm Helena entglitten; sie hatte sich immer mehr in die Religion vertieft und in Träumen verloren, statt sich der aktuellen Wirklichkeit zu widmen.

Still und diskret war Paulus irgendwann wieder zu seinen Mätressen zurückgekehrt, hatte sie gut behandelt, seinen Spaß gehabt und darauf Acht gegeben, keine Bastarde mit ihnen zu zeugen. Er hatte niemals darüber gesprochen, aber Helena wusste Bescheid. Sie wusste stets Bescheid.

Und sie musste irgendwie mit den Tatsachen leben.

»Nichts Ernstes?« Helena beugte sich über die Brüstung, um einen besseren Blick auf Kailea zu haben. »Ich fürchte, dass Leto etwas für dieses Mädchen empfindet, dass er dabei ist, sich in sie zu verlieben. Ich habe dir doch gesagt, dass du ihn nicht nach Ix schicken solltest.«

»Das ist keine Liebe«, sagte Paulus, während er vorgab, den Kampf mit Schwert und Schild zu verfolgen. Die Jungen besaßen mehr Energie als Geschick; sie mussten unbedingt ihre Technik verfeinern. Der lahmste Wachmann der Harkonnen könnte sie beide ausschalten, bevor sie die Gelegenheit zum Blinzeln erhielten.

»Bist du dir sicher?«, fragte Helena in besorgtem Tonfall. »Hier steht sehr viel auf dem Spiel. Leto ist der Erbe des Hauses Atreides, der Sohn eines Herzogs. Er muss sich seine romantischen Affären mit Sorgfalt und Bedacht aus-

suchen. Sich mit uns beraten, die Bedingungen aushandeln, den größtmöglichen Gewinn erzielen...«

»Das weiß ich selbst«, brummte Paulus.

»Du weißt es nur zu gut.« Die Stimme seiner Frau wurde kalt und spröde. »Vielleicht wäre es gar keine schlechte Idee, ihm eine deiner Mätressen zu überlassen. Zumindest würde es ihn von Kailea ablenken.«

Unten knabberte die junge Frau an einer Frucht und beobachtete Leto mit koketter Bewunderung, dann lachte sie über eine besonders unverschämte Attacke. Rhombur parierte, und ihre Schilde schlugen krachend und funkensprühend zusammen. Als Leto ihren Blick lächelnd erwiderte, schaute Kailea mit vorgetäuschter Unnahbarkeit auf ihr Frühstückstablett.

Helena durchschaute die Elemente des Werbungsspiels, die so komplex wie ein Schwertkampf waren. »Siehst du, wie sie sich beäugen?«

Der alte Herzog schüttelte traurig den Kopf. »Es gab einmal eine Zeit, als die Tochter des Hauses Vernius eine hervorragende Partie für Leto gewesen wäre.«

Es betrübte ihn, dass sein Freund Dominic Vernius nun auf Anordnung des Imperators gejagt wurde. Kaiser Elrood hatte Vernius in einer scheinbar irrationalen Entscheidung nicht nur als Abtrünnigen und Verstoßenen gebrandmarkt, sondern auch noch als Verräter. Weder von Graf Dominic noch Lady Shando war eine Nachricht auf Caladan eingetroffen, aber Paulus hoffte, dass sie am Leben blieben, auch wenn sie sich nun vor Kopfjägern in Acht nehmen mussten.

Das Haus Atreides war ein großes Risiko eingegangen, als es den zwei Kindern Asyl gewährt hatte. Dominic Vernius hatte sämtliche Gefälligkeitsschulden der Häuser des Landsraads einfordern müssen, um den geschützten Status der jungen Exilanten zu gewährleisten, solange sie nicht nach dem früheren Titel ihres Hauses strebten.

»Ich würde niemals mein Einverständnis zu einer Heirat zwischen unserem Sohn und... *ihr* geben«, sagte Helena. »Während du dir die Zeit mit Stierkämpfen und Paraden

vertreibst, habe ich die Ohren offen gehalten. Das Haus Vernius ist in Ungnade gefallen, und daran wird sich viele Jahre nichts ändern. Ich habe es dir gesagt, aber du wolltest nicht auf mich hören.«

»Ach, Helena«, sagte Paulus in sanftem Tonfall, »deine Herkunft von den Richeses hindert dich daran, zu einem gerechten Urteil über Ix zu kommen. Vernius ist stets der Rivale deiner Familie gewesen, und du musst endlich die Tatsache akzeptieren, dass Richese den Handelskrieg verloren hat.« Trotz ihrer Meinungsverschiedenheit versuchte er ihr den Respekt entgegenzubringen, der der Lady eines Großen Hauses angemessen war, auch wenn ihnen niemand zuhörte.

»Und du musst endlich die Tatsache akzeptieren, dass Ix dem Zorn Gottes zum Opfer gefallen ist«, gab sie zurück. »Rhombur und Kailea müssen von Caladan verschwinden. Schick sie fort oder töte sie meinetwegen. Es wäre eine Gnade für sie.«

Herzog Paulus kochte innerlich. Er hatte gewusst, dass sie irgendwann auf dieses Thema zurückkommen würde. »Helena, pass auf, was du sagst!« Er starrte sie fassungslos an. »Das ist ein abscheulicher Vorschlag! Und das aus deinem Munde!«

»Warum? Ihr Haus hat die Vernichtung selbst zu verantworten, wenn sie die Regeln der Großen Revolte missachtet haben. Das Haus Vernius hat Gott mit seiner Hybris verhöhnt. Jeder konnte es sehen. Ich habe dich oft genug gewarnt, bevor Leto nach Ix ging.« Sie hielt sich an seinem Arm fest und zitterte vor Leidenschaft, als sie ihn zur Einsicht zu bringen versuchte. »Hat die Menschheit ihre Lektion denn nicht gelernt? Denk nur an die Schrecken, die wir durchgemacht haben, an die Versklavung, die drohende Ausrottung. Wir dürfen nie wieder vom rechten Weg abweichen. Ix hat versucht, die Denkmaschinen zurückzubringen. *Du sollst keine Maschine nach deinem...*«

»Du brauchst mir keine Gebote zu zitieren«, schnitt er

ihr das Wort ab. Wenn Helena sich für ihre Glaubensgrundsätze ereiferte, war sie für keine Argumente mehr zugänglich.

»Aber wenn du nur hören und lesen würdest«, flehte Helena. »Ich kann dir die Passagen in der Bibel zeigen...«

»Dominic Vernius war mein Freund, Helena«, sagte Paulus. »Und das Haus Atreides hält zu seinen Freunden. Rhombur und Kailea sind *meine* Gäste auf Burg Caladan, und ich will von dir kein Wort zu diesem Thema mehr hören.«

Helena machte kehrt und verschwand wieder im Schlafzimmer, doch er wusste, dass sie irgendwann erneut versuchen würde, ihn zu überzeugen. Er seufzte.

Paulus stützte sich auf der Brüstung ab und blickte wieder zu den Jungen hinunter, die mit ihren Übungen fortfuhren. Es war eher eine Keilerei, in der Leto und Rhombur gegenseitig aufeinander eindroschen, lachten und herumrannten und Energie vergeudeten.

Trotz ihrer Selbstgerechtigkeit waren Helenas Einwände nicht ohne Hand und Fuß. Das war genau der Vorwand, den ihre uralten Feinde, die Harkonnens, nutzen würden, um zu versuchen, das Haus Atreides zu vernichten. Ihre juristischen Berater arbeiteten vermutlich längst an diesem Plan. Wenn das Haus Vernius tatsächlich die Butlerschen Prinzipien verletzt hatte, konnte das Haus Atreides der Mittäterschaft bezichtigt und verurteilt werden.

Aber nun waren die Würfel gefallen, und Paulus war bereit, allen Herausforderungen entgegenzutreten. Trotzdem musste er sicherstellen, dass seinem Sohn kein Ungemach widerfuhr.

Unten kämpften die Jungen spielerisch weiter, obwohl der alte Herzog wusste, dass Rhombur sich danach sehnte, seine Aggressionen an den zahlreichen gesichtslosen Feinden auszulassen, die seine Familie von ihrer Stammwelt vertrieben hatten. Doch dazu brauchten beide junge Männer eine gründliche Ausbildung – nicht nur Instruktionen im Gebrauch brutaler Waffen, sondern in den Fähigkeiten,

die nötig waren, um Menschen zu führen, und in den Abstraktionen der großen Politik.

Der Herzog lächelte grimmig, denn er wusste, was zu tun war. Rhombur und Kailea waren seiner Obhut anvertraut worden. Er hatte geschworen, für ihre Sicherheit zu sorgen, hatte Dominic Vernius einen Blutschwur geleistet. Er musste ihnen die besten Chancen geben.

Er würde Rhombur und Leto zu seinem Assassinenmeister schicken, zu Thufir Hawat.

* * *

Der Kriegermentat stand wie eine Eisensäule da und blickte auf seine zwei neuen Schüler. Sie befanden sich auf einer kargen Klippe über dem Meer zwei Kilometer nördlich von Burg Caladan. Der Wind schlug gegen die glatten Felsen und wurde nach oben gerissen, wo er an den Büscheln aus Pampasgras zerrte. Graue Möwen kreisten schreiend am Himmel und suchten nach essbarem Treibgut auf dem steinigen Strand. Knorrige Zypressen beugten sich wie bucklige Zwerge vor dem ständigen Meereswind.

Leto hatte keine Ahnung, wie alt Thufir Hawat war. Der drahtige Mentat hatte schon Herzog Paulus in seinen jungen Jahren trainiert, und jetzt wehrte der Assassinenmeister jedes Anzeichen von Alter durch den Einsatz innerer Kräfte ab. Seine Haut war während der früheren Atreides-Feldzüge im harten Klima vieler Welten ledrig geworden. Er hatte brütende Hitze und betäubende Kälte, brutale Stürme und die Kälte des Weltraums ertragen.

Thufir Hawat starrte die jungen Männer schweigend an. Er hatte die Arme über dem Brustpanzer aus abgenutztem Leder verschränkt. Seine Augen waren wie Waffen, sein Schweigen wie ein Peitschenschlag. Seine Lippen, die niemals lächelten, waren vom Sapho-Saft rot gefleckt.

Leto stand nervös neben seinem Freund. Seine Finger waren so kalt, dass er sich wünschte, er hätte Handschuhe mitgenommen. *Wann fangen wir endlich mit dem Training*

an? Er blickte sich zu Rhombur um, der genauso ungeduldig war.

»*Seht mich an*, habe ich gesagt!«, zischte Hawat. »Ich hätte euch in dem Augenblick töten können, als ihr euch diesen dummen Blick zugeworfen habt.« Er trat drohend einen Schritt auf sie zu.

Leto und Rhombur trugen bequeme, aber dennoch feine Kleidung. Ihre Umhänge flatterten im Wind. Letos Mantel bestand aus smaragdgrüner Merh-Seide mit schwarzem Besatz, während der Prinz von Ix stolz im Purpur und Kupfer des Hauses Vernius ging. Doch Rhombur war es sichtlich unangenehm, sich unter dem riesigen Himmel aufzuhalten. »Es ist alles so... weit und offen«, hatte er geflüstert.

Nach scheinbar endlosem Schweigen hob Hawat das Kinn, als Zeichen, dass er beginnen wollte. »Als Erstes legt ihr diese lächerlichen Mäntel ab.«

Leto griff nach dem Verschluss an seiner Kehle, während Rhombur einen Augenblick länger zögerte. In diesem kurzen Moment hatte Hawat sein kurzes Schwert gezogen und die kleine Kordel nur wenige Millimeter von der Halsschlagader des Prinzen entfernt zerschnitten. Der Wind packte den roten Umhang und trug ihn wie eine verlorene Fahne über die Klippe. Er flog wie ein Drachen, bis er zum tosenden Wasser hinuntersegelte.

»He!«, rief Rhombur. »Warum haben Sie...?«

Hawat tat den entrüsteten Aufschrei ab. »Ihr seid hierher gekommen, um euch an Waffen ausbilden zu lassen. Warum habt ihr euch also gekleidet, als wärt ihr zu einem Ball des Landsraads oder einem Empfang des Imperators eingeladen?« Der Mentat schnaufte, dann spuckte er in den Wind. »Kämpfen ist Drecksarbeit, und sofern ihr keine Waffen in diesen Umhängen versteckt habt, ist es töricht, sie zu tragen. Es ist, als hättet ihr bereits euer eigenes Totenhemd angelegt.«

Leto hielt immer noch seinen grünen Umhang in den Händen. Hawat griff nach einem Ende des Stoffs, riss daran, wirbelte ihn herum – und hatte ihm nächsten Augenblick Letos

rechte Hand gepackt, seine Kampfhand. Hawat zog daran und holte mit dem Fuß aus, um ihm einen Tritt gegen den Knöchel zu verpassen. Leto stürzte auf den felsigen Boden.

Es flimmerte vor seinen Augen, und er schnappte keuchend nach Luft. Rhombur lachte über seinen Freund, bis er sich wieder zusammenriss.

Hawat entriss ihm den letzten Zipfel des Umhangs und warf ihn hoch, wo der Wind ihn entfaltete und zu Rhomburs trug. »Alles kann eine Waffe sein«, sagte er. »Ihr tragt eure Schwerter, ich sehe Dolche an euren Gürteln, und ihr seid mit Schilden ausgerüstet. All das sind offensichtliche Waffen. Doch ihr solltet stets eine Auswahl anderer Überraschungen mit euch führen. Nadeln, Lähmfelder, Gift. Wenn euer Feind die offensichtlichen Waffen sieht« – Hawat zog ein langes Übungsschwert und zerschnitt damit die Luft –, »dann könnt ihr sie zur Täuschung benutzen, während ihr mit einer viel tödlicheren Überraschung angreift.«

Leto stand auf und klopfte sich den Schmutz von der Kleidung. »Aber es ist nicht fair, verborgene Waffen einzusetzen, Meister. Verstößt das nicht gegen die Regeln des...?«

Hawat schnippte genau vor Letos Gesicht mit den Fingern, laut wie ein Peitschenknall. »Erzählt mir nichts von netten Kampfregeln.« Die raue Haut des Mentaten färbte sich rötlicher, als könnte er nur mühsam seine Wut im Zaum halten. »Wollt ihr den Damen imponieren oder euren Gegner besiegen? Das hier ist kein Spiel.«

Der ergraute Mann fixierte den Blick auf Rhombur und starrte ihn so eindringlich an, dass der junge Mann einen Schritt zurückwich. »Es heißt, dass der Imperator eine Belohnung für Ihren Kopf ausgesetzt hat, Mylord, falls Sie jemals das caladanische Exil verlassen sollten. Sie sind der vertriebene Sohn des Hauses Vernius. Sie führen nicht das Leben eines gewöhnlichen Bürgers. Sie wissen niemals, wann der tödliche Schlag erfolgen wird, also müssen Sie allzeit bereit sein. Die Intrigen des Hofes und der Politik haben ihre eigenen Regeln, aber oftmals sind diese Regeln nicht allen Mitspielern bekannt.«

Rhombur schluckte.

Hawat wandte sich an Leto. »Auch dein Leben ist in Gefahr, Junge, weil du der Erbe des Hauses Atreides bist. Alle Großen Häuser müssen ständig auf der Hut vor Assassinen sein.«

Leto richtete sich auf und konzentrierte den Blick auf ihren Lehrer. »Ich verstehe, Thufir, und ich will lernen.« Er blickte zu Rhombur. »*Wir* wollen lernen.«

Hawats verzog die rot gefleckten Lippen zu einem Grinsen. »Das ist ein guter Anfang«, sagte er. »Es mag sein, dass unbeholfene Trottel für andere Familien des Landsraads arbeiten – aber ihr beiden müsst zu leuchtenden Beispielen werden. Ihr werdet nicht nur lernen, mit Schild und Messer zu kämpfen, und die subtile Kunst des Töten perfektionieren, sondern ihr müsst euch auch an den Waffen der Politik und der Herrschaft ausbilden lassen. Ihr müsst lernen, euch neben dem Einsatz körperlicher Gewalt kultiviert und rhetorisch zu verteidigen.« Der Kriegermentat reckte die Schultern. »Von mir werdet ihr all diese Dinge lernen.«

Er schaltete seinen Körperschild ein. Unter dem schimmernden Feld hielt er in der einen Hand einen Dolch und in der anderen ein langes Schwert.

Instinktiv aktivierte Leto seinen Schildgürtel, worauf ihn ein flimmerndes Holtzman-Feld umgab. Rhombur versuchte unbeholfen, dasselbe zu tun, als der Mentat einen Angriff vortäuschte und im letzten Augenblick innehielt, bevor Blut geflossen wäre.

Hawat warf die Waffen von einer Hand in die andere – von links nach rechts und wieder nach links –, um zu beweisen, dass der tödliche Schlag von beiden Seiten erfolgen konnte. »Seht mir aufmerksam zu. Eines Tages könnte euer Leben davon abhängen.«

42

Jeder Weg, der künftige Möglichkeiten reduziert, könnte zu einer tödlichen Falle werden. Menschen tasten sich nicht Schritt für Schritt durch ein Labyrinth, sie überblicken einen weiten Horizont einzigartiger Möglichkeiten.

Handbuch der Raumgilde

Junction war eine karge Welt mit begrenzten geographischen Variationen, schmucklosen Landschaften und strenger Wetterkontrolle, die jede Unannehmlichkeit fernhalten sollte. Der Planet war zweckdienlich und in erster Linie wegen seiner strategisch günstigen Lage als Hauptsitz der Raumgilde ausgewählt worden.

Hier wurden die Kandidaten zu Navigatoren ausgebildet.

Riesige Flächen waren aufgeforstet worden, aber es waren Wälder aus verkümmerten Sträuchern und Zwergeichen. Verschiedene altterranische Gemüsesorten wurden reichlich von den Einheimischen angebaut – Kartoffeln, Paprika, Auberginen, Tomaten und diverse Kräuter –, aber die Ernte war häufig mit Alkaloiden angereichert und erst nach sorgsamer Weiterverarbeitung genießbar.

Nach seiner bewusstseinserweiternden Prüfung und noch benommen von den neuen Dimensionen, die sich ihm durch die Melange-Überdosis eröffnet hatten, war D'murr Pilru hierher gebracht worden, ohne die Gelegenheit zu erhalten, sich von seinem Zwillingsbruder oder seinen Eltern zu verabschieden. Zuerst hatte es ihn betrübt, doch dann wurde er im Verlauf der Gilde-Ausbildung mit so vielen Wundern konfrontiert, dass alles andere für ihn an Bedeutung verlor. Er stellte fest, dass er seine Gedanken jetzt viel

besser konzentrieren konnte... und gleichzeitig viel leichter vergessen konnte.

Die Gebäude von Junction – große Klötze mit abgerundeten Vorsprüngen – entsprachen dem üblichen Gilde-Design und ähnelten sehr der Botschaft auf Ix: von extremer Zweckmäßigkeit und Ehrfurcht gebietenden Ausmaßen. An jedem Gebäude war eine runde Kartusche mit dem Unendlichkeitssymbol angebracht. Die vor Jahrhunderten installierte und immer noch funktionierende mechanische Infrastruktur stammte sowohl aus den Werkstätten von Ix als auch von Richese.

Die Raumgilde bevorzugte Umgebungen, die nicht mit ihrer wichtigen Arbeit interferierten. Für einen Navigator war jede Ablenkung eine potenzielle Gefahrenquelle. Jeder Gilde-Schüler lernte diese Lektion bereits zu einem frühen Zeitpunkt, genauso wie der junge Kandidat D'murr, der fern von zu Hause völlig von seinen Studien beansprucht wurde und keine Zeit mehr hatte, sich Sorgen über die Probleme seines früheren Heimatplaneten zu machen.

Auf einem mit Blakgras bewachsenen Feld stand sein eigener Container voller Melange-Gas, in dem er träge schwamm, während sich sein Körper weiter veränderte und sein Metabolismus sich dem hochkonzentrierten Gewürz anpasste. Seine Finger und Zehen waren nun durch Schwimmhäute verbunden, sein Körper wurde länger und schlaffer und nahm eine fischähnliche Gestalt an. Niemand hatte ihn vorher über das Ausmaß der unvermeidlichen Verwandlung informiert, und nun musste er gar nicht mehr danach fragen. Inzwischen war es bedeutungslos geworden. Nachdem ihm so viele neue Dinge offenbart worden waren, betrachtete er es als geringfügigen Preis, den er zu zahlen hatte.

D'murrs Augen waren kleiner geworden und hatten die Wimpern verloren. Außerdem bekamen sie grauen Star. Aber er benötigte sie jetzt ohnehin nicht mehr zum Sehen, da er andere Augen hatte... die Augen seiner inneren Vision. Vor ihm entfaltete sich das ganze Panorama des Uni-

versums. Und bei diesem Vorgang hatte er das Gefühl, alles andere hinter sich zu lassen... was ihn überhaupt nicht mehr störte.

Durch die Schwaden erkannte D'murr, dass überall auf dem Blakgras-Feld Containerreihen mit Kandidaten und ihren Ausbildern standen. Ein Leben pro Container. Die Tanks gaben orangefarbene Wolken aus verbrauchtem und gefiltertem Melange-Gas ab, das die maskierten menschlichen Assistenten umwehte, die darauf warteten, dass es für sie etwas zu tun gab.

Der leitende Ausbilder, ein Steuermann namens Grodin, schwamm in einem schwarz umrahmten Tank, der auf einer erhöhten Plattform abgestellt worden war, obwohl die Lehrlinge ihn eher geistig als visuell wahrnahmen. Grodin war soeben mit einem Schüler aus dem Warpraum zurückgekehrt; der zweite Tank war durch flexible Schläuche mit seinem verbunden, damit ein freier Gasaustausch möglich war.

D'murr hatte bereits bei drei Gelegenheiten kurze Flüge vollbracht, so dass er nun als einer der besten Schüler galt. Wenn er gelernt hatte, aus eigener Kraft durch den Warpraum zu reisen, war er als Pilot qualifiziert. Das war der niedrigste Dienstrang unter den Navigatoren, aber immer noch erheblich mehr, als er in seiner bisherigen menschlichen Erscheinung jemals gewesen war.

Die Warpraumreisen des Steuermanns Grodin waren legendäre Entdeckungsfahrten durch unbegreifliche Dimensionsknoten. Die Stimme des leitenden Ausbilders kam gurgelnd aus einem Lautsprecher innerhalb D'murrs Tank. Er benutzte die Sprache höherer Ordnung und erzählte davon, wie er einmal dinosaurierähnliche Geschöpfe in einem Heighliner älteren Modells transportiert hatte. Ihm war nicht bekannt gewesen, dass diese Ungetüme ihren Hals zu unglaublicher Länge ausstrecken konnten. Während der Heighliner unterwegs war, hatte eins der Tiere sich mit den Zähnen bis zur Navigationskammer vorgearbeitet, so dass sein Kopf plötzlich direkt vor Grodins Tank aufgetaucht

war, um den Navigator mit neugierigen, weit aufgerissenen Augen zu betrachten...

Wirklich angenehm hier, dachte D'murr, ohne diesen Gedanken in Worte zu fassen, während er die Geschichte in sich aufnahm. Mit seinen erweiterten Nasenöffnungen nahm er einen tiefen Atemzug von der hoch konzentrierten Melange. Menschen mit stumpfen Sinnen verglichen den stechenden Geruch mit Zimt... aber in Wirklichkeit war die Melange viel mehr als das, erheblich komplexer.

D'murr musste sich nicht mehr mit den weltlichen Angelegenheiten der Menschen abgeben. Sie waren so banal, so beschränkt und kurzsichtig, die politischen Machenschaften, die Menschenmassen, die wie aufgescheuchte Ameisen wimmelten, jedes Leben nicht mehr als der kurz aufglühende Funke eines Lagerfeuers. Sein früheres Leben war nur noch eine vage und verblassende Erinnerung ohne individuelle Namen oder Gesichter. Er sah Bilder, ignorierte sie jedoch. Er konnte nie wieder zu dem zurückkehren, was er einmal gewesen war.

Statt einfach seine Geschichte über das dinosaurierartige Geschöpf zu beenden, schweifte Steuermann Grodin zu den technischen Aspekten dessen ab, was der ausgewählte Schüler soeben auf seiner interstellaren Reise geleistet hatte, wie sie höhere Mathematik in mehreren Dimensionen angewandt hatten, um einen Blick in die Zukunft zu werfen – auf ähnliche Art wie das langhalsige Ungetüm auf seinen Tank geschaut hatte.

»Ein Navigator muss viel mehr leisten, als nur zu beobachten«, sagte Grodins glucksende Stimme über Lautsprecher. »Ein Navigator nutzt das, was er sieht, um ein Raumschiff sicher durch die Leere zu führen. Jeder Fehler bei der Anwendung der nötigen Grundprinzipien könnte eine Katastrophe und den Verlust sämtlicher Passagiere und der Fracht des Heighliners zur Folge haben.«

Bevor die Kandidaten wie D'murr zu Piloten wurden, mussten sie lernen, mit Problemen umzugehen – beispielsweise nur teilweise gefaltetem Raum, unvollständigem Vor-

herwissen, beginnender Gewürzüberempfindlichkeit, ausfallenden Holtzman-Generatoren oder gar gezielter Sabotage.

D'murr versuchte sich vorzustellen, welches Schicksal manche seiner bedauernswerten Vorgänger ereilt haben mochte. Im Gegensatz zu weit verbreiteten Ansichten waren es nicht die Navigatoren, die den Raum falteten; das taten die Holtzman-Generatoren. Die Navigatoren nutzten ihre Fähigkeit, ein Stück in die Zukunft schauen zu können, um einen sicheren Weg zu finden. Ein Schiff konnte auch ohne ihre Führung durch die Leere reisen, doch ein derart riskantes Unternehmen, das einem Blindflug gleichkam, endete häufig in einer Katastrophe. Ein Gilde-Navigator konnte keine sichere Reise garantieren – aber durch seine Arbeit wurden die Überlebenschancen beträchtlich erhöht. Trotzdem konnte es zu Problemen kommen, wenn Ereignisse eintraten, die auch für Navigatoren nicht gänzlich vorhersehbar waren.

D'murr wurde in seiner Ausbildung bis an die Grenzen des Wissens der Gilde geführt... was natürlich nicht sämtliche Eventualitäten einschließen konnte. Das Universum und seine Bewohner befanden sich in ständigem Wandel. Diese Wahrheit hatten alle alten Schulen verstanden, einschließlich der Bene Gesserit und der Mentaten. Die Überlebenden lernten, sich an Veränderungen anzupassen und mit dem Unerwarteten zurechtzukommen.

Am Rande seines Bewusstseins registrierte er, dass sein Melange-Tank sich mithilfe des Suspensorfelds in Bewegung setzte und in die Reihe der Tanks mit den anderen Schülern einfädelte. Er hörte, wie ein Ausbildungsassistent Passagen aus dem Handbuch der Raumgilde zitierte, während der Mechanismus summte, der für die Gaszirkulation sorgte. Jedes Detail wirkte so klar, so deutlich, so bedeutsam. Er hatte sich noch nie zuvor so lebendig gefühlt!

Er atmete die orangefarbene Melange ein und spürte, wie sich seine Sorgen auflösten. Seine Gedanken kamen wieder in Ordnung, während sie behutsam von den Nervenbahnen seines durch die Gilde optimierten Gehirns geleitet wurden.

»D'murr... D'murr, mein Bruder...«

Der Name hallte flüsternd durch das Gas - ein Name, den er jetzt nicht mehr benutzte, nachdem ihm eine Nav-Nummer der Gilde zugewiesen worden war. Namen waren mit Individualität assoziiert. Namen implizierten Einschränkungen und vorgefasste Meinungen, Familienbeziehungen und Lebensgeschichten - das genaue Gegenteil von dem, was es bedeutete, ein Navigator zu sein. Ein Mitglied der Gilde wurde eins mit dem Kosmos und sah sichere Pfade durch die Falten des Schicksals, wodurch es ihm möglich war, Materie von einem Ort zum anderen zu versetzen, wie Figuren auf einem kosmischen Schachbrett.

»D'murr, kannst du mich hören? D'murr?« Die Stimme kam aus dem Lautsprecher seines Tanks, aber gleichzeitig aus weiter Ferne. Er hörte etwas Vertrautes in der Färbung und Tonlage der Stimme. Konnte er schon so viel vergessen haben? *D'murr.* Er hatte diesen Namen fast aus seinem Gedächtnis gelöscht.

D'murrs Geist stellte Verbindungen her, die immer bedeutungsloser wurden, und sein schlaffer Mund bildete gurgelnde Worte. »Ja. Ich höre dich.«

Von seinem Assistenten gelenkt glitt D'murrs Tank einen gepflasterten Weg entlang, auf ein gewaltiges knollenförmiges Gebäude zu, in dem die Navigatoren lebten. Außer ihm schien niemand die Stimme hören zu können.

»Ich bin's, C'tair«, fuhr die Stimme fort. »Dein Bruder. Du kannst mich hören? Endlich funktioniert dieses Ding. Wie geht es dir?«

»C'tair?« Der gerade erst flügge gewordene Navigator spürte, wie sein Geist wieder auf die Ausmaße seines trägen Zustands vor dem Beitritt zur Gilde schrumpfte. Wie er versuchte, wieder menschlich zu sein, nur für einen Moment. War das wichtig?

Es war schmerzhaft und beengend, wie bei einem Menschen, der sich Scheuklappen aufsetzte, aber die Information war eindeutig: Ja, es war sein Zwillingsbruder. C'tair Pilru. Ein Mensch. In seiner Erinnerung blitzten Bilder auf:

sein Vater im Gewand des Botschafters, seine Mutter in der Uniform der Gildebank, sein Bruder (genauso wie er selbst) mit dunklem Haar und dunklen Augen, wie sie gemeinsam spielten und erkundeten. Diese Bilder hatte er verdrängt, wie fast alles, das aus diesem Bereich stammte... aber sie waren noch nicht vollständig verschwunden.

»Ja«, sagte D'murr. »Ich kenne dich. Ich erinnere mich.«

* * *

In einer düsteren Nische irgendwo auf Ix hockte C'tair vor seinem zusammengebastelten Übertragungsgerät und hoffte verzweifelt, nicht entdeckt zu werden – aber das hier war in jedem Fall ein gewisses Risiko wert. Tränen liefen ihm über die Wangen, und er musste schlucken. Die Tleilaxu und die Suboiden setzten ihre Raubzüge und Plünderungen fort und zerstörten jeden technischen Überrest, der ihnen suspekt vorkam.

»Sie haben mich von dir getrennt, in den Prüfungsräumen der Gilde«, sagte C'tair in heiserem Flüstern. »Sie wollten mich nicht mehr zu dir lassen, um mich von dir zu verabschieden. Jetzt habe ich erkannt, dass du das bessere Los gezogen hast, D'murr, wenn man bedenkt, was seitdem hier auf Ix geschehen ist. Es würde dir das Herz brechen, wenn du unsere Welt wiedersehen könntest.« Er nahm zitternd einen tiefen Atemzug. »Nicht lange, nachdem die Gilde dich von hier fortgebracht hat, wurde unsere Stadt zerstört. Hunderttausende Menschen sind tot. Jetzt herrschen die Bene Tleilax.«

D'murr brauchte eine Weile, um sich wieder an die eingeschränkte Kommunikationsweise zwischen zwei Personen zu gewöhnen. »Ich habe einen Heighliner durch den Warpraum geführt, Bruder. Ich habe die ganze Galaxis in meinen Gedanken, ich sehe die Mathematik.« Seine Worte kamen träge und gurgelnd. »Jetzt weiß ich, warum... ich weiß... uhh, deine Verbindung macht mir Schmerzen. C'tair, warum?«

»Diese Kommunikation schmerzt dich?« Er zog sich besorgt vom Sender zurück und hielt den Atem an, weil er befürchtete, von einem Tleilaxu-Spion belauscht zu werden. »Es tut mir Leid, D'murr. Vielleicht sollte ich...«

»Unwichtig. Schmerzen verschieben sich, wie Kopfschmerzen... aber anders. Schwimmen durch meinen Geist... und darüber hinaus.« D'murr klang geistesabwesend, seine Stimme war fern und ätherisch. »Was für eine Verbindung ist das? Welches Gerät?«

»D'murr, hast du mich nicht verstanden? Ix ist zerstört – unsere Welt, unsere Stadt ist jetzt ein Gefangenenlager. Mutter kam bei einer Explosion ums Leben! Ich konnte ihr nicht helfen. Ich habe mich hier versteckt, und ich gehe mit dieser Kommunikation ein hohes Risiko ein. Unser Vater ist irgendwo im Exil... ich glaube, auf Kaitain. Das Haus Vernius ist geflohen. Ich sitze hier fest, ganz allein!«

D'murr blieb auf die seiner Ansicht nach wichtigste Frage konzentriert. »Kommunikation direkt durch den Warpraum? Unmöglich. Erkläre es mir.«

C'tair war entsetzt, weil sein Zwillingsbruder so wenig Interesse an den schrecklichen Neuigkeiten zeigte, aber er verzichtete darauf, ihn deswegen zu schelten. D'murr hatte schließlich extreme mentale Veränderungen hinter sich, die er ihm nicht zum Vorwurf machen konnte. C'tair würde niemals verstehen, was sein Bruder erlebt hatte. Er selbst hatte die Prüfung der Gilde nicht bestanden, weil er zu ängstlich und unflexibel war. Andernfalls wäre er jetzt vielleicht ebenfalls ein Navigator.

Er hielt den Atem an und horchte auf ein Knarren, das aus dem Tunnel über ihm kam – Schritte, die sich entfernten. Flüsternde Stimmen. Dann kehrte wieder Stille ein, so dass C'tair das Gespräch fortsetzen konnte.

»Erkläre es mir«, wiederholte D'murr.

Dankbar für jedes Gesprächsthema erzählte C'tair seinem Bruder von den technischen Elementen, die er geborgen hatte. »Erinnerst du dich an Davee Rogo? Den alten Erfin-

der, der uns immer in sein Labor mitgenommen und gezeigt hat, woran er gerade arbeitet?«

»Krüppel... Suspensorkrücken. Zu schwach zum Gehen.«

»Ja. Er hat davon gesprochen, die Wellenlänge der Neutrinoenergie zur Kommunikation zu nutzen. Das Netz aus Stäben, die in Silikatkristalle eingebettet waren.«

»Uhh... wieder Schmerzen.«

C'tair blickte sich um, weil er sich in immer größere Gefahr brachte. »Wenn es dir zu viel wird, werde ich das Gespräch abbrechen.«

»Setz die Erklärung fort«, erwiderte D'murr in ungeduldigem Tonfall. »Muss von diesem Gerät wissen.«

»Eines Tages während der Kämpfe, als ich wirklich gerne mit dir geredet hätte, habe ich mich an Teile unserer Gespräche mit ihm erinnert. In den Trümmern eines zerstörten Gebäudes glaubte ich, in meiner Nähe ein verschwommenes Bild von ihm zu sehen. Wie in einer Vision. Er sprach mit seiner alten, krächzenden Stimme und sagte mir, was ich tun sollte, welche Teile ich brauche und wie ich sie zusammenbauen muss. Er gab mir die Ideen, die ich brauchte.«

»Interessant.« Die Stimme des Navigators war matt und blutleer.

Es irritierte ihn, dass sein Bruder über keinerlei Mitgefühl mehr zu verfügen schien. C'tair versuchte ihn über seine Erfahrungen bei der Raumgilde auszufragen, aber D'murr wollte nicht darauf eingehen, sondern sagte nur, dass er nicht über Geheimnisse der Gilde reden könne, nicht einmal mit seinem Bruder. Er war durch den Warpraum gereist, und es war unglaublich gewesen. Mehr wollte D'murr dazu nicht sagen.

»Wann kann ich wieder mit dir reden?«, fragte C'tair. Das Sendegerät fühlte sich beunruhigend warm an, als wollte es jeden Augenblick versagen. Er musste es demnächst abschalten. D'murr stöhnte schmerzhaft auf, gab ihm aber keine definitive Antwort.

Obwohl er wusste, dass es seinem Bruder Unbehagen be-

reitete, musste er seinem menschlichen Bedürfnis nachgeben, sich von ihm zu verabschieden. »Also mach's gut, bis zum nächsten Mal. Ich vermisse dich.« Als er diese viel zu lange zurückgehaltenen Worte aussprach, spürte er, wie sein Schmerz nachließ – was seltsam war, da er sich gar nicht mehr sicher sein konnte, dass sein Bruder ihn noch genauso verstand wie früher.

Mit Schuldgefühlen unterbrach C'tair die Verbindung. Dann saß er stumm da, während er von widersprüchlichen Empfindungen hin und her gerissen wurde: Freude, weil er endlich wieder mit seinem Zwillingsbruder gesprochen hatte, aber auch Trauer über D'murrs zwiespältige Reaktionen. Wie sehr hatte sein Bruder sich verändert?

D'murr hätte Bestürzung zeigen müssen, als er vom Tod ihrer Mutter und den tragischen Ereignissen auf Ix gehört hatte. Ein Gilde-Navigator erfüllte eine wichtige Aufgabe für die ganze Menschheit. Sollte ein Navigator nicht *mehr* Interesse und Sorge zeigen, wenn es um menschliche Schicksale ging?

Doch stattdessen schien der junge Mann alle Verbindungen gekappt und alle Brücken hinter sich abgebrochen zu haben. Entsprachen D'murrs Stimmungen der Gilde-Philosophie, oder war er so sehr mit sich selbst und seinen neuen Fähigkeiten beschäftigt, dass er zu einem Egomanen geworden war? War es notwendig, dass er sich auf diese Weise veränderte? Musste D'murr jeden Kontakt mit der sonstigen Menschheit aufgeben? C'tair wusste es noch nicht.

Er hatte das Gefühl, seinen Bruder ein zweites Mal verloren zu haben.

Er legte die Elektroden der Bio-Neutrino-Maschine ab, die vorübergehend seine mentalen Fähigkeiten erweitert hatte, die seine Gedanken verstärkt und so die Kommunikation mit Junction ermöglicht hatte. Als ihm plötzlich schwindlig wurde, kehrte er in sein abgeschirmtes Schlupfloch zurück und legte sich auf die schmale Pritsche. Mit geschlossenen Augen stellte er sich das Universum vor und

fragte sich, wie es nun für seinen Bruder aussehen mochte. In seinem Geist war ein seltsamer Nachhall der Kommunikationsverbindung, eine Nachwirkung der mentalen Expansion.

D'murrs Stimme hatte geklungen, als hätte er unter Wasser gesprochen, durch eine Art Übersetzungsfilter. Jetzt dachte C'tair über verborgene, subtile Bedeutungsnuancen nach. Während der ganzen Nacht, die er in der Isolation seines Verstecks verbrachte, sickerten Gedanken durch seinen Geist und suchten ihn wie besitzergreifende Dämonen heim. Der Kontakt hatte in seinem Gehirn etwas Unerwartetes ausgelöst, eine erstaunliche Reaktion.

In den nächsten Tagen verließ er den Raum nicht ein einziges Mal, sondern erforschte sein erweitertes Gedächtnis und benutzte den Prototyp des Neutrinosenders, um seine Gedanken zu einer obsessiven Klarheit zu konzentrieren. Von Stunde zu Stunde wurde ihm die Bedeutung des Gesprächs klarer, als D'murrs Worte und versteckte Bedeutungen plötzlich wie Blumen erblühten... als wäre er auf der Reise durch seinen eigenen Warpraum des Geistes und Gedächtnisses. Allmählich gewann er einen ersten vagen Eindruck, wozu sein Bruder geworden wurde.

Er fand es aufregend. Und erschreckend.

Er wusste nicht, wie viele Tage vergangen waren, als er schließlich wieder zu Bewusstsein kam. Er sah, dass überall verstreute Essens- und Getränkepackungen herumlagen. Es stank. Er schaute in einen Spiegel und erkannte schockiert, dass ihm ein kratziger dunkelbrauner Bart gewachsen war. Seine Augen waren blutunterlaufen, sein Haar völlig wirr. C'tair hätte sich beinahe nicht wiedererkannt.

Wenn Kailea Vernius ihn in dieser Verfassung gesehen hätte, wäre sie voller Entsetzen oder Verachtung zurückgewichen und hätte ihn zur Arbeit in den untersten Ebenen zu den Suboiden geschickt. Doch nach der Tragödie von Ix und der Vergewaltigung dieser wunderschönen Untergrundstadt schien seine jugendliche Schwärmerei für die Tochter des Grafen jede Bedeutung verloren zu haben. Von

allen Opfern, die C'tair hatte bringen müssen, gehörte dieses zu den geringsten.

Und er war überzeugt, dass ihn noch viel schwerere Zeiten erwarteten.

Doch bevor er sich selbst oder sein Versteck wieder in Ordnung brachte, bereitete er alles für die nächste Kontaktaufnahme mit seinem Bruder vor.

43

Wahrnehmungen beherrschen das Universum.

Sprichwort der Bene Gesserit

Das von einem Robopiloten gelenkte Shuttle verließ den Heighliner, der vor kurzem im Laoujin-System eingetroffen war, und näherte sich der Oberfläche von Wallach IX. Es sendete die korrekten Sicherheitscodes, damit die Verteidigungsanlagen der Schwesternschaft nicht ansprachen. Die Heimatwelt der Bene Gesserit war nur ein Zwischenstopp im Verlauf einer komplizierten Route, die viele Sterne des Imperiums berührte.

Ihr Haar wurde allmählich grauer, und ihr Körper konnte sein Alter nicht mehr verleugnen, so dass Gaius Helen Mohiam nach vielen Monaten anderweitiger Verpflichtungen gerne heimkehrte. Jeder ihrer zahlreichen Aufträge stellte einen Faden im riesigen Gewebe der Bene Gesserit dar, in dem Menschen und Ereignisse miteinander verflochten waren. Keine Schwester konnte das Gesamtbild sehen, aber Mohiam erfüllte genauso wie alle anderen ihre Rolle.

Die Schwesternschaft hatte sie angesichts des fortgeschrittenen Stadiums ihrer Schwangerschaft nach Hause gerufen, damit sie in der Mütterschule blieb, bis sie die sehnsüchtig erwartete Tochter zur Welt brachte. Nur die Kwisatz-Mutter Anirul verstand, welche wahre Bedeutung sie für das Zuchtprogramm hatte, wie sehr alles von dem Kind abhing, das sie jetzt noch unter dem Herzen trug. Mohiam wusste, dass dieses Kind wichtig war, aber selbst die Einflüsterungen ihrer Weitergehenden Erinnerungen, die sie jederzeit mit einer Kakophonie von Ratschlägen bestürmten, verhielten sich bei diesem Thema auffällig schweigsam.

Sie war der einzige Passagier des Gilde-Shuttles. Unter dem drohenden Schatten des Djihad hatten die Designer in den Richese-Werkstätten sorgfältig darauf geachtet, eine klobige, grob vernietete Apparatur zu konstruieren, die möglichst offensichtlich jeden Anschein eines menschenähnlichen Geistes vermied, so dass sie in technischer Hinsicht sogar einen äußerst primitiven Eindruck machte.

Der Robopilot beförderte Passagiere und Fracht von einem großen Schiff im Orbit auf die Oberfläche eines Planeten und zurück, in einer starr festgelegten Abfolge von Ereignissen. Das Programm hatte nicht einmal die Flexibilität, auf sonstigen Luftverkehr oder ungünstige Wetterverhältnisse Rücksicht zu nehmen.

Auf ihrem Fenstersitz im Shuttle dachte Mohiam noch einmal über ihre subtile Rache am Baron nach. Seitdem waren mehrere Monate vergangen, und er hatte zweifellos noch keinerlei Verdacht geschöpft, aber eine Bene Gesserit konnte sehr lange warten, bis ein Plan Früchte trug. Wenn sein kostbarer Körper von der Krankheit geschwächt wurde und aufquoll, würde der geschlagene Wladimir Harkonnen irgendwann vielleicht sogar an Selbstmord denken.

Mohiams Vergeltungstat mochte einer impulsiven Entscheidung entsprungen sein, aber sie war trotzdem angemessen, wenn sie bedachte, was der Baron getan hatte. Die Mutter Oberin wäre niemals damit einverstanden gewesen, dass das Haus Harkonnen ungestraft davonkam. Mohiam hatte der Schwesternschaft mit ihrer spontanen Idee lediglich Zeit und Ärger erspart.

Als das Schiff in die Wolken eintauchte, hoffte Mohiam, dass das neue Kind den Erwartungen entsprach, weil der Baron nun für sie nutzlos geworden war. Wenn nicht, hatte die Schwesternschaft stets Alternativpläne in der Hinterhand. Schließlich gab es viele verschiedene Zuchtprogramme.

Mohiams *Typ* wurde für bestimmte genetische Programme als optimal betrachtet. Sie kannte die Namen einiger, aber nicht aller anderen Kandidaten und wusste, dass die Schwes-

ternschaft gleichzeitige Schwangerschaften zu vermeiden versuchte, aus Angst, damit den Paarungsindex durcheinander zu bringen. Dennoch fragte sich Mohiam, warum sie erneut auserwählt worden war, nachdem sich der erste Versuch als Fehlschlag erwiesen hatte. Ihre Vorgesetzten hatten es ihr nicht erklärt, also war sie klug genug gewesen, nie danach zu fragen. Und wieder behielten die Stimmen der Weitergehenden Erinnerungen ihre Ansichten für sich.

Spielen die Details überhaupt eine Rolle? überlegte sie. *Ich trage die verlangte Tochter in meinem Leib.* Eine erfolgreiche Geburt hätte eine Verbesserung ihrer Stellung zur Folge; vielleicht wurde sie von den Proktoren sogar irgendwann zur Mutter Oberin gewählt, wenn sie bedeutend älter geworden war... was jedoch davon abhing, wie wichtig diese Tochter tatsächlich war.

Sie hatte das Gefühl, dass dieses Mädchen *sehr* wichtig war.

Dann spürte sie eine plötzliche Veränderung der Bewegung des Robo-Shuttles. Als sie aus dem kleinen Fenster blickte, sah sie, wie der Horizont von Wallach IX einen Satz machte, als das Gefährt wegkippte und unkontrolliert in die Tiefe stürzte. Das Sicherheitsfeld ihres Sitzes glühte in einem unvertrauten, beunruhigenden Gelbton auf. Das Geräusch der Maschinen, bislang nicht mehr als leises Summen, steigerte sich zu einem Kreischen, das ihr in den Ohren schmerzte.

Die Lämpchen auf der Konsole blinkten hektisch. Die Bewegungen des Robos waren plötzlich ruckhaft und unsicher. Mohiam war darauf trainiert worden, mit Krisensituationen umzugehen, und ihr Geist arbeitete auf Hochtouren. Sie wusste, dass es gelegentlich zu statistisch unwahrscheinlichen Fehlfunktionen der Shuttles kommen konnte, die auf den Mangel an Denk- und Reaktionsvermögen der Piloten zurückzuführen waren. Wenn ein Problem auftrat – und Mohiam befand sich derzeit mitten in einem solchen –, dann war die Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe hoch.

Das Shuttle ruckte und stürzte weiter in die Tiefe. Wol-

kenfetzen schlugen flatternd gegen die Fenster. Der Robopilot wiederholte ständig dieselben Bewegungen, da er gar nicht in der Lage war, etwas Neues auszuprobieren. Mit einem letzten Röhren verstummte das Triebwerk.

Das darf nicht sein, dachte Mohiam. *Nicht jetzt, wo ich mit diesem Kind schwanger bin.* Wenn sie dieses Desaster nur irgendwie überlebte, könnte das Baby vielleicht noch gesund auf die Welt kommen und die Rolle spielen, die der Schwesternschaft so wichtig war.

Doch die düsteren Gedanken ließen sie nicht los, und sie begann zu zittern. Gilde-Navigatoren wie jener, der sich im Heighliner über ihr befand, stellten Berechnungen in höheren Dimensionen an, um in die Zukunft zu schauen und ihr Schiff sicher durch die gefährliche Leere des Warpraums zu manövrieren. Hatte die Raumgilde vom geheimen Programm der Bene Gesserit erfahren, und wollte sie es sabotieren?

Während das Shuttle ins Verderben stürzte, wirbelten unendliche Möglichkeitsvariationen durch Mohiams Geist. Das Sicherheitsfeld, das sie festhielt, streckte sich und wurde noch gelber. Ihr Körper drückte dagegen und drohte auszubrechen. Sie hielt sich schützend die Hände über den Unterleib und spürte den dringenden Wunsch zu überleben, damit auch ihr ungeborenes Kind leben konnte. Dann gingen ihre Gedanken weit über die beschränkten Sorgen einer Mutter hinaus und erweiterten sich auf wesentlich bedeutendere Aspekte.

Sie fragte sich, ob ihr instinktiver Verdacht wirklich so abwegig war. Wenn nun eine Macht, die viel höher stand, als sie oder ihre Schwestern sich vorstellen konnten, hinter allem stand? Weil die Bene Gesserit durch ihr Zuchtprogramm Gott zu spielen versuchten? War es möglich, dass ein wahrer Gott – trotz der Skepsis, die die Schwesternschaft gegenüber jeder Religion hegte – wirklich existierte?

Das wäre ein wahrlich grausamer Scherz!

Die Missbildungen ihres ersten Kindes und nun der drohende Tod dieses Fötus und der Mutter... all das schien ir-

gendwie zusammenzupassen. Aber wenn es so war – wer war dann für diesen Notfall verantwortlich? Wer verbarg sich dahinter?

Die Bene Gesserit glaubten nicht an Pechsträhnen oder dumme Zufälle.

»Ich darf mich nicht fürchten«, sagte sie mit geschlossenen Augen auf. *»Die Furcht tötet das Bewusstsein. Die Furcht führt zu völliger Zerstörung. Ich werde ihr ins Gesicht sehen. Sie soll mich völlig durchdringen. Und wenn sie von mir gegangen ist, wird nichts zurückbleiben. Nichts außer mir.«*

Es war die Litanei gegen die Furcht, die vor Urzeiten von einer Bene-Gesserit-Schwester geschaffen und von Generation zu Generation weitergegeben worden war.

Mohiam holte tief Luft und spürte, wie ihr Zittern nachließ.

Das Shuttle fand wieder in eine stabile Fluglage zurück, obwohl ihr Fenster immer noch auf die Planetenoberfläche gerichtet war. Das Triebwerk erwachte stotternd wieder zum Leben. Sie sah, wie die Landfläche des Kontinents schnell näher kam, und konnte sogar den weitläufigen Komplex der Mütterschule erkennen, ein Labyrinth aus weiß verputzten Wänden und sienabraunen Dachziegeln.

Sollte das Shuttle mitten in den Hauptkomplex stürzen? War vielleicht sogar eine furchtbare Explosivladung an Bord? Ein solcher Schlag konnte das Herz der Schwesternschaft auslöschen.

Mohiam stemmte sich gegen das Sicherheitsfeld, konnte sich aber nicht daraus befreien. Das Shuttle rollte, und das Land verschwand aus ihrem Blickfeld. Das Fenster neigte sich nach oben und zeigte ihr die blauweiße Sonne, die hoch am Himmel stand.

Dann schaltete sich das Sicherheitsfeld ab, und Mohiam wurde klar, dass das Shuttle wieder unter Kontrolle war. Das Triebwerk arbeitete einwandfrei, die Maschinen liefen reibungslos. Der Robopilot bewegte sich mit selbstverständlicher Sicherheit vor den Armaturen, als wäre nie etwas ge-

schehen. Anscheinend hatte eine der programmierten Notfallroutinen das Problem behoben.

Als das Shuttle vor der großen Plaza sanft auf dem Boden niederging, stieß Mohiam einen schweren Seufzer der Erleichterung aus. Sie eilte zum Ausstieg, wollte sich in die Sicherheit des nächsten Gebäudes flüchten... doch dann hielt sie inne, um sich zu sammeln und völlig gefasst auszusteigen. Eine Ehrwürdige Mutter musste stets würdevoll auftreten.

Als sie die Rampe hinunterschritt, wurde sie von einem schützenden Schwarm aus Schwestern und Akoluthen eingehüllt. Die Mutter Oberin verfügte, dass das Shuttle zwecks gründlicher Untersuchung und Überholung beschlagnahmt wurde, um nach Hinweisen für eine Sabotage oder eine simple Fehlfunktion zu suchen. Doch eine schroffe Funknachricht vom Heighliner verhinderte, dass es dazu kommen konnte.

Dann wurde Mohiam von der Ehrwürdigen Mutter Anirul Sadow Tonkin begrüßt, die vor Stolz strahlte und mit ihrem rehhaften Gesicht und dem kurzen bronzefarbenen Haar sehr jung wirkte. Mohiam hatte niemals verstanden, warum Anirul so bedeutend war, obwohl selbst die Mutter Oberin ihr häufig mit großem Respekt begegnete. Die beiden Frauen nickten sich gegenseitig zu.

Mohiam wurde vom Kreis ihrer Schwestern zu einem sicheren Gebäude geführt, wo man ihretwegen ein großes Kontingent bewaffneter Wächterinnen postiert hatte. Sie sollte verwöhnt und sorgsam beobachtet werden, bis das Baby da war.

»Für dich wird es keine weiteren Reisen geben, Mohiam«, sagte die Mutter Oberin Harishka. »Wir werden auf dich Acht geben – bis wir deine Tochter haben.«

44

Wer ein furchtsames Herz hat, soll stark sein und sich nicht fürchten. Denn höre, dein Gott wird Rache üben. Er wird kommen und dich vor denen erretten, die die Maschinen verehren.

Die Orange-Katholische Bibel

Im Konkubinenflügel des Kaiserlichen Palastes klatschten pulsierende Massage-Maschinen auf nackte Haut und kneteten sie durch, benetzten jede atemberaubende Rundung der Frauen des Imperators mit duftendem Öl. Raffinierte Fitness-Geräte entfernten Zellulite, kräftigten die Muskelspannung, strafften Bäuche und Hälse und glätteten mit winzigen Injektionen die Haut. Jedes Detail musste so sein, wie es der alte Elrood am liebsten hatte, auch wenn es ihn in letzter Zeit gar nicht mehr so sehr zu interessieren schien. Selbst die älteste der vier Frauen, die über siebzigjährige Grera Cary, hatte die Figur einer halb so alten Frau, was zum Teil auf die regelmäßige Einnahme von Gewürz zurückzuführen war.

Das Licht der Morgendämmerung wurde durch die Fenster aus mehrschichtigem, dickem Panzerplaz bernsteingelb getönt. Als Greras Massage beendet war, hüllte die Maschine sie in ein warmes Karthan-Handtuch und legte ihr ein mit Eukalyptus und Wacholder getränktes Erfrischungstuch aufs Gesicht. Das Bett der Konkubine verwandelte sich in einen Sensiform-Stuhl, der sich perfekt ihrem Körper anpasste.

Eine mechanische Maniküre-Einheit senkte sich von der Decke, und Grera widmete sich flüsternd ihrer täglichen Meditation, während ihre Finger- und Fußnägel geschnitten, poliert und grasgrün bemalt wurden. Als die Maschine

wieder in der Deckennische verschwand, stand Grera auf und ließ das Handtuch fallen. Ein elektrisches Feld strich über Gesicht, Arme und Beine, um kaum erkennbare, aber störende Härchen zu entfernen.

Perfekt. Auf jeden Fall perfekt für den Kaiser.

Von den derzeitigen Konkubinen war Grera als Einzige alt genug, um sich noch an Shando zu erinnern, ein Spielzeug, das aus den Diensten des Imperators ausgetreten war, um einen Kriegshelden zu heiraten und ein »normales Leben« zu führen. Elrood hatte Shando nicht viel Beachtung geschenkt, als sie noch zu seinen zahlreichen Frauen gehört hatte, doch nachdem sie fort war, hatte er seine Wut an den anderen ausgelassen und ihren Verlust beklagt. Die meisten seiner Lieblingskonkubinen, die er sich in den Folgejahren erwählte, hatten Shando recht ähnlich gesehen.

Als sie beobachtete, wie sich die anderen Konkubinen ähnlichen Körperpflegeprozeduren unterzogen, dachte Grera Cary daran, wie sehr sich die Dinge für den gesamten Kaiserlichen Harem verändert hatten. Noch vor weniger als einem Jahr hatten diese Frauen nur selten Kontakte untereinander gehabt, da Elrood ständig eine von ihnen beanspruchte und seine »Kaiserlichen Pflichten« erfüllte, wie er sich ausdrückte. Eine der Konkubinen, die von Elacca stammte, hatte dem alten Bock heimlich einen Spitznamen verpasst, der hängen geblieben war: »Fornicario«. Dieses Wort aus einer altterranischen Sprache spielte auf seine Manneskraft und sexuelle Unersättlichkeit an. Die Frauen benutzten diesen Namen nur, wenn sie unter sich waren.

»Hat jemand Fornicario gesehen?«, fragte eine der zwei jüngsten Konkubinen vom anderen Ende des Raums.

Grera warf ihr einen lächelnden Blick zu, worauf die Frauen wie Schulmädchen kicherten. »Ich fürchte, unsere Kaisereiche hat sich in eine Trauerweide verwandelt.«

Der alte Mann suchte nur noch selten den Harem auf. Auch wenn Elrood genauso viel Zeit im Bett verbrachte wie

früher, hatte es doch einen ganz anderen Grund. Seine Gesundheit ließ rapide nach, und seine Libido war bereits abgestorben. Als Nächstes würde sich vermutlich sein Geist verflüchtigen.

Plötzlich verstummten die plappernden Frauen und wandten sich erschrocken dem Haupteingang zu. Ohne sein Erscheinen anzukündigen, war Kronprinz Shaddam eingetreten, zusammen mit seinem allgegenwärtigen Gefährten Hasimir Fenring, den sie wegen seines schmalen Gesichts und spitzen Kinns als »Frettchen« bezeichneten. Die Frauen verhüllten sich hastig und nahmen respektvolle Haltung an.

»Was ist hier so komisch, hmmm-äh?«, wollte Fenring wissen. »Ich habe euch kichern hören.«

»Die Mädchen haben sich nur über einen harmlosen Witz amüsiert«, sagte Grera in vorsichtigem Tonfall. Als Älteste sprach sie häufig für die anderen Konkubinen.

Es ging das Gerücht, dass dieser untersetzte Mann zwei seiner Liebhaber erstochen hatte, und angesichts seiner durchtriebenen Art glaubte Grera sogar daran. Im Laufe ihrer jahrelangen Erfahrung hatte sie gelernt, einen Mann zu erkennen, der zu extremen Grausamkeiten imstande war. Fenrings Genitalien waren angeblich deformiert und steril, obwohl sie normal funktionierten. Aber sie hatte noch nie mit ihm geschlafen und verspürte auch nicht den Wunsch, es zu tun.

Fenring musterte sie mit seinen übergroßen, seelenlosen Augen, dann wanderte sein Blick zu den zwei neuen Blondinen. Der Kronprinz blieb hinter ihm stehen, in der Nähe des Eingangs zum Solarium. Der schlanke, rothaarige Shaddam trug eine graue Sardaukar-Uniform mit silbernem und goldenem Besatz. Grera wusste, dass sich der kaiserliche Erbe gerne mit militärischen Spielen die Zeit vertrieb.

»Bitte lassen Sie uns an diesem kleinen Scherz teilhaben«, drängte Fenring. Er sprach eine kleine Blondine an, ein zierliches Mädchen, das kaum mehr als ein Teenager und sogar noch ein wenig kleiner als er war. Ihre Augen

ähnelten denen von Shando. »Prinz Shaddam und ich lieben kleine Scherze.«

»Es war nur ein privates Gespräch«, erwiderte Grera und trat zwischen Fenring und das Mädchen. »Persönliche Angelegenheiten.«

»Kann sie nicht selbst sprechen?«, gab Fenring ärgerlich zurück und funkelte sie an. Er trug ein schwarzes, goldbesetztes Hemd und viele Ringe an den Fingern. »Wenn diese Dienerin erwählt wurde, den Padischah-Imperator zu unterhalten, bin ich sicher, dass sie in der Lage ist, einen einfachen Witz zu erzählen, äh-hmmm?«

»Es ist, wie Grera sagt«, bestätigte das Mädchen. »Eine alberne Sache. Es würde Sie nur langweilen.«

Fenring griff nach einem Zipfel des Handtuchs, mit dem sie krampfhaft ihren nackten Körper bedeckte. Überraschung und Furcht standen auf ihrem Gesicht. Er zerrte am Handtuch und legte eine Brust frei.

»Hören Sie auf mit diesem Unsinn!«, protestierte Grera erzürnt. »Wir sind kaiserliche Konkubinen. Außer dem Imperator darf uns niemand berühren.«

»Ihr Glücklichen!«, rief Fenring und blickte sich zu Shaddam um.

Der Kronprinz nickte steif. »Sie hat Recht, Hasimir. Ich werde dir eine meiner Konkubinen abgeben, wenn du möchtest.«

»Aber ich habe sie doch gar nicht berührt, mein Freund – ich habe ihr nur ein wenig geholfen, das Handtuch zurechtzurücken.« Er ließ los, worauf sich das Mädchen wieder bedeckte. »Doch hat der Imperator in letzter Zeit... ähm-hmm, auf Ihre Dienste zurückgegriffen? Wir hörten, ein spezieller Teil von ihm sei bereits dahingeschieden.« Fenring schaute zu Grera Cray auf, die vor ihm aufragte.

Grera blickte zum Kronprinzen hinüber, in der Hoffnung, er würde sie unterstützen, aber er machte keine Anstalten dazu. Seine kalten Augen sahen an ihr vorbei. Einen Moment lang dachte sie daran, wie der Erbprinz wohl im Bett sein mochte, und ob er über dieselbe Potenz wie bis vor

kurzem sein Vater verfügte. Aber sie bezweifelte es. Nach seinem kalten Blick zu urteilen wäre der verdorrte alte Mann selbst auf dem Totenbett wohl immer noch ein besserer Liebhaber als er.

»Alte, du kommst mit mir. Dann werden wir weiter über Scherze reden. Vielleicht können wir uns gegenseitig ein paar neue erzählen«, befahl Fenring. »Ich kann ein sehr humorvoller Mann sein.«

»Sofort, Herr?« Mit den Fingern ihrer freien Hand deutete sie auf ihr feines Handtuch.

Seine funkelnden Augen verengten sich auf gefährliche Weise. »Ein Mann meines Ranges hat keine Zeit zu warten, bis sich eine Frau angekleidet hat. Natürlich meine ich *sofort!*« Er griff nach ihrem Handtuch und zerrte sie mit sich. Sie folgte ihm gezwungenermaßen, während sie versuchte, sich das Handtuch nicht vom Körper reißen zu lassen. »Hier entlang! Komm schon, komm schon!« Fenring drängte sie zur Tür, während Shaddam leidenschaftslos, aber amüsiert folgte.

»Der Imperator wird davon erfahren!«, protestierte sie.

»Dann sprich laut, weil er in letzter Zeit schlecht hört.« Fenring sah sich mit brutalem Grinsen zu ihr um. »Wer soll es ihm sagen? An manchen Tagen erinnert er sich nicht einmal an seinen eigenen Namen. Dann wird er sich erst recht nicht mit einer alten Vettel wie dir abgeben.« Sein Tonfall verursachte Grera eine Gänsehaut. Die anderen Konkubinen liefen verwirrt und hilflos herum, als ihre Grande Dame so unzeremoniell aus ihrer Mitte in den Korridor geführt wurde.

Zu dieser frühen Stunde waren keine Mitglieder des Hofs zugegen, nur eine Handvoll Sardaukar hielt Wache. Und solange Kronprinz Shaddam dabei war, sahen sie keinen Grund zum Eingreifen. Grera schaute sie hilfesuchend an, aber sie starrten einfach durch sie hindurch.

Da es Fenring nur um so mehr zu ärgern schien, wenn sie nervös herumstotterte, beschloss Grera, dass es am sichersten war, wenn sie verstummte. Das Frettchen benahm

sich merkwürdig, aber als Konkubine des Kaisers hatte sie nichts von ihm zu befürchten. Der durchtriebene Kerl würde es nicht wagen, eine Dummheit zu begehen, indem er ihr tatsächlich wehtat.

Als sie zurücksah, stellte sie fest, dass Shaddam plötzlich verschwunden war. Er musste sich durch einen Seitengang aus dem Staub gemacht haben. Jetzt war sie ganz allein mit diesem niederträchtigen Mann.

Fenring durchschritt eine Sicherheitsbarriere und stieß Grera in ein Zimmer. Sie stürzte auf den Fußboden aus schwarz-weißem Marmorplaz. Es war ein großer Raum mit einem Kamin aus Plastein, der eine Wand dominierte. Früher war es einmal eine Besuchersuite gewesen, doch jetzt waren alle Möbel ausgeräumt worden. Es roch nach frischer Farbe und langer Unbenutztheit.

Grera blieb, wo sie war, und bemühte sich, stolz und furchtlos zu erscheinen, obwohl sie nicht mehr als ein Handtuch am Leib trug. Gelegentlich blickte sie zu ihm auf und versuchte, weder Trotz noch Mangel an Respekt zu zeigen. In den Jahren ihres Dienstes hatte sie gelernt, sich zu behaupten.

Die Tür schloss sich hinter ihnen. Jetzt waren sie allein, und Shaddam war nicht wieder aufgetaucht. Was hatte dieser kleine Mann mit ihr vor?

Fenring griff unter sein Hemd und holte ein mit grünen Juwelen besetztes Oval hervor. Er drückte auf einen Knopf an der Seite, worauf eine lange grüne Klinge zum Vorschein kam, die im Schein des Leuchtglobus an der Decke glitzerte.

»Ich habe dich nicht hergebracht, um dich auszufragen, Alte«, sagte er in sanfterem Tonfall und hob die Waffe. »Ich möchte nur das hier an dir ausprobieren. Es ist brandneu, weißt du, und ich hatte schon immer etwas gegen manche Exemplare aus dem Fleischvorrat des Imperators.«

Fenring war keineswegs unerfahren, was das Morden betraf, und er hatte schon mindestens genauso häufig mit bloßen Händen getötet, wie er Unfälle arrangiert oder Auf-

tragsmörder engagiert hatte. Manchmal gefiel es ihm, die schmutzige Arbeit selbst zu erledigen, während er bei anderen Gelegenheiten mit Finesse und Täuschungsmanövern vorging. Als er jünger gewesen war, gerade erst neunzehn, hatte er sich eines Nachts aus dem Palast geschlichen und wahllos zwei Beamte getötet, nur um zu beweisen, dass er dazu in der Lage war. Und er bemühte sich, nicht aus der Übung zu kommen.

Fenring hatte schon immer gewusst, dass er den eisernen Willen besaß, der nötig war, um einen Mord auszuführen, aber es hatte ihn selbst überrascht, wie viel Spaß es ihm machte. Der Mord am ehemaligen Kronprinzen Fafnir war sein größter Triumph gewesen – bisher. Wenn der alte Elrood endlich starb, konnte er sich mit einem viel prächtigeren Lorbeerkranz schmücken. Doch danach war eine Steigerung kaum noch möglich.

Trotzdem musste er auf dem Laufenden bleiben, was neue Techniken und neue Erfindungen betraf. Man wusste nie, wozu sie einmal nützlich waren. Außerdem war dieses Neuromesser wirklich faszinierend...

Grera starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die funkelnde grüne Klinge. »Der Imperator liebt mich! Sie können nicht einfach...«

»Er *liebt* dich? Eine ausgelutschte alte Schachtel? Er verbringt viel mehr Zeit damit, seiner verlorenen Shando nachzuweinen. Elrood ist schon so senil, dass er nicht einmal bemerken wird, dass du fehlst. Und die anderen Konkubinen werden sich freuen, dass sie um eine Stelle aufrücken können.«

Bevor Grera davonkriechen konnte, war der brutale Mann über ihr, wobei er eine erstaunliche Behendigkeit an den Tag legte. »Niemand wird über deinen Verlust trauern, Grera Cary.« Er hob die grüne Klinge und hatte ein dunkles Feuer in den flackernden Augen, als er sie ihr in die Brust stach. Das Handtuch fiel von ihr ab, so dass das Neuromesser ihre frisch geölte und eingecremte Haut traf.

Die Konkubine schrie in Todesqualen auf, schrie erneut,

als er wieder zustieß, und wieder, und wieder, bis sie nur noch ein ersticktes Stöhnen von sich gab und zitternd verstummte... Keine Schnittwunden, kein Blut, nur Schmerzen. Trotz des Todeskampfes keine verräterischen Spuren. Konnte es einen perfekteren Mord geben?

Von Glücksgefühlen überschwemmt ließ sich Fenring neben ihr auf die Knie nieder und studierte ihren wohlgeformten Körper, der verkrümmt auf dem zerknitterten Handtuch lag. Angenehmer Hautton, feste Muskeln, die im Tod erschlafft waren. Es war schwer zu glauben, dass diese Frau schon so alt war, wie behauptet wurde. Der Grund dafür war zweifellos eine Menge Melange und sehr viel Körperpflege. Er tastete Greras Hals nach einem Puls ab und vergewisserte sich noch einmal. Nichts zu spüren. Irgendwie... enttäuschend.

Weder am Körper noch an der grünen Klinge war Blut zu sehen. Es gab keine Wunden – und trotzdem hatte er sie erstochen. Zumindest hatte sie es erlitten.

Eine interessante Waffe, dieses Neuromesser. Es war das erste Mal, dass er sie benutzt hatte. Fenring testete die wichtigen Werkzeuge seines Gewerbes gerne in nichtkritischen Situationen, um später im Ernstfall keine Überraschung erleben zu müssen.

Diese Innovation, die von ihrem richesischen Erfinder als »Ponta« bezeichnet wurde, war eins der wenigen Produkte dieser ansonsten langweiligen Welt, die Fenrings Interesse geweckt hatten. Die grüne Scheinklinge glitt mit einem realistischen Klicken in die Aussparung zurück. Das Opfer hatte nicht nur geglaubt, von Messerstichen durchbohrt zu werden, sondern durch die intensive, gezielte Neurostimulation tatsächlich die Schmerzen gespürt, die stark genug waren, um zum Tod zu führen. In gewisser Weise hatte Grera sich selbst getötet. Und ihre Haut wies nicht die geringsten Anzeichen auf.

Manchmal war echtes Blut die letzte Steigerung einer erregenden Erfahrung, aber die anschließende Säuberung stellte oftmals ein Problem dar.

Er hörte vertraute Geräusche im Rücken: eine Tür, die sich öffnete, und ein Sicherheitsfeld, das abgeschaltet wurde. Als er sich umdrehte, sah er, wie Shaddam ihn anstarrte. »War das wirklich nötig, Hasimir? Welch eine Verschwendung... Aber sie hatte ohnehin keinen besonderen Nutzen mehr.«

»Die arme alte Frau hatte wohl eine Herzattacke, wie es aussieht.« Aus einer Tasche seines Hemdes zog Fenring eine weitere Ponta, die mit Rubinen besetzt war und eine lange rote Klinge hatte. »Ich würde gerne auch noch dieses Stück ausprobieren«, sagte er. »Dein Vater hält sich länger am Leben, als wir gedacht haben, und hiermit ließe sich das Problem buchstäblich sauber lösen. Keine Hinweise an der Leiche, keine einzige Spur. Warum sollen wir warten, bis das N'kee endlich seine Arbeit getan hat?« Er grinste.

Shaddam schüttelte den Kopf, als hätte er plötzlich Bedenken. Er blickte sich um, erschauderte und bemühte sich um eine ernste Haltung. »Wir werden solange warten, wie es sein muss. Es war abgemacht, dass wir keine überstürzten Aktionen unternehmen.« Fenring hasste es, wenn der Kronprinz zu viel nachdachte.

»Hmmm-hm? Ich dachte, du wärst allmählich ungeduldig geworden. Er hat in letzter Zeit sehr unkluge Entscheidungen getroffen. Jeder Tag, den er länger am Leben bleibt, verringert das Corrino-Vermögen.« Seine großen Augen funkelten. »Je länger er sich in diesem Zustand befindet, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Geschichte ihn als bedauernswerten armen Herrscher zeichnet.«

»Ich kann nichts mehr für meinen Vater tun«, sagte Shaddam. »Ich fürchte mich vor dem, was geschehen könnte.«

Hasimir Fenring verbeugte sich. »Wie Ihr wünscht, mein Prinz.«

Sie gingen und ließen Greras Leiche liegen. Irgendjemand würde sie früher oder später hier finden. Es war nicht das erste Mal, dass Fenring so offensichtlich vorgegangen

war, aber die anderen Konkubinen waren zweifellos klug genug, ihn nicht zu belasten. Sie wussten, dass es eine Warnung war, und jetzt würden sie ohnehin die Situation ausnutzen und miteinander konkurrieren, wer die neue Lieblingskonkubine des alten Mannes wurde.

Wenn der Imperator irgendwann davon erfuhr, würde er sich vermutlich gar nicht mehr an Grera Carys Namen erinnern können.

45

Der Mensch ist nicht mehr als ein Stein, der in einen Teich geworfen wird. Und wenn der Mensch nicht mehr als ein Stein ist, dann können auch all seine Werke nicht mehr sein.

Zensunni-Sprichwort

Leto und Rhombur trainierten jeden Tag lange und hart im Atreides-Stil. Sie stürzten sich mit aller Begeisterung und Entschlossenheit, die sie aufbringen konnten, in die regelmäßigen Übungen. Der stämmige ixianische Prinz gewann seine Energie zurück, verlor etwas Gewicht und festigte seine Muskeln.

Die zwei jungen Männer waren ungefähr gleich stark und daher gute Trainingspartner. Da sie sich gegenseitig völlig vertrauten, konnten sie bis an ihre Grenzen gehen, weil sie wussten, dass es niemals wirklich gefährlich wurde.

Obwohl sie eifrig trainierten, hoffte der alte Herzog, dass mehr dabei herauskam, als den Prinzen im Exil nur zu einem fähigen Kämpfer zu machen. Er war außerdem daran interessiert, dass der Sohn seines Freundes glücklich war und sich zu Hause fühlte. Paulus konnte nur vage spekulieren, welche Schrecken Rhomburs Eltern in der Verbannung in den Weiten der Galaxis erleben mochten.

Thufir Hawat ließ die beiden rücksichtslos bis zur Selbstaufgabe kämpfen, um ihr Geschick zu stärken. Leto bemerkte bald erstaunliche Verbesserungen, sowohl an sich selbst als auch an seinem Freund Rhombur.

Der Erbe des wenigen, was noch vom Haus Vernius übrig war, folgte dem Rat des Meisters der Assassinen, sich nicht nur am Schwert, sondern auch an den Waffen der Kultur und Diplomatie zu üben, und begann sich für Musik zu in-

teressieren. Er probierte verschiedene Instrumente aus, bis er sich schließlich mit den beruhigenden, aber komplexen Klängen des neunsaitigen Balisets anfreundete. An eine Burgwand gelehnt zupfte er einfache Lieder und spielte nach dem Gehör Melodien, an die er sich aus seiner Kindheit erinnerte, oder komponierte eigene Tonfolgen.

Seine Schwester Kailea lauschte häufig seinem Spiel, wenn sie sich in Geschichte und Religion weiterbildete, dem traditionellen Lernstoff für junge adelige Frauen. Helena Atreides half ihr bei den Lektionen, nachdem Herzog Paulus darauf bestanden hatte. Kailea gab sich alle Mühe, während sie versuchte, sich mit ihrer neuen Situation als politische Gefangene in Burg Caladan abzufinden, obwohl sie niemals den Traum von einer besseren Zukunft aufgab.

Leto wusste, dass die Missbilligung seiner Mutter viel tiefer lag, als die ungetrübte Oberfläche ihres Gesichts in der Öffentlichkeit ahnen ließ. Helena war eine strenge Lehrerin, worauf Kailea sich um so mehr Mühe gab.

Eines späten Abends stieg Leto zum Turmzimmer hinauf, nachdem sich seine Eltern bereits zur Nachtruhe zurückgezogen hatten. Er wollte seinen Vater fragen, ob sie auf einem der Atreides-Schoner zu einem Tagesausflug entlang der Küste mitfahren durften. Doch als er sich der Holztür des herzoglichen Schlafgemachs näherte, hörte er, dass Paulus und Helena in eine angeregte Diskussion verwickelt waren.

»Was hast du unternommen, um ein neues Heim für die beiden zu finden?« An der Art, wie seine Mutter die Worte aussprach, erkannte Leto sofort, wen sie meinte. »Irgendein Kleines Haus auf einer Randwelt würde sie doch bestimmt aufnehmen, wenn du eine angemessene Summe zahlst.«

»Ich habe nicht vor, diese Kinder fortzuschicken, und das weißt du ganz genau. Sie sind unsere Gäste. Hier sind sie in Sicherheit vor den verabscheuungswürdigen Tleilaxu.« Seine Stimme senkte sich zu einem tiefen Grollen. »Ich verstehe nur nicht, warum Elrood seine Sardaukar noch nicht geschickt hat, um die Höhlen von Ix von diesem Ungeziefer zu säubern.«

Sofort kam Lady Helenas brüske Erwiderung. »Trotz ihrer unangenehmen Eigenschaften werden die Tleilaxu zweifellos dafür sorgen, dass die Fabriken von Ix wieder im Sinne der Gesetze arbeiten, die nach Butlers Djihad aufgestellt wurden.«

Paulus schnaufte verzweifelt, aber Leto wusste, dass seine Mutter es völlig ernst meinte, was ihn um so mehr erschreckte. Ihre Stimme wurde noch inbrünstiger, als sie versuchte, ihren Ehemann zu überzeugen.

»Siehst du denn nicht, dass möglicherweise ein tieferer Sinn hinter all diesen Ereignissen steht? Du hättest Leto niemals nach Ix schicken dürfen – er ist bereits durch ihre Lebensart verdorben worden, durch ihren Hochmut und ihre Ignoranz gegenüber den Gesetzen Gottes. Aber nun musste Leto wegen der Revolte zurückkehren. Mach also nicht noch einmal denselben Fehler.«

»Fehler? Ich bin sehr zufrieden mit dem, was unser Junge gelernt hat. Er wird eines Tages ein guter Herzog sein.« Leto hörte das Poltern eines in die Ecke geschleuderten Stiefels. »Hör auf, dir Sorgen zu machen. Tun dir Rhombur und Kailea denn kein bisschen Leid?«

Unbeirrt erwiderte sie: »Das Volk von Ix hat in seinem Hochmut das Gesetz gebrochen, und es hat dafür bezahlt. Sollte es mir deshalb Leid tun? Ich glaube nicht.«

Paulus schlug mit der Hand gegen irgendein Möbelstück, dann hörte Leto, wie Holz über Stein scharrte, ein Stuhl, der zur Seite geschoben wurde. »Soll ich etwa glauben, dass *du* gut genug mit den Vorgängen auf Ix vertraut bist, um ein solches Urteil fällen zu können? Oder bist du längst zu einer Schlussfolgerung gelangt, die sich auf das gründet, was du hören *willst*, ohne dich durch den völligen Mangel an Beweisen irritieren zu lassen?« Er lachte, und nun wurde sein Tonfall etwas sanfter. »Außerdem scheinst du recht gut mit der jungen Kailea zurechtzukommen. Sie mag dich. Wie kannst du zu mir solche Dinge über sie sagen und ihr dann ein freundliches Gesicht zeigen?«

Helena ließ nicht locker. »Die Kinder können nichts da-

für, Paulus. Sie sind nicht gefragt worden, ob sie dort geboren werden wollten, ob sie dort aufwachsen wollten, wo sie niemals die wahre Lehre hören würden. Glaubst du, dass sie jemals die Orange-Katholische Bibel in der Hand gehalten haben? Es ist nicht ihre Schuld. Sie sind, was sie sind, und dafür kann ich sie nicht hassen.«

»Warum willst du dann...?«

Sie antwortete mit solcher Vehemenz, dass Leto unwillkürlich einen Schritt von der Tür zurückwich. »*Du* warst es, der hier die Entscheidung getroffen hat, Paulus! Und es war eine falsche Entscheidung. Das wird dich und dein Haus teuer zu stehen kommen!«

Paulus schnaufte verächtlich. »Ich konnte mich nicht anders entscheiden, Helena. Bei meiner Ehre und meinem Wort – ich hatte keine Wahl.«

»Trotzdem war es deine Entscheidung, trotz meiner Warnungen und trotz meiner guten Ratschläge. Es war einzig und allein deine Entscheidung, Paulus Atreides.« Ihre Stimme klang beängstigend kalt. »Du allein hast die Konsequenzen zu verantworten. Es wird deine Verdammnis sein!«

»Ach, beruhige dich endlich und leg dich schlafen, Helena.«

Verstört zog sich Leto zurück, nachdem er seine Frage vergessen hatte, ohne abzuwarten, wie lange es dauerte, bis sie das Licht löschten.

* * *

Am nächsten Tag, einem ruhigen und sonnigen Morgen, stand Leto neben Rhombur vor einem offenen Fenster, während sie gemeinsam die Kais am Fuß der Klippen bewunderten. Der Ozean breitete sich vor ihnen wie eine blaugrüne Prärie bis zum Horizont aus. »Ein wunderbarer Tag«, sagte Leto, der erkannt hatte, dass sein Freund vermutlich von all dem vielen Wetter erschöpft war und sich nach der verlorenen Untergrundstadt Vernii zurücksehnte. »Jetzt ist es an mir, dir Caladan zu zeigen.«

Zusammen stiegen sie den schmalen Pfad entlang der Klippe hinunter, hielten sich an Geländern fest und beschritten verwitterte Stufen, wichen schlüpfrigem Moos und den weißen Ablagerungen der salzigen Gischt aus.

Am Kai lagen mehrere Schiffe des Herzogs, und Leto entschied sich für seine Lieblingsyacht, ein weißes Motorboot von etwa fünfzehn Metern Länge. Unter dem weiten, hellen Rumpf verbargen sich eine geräumige Kabine im Bug und Schlafkojen am Heck, die man über eine Wendeltreppe erreichte. Das Mittschiff war in zwei Decks unterteilt, unter denen die Frachträume lagen – eine günstige Aufteilung für Fischzüge oder Kreuzfahrten. Am Ufer lagerten zusätzliche Module, mit denen die Funktionen des Schiffs verändert werden konnten: um die Kabine zu erweitern oder die Frachträume in weitere Wohn- oder Schlafbereiche zu verwandeln.

Diener brachten ihre Mittagsmahlzeit an Bord, während drei Seemänner alle Systeme überprüften, um das Schiff für eine Tagesreise klarzumachen. Rhombur beobachtete mit einer Mischung aus Neugier und Ängstlichkeit, wie Leto diese Leute als Freunde behandelte, während sie die Ausrüstung einluden. »Geht es dem Bein Ihrer Frau wieder besser, Jerrik? Haben Sie das Dach Ihres Räucherschuppens flicken können, Dom?«

Schließlich klopfte Leto dem ixianischen Prinzen auf die Schulter. »Denk an deine Mineraliensammlung! Wir zwei werden nach Korallenjuwelen tauchen.«

Diese kostbaren Steine, die sich im Labyrinth der Korallenriffe fanden, waren beliebte, aber auch gefährliche caladanische Sammlerstücke. Es hieß, dass Korallenjuwelen winzige Lebewesen enthielten, die für das tanzende Feuer verantwortlich waren. Wegen der Kosten und Risiken, die mit der fachgerechten Aufbewahrung verbunden waren, wurden die Steine kaum zu anderen Welten exportiert, zumal es mit den Soosteinen von Buzzell eine deutlich praktischere Alternative gab. Trotzdem waren die caladanischen Korallenjuwelen wunderschön.

Leto hatte sich gedacht, er könnte Kailea ein Exemplar schenken. Das Haus Atreides war vermögend genug, um Rhomburs Schwester mit viel größeren Schätzen überhäufen zu können, wenn ihm daran gelegen wäre, aber ein solches Geschenk bedeutete ihr vielleicht viel mehr, wenn er es persönlich beschafft hatte.

Nachdem alle Vorbereitungen abgeschlossen waren, bestiegen er und Rhombur die Yacht. Die Flagge der Atreides flatterte am Heck im Wind. Als die Helfer die Leinen losmachten, rief ein Seemann: »Sie können allein damit umgehen, Mylord?«

Leto lachte und winkte ab. »Jerrik, Sie wissen doch, dass ich mich seit Jahren mit diesen Booten auskenne. Das Meer ist ruhig, und wir haben eine Kom-Einheit an Bord. Aber es ist nett, dass Sie sich Sorgen machen. Keine Angst, wir fahren nicht weit hinaus, nur bis zu den Riffen.«

Rhombur irrte auf dem Deck umher und versuchte zu helfen. Er tat alles, was Leto ihm sagte. Er war noch nie zuvor mit einem Wasserfahrzeug unterwegs gewesen. Sie steuerten von den Klippen weg, dann verließen sie den geschützten Hafen und gelangten aufs offene Meer. Das Sonnenlicht funkelte auf der gekräuselten Wasseroberfläche.

Der Prinz von Ix stand am Bug, während Leto die Steuerung bediente. Rhombur nahm lächelnd die Erfahrung von Wasser, Wind und Sonne mit allen Sinnen auf. Er atmete tief durch. »Ich fühle mich hier draußen so allein und frei.«

Als er ins Wasser schaute, sah Rhombur Flächen aus lederblättrigem Seetang und runde, kürbisartige Früchte, die den Pflanzen als Schwimmkörper dienten. »Paradan-Melonen«, sagte Leto. »Wenn du eine möchtest, greif einfach über die Bordwand und pflück dir eine. Wenn du noch nie eine frisch aus dem Meer geerntete Paradan hattest, steht dir ein außergewöhnliches Geschmackserlebnis bevor. Ich finde sie allerdings etwas zu salzig.«

Auf der Steuerbordseite schwamm in einiger Entfernung eine Herde Murmonen vorbei, die wie pelzige Baumstämme aussahen. Es waren große, aber harmlose Geschöpfe, die

sich von den Meeresströmungen treiben ließen und sich in tiefen, singenden Tönen unterhielten.

Leto fuhr etwa eine Stunde lang mit der Yacht weiter, während er Satellitenkarten zu Rate zog und Kurs auf eine Ansammlung von Riffen nahm. Er reichte Rhombur ein Fernglas und zeigte auf eine Stelle mit aufgewühlter Gischt. Vereinzelte schwarze Felsen ragten wie die Rückenwirbel eines Leviathans knapp über die Wellen hinaus.

»Da ist das Riff«, sagte Leto. »Wir werden im Abstand von etwa einem halben Kilometer vor Anker gehen, damit der Rumpf nicht beschädigt wird. Dann können wir tauchen.« Er öffnete eine Klappe und holte einen Sack und zwei spachtelförmige Messer aus dem Fach. »Die Korallenjuwelen wachsen nicht sehr tief. Wir können ohne Geräte tauchen.« Er schlug Rhombur auf den Rücken. »Es wird allmählich Zeit, dass du dir deinen Unterhalt verdienst.«

»Ich mache mich bereits verdient, wenn ich versuche... äh... dich vor Schwierigkeiten zu bewahren«, konterte Rhombur.

Nachdem die Yacht Anker geworfen hatte, trat Leto mit einem Scanner an die Reling, um sich ein Bild von der Lage des Riffs zu machen. »Schau dir das an«, sagte er und zeigte seinem Freund den Bildschirm. »Siehst du die Spalten und kleinen Höhlen? Dort findest du die Korallenjuwelen.«

Rhombur betrachtete die Darstellung und nickte.

»Jeder Stein ist von einer Hülle umgeben, wie ein organisch gewachsener Schorf. Sieht überhaupt nicht beeindruckend aus, bevor man sie aufbricht und die wunderschönste Perle der ganzen Schöpfung zum Vorschein kommt, wie geschmolzener und erstarrter Sternenregen. Sie müssen ständig feucht gehalten werden, weil sie an der trockenen Luft sofort oxidieren und extrem pyrophore Eigenschaften entwickeln.«

»Oh«, sagte Rhombur nur, der nicht sicher war, was dieses Wort bedeutete. Aber er war zu stolz, um nachzufragen. Unbeholfen legte er seinen Gurt an, in dem das Messer und

eine kleine Wasserlampe steckte, mit der sie auch die dunkleren Höhlen erkunden konnten.

»Ich werde dir alles zeigen, wenn wir unten sind«, sagte Leto. »Wie lange kannst du die Luft anhalten?«

»Natürlich genauso lange wie du«, sagte der Prinz von Ix.

Leto zog sich Hemd und Hose aus, während Rhombur ihm hastig nacheiferte. Gleichzeitig sprangen die beiden jungen Männer über Bord. Leto tauchte mit kräftigen Zügen immer tiefer ins warme Wasser, bis er spürte, wie sich der Druck um seinen Schädel legte.

Das große Riff war eine zerklüftete Landschaft, die ständig unter Wasser lag. Große Korallenfächer bewegten sich in der sanften Strömung, während die winzigen Mundöffnungen an den Rändern nach Plankton schnappten. Prächtige bunte Fische schossen zwischen den Löchern in den Korallenstöcken hin und her.

Rhombur griff nach Letos Arm und zeigte auf einen langen roten Aal, der vorbeischwamm, angetrieben von einer gefiederten Schwanzflosse, die in allen Regenbogenfarben schillerte. Der Ixianer wirkte einfach nur komisch, wie er mit aufgeblasenen Wangen die Luft anzuhalten versuchte.

Leto hielt sich an den rauen Korallen fest und zog sich daran weiter, um den Strahl seiner Wasserlampe in Ritzen und Löcher zu richten. Als seine Lungen bereits schmerzten, fand er endlich einen farblosen Klumpen und gab Rhombur ein Zeichen, der zu ihm geschwommen kam. Doch als Leto das Messer zog, um das Korallenjuwel herauszubrechen, wedelte Rhombur plötzlich mit den Armen und arbeitete sich nach oben, so schnell er konnte, weil sein Luftvorrat aufgebraucht war.

Leto blieb unter Wasser, obwohl seine Lungen kurz vor dem Platzen zu stehen schienen. Endlich hatte er die Knolle gelöst, die vermutlich einen Stein von mittlerer Größe enthielt. Damit schwamm er nach oben und durchbrach mit letzter Kraft die Wasseroberfläche. Rhombur hatte sich keuchend an den Rumpf der Yacht geklammert.

»Ich habe eins«, rief Leto. »Schau mal!« Er hielt die

Knolle unter Wasser und schlug mit dem Griff des Messers dagegen, bis die äußere Hülle aufbrach. Zum Vorschein kam ein Stein von nahezu perfekter Eiform, der im eigenen Perlmuttlicht schimmerte. Winzige Fünkchen trieben darin herum, wie eine glühende Sandschmelze, die in Epoxidharz eingeschlossen war.

»Erstaunlich«, sagte Rhombur.

Leto stieg tropfnass aus dem Wasser auf das Mittschiffsdeck neben dem Rettungsboot. Er schwang einen Eimer über die Reling und füllte ihn mit Meerwasser, um das Korallenjuwel hineinzuwerfen, bevor es in seiner Hand austrocknen konnte. »Jetzt musst du dir eine eigene Trophäe holen.«

Der Prinz, dem das blonde Haar am Kopf klebte, nickte, holte ein paarmal tief Luft und tauchte wieder unter. Leto schwamm ihm nach.

Innerhalb einer Stunde hatten die beiden einen halben Eimer voller wunderschöner Meeresjuwelen gesammelt. »Netter Fang«, sagte Leto und hockte sich neben Rhombur, der fasziniert die Hände in den Eimer tauchte. »Sie gefallen dir?«

Rhombur grunzte. Seine Augen strahlten vor kindlichem Entzücken.

»Jetzt habe ich mächtigen Hunger«, sagte Leto. »Ich werde unser Mittagessen fertig machen.«

»Mir knurrt auch schon der Magen«, entgegnete Rhombur. »Äh... soll ich dir helfen?«

Leto richtete sich auf und reckte arrogant die Adlernase in die Luft. »Mylord, ich bin der Erbe des hiesigen Herzogs und habe als solcher eine in langjähriger Erfahrung erworbene Kompetenz in der Zubereitung simpler Fertignahrung vorzuweisen.« Er schritt würdevoll zur Kombüse, während Rhombur weiter in den feuchten Korallensteinen wühlte, wie ein Kind, das mit Murmeln spielt.

Manche waren von vollkommener Kugelgestalt, andere mehr oder weniger stark verformt und vernarbt. Rhombur fragte sich, warum einige in einem blendenden inneren

Licht erstrahlten, während andere vergleichsweise glanzlos und matt waren. Er legte die drei größten Steine auf das Deck und beobachtete, wie das Sonnenlicht darauf spielte – nur ein blasser Schein im Vergleich zum strahlenden inneren Licht. Jedes Stück leuchtete in anderen Farben. Er fragte sich, was Leto mit den Kostbarkeiten anstellen wollte.

Er vermisste seine Sammlung von ixianischen Edelsteinen und Kristallen. Er war durch viele Höhlen und Gänge und Schächte gestreift, um sie zu finden. Auf diese Weise hatte er viel über Geologie gelernt – und dann hatten die Tleilaxu ihn und seine Familie einfach von ihrer Heimatwelt vertrieben. Er hatte alles zurücklassen müssen, was er besaß. Obwohl er es mit keinem Wort erwähnt hatte, wollte Rhombur seiner Mutter ein großartiges Geschenk machen, wenn er sie jemals wiedersah.

Leto streckte den Kopf aus der Kombüse. »Das Essen ist fertig. Komm, bevor ich die Reste an die Fische verfüttere.«

Rhombur kam und setzte sich an den kleinen Tisch, während Leto zwei Schüsseln mit dampfender caladanischer Austernsuppe servierte, die mit jungem Wein aus den Gärten des Hauses Atreides verfeinert war. »Das Rezept ist von meiner Großmutter. Es ist eins meiner Lieblingsgerichte.«

»Ja, nicht schlecht. Auch wenn *du* es zubereitet hast.« Rhombur kostete schlürfend vom Löffel und leckte sich die Lippen. »Es ist... äh... gut, dass meine Schwester nicht mitgekommen ist«, sagte er und hielt sich zurück, um nicht laut loszuprusten. »Sie hätte vermutlich darauf bestanden, in gediegener Kleidung zu erscheinen, und du weißt, dass sie niemals mit uns schwimmen gegangen wäre.«

»Klar«, sagte Leto ohne große Überzeugung. »Du hast Recht.« Es war ziemlich offensichtlich, wie er und Kailea miteinander flirteten, obwohl Rhombur bewusst war, dass eine Romanze zwischen den beiden in politischer Hinsicht unklug, wenn nicht sogar gefährlich wäre.

Nicht weit entfernt von ihnen bestrahlte die Sonne das Mittschiffsdeck, erwärmte die Holzplanken, trocknete das

verspritzte Wasser auf – und setzte die empfindlichen Korallenjuwelen der sauerstoffreichen Luft aus. Sofort begann bei den drei größten Steinen die Oxidation, worauf sie in einer einzigen grellen Stichflamme vergingen. Sie verschmolzen zu einer Miniaturnova, die heiß genug war, um sich durch die Metallhülle eines Raumschiffs zu brennen.

Leto sprang auf, wobei er seine Suppenschüssel umwarf. Durch die breiten Plazfenster konnte er die hohen orangeblauen Flammen sehen, die das Deck und das Rettungsboot in Brand setzten. Ein Korallenjuwel zersprang und schleuderte die glühenden Fragmente in alle Richtungen davon, wodurch neue Brandherde entstanden.

In wenigen Sekunden hatten sich die anderen beiden Juwelen durch das Deck gebrannt und fielen in den darunter liegenden Frachtraum. Das eine Juwel schmolz sich durch die Wandung eines Containers mit Reservetreibstoff, der sich in einer heftigen Explosion entzündete, während das andere den Schiffsrumpf durchdrang und im nächsten Moment vom kühlenden Wasser gelöscht wurde. Obwohl der Rumpf mit einer feuerfesten Chemikalie behandelt worden war, konnte das Material einer solchen Hitze nicht widerstehen.

Leto und Rhombur stürzten aus der Kombüse und schrien sich gegenseitig an, obwohl keiner von beiden wusste, was sie tun sollten. »Das Feuer! Wir müssen das Feuer löschen!«

»Es sind Korallenjuwelen!« Leto blickte sich nach etwas um, das er gegen das Feuer einsetzen konnte. »Sie brennen mit großer Hitze und lassen sich nicht ohne weiteres löschen.« Flammen liefen über die Aufbauten, und die Yacht wurde von einer Explosion unter Deck erschüttert. Das Rettungsboot am Davit war verloren und völlig von Flammen eingehüllt.

»Wir könnten sinken«, sagte Leto, »und wir sind viel zu weit von der Küste entfernt.« Er schnappte sich einen chemischen Feuerlöscher, mit dem er die Brandherde besprühte.

Dann holten sie Schläuche und Pumpen aus einem Fach im Bugbereich und überschwemmten das Schiff mit Meerwasser, aber der Frachtraum war bereits überflutet. Rußiger schwarzer Rauch quoll durch Ritzen im Oberdeck. Ein piependes Warnsignal zeigte an, dass der Rumpf leckgeschlagen war.

»Wir werden sinken!«, schrie Rhombur, als er die Anzeigen der Instrumente ablas. Er musste im beißenden Rauch husten.

Leto warf seinem Freund eine Schwimmweste zu, während er sich selbst eine um die Hüften schnallte. »Geh an den Kom-Sender. Gib einen Notruf mit unserer Position durch. Weißt du, wie man damit umgeht?«

Rhombur nickte, während Leto einen zweiten Feuerlöscher holte. Doch auch damit erreichte er nicht viel. Bald würden er und Rhombur sich nur noch an die schwimmenden Trümmer des Schiffs klammern können. Sie mussten möglichst schnell das Land erreichen und einen Ort finden, wo sie auf Hilfe warten konnten.

Er erinnerte sich, was sein Vater ihn gelehrt hatte: »Wenn du dich in einer scheinbar ausweglosen Situation befindest, kümmere dich zuerst um die lösbaren Probleme. Wenn du alle anderen Möglichkeiten ausgeschlossen hast, kannst du dich um die schwierigeren Aspekte kümmern.«

Er hörte, wie Rhombur in die Kom-Einheit brüllte und laufend den Notruf wiederholte. Leto beschloss, das Feuer zu ignorieren. Die Yacht sank immer tiefer, und bald hatten sie keinen festen Boden mehr unter den Füßen. Er blickte nach Backbord und sah, wie die Wellen sich schäumend auf dem Riff brachen. Im nächsten Moment stürzte er in die Kabine.

Er startete den Motor des Schiffs, bevor das Feuer die Maschinen im Heck erreichen konnte, benutzte den Notschalter, der die Ankerleine kappte, und steuerte auf das Riff zu. Die Yacht schoss wie ein flammender Komet über das Wasser.

»Was tust du da?«, rief Rhombur. »Wohin fährst du?«

»Zum Riff!«, schrie er zurück. »Ich will versuchen, das Boot auf Grund zu setzen, damit wir nicht sinken. Dann können wir versuchen, das Feuer zu löschen.«

»Du willst das Riff rammen? Das ist Wahnsinn!«

»Willst du lieber hier draußen untergehen? Das Boot ist so oder so verloren.« Wie zur Bestätigung seines Arguments explodierte unter Deck ein weiterer Treibstoffcontainer und ließ den Boden erzittern.

Rhombur hielt sich an der stabilen Kombüseneinrichtung fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. »Wie du meinst.«

»Hast du eine Bestätigung unseres Notrufs empfangen?«

»Nein. Ich... äh... hoffe aber, dass man uns gehört hat.«

Leto sagte ihm, dass er es weiter versuchen sollte, was er auch tat, doch er erhielt immer noch keine Antwort.

Die ersten Wellen schwappten über das Oberdeck. Schwarzer Rauch stieg zum Himmel empor. Das Feuer leckte bereits an den Maschinen. Das Schiff ging immer tiefer und bewegte sich nur noch widerstrebend von der Stelle, während es immer mehr Wasser aufnahm. Leto holte alles aus dem Motor heraus und hielt weiterhin Kurs auf die Felsen. Er wusste nicht, ob sie das Wettrennen für sich entscheiden konnten. Wenn es ihm nur gelang, die Yacht aufs Riff zu setzen, konnten er und Rhombur in der Nähe des Wracks bleiben. Er wusste nicht, wie lange es dauerte, bis Rettung kam.

Wellen mit weißen Schaumkronen erhoben sich vor dem Bug wie bösartige Dämonen, die ihnen den Weg versperren wollten. Aber Leto blieb auf Kurs und voller Kraft voraus. »Halt dich fest!«

Im letztem Moment versagte der Motor, als er den Flammen zum Opfer fiel. Die Yacht besaß noch genügend Fahrt, um ein Stück weiter zu treiben, bis sie gegen das zerklüftete Riff krachte. Durch den Aufprall wurden sowohl Leto als auch Rhombur von den Beinen gerissen. Rhombur schlug mit dem Kopf auf und erhob sich benommen und blinzelnd. Blut lief ihm über die Stirn, an fast der gleichen Stelle, die er sich während der Flucht von Ix verletzt hatte.

»Nichts wie weg! Spring über Bord!«, schrie Leto. Er packte den Arm seines Freundes und zerrte ihn aus der Kabine. Dann griff er sich Schläuche und eine tragbare Pumpe, um sie ins schäumende Meer zu werfen. »Tauch dieses Ende des Schlauches tief ins Wasser! Und pass auf, dass du dich nicht am Riff verletzt!«

Rhombur kletterte über die Reling, und Leto folgte ihm, darauf bedacht, in den Gezeitenbecken und der rauen Brandung nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Das Schiff war festgekeilt, so dass vorläufig keine Gefahr des Ertrinkens bestand.

Die Pumpen sprangen an, und Meerwasser schoss aus zwei Schläuchen. Ein dichter Regen hüllte die Flammen ein. Rhombur wischte sich das Blut aus den Augen und achtete dann wieder darauf, wo sein Wasserstrahl landete. Sie überschütteten die Yacht mit endlosen Wassermengen, bis endlich allmählich das Feuer zurückwich.

Rhombur wirkte wie ein klitschnasses Häufchen Elend, während Leto seltsamerweise in bester Laune schien. »Kopf hoch, Rhombur. Denk daran, wie wir auf Ix vor einer Revolution geflohen sind, die fast den gesamten Planeten verwüstet hat. Dagegen ist dieses kleine Missgeschick kaum mehr als ein Kinderspiel, meinst du nicht auch?«

»Äh... richtig«, sagte sein Freund niedergeschlagen. »So viel Spaß hatte ich seit Ewigkeiten nicht mehr.«

Sie saßen bis zu den Hüften im aufgewühlten Wasser und hielten die Schläuche weiter auf das Feuer gerichtet. Immer noch stieg dichter Rauch in den klaren Himmel Caladans, wie von einem Signalfeuer.

Bald hörten sie ein fernes, aber lauter werdendes Röhren starker Motoren, und wenige Augenblicke später kam ein schnelles Tragflügelboot in Sicht, ein Schiff mit doppeltem Rumpf, das auf dem Meer eine beträchtliche Geschwindigkeit erreichen konnte. Langsam trieb es an die Felsen heran. Auf dem Vorderdeck stand Thufir Hawat, sah Leto an und schüttelte tadelnd den Kopf.

46

Zu den Notwendigkeiten der Herrschaft gehört die Bestrafung... aber nur, wenn das Opfer danach verlangt.

Prinz Raphael Corrino,
Diskurse über die Regierung
eines Galaktischen Imperiums, 12. Auflage

Mit aufgelöstem schokoladenbraunem Haar und zerrissener Kleidung, die der Wüste völlig unangemessen war, hetzte die Frau über den Sand.

Janess Milam blickte über die Schulter zurück und blinzelte die in der Sonne fast getrockneten Tränen fort. Sie sah den Schatten der Suspensorplattform, auf der Baron Harkonnen und sein Neffe Rabban standen, und rannte schneller. Ihre Füße gruben sich tief in den feinen Sand, wodurch sie aus dem Gleichgewicht zu geraten drohte. Sie taumelte auf die offene Einöde zu, wo es heißer, trockener und tödlicher war.

Im Windschatten einer nahen Düne pochte der Klopfer – pulsierend... rufend.

Sie suchte verzweifelt nach einer felsigen Zuflucht, nach kühlen Höhlen oder nur dem Schatten eines großen Steins. Wenigstens wollte sie nicht hier im Freien sterben, damit sie nicht über sie lachen konnten. Aber die Harkonnens hatten sie in einem weiten Dünenmeer ausgesetzt. Janess stolperte und schmeckte Staub.

Von ihrem sicheren Platz auf der Suspensorplattform beobachteten der Baron und sein Neffe ihren Kampf, die jämmerliche Flucht einer winzigen menschlichen Gestalt im Sand. Die Beobachter trugen ihre Destillanzüge wie Kostüme, ohne die Gesichtsmasken angelegt zu haben.

Sie waren erst vor wenigen Wochen von Giedi Primus

nach Arrakis zurückgekehrt, und Janess war tags zuvor mit dem Gefangenentransport eingetroffen. Zuerst hatte der Baron daran gedacht, die Verräterin in Barony zu exekutieren, aber Rabban hatte darauf bestanden, dass sie vor seinen Augen im glühenden Sand litt, als Strafe, dass sie Duncan Idaho zur Flucht verholfen hatte.

»Da unten wirkt sie plötzlich so bedeutungslos, nicht wahr?«, bemerkte der Baron ohne wirkliches Interesse. Manchmal kam sein Neffe auf ungewöhnliche Ideen, obwohl ihm meistens die Entschlossenheit fehlte, sie zu Ende zu führen. »So ist es viel aufregender als eine simple Hinrichtung. Und die Würmer haben auch etwas davon.«

Aus Rabbans dickem Hals drang ein tiefer, kehliger Laut, der verblüffend an das Knurren eines Tieres erinnerte. »Es dürfte nicht mehr lange dauern. Wenn ein Klopfer aufgestellt wird, kommt immer ein Wurm. *Immer.*«

Der Baron stand kerzengerade auf der Plattform und spürte die heiße Sonne, die ihm den Schweiß aus den Poren trieb. Sein Körper schmerzte, ein Zustand, den er seit einigen Monaten fast ständig erlebte. Er neigte die Suspensorplattform ein wenig nach vorn, damit sie ihr Opfer besser im Blickfeld hatten. »Dieser Junge ist jetzt ein Atreides geworden, wie ich hörte«, sagte er nachdenklich. »Er kümmert sich um die salusanischen Stiere des Herzogs.«

»Er ist tot, wenn ich ihn jemals wiedersehe.« Rabban wischte sich salzigen Schweiß von der sonnenverbrannten Stirn. »Genauso wie jeder andere Atreides, den ich allein erwische.«

»Du bist wie ein Ochse, Rabban.« Der Baron griff nach der kräftigen Schulter seines Neffen. »Aber du solltest keine Energie auf irrelevante Dinge verschwenden. Das Haus Atreides ist unser wahrer Feind – nicht irgendein Stalljunge. *Stalljunge*... hmm...«

Unten rutschte Janess mit dem Gesicht voran den Abhang einer Düne hinunter und kam wieder auf die Beine. Der Baron lachte mit seinem tiefen Bass. »Sie wird es niemals schaffen, sich rechtzeitig weit genug vom Klopfer zu

entfernen.« Das dumpfe Pochen vibrierte durch den Boden und klang wie eine ferne Totentrommel.

»Hier draußen ist es viel zu heiß«, murrte Rabban. »Hättest du nicht wenigstens ein Dach auf der Plattform anbringen können?« Er zog den Wasserschlauch des Destillanzugs zum Mund und nahm einen Schluck vom warmen Wasser, das seinen Durst nicht recht stillen konnte.

»Ich schwitze gerne. Das ist gut für die Gesundheit. Es reinigt den Körper von Giftstoffen.«

Rabban wurde immer nervöser. Als er genug davon hatte, das Gestolper der Frau zu verfolgen, blickte er über die ausgeglühte Landschaft und suchte nach Anzeichen für einen sich nähernden Giganten. »Ach ja – was ist eigentlich aus diesem Planetologen geworden, den der Imperator uns auf den Hals geschickt hat? Ich habe ihn einmal zur Wurmjagd mitgenommen.«

»Kynes? Wer weiß?« Der Baron schnaufte. »Er treibt sich ständig in der Wüste herum, und wenn es ihm beliebt, kommt er nach Carthag, um seine Berichte abzuliefern und anschließend wieder zu verschwinden. Ich habe schon seit einiger Zeit nichts mehr von ihm gehört.«

»Was ist, wenn ihm etwas zustößt? Könnten wir Schwierigkeiten bekommen, weil wir nicht besser auf ihn aufgepasst haben?«

»Das bezweifle ich. Elroods Geist ist nicht mehr das, was er einmal war.« Der Baron lachte mit einem verächtlichen Schnauben. »Obwohl es zu seinen besten Zeiten auch nicht viel besser darum bestellt war.«

Die dunkelhaarige Frau, die jetzt völlig mit Staub bedeckt war, kämpfte sich weiter durch die Dünen. Sie wirbelte Sand auf, fiel hin und rappelte sich wieder auf. Sie wollte einfach nicht aufgeben.

»Das ist langweilig«, sagte Rabban. »Es hat überhaupt keinen Reiz, hier zu stehen und zuzuschauen.«

»Manche Strafen sind zu einfach«, stellte der Baron fest, »weil sie nichts an den Tatsachen ändern. Wir können diese Frau auslöschen, aber nicht den dunklen Fleck, den sie auf

der Ehre des Hauses Harkonnen hinterlassen hat... mithilfe des Hauses Atreides.«

»Dann sollten wir die Strafe erweitern«, sagte Rabban und verzog die dicken Lippen zu einem breiten Grinsen, »und die Atreides einschließen.«

Der Baron spürte die Gluthitze auf dem nackten Gesicht und horchte auf das Pochen in der Wüste. Als er lächelte, drohten die Mundwinkel seine Wangen zu zerreißen. »Vielleicht werden wir es tun.«

»Was, Onkel?«

»Vielleicht ist es an der Zeit, dass der alte Herzog von uns geht. Ein Splitter weniger in unserem Auge.«

Rabban genoss die Vorfreude auf diesen Tag.

Mit einer Ruhe, die seinen Neffen nervös machen sollte, justierte der Baron die Öl-Linsen seines Fernglases und suchte die Sandfläche auf verschiedenen Vergrößerungsstufen ab. Er hoffte, dass er als Erster das Wurmzeichen bemerkte, statt sich auf die Ornithopter seiner Sicherheitstruppen verlassen zu müssen. Schließlich entdeckte er eine Störung der Wüstenruhe. Er spürte, wie sich sein Pulsschlag dem Rhythmus des Klopfers anpasste: *Wumm... wumm... wumm...*

Sichelförmige Dünen sandten schattige Wellen vom Horizont aus, die sich zu einem länglichen Bewegungsmuster erweiterten, zu einer Sandwoge, als würde ein riesiger Fisch knapp unter der Oberfläche schwimmen. In der stillen, heißen Luft hörte der Baron das scharrende Geräusch des dahingleitenden Ungetüms. Aufgeregt griff er nach Rabbans Ellbogen und zeigte ihm die Richtung.

Die Kom-Einheit an Rabbans Ohr zirpte, und eine verzerrte Stimme sprach so laut, dass sogar der Baron jedes einzelne Wort verstand. Rabban schlug gegen das Gerät. »Ja, wir wissen Bescheid! Wir sehen ihn.«

Der Baron setzte seinen Gedankengang fort, während sich der Wurm wie eine unterirdische Lokomotive näherte. »Ich habe den Kontakt zu... verschiedenen *Individuen* auf Caladan gehalten, weißt du. Der alte Herzog ist ein Ge-

wohnheitsmensch. Und Gewohnheiten können sehr gefährlich sein.« Er lächelte, die Lippen zusammengepresst, die Augen im grellen Licht blinzelnd. »Wir haben längst unsere Agenten eingeschleust, und ich habe einen Plan.«

Draußen in den Dünen wirbelte Janess herum und rannte in blinder Panik weiter. Sie hatte den Wurm bemerkt.

Die Sandwelle erreichte den Klopfer, der im Windschatten einer buckligen Düne aufgestellt war. Wie eine Flutwelle, die einen ganzen Hafen verschluckte, brach das gigantische, mit kristallenen Zähnen besetzte Maul hervor, um den Klopfer zu verschlingen.

»Beweg die Plattform«, drängte der Baron. »Folge ihr!« Rabban betätigte die Suspensorkontrollen und ließ sie über die Wüste schweben, bis sie einen besseren Blick auf die Geschehnisse hatten.

Der Wurm änderte die Richtung, als er die Vibrationen spürte, die durch die Schritte der Frau ausgelöst wurden. Wieder wölbte sich der Sand auf, als das Ungetüm untertauchte und sich wie ein Hai seinem neuen Opfer näherte.

Janess brach auf dem Grat einer Düne zusammen. Zitternd zog sie die Knie bis ans Kinn und versuchte, keinen Laut von sich zu geben, durch den der große Wurm angelockt werden könnte. In ihrer unmittelbaren Umgebung geriet der Sand ins Rutschen. Sie erstarrte und hielt den Atem an.

Das Monster wartete ab. Janess kauerte in Todesangst am Boden und betete stumm.

Rabban manövrierte die Suspensorplattform genau über die Frau. Janess blickte zu den Harkonnens auf, die Augen wie Dolche, ein in die Enge getriebenes Tier, das sich nicht von der Stelle zu rühren wagte.

Baron Harkonnen griff nach einer leeren Flasche mit Gewürzlikör, die sie geleert hatten, während sie in der Hitze auf die Exekution gewartet hatten. Grinsend hob er die braune Glasflasche, als wollte er ihr zuprosten.

Unter dem Boden lauerte der Sandwurm auf das winzigste Anzeichen einer Bewegung.

Dann ließ der Baron die Flasche fallen. Sie überschlug sich in der Luft und reflektierte blitzend das Sonnenlicht. Nur wenige Meter von Janess entfernt landete sie mit einem dumpfen Aufprall im Sand.

Der Wurm setzte sich in Bewegung und kam genau auf die Frau zu.

Janess stieß wilde Flüche gegen die Harkonnens aus und stürmte die Düne hinunter, gefolgt von einer kleinen Sandlawine. Doch dann sackte der Boden unter ihr weg, wie eine geöffnete Falltür.

Das Maul des Wurmes erhob sich, ein Schacht voller glitzernder Zähne, um Janess und alles um sie herum zu verschlingen. Eine Staubwolke stieg in der flimmernden Luft auf, als der riesige Wurm wieder in den Sand eintauchte, wie ein Wal ins Meer.

Rabban erkundigte sich über die Kom-Einheit, ob die Späherthopter hochaufgelöste Holos aufgezeichnet hatten. »Ich habe kein bisschen Blut gesehen, sie nicht einmal schreien gehört.« Er klang enttäuscht.

»Du kannst einen meiner Diener erwürgen«, schlug der Baron vor, »wenn du dich dadurch besser fühlst. Aber nur, weil ich gerade bei bester Laune bin.«

Von der Suspensorplattform blickte er auf die stillen Dünen hinab, unter denen ständig Gefahr und Tod lauerten. Er wünschte sich, sein alter Rivale Herzog Paulus Atreides hätte sich anstelle der Frau dort unten aufgehalten. Dafür hätte er jeden Holorecorder der Harkonnens hergeschafft, um sich aus allen möglichen Blickwinkeln an der Szene ergötzen zu können, jederzeit, wenn ihm danach war, um genauso wie der Wurm jeden Fetzen seines Fleisches zu genießen.

Halb so schlimm, sagte sich der Baron. *Für den alten Mann habe ich etwas genauso Interessantes im Sinn.*

47

Sprich die Wahrheit. Das ist immer am leichtesten und häufig das stärkste Argument.

Axiom der Bene Gesserit

Duncan Idaho starrte den monströsen salusanischen Stier durch das Kraftfeldgitter seines Käfigs an – der Blick eines Kindes, der sich mit dem Facettenauge einer wilden Bestie traf. Der Stier hatte schuppige schwarze Haut, mehrere Hörner und zwei Gehirne, die nur zu einem Gedanken fähig waren: *Vernichte alles, was sich bewegt.*

Der Junge arbeitete jetzt schon seit einigen Wochen in den Ställen und gab sich selbst bei den schmutzigsten Aufgaben alle Mühe. Er fütterte die Kampfstiere und gab ihnen Wasser, er mistete die verdreckten Käfige aus, während die Bestien von Kraftfeldbarrieren zurückgedrängt wurden, damit sie sich nicht auf ihn stürzen konnten.

Seine Arbeit machte ihm Spaß, auch wenn andere sie als erniedrigend betrachteten. Für Duncan war es nicht einmal eine Tätigkeit von geringerem Wert, obwohl er wusste, dass einige der anderen Stalljungen so dachten. Es war eine Pflicht, die er zu erledigen hatte und die mehr als angemessen in Form von Freiheit und Zufriedenheit bezahlt wurde. Weil sein Wohltäter, der Herzog Paulus Atreides, so großzügig zu ihm gewesen war, liebte er den alten Mann über alles.

Duncan hatte jetzt stets genug zu essen, ein Dach über dem Kopf und frische Kleidung, wann immer er welche benötigte. Obwohl ihn niemand dazu aufforderte, arbeitete er trotzdem hart und fleißig. Ihm blieb sogar etwas Freizeit zur Entspannung, und er traf sich mit den anderen Arbeitern im Sportzentrum. Er konnte auch jederzeit ins Meer

springen und schwimmen, wenn ihm danach war, und ein freundlicher Mann aus dem Hafen nahm ihn gelegentlich auf ganztägigen Fischzügen mit.

Zu der Zeit hielt der alte Herzog fünf Exemplare der mutierten Kampfstiere. Duncan hatte versucht, sich mit den Bestien anzufreunden, sie zu zähmen, indem er sie mit saftigem grünem Gras oder frischem Obst bestach, bis der Stallmeister Yresk ihn dabei erwischte.

»Der alte Herzog braucht sie für seine Stierkämpfe – glaubst du, es wäre ihm lieber, wenn sie *zahm* wären?« Seine großen Augen waren vor Wut noch größer geworden. Der weißhaarige Stallmeister hatte ihn auf Anweisung des Herzogs akzeptiert, aber nur widerstrebend, und er ließ Duncan keine Sonderbehandlung zukommen. »Er will, dass sie angreifen. Er will nicht, dass die Tiere behaglich schnurren, wenn er auf der Plaza de Toros auftritt. Was würden die Leute denken?«

Duncan ließ die Ohren hängen und verzog sich. Stets gehorsam versuchte er nie wieder, die Bestien in Haustiere zu verwandeln.

Er hatte Holoaufzeichnungen von den bisherigen Kämpfen des Herzogs gesehen und auch die Auftritte anderer berühmter Matadore. Einerseits machte es ihn traurig zu sehen, wie seine großartigen Schützlinge niedergemetzelt wurden, andererseits war er überwältigt vom Mut und der Selbstsicherheit des Herzogs.

Die letzte *corrida* auf Caladan war als Abschiedsfeier für Leto Atreides veranstaltet worden, als er nach Ix aufgebrochen war. Nach vielen Monaten sollte es jetzt eine weitere geben, einen großen Stierkampf, den der alte Herzog vor kurzem angekündigt hatte, diesmal zur Unterhaltung seiner Gäste von Ix, die auf Caladan im Exil lebten. *Exil.* In gewisser Weise lebte auch Duncan im Exil...

Obwohl er sein eigenes Schlafquartier in einem Gemeinschaftsgebäude hatte, in dem viele der Arbeiter wohnten, legte sich Duncan manchmal in den Ställen schlafen, wo er das Schnaufen und Scharren der Tiere hören konnte. Er

hatte in seinem Leben schon viel schlimmere Umstände bewältigt. Die Ställe waren sogar recht gemütlich, und er genoss es, mit den Tieren allein zu sein.

Immer wenn er hier unten schlief, lauschte er in seinen Träumen auf die Regungen der Stiere. Er entwickelte ein immer besseres Gespür für ihre Stimmungen und Instinkte. Doch seit einigen Tagen waren die Geschöpfe zunehmend unruhig und aufbrausend geworden und randalierten immer häufiger in ihren Ställen... als würden sie ahnen, dass ihre Nemesis, der alte Herzog, einen neuen Stierkampf angesetzt hatte.

Irgendwann bemerkte der junge Duncan frische, tiefe Kratzer in den Käfigen, wo sich die salusanischen Stiere dagegengeworfen hatten, im vergeblichen Versuch, auszubrechen oder einen imaginären Widersacher aufzuspießen.

Hier stimmte etwas nicht. Duncan wusste es. Er hatte inzwischen genügend Zeit mit den Stieren verbracht, um davon überzeugt zu sein, ihre Instinkte zu verstehen. Er wusste, wie sie reagierten, wie man sie provozierte und wieder beruhigte - aber dieses Verhalten passte überhaupt nicht in ihr Repertoire.

Als er Stallmeister Yresk darauf hinwies, war der hagere Mann plötzlich sehr beunruhigt. Er kratzte sich am ausgedünnten weißen Haarschopf, doch dann veränderte sich sein Gesichtsausdruck. Seine aufgequollenen Augen richteten sich misstrauisch auf Duncan. »Ich würde sagen, mit den Stieren ist alles in Ordnung. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich meinen, du wärst einer von den Harkonnens, die uns nur Ärger machen wollen. Jetzt geh wieder an die Arbeit.«

»Die Harkonnens! Ich hasse sie.«

»Du hast unter ihnen gelebt, du kleine Stallratte. Wir Atreides werden darauf trainiert, ständig auf der Hut zu sein.« Er gab Duncan einen Stups. »Hast du nichts Besseres zu tun? Oder soll ich eine neue Aufgabe für dich suchen?«

Er hatte gehört, dass Yresk vor vielen Jahren von Richese nach Caladan gekommen war, so dass er gar kein echter

Atreides war. Trotzdem widersprach Duncan dem Mann nicht, obwohl er auch nicht ohne weiteres aufgeben wollte. »Ich war ihr Sklave. Sie haben mich wie ein Wild gejagt.«

Yresks buschige Augenbrauen senkten sich herab. Mit seinem schlaksigen Körperbau und den wilden, hellen Haaren wirkte er wie eine Vogelscheuche. »Selbst unter den einfachen Bürgern ist die alte Fehde zwischen den Häusern tief verwurzelt. Woher weiß ich, dass du nicht irgendetwas im Ärmel versteckt hast?«

»Das ist nicht der Grund, weshalb ich Ihnen von den Stieren erzählt habe, Herr«, sagte Duncan. »Ich mach mir Sorgen. Ich weiß nichts von Fehden zwischen Häusern.«

Yresk lachte. Offenbar wollte er seine Besorgnis nicht ernst nehmen. »Der Atreides-Harkonnen-Konflikt reicht viele tausend Jahre zurück. Hast du denn noch nie von der Schlacht von Corrin gehört, vom großen Verrat und der Brücke von Hrethgir? Wie ein feiger Harkonnen-Vorfahre beinahe den Sieg der Menschheit über die verhassten Maschinengeister vereitelt hätte? Corrin war unser letztes Aufgebot, und wir wären schließlich überrannt worden, wenn nicht ein Atreides eingegriffen und das Blatt gewendet hätte.«

»Ich hatte keinen Geschichtsunterricht«, sagte Duncan. »Ich war immer viel zu sehr damit beschäftigt, nach etwas Essbarem zu suchen.«

Hinter der runzligen Haut waren die Augen des Stallmeisters groß und ausdrucksvoll, als bemühte er sich, den Eindruck eines freundlichen alten Mannes zu erwecken. »Nun, einst waren das Haus Atreides und das Haus Harkonnen Verbündete, sogar Freunde, aber nach diesem Verrat nie wieder. Seitdem schwelt die Fehde, ohne sich abzukühlen – und du, mein Junge, bist von Giedi Primus gekommen. Von der Heimatwelt der *Harkonnens*.« Yresk zuckte die knochigen Schultern. »Du erwartest hoffentlich nicht, dass wir dir uneingeschränkt vertrauen! Sei dankbar, dass der alte Herzog dich überhaupt akzeptiert.«

»Aber ich hatte nichts mit der Schlacht von Corrin zu

tun«, sagte Duncan, der immer noch nichts verstand. »Und was hat das mit den Stieren zu tun? Das ist doch schon sehr lange her.«

»Und das reicht mir für den heutigen Nachmittag an Geschwätz.« Yresk nahm eine langstielige Mistgabel von einem Haken an der Wand. »Du wirst deine Spekulationen von nun an für dich behalten. Hier weiß jeder, was von ihm erwartet wird.«

Obwohl Duncan schwer arbeitete und alles tat, um sich redlich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, blieb es ein wunder Punkt, dass er von den Harkonnens gekommen war. Nicht nur Yresk, sondern auch einige andere Stallarbeiter behandelten ihn fast wie einen Spion... auch wenn Duncan sich nicht vorstellen konnte, welchen Nutzen Rabban von einem neunjährigen Agenten haben mochte.

Doch diese Vorurteile hatten ihn noch nie zuvor so tief verletzt. »Mit den Stieren stimmt etwas nicht, Herr«, wiederholte er hartnäckig. »Der Herzog muss davon erfahren, bevor der Kampf beginnt.«

Wieder lachte Yresk ihn aus. »Wenn ich in meinem Beruf einmal kindlichen Rat benötige, werde ich mich an dich wenden, Duncan Idaho.« Der Stallmeister ging, und der Junge kehrte zu den Käfigen mit den unruhigen, wilden salusanischen Stieren zurück. Sie erwiderten seinen Blick mit glühenden Facettenaugen.

Hier stimmte etwas nicht. Er wusste es genau, aber niemand wollte ihm zuhören.

48

Bei rechtem Licht betrachtet können Unvollkommenheiten äußerst wertvoll sein. Für die Großen Schulen, die unablässig nach Vollkommenheit streben, ist dieses Postulat oftmals nur schwer zu verstehen, bis man ihnen beweisen kann, dass nichts im Universum zufällig geschieht.

Aus: Die Philosophien Alt-Terras,
nach einem erhaltenen Manuskript

In der Dunkelheit ihres geschützten und isolierten Schlafzimmers in der Mütterschule richtete Mohiam sich plötzlich auf und hielt sich den angeschwollenen Bauch. Ihre Haut fühlte sich hart und ledrig an, ohne die Geschmeidigkeit der Jugend. Die Bettlaken waren schweißgetränkt, und der Alptraum war ihr noch frisch im Gedächtnis. In ihrem Hinterkopf pulsierten Visionen von Blut und Feuer...

Es war ein Omen, eine Botschaft... eine laute Vorwarnung, die keine Bene Gesserit ignorieren konnte.

Sie fragte sich, wie viel Melange ihre Pflegerin ihr gegeben hatte und ob es zu Wechselwirkungen mit ihren anderen Medikamenten gekommen sein könnte. Sie hatte immer noch den bitteren Ingwer-Zimt-Geschmack im Mund. Wie viel Gewürz konnte eine schwangere Frau gefahrlos zu sich nehmen? Mohiam erschauerte. Ganz gleich, wie sehr sie ihren Schrecken durch Vernunft einzudämmen versuchte, sie hatte der Macht dieser Vision nichts entgegenzusetzen.

Alpträume... Visionen... Vorauswissen... die schreckliche Ereignisse ankündigten, die das Imperium über Jahrtausende erschüttern würden. Eine Zukunft, die niemals Wirklichkeit werden durfte! Sie wagte es nicht, die Warnung zu

ignorieren. Aber konnte sie sich eine korrekte Interpretation anmaßen?

Die Ehrwürdige Mutter Gaius Helen Mohiam war nur das erste kleine Steinchen einer Lawine.

Wusste die Schwesternschaft wirklich, was sie tat? Und was war mit dem Baby, das in ihr heranwuchs, das erst in einem Monat erwartet wurde? Die Vision hatte sich auf ihre Tochter konzentriert. *Etwas Wichtiges, etwas Schreckliches...* Die Ehrwürdigen Mütter hatten ihr nicht alles gesagt, und jetzt fürchteten sich sogar die Schwestern, die in den Weitergehenden Erinnerungen lebten.

Im Zimmer roch es feucht, während es draußen regnete. Die alten verputzten Wände lösten sich in Krümel auf und wurden durchlässig. Obwohl ihr Schlafzimmer von Heizkörpern auf konstanter optimaler Temperatur gehalten wurde, kam die angenehmste Wärme von der Glut im heruntergebrannten Kamin gegenüber ihrem Bett – ein Anachronismus, aber der Duft des Holzrauchs und der gelbliche Schein vermittelten eine urtümliche Gemütlichkeit.

Das Feuer der Zerstörung, die Glut eines Infernos, das sich von Planet zu Planet über die ganze Galaxis ausbreitet. Djihad! Djihad! So sah das Schicksal der Menschheit aus, wenn ein Fehler in den Plänen steckte, die die Bene Gesserit mit ihrer Tochter verfolgten.

Während Mohiam in ihrem Bett saß, bemühte sie sich, die mentale Selbstbeherrschung zurückzugewinnen, und führte eine schnelle Überprüfung aller Systeme ihres Körpers durch. Keine Schwierigkeiten, alles funktionierte normal, alle biochemischen Werte waren optimal.

War es nur ein Alptraum gewesen... oder mehr?

Beschwichtigungen der Vernunft. Sie wusste, dass sie sich nicht mit Ausflüchten abgeben durfte, sondern die Vorahnung ernst nehmen musste. Die Weitergehenden Erinnerungen kannten die Wahrheit.

Mohiam wurde genauestens von den Schwestern überwacht – möglicherweise sogar jetzt. Ein rotes Lämpchen

in einer Ecke ihres Zimmers markierte die Position eines nachtsichtfähigen Kom-Auges. Am anderen Ende der Leitung saßen Wächterinnen, die alles Ungewöhnliche an die Ehrwürdige Mutter Anirul Sadow Tonkin weitergaben, die junge Frau, die trotz ihrer Jugend eine enorme Bedeutung zu haben schien. Doch in Mohiams Traum hatten die ansonsten nicht sehr mitteilsamen Stimmen der Weitergehenden Erinnerungen endlich einen Hinweis auf Aniruls Rolle in diesem Projekt gegeben. Der Alptraum hatte sie aus der Versenkung gerissen und die lichtscheuen Ahnungen zu verschleierten Erklärungen werden lassen.

Kwisatz Haderach. Die Abkürzung des Weges. Der Messias, das Überwesen, nach dem die Bene Gesserit seit Urzeiten suchten.

Die Schwesternschaft verfolgte zahlreiche Zuchtprogramme, mit denen verschiedene menschliche Eigenschaften herausgearbeitet werden sollten. Viele waren ohne große Bedeutung, manche dienten sogar der Irreführung und Täuschung. Doch keines war von solcher Dringlichkeit wie das Kwisatz-Haderach-Projekt.

Als Sicherheitsmaßnahme hatten die Ehrwürdigen Mütter, die davon wussten, bereits zu Beginn des Hundert-Generationen-Plans geschworen, darüber zu schweigen, selbst in den Weitergehenden Erinnerungen, und das gesamte Wissen immer nur an einige wenige Schwestern in jeder Generation weiterzugeben.

Zu diesen wenigen gehörte Anirul, die Kwisatz-Mutter. Sie wusste alles über das Programm. *Deshalb muss sich sogar die Mutterin Oberin ihren Worten beugen!*

Mohiam selbst durfte nichts wissen, obwohl die Tochter, die in ihrem Leib heranwuchs, nur noch drei Schritte vom Kulminationspunkt entfernt war. Mittlerweile war das genetische Projekt in die praktische Endphase getreten; nach Jahrtausenden der Vorbereitungen und Versuche wurde es nun konkret. Die Zukunft hing von diesem noch ungeborenen Kind ab. Die erste Tochter war eine Missbildung, ein Fehlschlag gewesen.

Und jeder Fehlschlag konnte die schreckliche Zukunft, die sie vorhergesehen hatte, Wirklichkeit werden lassen.

Mohiam hatte in ihrem Alptraum gesehen, was der Menschheit widerfahren konnte, wenn der Plan nicht aufging. Die Vision war ein Geschenk, das ihr eine schwere Bürde auflastete, aber sie durfte es nicht verweigern. Sie musste es annehmen und entsprechend handeln.

Kennt Anirul meine Gedanken, die schreckliche Vision meiner Träume? Eine Warnung, ein Versprechen - oder ein Befehl?

Gedanken... die Weitergehenden Erinnerungen... die Menge der Ahnen, die ihre Ratschläge, Sorgen und Warnungen weitergaben. Jetzt konnten sie ihr Wissen über den Kwisatz Haderach nicht mehr verschweigen, wie sie es bisher getan hatten. Mohiam konnte sie jetzt herbeirufen, einzeln oder in Mengen. Sie konnte sie um kollektive Unterstützung und Führung bitten, aber das wollte sie gar nicht. Sie hatten ihr bereits genug enthüllt, dass sie mit einem Schrei auf den Lippen aufwachte.

Fehler müssen um jeden Preis verhindert werden.

Mohiam musste eine eigene Entscheidung treffen, ihren eigenen Weg in die Zukunft wählen und bestimmen, wie sich die schreckliche Alternative vermeiden ließ.

Sie erhob sich vom Bett, strich ihr Nachthemd glatt und tappte schwerfällig durch die Dunkelheit ins Nebenzimmer, wo die Babies schliefen. Der aufgeschwollene Bauch erschwerte ihr das Gehen. Mohiam fragte sich, ob die Wächterinnen der Schwesternschaft sie aufhalten würden.

Unter dem Ansturm chaotischer Gedanken hielt sie inne. Im dunklen, warmen Säuglingssaal registrierte sie die unregelmäßigen Atemgeräusche ihrer ersten Harkonnen-Tochter, die jetzt neun Monate alt war. Und in ihrem Bauch strampelte die ungeborene Schwester. War es dieses Kind, das Mohiam vorantrieb? War das ungeborene Baby für ihre Vorahnungen verantwortlich?

Die Schwesternschaft brauchte eine gesunde und starke, makellose Tochter. Missgebildete Nachkommen waren ohne

weitere Bedeutung. Unter anderen Umständen hätten die Bene Gesserit selbst für ein kränkliches und verkrüppeltes Kind eine Verwendung gefunden. Aber Mohiam hatte die entscheidende Rolle gesehen, die sie für das Kwisatz-Haderach-Projekt spielte – und sie hatte gesehen, was geschehen würde, wenn das Programm eine falsche Richtung einschlug.

Der Traum stand ihr immer noch klar vor Augen, wie ein Holodiagramm. Sie musste ihm nur folgen, ohne nachzudenken. *Tu es einfach.* Größere Melange-Dosen lösten häufig hellseherische Visionen aus, und Mohiam hatte keinen Zweifel an dem, was sie gesehen hatte. Die Vision war so klar wie ein Hagal-Kristall – Milliarden Todesopfer, die Macht des Imperiums gestürzt, die Bene Gesserit nahezu ausgelöscht und ein neuer Djihad, der durch die Galaxis tobte und alles hinwegfegte, was ihm im Weg stand.

All das würde geschehen, wenn der Zuchtplan fehlschlug. Wie viel zählte ein ungewolltes Menschenleben angesichts einer so epochalen Bedrohung?

Ihre kränkliche erste Tochter vom Baron Harkonnen stand im Weg, sie war ein Risiko. Das Mädchen besaß das Potenzial, den beabsichtigten genetischen Fortschritt zunichte zu machen. Mohiam musste die Möglichkeit eines solchen Fehlers verhindern, wenn sie nicht stattdessen das Blut von Milliarden an den Händen haben wollte.

Aber es ist mein eigenes Kind!

Sie rief sich ins Gedächtnis, dass es gar nicht wirklich *ihr Kind* war, sondern ein Produkt des Paarungsindexes der Bene Gesserit und der Besitz jeder Schwester, die irgendwie – wissentlich oder unwissentlich – am gesamten Zuchtprogramm beteiligt gewesen war. Im Dienst der Schwesternschaft hatte sie andere Nachkommen zur Welt gebracht, aber nur zwei davon wiesen eine so gefährliche Genkombination auf.

Zwei. Aber es durfte nur eins geben. Andernfalls war das Risiko viel zu groß.

Dieses schwache Baby war in keiner Weise mit dem gro-

ßen Plan zu vereinbaren. Die Schwesternschaft hatte es bereits abgeschrieben. Vielleicht konnte sich das Kind eines Tages als Dienerin oder Köchin in der Mütterschule nützlich machen, aber es würde niemals eine bedeutende Stellung einnehmen. Anirul sah nur noch selten nach dem enttäuschenden Ergebnis des ersten Versuches, und auch sonst kümmert sich kaum jemand darum.

Mir bist du nicht gleichgültig, dachte Mohiam, um sich sogleich für diese Gefühlsanwandlung zu tadeln. Schwierige Entscheidungen standen an, ein großes Opfer musste gebracht werden. Wie eine eiskalte Welle schwappte noch einmal die Erinnerung an die Alptraumvision durch ihren Geist und stärkte sie in ihrer Entschlossenheit.

Sie beugte sich über das Kind und massierte ihm sanft das Genick und die Schläfen... bis sie sich zurückzog. Eine Bene Gesserit verspürte oder zeigte niemals *Liebe* – weder romantische noch familiäre Zuneigung. Emotionen galten als gefährlich und unschicklich.

Mohiam schob es auf die chemischen Veränderungen ihres schwangeren Körpers und versuchte sie zu verstehen, sie mit dem zu vereinbaren, was sie im Laufe ihres Lebens gelernt hatte. Wenn sie dieses Kind nicht liebte... weil es verboten war... dann konnte sie doch... Sie schluckte und sah sich außerstande, den schrecklichen Gedanken in Worte zu fassen. Und wenn sie dieses Baby doch liebte – gegen alle Gebote –, dann musste sie erst recht tun, was sie zu tun beabsichtigte.

Eliminiere die Versuchung.

Empfand sie Liebe oder nur Mitleid für das Kind? Diese Überlegungen wollte sie keiner ihrer Schwestern anvertrauen. Sie schämte sich für das, was sie empfand, aber nicht für das, was sie tun wollte.

Handle schnell. Bring es hinter dich.

Die Zukunft verlangte, dass Mohiam die Tat ausführte. Wenn sie nicht handelte, die düstere Warnung der Vision ignorierte, würden ganze Planeten sterben. Ihre neue Tochter hatte eine immens wichtige Bestimmung, und damit sie

diese Bestimmung erfüllen konnte, musste die andere Tochter geopfert werden.

Doch Mohiam zögerte immer noch, als würde ihr mütterlicher Instinkt protestieren und sie an der Ausführung dessen hindern, wozu sie durch ihre Vision getrieben wurde.

Sie streichelte die Kehle des Kindes. Warme Haut... langsamer und regelmäßiger Atem. Im schwachen Licht konnte Mohiam die missgestalteten Gesichtsknochen und die verwachsene Schulter nicht erkennen. Die Haut war blass... das Baby wirkte so schwach. Es regte sich und wimmerte.

Mohiam spürte den heißen Atem ihrer Tochter am Handrücken. Die Ehrwürdige Mutter riss sich zusammen und bemühte sich um Selbstbeherrschung, während sie flüsterte: »Ich darf mich nicht fürchten. Die Furcht tötet das Bewusstsein...« Aber sie zitterte trotzdem.

Sie hatte ein weiteres Kom-Auge entdeckt, dessen rotes Licht durch die Dunkelheit des Säuglingssaals stach. Sie schob ihren Körper zwischen das Kom-Auge und das Kind und kehrte den Wächterinnen den Rücken zu. Sie sah in die Zukunft, nicht auf das, was sie tat. Selbst eine Ehrwürdige Mutter hatte manchmal ein Gewissen...

Mohiam tat, was der Traum ihr befohlen hatte, und drückte ein kleines Kissen auf das Gesicht des Kindes, bis jedes Geräusch und jede Bewegung erstorben waren.

Danach zitterte sie immer noch, als sie das Bettzeug wieder in Ordnung brachte, den Kopf des toten Kindes auf das Kissen legte und die winzigen Arme und die deformierte Schulter zudeckte. Plötzlich fühlte sie sich sehr, sehr alt. Viel älter, als sie an Jahren zählte.

Es ist getan. Mohiam legte ihre rechte Hand auf den geschwollenen Bauch. *Jetzt darfst du uns nicht auch noch enttäuschen, Tochter.*

49

Der Herrschende übernimmt eine unwiderrufliche Verantwortung für die Beherrschten. Man wird zum Vater. Das erfordert gelegentlich selbstlose Taten der Liebe, die nur für die Beherrschten amüsant sein mögen.

Herzog Paulus Atreides

In der prächtigen, für das Haus Atreides reservierten Loge über der Plaza de Toros entschied sich Leto für einen grün gepolsterten Stuhl an der Seite von Rhombur und Kailea. Lady Helena Atreides, die nicht viel von solchen öffentlichen Zurschaustellungen hielt, ließ sich mit dem Erscheinen Zeit. Zu dieser Gelegenheit hatte Kailea Vernius Seidentücher und Schleifen, farbenfrohe Schleier und ein fließendes Gewand angelegt, das die Näherinnen der Atreides speziell für sie angefertigt hatten. Leto fand sie atemberaubend.

Der trübe Himmel drohte zwar nicht mit Regen, aber die Temperatur war merklich gesunken und die Luft feucht. Selbst hier oben konnte er den Geruch nach Staub und altem Blut in der Arena, nach den dichtgedrängten Menschenmassen und dem Stein der Säulen und Bänke wahrnehmen.

In einer großartigen Ankündigung, die vom Netzwerk der Nachrichtenausrufer über ganz Caladan verbreitet worden war, hatte Herzog Paulus Atreides diesen Stierkampf den Kindern des Hauses Vernius gewidmet. Er wollte ihnen zu Ehren in die Arena treten, als Symbol ihres Kampfes gegen die illegale Besetzung von Ix und das Kopfgeld, das auf ihre Eltern Graf Dominic und Lady Shando ausgesetzt worden war.

Neben Leto beugte sich Rhombur neugierig vor, das

eckige Kinn auf die Hände gestützt, als er auf den festgetrampelten Sand der Arena hinunterblickte. Sein blondes Haar war geschnitten und gekämmt, aber irgendwie wirkte es immer noch zerzaust. Mit großer Vorfreude und einiger Besorgnis um die Sicherheit des alten Herzogs warteten sie auf den *paseo*, die einleitende Parade, die vor dem eigentlichen Kampf stattfand.

Bunte Fahnen hingen in der feuchten Luft, neben den Falkenwappen über der Atreides-Loge. In diesem Fall jedoch hatte das Oberhaupt des Hauses nicht auf dem speziellen Sitz Platz genommen, sondern befand sich draußen in der Arena, als Akteur und nicht als Zuschauer.

Ringsum war die Plaza de Toros vom summenden Raunen der zahlreichen Zuschauer erfüllt. Die Menschen winkten und jubelten. Eine Kapelle spielte auf Balisets, Steinflöten und Blechblasinstrumenten anfeuernde Musik, die die erregte Stimmung noch steigerte.

Leto blickte sich zu den Wachen um und lauschte der Musik sowie dem fröhlichen Lärm der Menge. Er fragte sich, warum seine Mutter so lange brauchte. Bald würde das Volk ihre Abwesenheit bemerken.

Endlich traf Lady Helena inmitten einer Schar von Dienerinnen ein. Sie bewegte sich in tadelloser Haltung und mit erhobenem Kopf durch die Zuschauermenge, obwohl ihr Gesicht von Schatten verdunkelt war. Die Dienerinnen blieben am Aufgang zur Fürstenloge zurück und nahmen dann ihre Plätze in den unteren Rängen ein.

Ohne ein Wort an ihren Sohn zu richten oder auch nur ihren Gästen einen Blick zuzuwerfen, ließ sich Helena auf dem hohen geschnitzten Stuhl neben dem leeren Sitz nieder, der dem Herzog für jene Gelegenheiten vorbehalten war, wenn er als Zuschauer in die Arena kam. Sie hatte eine Stunde vor Beginn der Veranstaltung die Kapelle aufgesucht, um mit ihrem Gott Zwiesprache zu halten. Es war Tradition, dass auch der Matador vor dem Kampf eine religiöse Andacht hielt, aber Herzog Paulus lag mehr daran, seine Ausrüstung zu überprüfen und sich warm zu machen.

»Ich musste für deinen Vater beten, dass er nicht für seine Dummheit bestraft wird«, murmelte sie mit einem Seitenblick auf Leto. »Ich musste für uns alle beten. Irgendwer muss es ja tun.«

Leto lächelte seiner Mutter zaghaft zu. »Ich bin sicher, er weiß es zu schätzen.«

Sie schüttelte den Kopf, seufzte und blickte in die Arena hinunter, wo die Trompeten eine laute Fanfare spielten. Die schallenden Töne überlagerten sich mit den Echos, die aus den Lautsprechern rund um die Plaza de Toros drangen.

Stalljungen in prächtiger Kleidung liefen über den Sand und wedelten mit farbigen Wimpeln. Kurz darauf erfolgte der große Auftritt des Herzogs, als er auf einem frisch gestriegelten weißen Hengst herausgeritten kam. Der Kopf des Tieres war mit grünen Federbüschen geschmückt, und weiße Bänder an der Mähne des Pferdes umflatterten die Arme und Hände des Reiters.

Der Herzog trug ein schneidiges schwarz-rotes Kostüm mit Pailletten, eine smaragdgrüne Schärpe und den traditionellen Hut eines Matadors, der mit winzigen Atreides-Wappen verziert war, die die Anzahl der von ihm erlegten Stiere symbolisierten. Weite Ärmel und Pantalones verbargen die Apparaturen für seinen Körperschutzschild. Ein strahlend purpurroter Mantel hing auf seinen Schultern.

Leto suchte in den Gestalten auf dem Platz nach dem Gesicht des Stalljungen Duncan Idaho, der sich so furchtlos als Arbeiter für den Herzog beworben hatte. Eigentlich müsste er sich im *paseo* befinden, aber Leto konnte ihn nirgendwo sehen.

Der weiße Hengst schnaubte und galoppierte im Kreis, als Paulus die Hand hob, um seine Untertanen zu grüßen. Dann hielt er vor der Fürstenloge an und verbeugte sich tief vor seiner Frau, die kerzengerade auf ihrem Platz saß. Wie erwartet winkte sie mit einer blutroten Blume zurück und hauchte ihm einen Kuss zu. Die Menschen jubelten laut und träumten von der märchenhafte Romanze zwischen ihrem Herzog und seiner Lady.

Rhombur beugte sich auf seinem eleganten, aber unbequemen Sitz vor und lächelte Leto an. »So etwas habe ich noch nie erlebt. Ich... äh... kann es kaum erwarten.«

* * *

In den Ställen hinter dem Kraftfeld stieß der auserwählte salusanische Bulle ein dumpfes Bellen aus und attackierte die Wand. Holz splitterte. Die verstärkten Eisenträger ächzten.

Duncan taumelte entsetzt zurück. Die vielfach unterteilten Facettenaugen des Tieres schimmerten kupferrot, als hätten sich darin heiße Glutherde entzündet. Der Stier wirkte zornig und bösartig, der wahrgewordene Alptraum eines kleinen Kindes.

Für den *paseo* trug der Junge spezielle weiß-grüne Merh-Seide, die der Herzog allen Stalljungen für den heutigen Auftritt gegeben hatte. Duncan hatte noch nie zuvor so feine Kleidung getragen oder auch nur berührt, und er hatte ein schlechtes Gewissen, wenn er damit die schmutzigen Ställe betrat. Aber der Stier bereitete ihm wesentlich größeres Unbehagen.

Der Stoff lag glatt auf seiner gewaschenen und eingecremten Haut. Diener hatten ihn sauber geschrubbt, sein Haar gestutzt und seine Fingernägel gereinigt. Sein Körper fühlte sich nach der Prozedur ganz wund an. Weiße Spitze umhüllte die Gelenke seiner schwieligen Hände. Wenn er weiter in den Ställen arbeitete, würde sein makelloser Zustand nicht lange anhalten.

Duncan musste sich einreden, dass er durch das Kraftfeld vor dem Stier geschützt war, und rückte seine Mütze zurecht. Er beobachtete das Tier, wie es schnaufte, auf dem Holzboden scharrte und wieder die Hörner in die Wand des Käfigs rammte. Duncan schüttelte besorgt den Kopf.

Als er sich umdrehte, bemerkte er, dass Yresk neben ihn getreten war. Der Stallmeister nickte gelassen, als er den wilden salusanischen Stier sah. Seine vorstehenden Augen

wirkten gehetzt und erschöpft. »Wie es scheint, freut er sich schon auf den Kampf gegen unseren Herzog.«

»Trotzdem stimmt etwas nicht, Herr«, fing Duncan wieder an. »Ich habe das Tier noch nie so wütend erlebt.«

Yresk hob die buschigen Augenbrauen und kratzte sich am weißen Haarschopf. »Aus dir spricht die langjährige Erfahrung, wie? Ich habe dir doch gesagt, dass du dir nicht den Kopf zerbrechen sollst.«

»Sehen Sie es denn nicht selbst, Herr?«, begehrte Duncan gegen den Sarkasmus des Mannes auf.

»Hör zu, Stallratte. Salusanische Stiere werden auf Bösartigkeit gezüchtet. Der Herzog weiß genau, was er tut.« Yresk verschränkte die Vogelscheuchenarme über der Brust, aber er trat keinen Schritt näher an den Käfig heran. »Und je gereizter dieses Tier ist, desto besser wird es kämpfen und dem Herzog die Gelegenheit zu einer großartigen Vorstellung geben. Sein Volk wird begeistert sein.«

Als wollte der Stier Yresks Argumente unterstreichen, rammte er das Kraftfeld und stieß ein tiefes Gebrüll aus. Der gehörnte Kopf und die ledrige Haut waren bereits an einigen Stellen aufgeplatzt, wo er sich bei seiner Raserei selbst verletzt hatte.

»Ich denke, wir sollten einen anderen Stier nehmen, Meister Yresk.«

»Unsinn«, entgegnete der Mann mit wachsender Ungeduld. »Der Stallveterinär des Hauses Atreides hat persönlich die Gewebetests durchgeführt und alles überprüft. Du solltest dich dem *paseo* anschließen, statt hier drinnen Schwierigkeiten zu machen. Nun geh schon, bevor du die Gelegenheit verpasst.«

»Ich versuche nur, Schwierigkeiten zu *vermeiden*, Herr«, insistierte Duncan und blickte Yresk trotzig an. »Ich werde selbst mit dem Herzog reden. Vielleicht ist er bereit, mir zuzuhören.«

»Das wirst du nicht tun, Stallratte!« Mit einer schnellen Bewegung packte Yresk ihn am Stoff seines Kostüms. »Dem Herzog zuliebe hatte ich mehr Geduld mit dir, als

gut ist, aber ich werde nicht zulassen, dass du den Stierkampf sabotierst. Siehst du, wie viele Menschen da draußen sind?«

Duncan wehrte sich und schrie um Hilfe. Aber die anderen hatten sich bereits für die große Parade durch die Arena an den Toren aufgestellt. Eine ohrenbetäubende Fanfare schmetterte über den Platz, und die Menge jubelte in begeisterter Vorfreude.

Ohne übertriebene Brutalität warf Yresk ihn in einen leeren Käfig und schaltete das Kraftfeld ein, um ihn darin einzusperren. Duncan fiel auf zertrampeltes Stroh, an dem Reste von grün-braunem Dung klebten.

»Dort kannst du dich beruhigen, bis das Fest vorbei ist«, sagte Yresk mit strengem Blick. »Ich hätte wissen müssen, das wir von dir nur Ärger zu erwarten haben. Einem Harkonnen-Sympathisanten.«

»Aber ich hasse die Harkonnens!« Duncan sprang auf und zitterte vor Wut. Sein seidenes Kostüm war ruiniert. Er warf sich genauso wie der Stier gegen das Kraftfeld, aber dieser Versuch war gleichermaßen sinnlos.

Yresk brachte seine Kleidung in Ordnung und ging zu den Toren, wo der *paseo* Aufstellung bezogen hatte. Dann warf ihm der Stallmeister noch einen Blick über die Schulter zu. »Du bist nur hier, weil der Herzog einen Narren an dir gefressen hat, Stallratte. Aber ich leite diese Ställe seit nunmehr fast zwanzig Jahren, und ich weiß, was ich tue. Gib endlich Ruhe – ich habe zu arbeiten!«

Im Käfig neben Duncan kochte der salusanische Stier wie ein Kessel, der unmittelbar vor der Explosion stand.

* * *

Herzog Paulus Atreides stand im Zentrum der Arena und spürte, wie ringsum die im Boden gespeicherte Wärme aufstieg. Er drehte sich langsam im Kreis und ließ sich von der Begeisterung der Menge anstecken. Er zeigte dem Volk ein breites, zuversichtliches Lächeln. Die Menschen antworte-

ten mit lautem Jubel. Sie liebten es so sehr, von ihm unterhalten zu werden!

Paulus schaltete seinen Körperschild ein. Bei der gewählten Einstellung war er nur teilweise geschützt und musste sich konzentriert bewegen, um nicht verletzt zu werden. Das Risiko trieb ihn an, sich alle Mühe zu geben, und es sorgte für größere Spannung bei den Zuschauern. In der Hand hielt er die *muleta,* ein farbiges Tuch an einer Stange, mit dem er das angreifende Tier ablenken und von einer direkten Attacke gegen seinen Körper abhalten würde.

Die langen, mit giftigen Widerhaken versehenen *banderillas* waren an der Stange befestigt, wo Paulus sie ohne Schwierigkeiten erreichen konnte. Wenn er in die Nähe des salusanischen Stiers gelangte, würde er sie ihm in die Nackenmuskeln stoßen, worauf das Tier allmählich durch ein Nervengift geschwächt wurde, bis er schließlich den Gnadenstoß ausführen konnte.

Paulus war durch zahlreiche Auftritte, die häufig zu großen caladanischen Feiertagen stattfanden, bestens mit all diesen Dingen vertraut. Vor einer Menschenmenge lief er zur Höchstform auf, und es machte ihm Spaß, seinen Mut und sein Geschick zu demonstrieren. Das war seine Methode, seinen Untertanen für ihre Ergebenheit zu danken. Und es war eine Metapher für seine Herrschaft, die ebenfalls mit ständigen Risiken verbunden war. Er hoffte, dass Rhombur und Kailea Spaß an der Vorstellung hatten und sich etwas heimischer fühlten.

Nur ein einziges Mal hatte sich Paulus in jungen Jahren wirklich bedroht gefühlt: Ein recht träger Stier hatte ihn dazu verleitet, während eines Übungskampfes den Schild auszuschalten, worauf sich das Tier plötzlich in einen Wirbelsturm aus Hörnern und Hufen verwandelt hatte. Diese mutierten Geschöpfe waren nicht nur aggressiv, sondern mit ihren zwei Gehirnen gar nicht so dumm, und Paulus hatte den Fehler begangen, diesen Punkt zu vergessen – aber nur ein einziges Mal. Der Stier hatte ihn mit den Hörnern attackiert und ihm die Seite aufgerissen. Paulus war in

den Sand gestürzt und wäre zu Tode getrampelt worden, wenn er nicht gemeinsam mit einem viel jüngeren Thufir Hawat trainiert hätte.

Als der Mentat die Gefahr erkannte, hatte er sofort jede Rücksicht auf die Stierkampfetikette vergessen und sich mit bloßen Händen auf das Tier gestürzt. Im Verlauf des folgenden Kampfes hatte der Stier dem Assassinen eine tiefe Wunde ins Bein gerissen. Die gezackte Narbe besaß Hawat bis heute, und sie war zu einer dauerhaften Erinnerung an das Pflichtbewusstsein des Mentaten gegenüber seinem Herzog geworden.

Unter dem bewölkten Himmel und inmitten seiner Untertanen gab Paulus nun ein Zeichen und nahm einen langen, tiefen Atemzug. Eine Fanfare kündigte den Beginn des Kampfes an.

Das Haus Atreides war weder die mächtigste noch die wohlhabendste Familie im Landsraad. Dennoch verfügte Caladan über zahlreiche Ressourcen: Pundi-Reisfelder, reiche Fischgründe und Seetang in den Meeren, Obst und Gemüse von den Ackerflächen und handgefertigte Musikinstrumente und Knochenschnitzereien von den einheimischen Völkern im Süden. In den letzten Jahren war der Bedarf an Wandteppichen gestiegen, die von den Einsamen Schwestern gewoben wurden, einer religiösen Gemeinschaft, die sich auf die Terrassenhügel des Ostkontinents zurückgezogen hatte. Insgesamt brachte Caladan alles hervor, was seine Bewohner zum Leben benötigten, und Herzog Paulus wusste, dass das Vermögen seiner Familie gesichert war. Es erfüllte ihn mit großer Zufriedenheit, dass er eines Tages all dies an seinen Sohn Leto weitergeben konnte.

Der mutierte salusanische Stier griff an.

»Ho-ho!« Der Herzog lachte und schwenkte die vielfarbige *muleta*. Er wich einen Schritt zurück, als der Stier an ihm vorbeistürmte. Er warf den Kopf hin und her, so dass sich eins der vielen Hörner zufällig langsam genug bewegte, um den pulsierenden Holtzman-Schild zu durchdringen.

Wieder wich der Herzog zurück, gerade weit genug, dass die knochige Spitze seine Rüstung lediglich streifte.

Das Publikum hielt den Atem an, als es bemerkte, wie nahe das Horn ihrem geliebten Herrscher gekommen war. Nachdem die Bestie ihr Opfer verfehlt hatte, kam sie in einer aufgewirbelten Staubwolke zum Stehen. Paulus hielt seine *muleta* mit einer Hand und bewegte das Tuch, während er gleichzeitig eine *banderilla* herauszog.

Er warf einen Blick hinauf zur herzoglichen Loge und tippte sich zum Gruß mit der Spitze gegen die Stirn. Leto und Prinz Rhombur waren erregt aufgesprungen, doch Helena blieb wie erstarrt auf ihrem Platz sitzen, mit umwölkter Miene, die Hände im Schoß verschränkt.

Der Stier wirbelte herum und musterte die neue Situation. Normalerweise irritierte es salusanische Stiere, wenn sie ihr Ziel verfehlten, aber dieses Tier ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Herzog Paulus erkannte, das dieser monströse Gegner größere Kraft, bessere Augen und mehr Aggressivität besaß, als er je zuvor erlebt hatte. Trotzdem lächelte er. Ein Sieg gegen diesen würdigen Antagonisten wäre ein wahrer Triumph für ihn und ein angemessenes Zeichen der Anerkennung gegenüber seinen ixianischen Gästen.

Der Herzog spielte noch ein paar weitere Runden mit dem Stier, tänzelte knapp außerhalb der Reichweite seiner Hörner und lieferte dem aufgeregten Publikum ein hervorragendes Schauspiel. Sein Halbschild schimmerte in der staubigen Luft.

Als er sah, dass der Stier auch nach fast einer Stunde keine Anzeichen von Ermüdung zeigte und immer noch fest entschlossen war, ihn zu töten, wuchs Herzog Paulus' Besorgnis, so dass er sich dazu durchrang, dem Kampf so schnell wie möglich ein Ende zu bereiten. Zu diesem Zweck wollte er seinen Schild benutzen, mit einem Trick, den er von einem der besten Matadore des Imperiums gelernt hatte.

Als das Tier beim nächsten Mal an ihm vorbeischoss und

die Hufe in den festen Sand schlugen, prallten seine Hörner am Körperschild des Herzogs ab. Diese Kollision brachte die Bestie endlich doch aus dem Konzept.

Der Herzog packte die *banderilla* und stieß sie dem Stier wie einen Pfahl in den Rücken, um die Widerhaken in den kabeldicken Genickmuskeln zu verankern. Öliges Blut spritzte aus der Wunde. Paulus ließ den Griff des vergifteten Speers los, während er zur Seite sprang. Die Droge würde sofort ihre Wirkung entfalten und die Neurotransmitter im doppelten Gehirn des Tieres ausbrennen.

Die Menge jubelte, und der Stier brüllte vor Schmerz auf. Er wirbelte herum und stolperte, als ein Bein unverhofft nachzugeben schien. Der Herzog dachte, es wäre eine Folge des Gifts, aber zu seiner Überraschung hatte sich der Stier im nächsten Augenblick wieder gefasst und griff erneut an. Paulus konnte erneut ausweichen, aber es gelang dem Stier, die *muleta* mit den Hörnern zu erwischen. Indem er den Kopf hin und her warf, zerriss er das bunte Tuch in Fetzen.

Der Herzog kniff die Augen zusammen und ließ los. Dieser Kampf erwies sich unerwartet als ganz besondere Herausforderung. Die Zuschauer schrien bestürzt auf, und er versuchte unwillkürlich, sie durch ein tapferes Lächeln zu beruhigen. *Ja, die schwersten Kämpfe sind die besten, und das Volk von Caladan wird sich an diesen noch sehr lange Zeit erinnern.*

Paulus hob seine zweite *banderilla* und ließ sie wie einen Degen durch die Luft sausen, als er sich wieder dem Muskelpaket des heranstürmenden Stiers zuwandte. Jetzt hatte er nichts mehr, womit er das Tier ablenken konnte, so dass nun sein Körper das eindeutige Ziel des Vorstoßes war. Er hatte nur noch einen kurzen Speer als Waffe und einen Halbschild als Schutz.

Er sah die Atreides-Wachen, darunter auch Thufir Hawat, die am Rand der Arena standen und bereit waren, hereinzustürmen und ihm zu Hilfe zu eilen. Aber der Herzog hob die Hand, um sie zurückzuhalten. Diesen Kampf musste er ganz allein austragen. Er wäre sinnlos, wenn er von seinen

Leuten gerettet werden musste, sobald die Situation brenzlig wurde.

Der Stier scharrte mit den Hufen und starrte ihn mit seinen Facettenaugen an, in denen der Herzog plötzlich so etwas wie Intelligenz aufblitzen sah. Dieses Geschöpf schien genau zu wissen, worum es ging – und es hatte die Absicht, ihn zu töten. Aber der Herzog stand ihm in dieser Hinsicht an Entschlossenheit nicht nach.

Der Stier beschleunigte und rannte genau auf ihn zu. Paulus fragte sich, warum das Nervengift seine Reaktionen noch nicht verlangsamt hatte. Beunruhigende Fragen schossen ihm durch den Kopf: *Wie ist das möglich? Ich habe die banderillas persönlich mit dem Gift präpariert. Aber war es wirklich Gift gewesen?*

Während er über die Möglichkeit einer Sabotage nachdachte, hielt der Herzog die *banderilla* bereit, deren scharfe Widerhaken im blassen Licht des Tages funkelten. Der Stier kam näher, zornig schnaufend. Von Nüstern und Maul spritzte Schaum, der sein schwarzes, schuppenhäutiges Gesicht befleckte.

Als sie nur noch wenige Meter voneinander entfernt waren, schien der Stier einen Ausfall nach rechts machen zu wollen. Herzog Paulus stieß mit dem kurzen Speer zu, aber die Bestie änderte im letzten Augenblick den Kurs und griff aus einer anderen Richtung an. Diesmal traf die Spitze eine harte Hornschuppe auf dem Rücken und prallte wirkungslos daran ab. Die Waffe wurde Paulus aus der Hand gerissen und landete im Sand, als der Stier vorbeistürmte.

Einen Moment lang war Paulus unbewaffnet. Er rannte los, um die *banderilla* vom Boden aufzuheben. Während er seinem Widersacher den Rücken zukehrte, horchte er darauf, dass er zum Stehen kam, sich umdrehte und einen neuen Angriff startete. Doch als er sich nach der Waffe bückte, war der riesige Stier plötzlich wieder da, mit unmöglicher Geschwindigkeit, die Hörner zum Angriff gesenkt.

Der Herzog warf sich zur Seite, um dem Ansturm auszuweichen, aber der Stier hatte den Sicherheitsabstand bereits unterschritten. Die langen, gekrümmten Hörner fanden den vom Teilschild ungeschützten Bereich und gruben sich tief in den Rücken des Herzogs, brachen durch seine Rippen und drangen in seine Lungen und sein Herz ein.

Der Stier brüllte triumphierend. Zum Entsetzen der Menge hob er Paulus' Körper empor und schüttelte ihn hin und her. Blut spritzte auf den Sand, während kleinere Tröpfchen von der konkaven Oberfläche des Halbschildes abgefangen wurden. Der todgeweihte Herzog zuckte hilflos, vom Wald aus Hörnern aufgespießt.

Totenstille senkte sich über die Plaza de Toros.

Innerhalb von Sekunden waren Thufir Hawat und die Atreides-Wachen in die Arena gestürmt und hatten den tobenden salusanischen Stier mit ihren Lasguns zu einem Haufen aus rauchendem Fleisch zerschnitten. Teile des Kadavers flogen durch das Bewegungsmoment des Tieres in verschiedene Richtungen davon. Der abgetrennte, doch ansonsten unversehrte Kopf fiel zu Boden.

Der Körper des Herzogs überschlug sich in der Luft und landete auf dem Rücken im zertrampelten Sand.

In der Loge schrie Rhombur ungläubig auf. Kailea schluchzte. Lady Helena ließ den Kopf sinken und weinte.

Leto sprang auf. Sein Gesicht war kreidebleich, er öffnete den Mund und schloss ihn wieder, weil er keine Worte fand, die seinem tiefen Entsetzen angemessen waren. Er wollte in die Arena stürmen, aber der Zustand seines Vaters machte ihm klar, dass er ihn niemals rechtzeitig erreichen würde. Selbst für ein letztes gekeuchtes Sterbenswort war es bereits viel zu spät.

Herzog Paulus Atreides, der großartige Herrscher seines Volkes, war tot.

Lautes Wehklagen ertönte von den Zuschauerrängen. Leto spürte, wie die Vibrationen durch die herzogliche Loge liefen. Es war ihm unmöglich, den Blick von seinem Vater abzuwenden, der mit blutüberströmtem, gebrochenem Kör-

per am Boden lag, und er wusste, dass ihn dieses Alptraumbild für den Rest seines Lebens nicht loslassen würde.

Thufir Hawat stand neben dem Leichnam des alten Herzogs, aber selbst ein Mentat und Assassine konnte jetzt nichts mehr für ihn tun.

Seltsamerweise setzte sich die leise Stimme seiner Mutter mühelos gegen den Lärm durch, und Leto verstand jedes einzelne ihrer Worte, die klar und kalt wie Eiszapfen waren. »Leto, mein Sohn«, sagte Helena, »jetzt bist *du* der Herzog Atreides.«

50

Das maschinelle Mittel-Gegenmittel-Prinzip: Jedes technische Gerät enthält bereit sein Gegenteil und damit die Werkzeuge seiner eigenen Vernichtung.

Gian Kana,
Kaiserlicher Patent-Zar

Es dauerte nicht lange, bis die Invasoren permanente Veränderungen in den prosperierenden Untergrundstädten etabliert hatten. Viele unschuldige Ixianer starben und viele andere verschwanden spurlos, während C'tair darauf wartete, dass jemand ihn fand und tötete.

Während seiner kurzen Ausflüge erfuhr C'tair, dass Vernii, die ehemalige Hauptstadt von Ix, von den Tleilaxu in Hilacia umbenannt worden war. Die fanatischen Usurpatoren ließen sogar die imperialen Aufzeichnungen ändern, so dass der neunte Planet des Alkaurops-Systems darin nun unter dem Namen Xuttuh geführt wurde.

C'tair hätte am liebsten jeden Tleilaxu, dem er begegnete, erwürgt, aber er hatte einen viel subtileren Plan entwickelt.

Er kleidete sich wie ein Arbeiter der untersten Kategorie und fälschte Formulare, die nun bewiesen, dass er früher einen kleinen Aufseherposten gehabt hatte, eine Stufe über den Suboiden, der eine Gruppe von zwölf Personen überwacht hatte. Er hatte genug über das Schweißen und Versiegeln von Schiffsrumpfplatten gelesen, um behaupten zu können, in diesem Job gearbeitet zu haben. Niemand würde wesentlich mehr von ihm erwarten.

Um ihn herum waren die Bene Tleilax damit beschäftigt, seine Stadt zu plündern und sie in eine düstere Hölle zu verwandeln.

Die Veränderungen ließen ihn schaudern, er verachtete

die Unverschämtheit der Tleilaxu. Und nach seinen Beobachtungen hatten die imperialen Sardaukar diese Abscheulichkeiten sogar noch unterstützt.

Im Augenblick konnte C'tair nichts dagegen tun; er musste auf den richtigen Zeitpunkt warten. Er war hier ganz allein: Sein Vater hielt sich im Exil auf Kaitain auf und wagte es nicht, nach Ix zurückzukehren, seine Mutter war ermordet, sein Zwillingsbruder von der Gilde fortgebracht. Nur er war noch übrig geblieben und musste sich wie eine Ratte in den Wänden verstecken.

Aber Ratten konnten beträchtlichen Schaden anrichten.

Im Laufe der Monate lernte C'tair sich anzupassen, den Eindruck eines unbedeutenden und eingeschüchterten Bürgers zu vermitteln. Er hielt den Blick stets gesenkt und verzichtete auf eine gründliche Reinigung seiner Hände, seiner Kleidung oder seiner Haare. Niemand durfte ahnen, dass er der Sohn des ehemaligen Botschafters auf Kaitain war, dass er dem Haus Vernius treu gedient hatte – und immer noch dazu bereit war, wenn sich irgendeine Möglichkeit fand, es zu tun. Er hatte sich ungehindert im Großen Palais bewegt und sich häufig in der Nähe der Tochter des Grafen aufgehalten. Wenn diese Dinge bekannt wurden, würden sie für ihn das Todesurteil bedeuten.

Sein wichtigstes Ziel bestand darin, eine Entdeckung seines abgeschirmten Verstecks mit den technischen Geräten, die er dort hortete, durch die rasenden Maschinenstürmer zu verhindern. Sein Lager war vielleicht die letzte Hoffnung für Ix.

Überall in den Höhlen der Stadt beobachtete C'tair, wie Schilder heruntergerissen wurden, Straßen und Bezirke umbenannt wurden, während die Gnome – nur Männer, keine Frauen – die großen Forschungseinrichtungen besetzten, um darin ihre eigenen geheimen und verruchten Projekte zu verfolgen. Die Straßen, Gehwege und Gebäude wurden von diensteifrigen Sardaukar, die unverhüllt auftraten, oder Gestaltwandlern der Invasoren bewacht.

Kurz nachdem ihr Sieg gefestigt war, hatten sich die Tlei-

laxu-Meister gezeigt und die rebellierenden Suboiden ermutigt, ihren Zorn an sorgsam ausgewählten und genehmigten Zielen auszulassen. C'tair hatte sich im Kostüm eines einfachen Werktätigen in Zurückhaltung üben müssen, als die glatthäutigen Arbeiter sich um die Fabrik scharten, in der die neuen selbstlernenden Kampfmaschinen hergestellt worden waren.

»Das Haus Vernius hat das Unheil wissentlich heraufbeschworen!«, schrie ein charismatischer Agitator der Suboiden, mit ziemlicher Sicherheit ein Gestaltwandler der Tleilaxu. »Sie wollten die Denkmaschinen zurückbringen. Zerstört diesen Sündenpfuhl!«

Während die ixianischen Überlebenden in hilflosem Schrecken zusehen mussten, hatten die Suboiden die Plazfenster eingeschlagen und die kleine Fabrik mit Thermalbomben in Brand gesetzt. Sie johlten im religiösen Eifer und warfen Steine.

Ein Tleilaxu-Meister auf einem hastig errichteten Podium hatte in die Verstärker gebrüllt: »Wir sind eure neuen Herren, und wir werden dafür sorgen, dass die Produktionsanlagen von Ix im Einklang mit der Großen Konvention betrieben werden.« Die Flammen knisterten, und einige Suboiden jubelten, aber die meisten schienen ihm gar nicht zuzuhören. »Wir müssen den angerichteten Schaden so schnell wie möglich reparieren und wieder zum normalen Betrieb zurückkehren – natürlich unter verbesserten Bedingungen für die Suboiden.«

C'tair hatte sich umgesehen, das brennende Gebäude betrachtet und sich schlecht gefühlt.

»Jede ixianische Technik muss fortan durch eine strenge religiöse Kommission geprüft werden, um ihre Eignung festzustellen. Jedes fragwürdige Technikprodukt wird verschrottet. Niemand wird mehr eure Seelen in Gefahr bringen, indem man euch an ketzerischen Maschinen zu arbeiten zwingt.« Weiterer Jubel, weiteres zerschmettertes Plaz, ein paar Schreie.

C'tair hatte jedoch erkannt, dass diese Übernahme den

Tleilaxu enorme Kosten verursachen würde, selbst wenn sie Unterstützung durch das Imperium erhielten. Da Ix einer der größten Wirtschaftsfaktoren des Imperiums gewesen war, konnten es sich die neuen Herrscher nicht leisten, die Produktionskapazitäten auf Dauer einfach herunterzufahren. Die Tleilaxu würden einige der fragwürdigen Produkte, zum Beispiel die reaktiven Kampfmaschinen, öffentlichkeitswirksam vernichten, aber er war sicher, das keins der wirklich gewinnträchtigen Erzeugnisse vom Markt genommen wurde.

Trotz der Versprechungen der neuen Herren hatten die Suboiden wieder ihre alte Arbeit übernehmen müssen - die Aufgabe, für die sie gezüchtet worden waren -, nur dass sie diesmal den Plänen und Anweisungen der Tleilaxu folgen sollten. C'tair erkannte, dass die Fabriken schon bald wieder die Produktion aufnehmen würden, so dass Schiffsladungen voller Solaris in die Kassen der Bene Tleilax zurückflossen, um die Verluste durch dieses teure militärische Abenteuer wettzumachen.

Nun jedoch würden die strenge Geheimhaltung und Sicherheit, die von vielen Generationen der Familie Vernius aufgebaut worden war, gegen das Haus arbeiten. Ix hatte sich noch nie in die Karten blicken lassen, also würde kaum jemand einen Unterschied bemerken. Sobald die zahlenden Kunden wieder beliefert wurden, hätte im Imperium niemand mehr einen Grund, sich genauer für die ixianische Innenpolitik zu interessieren. Auf allen anderen Welten würde man bald vergessen, was hier geschehen war. Die Angelegenheit wurde sauber unter den Teppich gekehrt.

Genau darauf scheinen die Tleilaxu zu bauen, dachte C'tair. Der gesamte Planet Ix - er würde niemals, nicht einmal in Gedanken, den Namen Xuttuh verwenden - wurde als großes Geheimnis vor dem Rest des Imperiums abgeschirmt... ähnlich wie es die Bene Tleilax schon seit Jahrhunderten mit ihren Heimatwelten machten.

Die neuen Herren schränkten den Reiseverkehr ein und setzten Ausgangssperren mit tödlichem Nachdruck durch.

Gestaltwandler stöberten »Verräter« auf, die sich in ähnlichen Räumen wie C'tair versteckten, und exekutierten sie ohne viel Federlesens. Die Unterdrückung schien allgegenwärtig, aber er schwor sich, niemals aufzugeben. Dies war seine Welt, und er wollte für sie kämpfen, auf welche Weise auch immer.

C'tair verriet niemandem seinen Namen und bemühte sich um Unauffälligkeit – aber er lauschte aufmerksam, horchte auf jede geflüsterte Geschichte, jedes Gerücht, und er entwickelte Pläne. Da er nicht wusste, wem er vertrauen konnte, hielt er jeden für einen möglichen Informanten, rechnete ständig mit Gestaltwandlern oder Kollaborateuren. Manchmal waren Informanten sehr leicht durch ihre direkten Fragen zu identifizieren: *Wo arbeiten Sie? Wo leben Sie? Was machen Sie auf dieser Straße?*

Andere waren jedoch nicht so einfach zu durchschauen, wie zum Beispiel die bucklige alte Frau, mit der er ein Gespräch begonnen hatte. Er hatte sie nur nach dem Weg zu einer Fabrik fragen wollen, die man ihm zugeteilt hatte. Sie hatte nichts Auffälliges oder Besonderes an sich gehabt, außer ihrem Bemühen um einen harmlosen Eindruck... etwa wie ein Kind, das eine Handgranate in der Hosentasche herumtrug.

»Eine interessante Wortwahl«, hatte sie gesagt, obwohl er sich schon gar nicht mehr an seine genauen Worte erinnern konnte. »Und Ihr Tonfall... sie könnten dem ixianischen Adel entstammen.« Sie blickte bedeutungsvoll auf die Ruinen der Stalaktit-Gebäude an der Decke.

»N-nein«, hatte er stammelnd geantwortet. »Aber ich b-bin mein ganzes Leben lang D-diener gewesen, und vielleicht habe ich einige ihrer widerlichen Angewohnheiten aufgeschnappt. Dafür muss ich mich entschuldigen.« Er hatte sich verbeugt und war hastig weitergegangen, ohne von ihr eine Auskunft über den Weg erfahren zu haben.

Seine Antwort war ungeschickt und vielleicht sogar verräterisch gewesen, also hatte er die Kleidung weggeworfen, die er getragen hatte, und sich nie wieder in dieser Straße

blicken lassen. Anschließend hatte er mehr als je zuvor darauf geachtet, jeden Hinweis auf seine gesellschaftliche Herkunft aus seiner Ausdrucksweise zu verbannen. Nach Möglichkeit vermied er es ganz, mit Fremden zu sprechen. C'tair war empört, dass so viele Ixianer sich opportunisch in die Arme der neuen Herren geworfen und das Haus Vernius nach weniger als einem Jahr vergessen hatten.

Im Chaos der ersten Tage der Rebellion hatte C'tair technische Überreste gesammelt, aus denen er den transdimensionalen »Rogo«-Sender zusammengebaut hatte. Doch schon bald war alles bis auf die primitivsten Konstruktionen beschlagnahmt und als illegal gebrandmarkt worden. Immer noch griff sich C'tair, was er in die Finger bekam, und hortete alles, was sich irgendwie als nützlich erweisen konnte. Es lohnte sich in jedem Fall, dieses Risiko einzugehen.

Sein Kampf mochte noch Jahre, wenn nicht gar Jahrzehnte dauern.

Er dachte an seine gemeinsame Kindheit mit D'murr und an den verkrüppelten Erfinder Davee Rogo zurück. In seinem Privatlabor, das in einer Kohleader in der oberen Planetenkruste versteckt war, hatte der alte Rogo den Jungen viele interessante Dinge beigebracht und ihnen einige seiner fehlgeschlagenen Prototypen gezeigt. Rogo hatte gekichert, und seine hellen Augen hatten gefunkelt, wenn er die Zwillinge dazu anstachelte, einige seiner komplizierteren Erfindungen auseinander zu nehmen und wieder zusammenzubauen. C'tair hatte durch die Anleitungen des alten Mannes sehr viel gelernt.

Jetzt erinnerte sich C'tair an das mangelnde Interesse seines Bruders, als er ihm von der vagen Vision über den Trümmern erzählt hatte. Vielleicht war gar nicht der Geist von Davee Rogo von den Toten zurückgekehrt, um ihm Anweisungen zu geben. Er hatte nie eine ähnliche Erscheinung gesehen, weder davor noch danach. Aber dieses Erlebnis, ob es nun eine übernatürliche Botschaft oder eine Halluzination gewesen war, hatte es C'tair ermöglicht, ein

sehr menschliches Ziel zu erreichen: in Kontakt mit seinem Zwillingsbruder zu bleiben und das Band der Liebe zu erhalten, während sich D'murr in den Mysterien der Gilde verlor.

In seinen verschiedenen Verstecken musste C'tair ein Leben aus zweiter Hand führen, wenn er im Geist seines Bruders durch das Universum streifte, wenn sie wieder einmal über den Sender Verbindung hatten. Im Laufe der Monate erfuhr er aufgeregt und voller Stolz von D'murrs ersten Flügen durch den Warpraum, die er als Auszubildender in seinem eigenen Gildeschiff durchführte. Und vor einigen Tagen war D'murrs erster kommerzieller Auftrag genehmigt worden, ein unbemanntes Frachtschiff zu navigieren, das in die Leere jenseits des Imperiums vorstieß.

Wenn er weiterhin hervorragende Arbeit für die Gilde leistete, würde der Navigatorlehrling, der einmal D'murr Pilru gewesen war, bald dazu befördert, Waren und Passagiere zwischen den Hauptwelten der Großen Häuser zu transportieren, vielleicht sogar auf den begehrten Kaitain-Linien. Er würde zu einem richtigen Navigator werden und sich vielleicht sogar zum Posten eines Steuermanns emporarbeiten...

Doch das Kommunikationsgerät bereitete C'tair eine Reihe hartnäckiger Probleme. Die Silikatkristalle mussten mit einem Schneidstrahler zerteilt und dann präzise miteinander kombiniert werden. Dann funktionierten sie nur eine gewisse Zeit, bis sie sich unter der Belastung auflösten. Nach den ersten Haarrissen wurden sie unbrauchbar. C'tair hatte das Gerät viermal eingesetzt, um Kontakt mit seinem Bruder zu bekommen, und jedes Mal musste er anschließend in mühsamer Feinarbeit neue Kristalle anfertigen und einbauen.

C'tair stellte vorsichtige Beziehungen zu Schwarzmarktgruppen her, die ihn mit allem Benötigten versorgten. Die illegalen Silikatkristalle trugen dennoch Gravierungen, nach denen sie von der Religiösen Kommission genehmigt worden waren. Die erfindungsreichen Schwarzmarkthänd-

ler hatten ihre eigenen Methoden entwickelt, um die Genehmigungsmarken zu fälschen, und brachten sie auf allen ihren Artikeln an, um die Kontrollen der Besatzungsmacht zu hintertreiben.

Dennoch reduzierte er seine Kontakte mit den Geschäftsleuten auf ein Minimum, um das Risiko einer Entdeckung zu verringern... aber gleichzeitig verringerte er dadurch die mögliche Anzahl der Gespräche mit seinem Bruder.

* * *

C'tair stand hinter einer Barrikade, gemeinsam mit anderen nervösen und schwitzenden Menschen, die sich geflissentlich ignorierten. Er blickte über den weiten Höhlenboden zur Baustelle, wo sich das Skelett des teilweise montierten Heighliners erhob. An der Decke fehlten immer noch Teile des projizierten Himmels, und die Tleilaxu machten keine Anstalten, das System reparieren zu lassen.

Von Suspensoren getragene Flutlampen und Lautsprecher schwebten über der Menge, die auf weitere Anweisungen wartete. Niemand wollte Fragen stellen oder beantworten.

»Dieser Heighliner wurde nach nicht genehmigten Vernius-Konstruktionsplänen gebaut«, schallte eine geschlechtslose Stimme aus den Lautsprechern, die von den Felswänden zurückgeworfen wurde. »Er entspricht nicht den Anforderungen der Religiösen Kommission. Die Tleilaxu-Meister kehren zum vorherigen Design zurück, daher ist dieses Schiff unverzüglich zu demontieren.«

Ein leises Raunen der Bestürzung ging durch die Menge.

»Die Rohstoffe sollen wiederverwertet und neue Arbeitsgruppen gebildet werden. Die neue Bauphase beginnt in fünf Tagen.«

C'tairs Gedanken rasten, während Gestalten in kastanienbraunen Gewändern durch die Menge liefen und Gruppen zusammenstellten. Als Sohn des Botschafters hatte er Zugang zu Informationen gehabt, die für andere seines Alters

nicht verfügbar waren. Er wusste, dass die Heighliner des alten Designs deutlich kleinere Frachtkapazitäten und eine schlechtere Effizienz aufwiesen. Aber welches religiöse Motiv konnte die Invasoren davon abhalten, die Gewinnspannen zu vergrößern? Was erhofften sich die Tleilaxu von einer geringeren Effizienz im Raumtransport?

Dann erinnerte er sich an eine Geschichte, die sein Vater ihm in zuversichtlicheren Zeiten erzählt hatte. Demnach war der alte Imperator Elrood gar nicht von dieser Innovation begeistert gewesen, da sich dadurch seine Steuereinnahmen verringerten. Allmählich fügten sich die Teile des Puzzles zusammen. Das Haus Corrino hatte heimlich Sardaukar-Truppen zur Verfügung gestellt, um die ixianische Bevölkerung endgültig in die Knie zu zwingen, und C'tair erkannte, dass die Rückkehr zum alten Heighliner-Design möglicherweise eine Abmachung war, wie die Tleilaxu den Imperator für seine militärische Unterstützung entschädigen konnten.

Räder, die sich in Rädern drehten, die sich in Rädern drehten...

Ihm war übel. Wenn das stimmte, war ein unglaublich nichtiger Grund der Anlass gewesen, dass so viele Menschen ihr Leben verloren hatten, dass die ruhmreichen Traditionen von Ix zerstört worden waren, dass eine ganze Adelsfamilie und eine planetare Kultur entmachtet worden waren. Er war wütend auf jeden, der darin verwickelt war – sogar auf Graf Vernius, der das alles hätte vorhersehen müssen, der Maßnahmen hätte ergreifen müssen, sich nicht solche mächtigen Feinde zu schaffen.

Über die Lautsprecher wurde der Arbeitsbeginn angekündigt, und C'tair sollte sich einer Suboiden-Gruppe anschließen, die das erst teilweise fertiggestellte Schiff demontieren sollte, damit die Einzelteile zur späteren Wiederverwendung eingelagert werden konnten. Er bemühte sich um einen nichtssagenden Gesichtsausdruck, als er mit einem Schneidlaser Komponenten zerlegte und sich den Schweiß von der Stirn wischte. Er wünschte sich, er könnte

den Laser stattdessen gegen die Tleilaxu einsetzen. Andere Teams brachten die Träger und Platten fort.

Im hämmernden Lärm der Baustelle erinnerte sich C'tair an bessere Zeiten mit einer besseren Ordnung, als er mit D'murr und Kailea an die Aussichtsfenster getreten war und die riesige Grotte von oben überblickt hatte. Es schien schon ewig her zu sein. Sie hatten beobachtet, wie ein Navigator den letzten neuen Heighliner in den Orbit befördert hatte. Vielleicht war es das einzige derartige Schiff, das jemals gebaut worden war... wenn es C'tair und anderen nicht gelang, diese Maschinenstürmer aufzuhalten.

Das großartige Schiff zerfiel nach und nach in seine Einzelteile. Der hallende Lärm und der Gestank nach Chemikalien waren furchtbar. Arbeiteten die Suboiden ständig unter solchen Bedingungen? Wenn dem so war, verstand er allmählich, dass ihre Unzufriedenheit groß genug geworden war, um eine offene Revolte in Betracht zu ziehen. Aber C'tair konnte sich nicht vorstellen, dass es allein auf Betreiben der Arbeiter zu solch gewalttätigen Ausschreitungen gekommen war.

War dies alles ein Teil des Plans des Imperators gewesen? Um das Haus Vernius zu vernichten und den Fortschritt zu unterdrücken? Welche Rolle die Bene Tleilax in diesem Streit um Machtanteile in der Galaxis spielten, konnte C'tair nicht genau sagen. Von allen Völkern waren sie im gesamten Imperium am meisten verhasst. Zweifellos hätte Elrood jedes beliebige der Großen Häuser dafür gewinnen können, die Herrschaft über Ix zu übernehmen, ohne die Ökonomie des Imperiums zu beeinträchtigen. Aus welchem Grund hatte sich der Padischah-Imperator ausgerechnet mit diesen religiösen Fanatikern verbündet? Warum sollte er sich an ihnen die Hände schmutzig machen?

Voller Abscheu beobachtete C'tair andere Veränderungen wie die Umstellung von Produktionsanlagen, während er an der Zerlegung des Heighliners weiterarbeitete. Die neuen Tleilaxu-Herrscher waren emsige kleine Geschöpfe, die ständig auf geheimnisvolle Art umherhuschten, in den größten

Gebäuden von Ix undurchschaubare Aktivitäten entfalteten, ehemals frei zugängliche Bereiche abschotteten, Fenster verbarrikadierten, Lähmzäune und Minenfelder anlegten. *Um ihre kleinen, dreckigen Geheimnisse zu wahren.*

C'tair betrachtete es als seine Mission, so viel wie möglich von diesen Geheimnissen in Erfahrung zu bringen, ganz gleich, welche Mittel notwendig waren und wie viel Zeit es beanspruchen mochte. Die Tleilaxu mussten bekämpft werden...

51

Die grundlegende Frage: Warum existiert Leben?
Die Antwort: Um des Lebens willen.

Anonym,
vermutlich aus dem Zensunni-Umfeld

Zwei Ehrwürdige Mütter standen auf einem baumlosen Hügel, eine alte und eine junge. Die verblassende Sonne Laoujin hinter den Wolken warf lange Schatten ihrer schwarz gewandeten Gestalten auf den Abhang. Im Laufe der Jahrhunderte hatten zahllose andere Ehrwürdige Mütter an derselben Stelle unter derselben Sonne gestanden, um ernste Angelegenheiten ihres jeweiligen Zeitalters zu besprechen.

Wenn die zwei Frauen es wünschten, konnten sie sich durch die Weitergehenden Erinnerungen über diese Krisen der Vergangenheit informieren. Die Ehrwürdige Mutter Anirul Sadow Tonkin unternahm solche Gedankenzeitreisen häufiger als die meisten anderen. Für sie war jede Situation nur ein weiterer kleiner Schritt auf der langen, langen Straße. Im vergangenen Jahr hatte sie ihr bronzefarbenes Haar wachsen lassen, so dass ihr die Locken nun bis zum schmalen Kinn herabreichten.

Am Fuß des Hügels wurde ein Gebäude aus weißem Plastbeton errichtet. Wie Arbeitsbienen waren die Frauen, von denen jede den gesamten Bauplan im Kopf hatte, damit beschäftigt, die schweren Maschinen zu bedienen, um die Dachelemente an den vorgesehenen Platz zu heben. Für die seltenen Besucher von außen sah Wallach IX mit den Bibliotheken und Schulen immer gleich aus, obwohl die Schwesternschaft der Bene Gesserit ihre Welt ständig anpasste, veränderte und wachsen ließ, um zu überleben.

»Sie arbeiten zu langsam. Sie hätten längst fertig sein sollen«, sagte Anirul und rieb sich die Stirn. In letzter Zeit litt

sie unter chronischen Kopfschmerzen. So kurz vor Mohiams Niederkunft waren Aniruls Verpflichtungen als Kwisatz-Mutter enorm. »Ist Ihnen klar, dass es nur noch wenige Tage bis zum Geburtstermin sind?«

»Die Schuld kannst du nur dir allein geben, Anirul. Du hast gefordert, dass es keine gewöhnliche Entbindungsstation werden soll«, sagte die Mutter Oberin Harishka ernst. Die Kwisatz-Mutter errötete und wandte den Blick ab. »Jede Schwester weiß, wie wichtig diese Geburt ist. Viele ahnen, dass es nicht nur ein weiteres Kind ist, das im Netz unseres Zuchtprogramms verschwindet. Einige haben sogar vom Kwisatz Haderach gesprochen.«

Anirul schob sich eine lose Haarsträhne hinter das Ohr. »Unvermeidlich. Alle Schwestern kennen unseren Traum, aber nur wenige ahnen, wie nahe er der Verwirklichung gekommen ist.« Sie ordnete ihre Röcke und setzte sich in das weiche Gras der Hügelkuppe. Sie deutete auf die Baustelle, von der die Geräusche der Zimmerarbeiten herüberklangen. »Mohiam soll in einer Woche niederkommen, Mutter Oberin. Aber wir haben noch nicht einmal das Dach fertiggestellt.«

»Sie werden es schon schaffen, Anirul. Beruhige dich. Jede Schwester tut ihr Bestes, deinen Anweisungen Folge zu leisten.«

Anirul reagierte, als wäre sie geohrfeigt worden, dann riss sie sich zusammen. *Betrachtet mich die Mutter Oberin als ungestümes, unbeherrschtes Mädchen?* Vielleicht hatte sie ihre Forderungen zu hartnäckig durchgesetzt, so dass die Mutter Oberin ihr gelegentlich Groll entgegenbrachte. *Ist sie eifersüchtig, weil die Weitergehenden Erinnerungen mich auserwählt haben, ein so ehrgeiziges Projekt zu leiten? Ist sie neidisch auf mein Wissen?*

»Ich bin nicht so jung, wie Sie mich behandeln«, sagte Anirul, obwohl die Stimmen es besser wussten. Sehr wenige Bene Gesserit waren so intensiv von der Geschichte beseelt wie sie. Sehr wenige kannten sämtliche Schritte und Ränke des Kwisatz-Haderach-Programms, jeden Erfolg und jeden

Fehlschlag im Laufe der Jahrtausende, jede Abweichung vom Plan, der seit mehr als neunzig Generationen verfolgt wurde. »Ich habe das Wissen, um erfolgreich zu sein.«

Die Mutter Oberin blickte sie stirnrunzelnd an. »Dann hab größeres Vertrauen in Mohiam. Sie hat bereits neun Töchter für die Schwesternschaft zur Welt gebracht. Ich bin überzeugt, dass sie den richtigen Zeitpunkt für ihre Niederkunft bestimmen kann, selbst wenn sie dadurch ihre Wehen verlängern muss.« Der Wind zerrte eine Strähne ihres verwelkten Haars aus dem züchtigen Knoten und ließ ihn über die Wange der alten Frau wehen. »Ihre Rolle ist wesentlich wichtiger als irgendein Gebäude.«

Anirul sträubte sich gegen den tadelnden Tonfall. »Richtig. Und wir dürfen uns keinen weiteren Fehlschlag wie beim letzten Mal erlauben.«

Nicht einmal eine Ehrwürdige Mutter konnte sämtliche Facetten der Embryonalentwicklung überwachen. Durch ihre interne Kontrolle konnte sie ihren eigenen Metabolismus beeinflussen, aber nicht den des Kindes. Die Auswahl des Geschlechts geschah im biochemischen System der Mutter, wenn sie aussuchte, welches spezielle Ei sich mit welchem Spermium vereinigen sollte. Doch nachdem die Zygote in der Gebärmutter zu wachsen begonnen hatte, war sie praktisch auf sich allein gestellt, weil sie sich durch den Wachstumsprozess von der Mutter entfernte.

»Ich spüre, dass die Tochter sehr bedeutend sein wird, ein Katalysationspunkt.«

Ein lautes Krachen tönte von unten herauf, und Anirul verzog das Gesicht. Ein Teil des Daches war ins Innere des Gebäudes gestürzt, und die Schwestern gerieten in Aufregung, als sie den Fehler zu beheben versuchten.

Der Kommentar der Mutter Oberin war bemerkenswert vulgär.

* * *

Durch geradezu übermenschliche Anstrengungen gelang es, die Entbindungsstation rechtzeitig fertigzustellen, während

die Kwisatz-Mutter immer unruhiger wurde. In den letzten Stunden vor dem geplanten Geburtstermin erledigten Arbeiterinnen und Robos die abschließenden Feinheiten. Die medizinische Einrichtung wurde herangeschafft und angeschlossen. Leuchtgloben, Betten, Decken... selbst ein warmes Holzfeuer im archaischen Kamin, den Mohiam verlangt hatte.

Als Anirul und Harishka das neue Gebäude inspizierten, in dem es immer noch nach Staub und Baumaterial roch, hielten sie inne, um den lautstarken Einzug der hochschwangeren Gaius Helen Mohiam auf einem motorisierten Krankenbett zu beobachten. Sie befand sich bereits in den fortgeschrittenen Wehen. Ehrwürdige Mütter und medizinische Assistenten in weißen Kitteln begleiteten sie wie eine aufgeregte Schar Hühner.

»Das war zu knapp, Mutter Oberin«, sagte Anirul. »Es gefällt mir nicht, dass die ohnehin komplizierte Situation durch weiteren Stress belastet wird.«

»Das sehe ich genauso«, sagte Harishka. »Man wird den Schwestern für ihre Lethargie einen Tadel erteilen. Andererseits – wenn deine Wünsche nicht so ehrgeizig gewesen wären...« Sie ließ den Rest des Satzes unausgesprochen.

Anirul ging nicht darauf ein, sondern betrachtete die Verzierungen des Raums, die kunstvollen Einlegearbeiten aus Elfenbein und Perlmutt und die feinen Holzschnitzereien. Vielleicht hätte sie bei der Planung größeren Wert auf Funktionalität statt Ästhetik legen sollen...

Harishka verschränkte die dünnen Arme über der Brust. »Dieses Gebäude unterscheidet sich nicht sehr von dem, was wir vorher hatten. War der Neubau wirklich notwendig?«

»Es unterscheidet sich sehr wohl!«, widersprach Anirul. Sie errötete und versuchte den Tonfall der Rechtfertigung aus ihrer Stimme zu verdrängen. »Der alte Geburtssaal war einfach nicht mehr zweckmäßig.«

Die Mutter Oberin erlaubte sich ein gnädiges Lächeln. Sie verstand das Bedürfnis nach einem jungfräulichen Gebäude ohne alte Erinnerungen, ohne Geister der Vergangenheit. »Anirul, durch unsere Missionaria Protectiva manipulieren

wir den Aberglauben rückständiger Bevölkerungen... aber wir selbst sollten eigentlich nicht abergläubisch sein.«

Anirul beschloss, ihr diese Bemerkung nicht übel zu nehmen. »Ich versichere Ihnen, Mutter Oberin, eine solche Vermutung ist völlig absurd.«

Die Mandelaugen der älteren Frau glitzerten. »Andere Schwestern sagen, du würdest daran glauben, das ein Fluch auf dem alten Geburtssaal liegt, wodurch die Missbildungen des ersten Kindes hervorgerufen wurden... und sein mysteriöser Tod.«

Anirul richtete sich kerzengerade auf. »Jetzt ist kaum der geeignete Zeitpunkt, um über solche Dinge zu diskutieren, Mutter Oberin.« Sie begutachtete die hektischen Vorbereitungen - wie Mohiam auf das Entbindungsbett gelegt wurde, wie Schwestern warme Karthan-Handtücher, Kissen und Medikamente holten. An der Wand stand ein Inkubator mit blinkenden Kontrollen bereit. Erfahrene Hebammen bereiteten sich auf eventuelle Komplikationen vor.

Mohiam wirkte jetzt völlig gefasst und schien ihre Gedanken nach innen gewandt zu haben und zu meditieren. Doch Anirul fiel auf, wie alt sie aussah, als hätte sie nun die letzten Reste ihrer Jugend verloren.

Harishka legte ihre sehnige Hand auf Aniruls Unterarm, eine plötzliche und überraschende Geste der Nähe. »Wir alle können zum Opfer urtümlichen Aberglaubens werden, aber wir müssen uns dagegen wehren. Im Augenblick sollte deine einzige Sorge diesem Kind gelten. Die Schwesternschaft braucht eine gesunde Tochter mit einer großen Zukunft.«

Das medizinische Personal überprüfte die Ausrüstung und bezog rund um Mohiam Aufstellung, die sich auf dem Bett zurücklehnte und tief durchatmete. Ihre Wangen hatten sich durch die Anstrengung bereits gerötet. Zwei der Hebammen brachten sie in die seit Urzeiten übliche Entbindungsposition. Die schwangere Frau summte leise vor sich hin und ließ nur für einen winzigen Moment den Ausdruck der Qual über ihr Gesicht huschen, als sie eine besonders heftige Wehe erlebte.

Anirul hielt sich abseits, doch ohne das Geschehen aus den Augen zu lassen, und dachte darüber nach, was die Mutter Oberin soeben zu ihr gesagt hatte. Sie hatte tatsächlich heimlich einen Feng-Shui-Meister wegen der alten Entbindungsstation konsultiert. Der runzlige alte Mann mit terrasiatischen Zügen praktizierte eine uralte Zensunni-Lehre, nach der die Architektur, die Möblierung und der Einsatz von Farben und Licht erheblich zum Wohlergehen der Bewohner eines Hauses beitrugen. Mit einem wissenden Nicken hatte er erklärt, dass das alte Gebäude ungünstig platziert war, und Anirul erklärt, was unternommen werden musste. Das war einen Monat vor dem Geburtstermin gewesen, und die Kwisatz-Mutter hatte sich alle Mühe gegeben, keine Zeit zu verlieren.

Als sie nun sah, wie das Licht nicht von künstlichen Leuchtgloben kam, sondern großzügig aus wirklichen Fenstern und Oberlichtern auf Mohiams Bett fiel, konnte sie sich beruhigen, dass sie nicht aus »Aberglauben« gehandelt hatte. Im Feng Shui ging es darum, sich mit der Natur in Einklang zu bringen und sich seiner Umgebung bewusst zu werden – eine Philosophie, die letztlich gar nicht so weit von der Lehre der Bene Gesserit entfernt war.

Zuviel hing von dieser Geburt ab. Wenn es ein zusätzliches Risiko gab – sei es auch noch so klein –, wollte Anirul sich nicht vorwerfen müssen, es übersehen zu haben. In ihrer Position hatte sie genügend Einfluss, um den Bau einer neuen Entbindungsstation zu verlangen, die den Empfehlungen des Feng-Shui-Meisters entsprach. Dann hatte sie den alten Mann fortgeschickt und die anderen Schwestern im Glauben gelassen, er wäre lediglich ein Gärtner auf Besuch gewesen.

Nun rückte sie ein Stück näher an Mohiams Bett heran und betrachtete ihre Patientin. Anirul hoffte, dass der alte Mann Recht behielt. Diese Tochter war ihre letzte Chance.

* * *

Als Mohiam sich ganz darauf konzentrierte, geschah es sehr schnell.

Das energische Schreien eines Babys erfüllte bald den Saal, und Anirul hob ein makelloses Mädchen empor, so dass die Mutter Oberin es sehen konnte. Selbst die Stimmen der Weitergehenden Erinnerungen jubelten über diesen Erfolg. Alle Anwesenden strahlten begeistert über diese lange erwartete Geburt. Das Kind strampelte aufgeregt.

Schwestern rieben Mutter und Neugeborenes mit Handtüchern trocken und gaben Mohiam Saft zu trinken, um ihren Flüssigkeitsverlust auszugleichen. Anirul reichte ihr das Baby. Mohiam, die immer noch von der anstrengenden Niederkunft schwer atmete, nahm das Mädchen an und betrachtete es. Auf ihrem Gesicht erschien ein stolzes Lächeln, das völlig untypisch für sie war.

»Dieses Kind soll den Namen *Jessica* tragen. Das bedeutet ›Reichtum‹«, verkündete Mohiam. Als sich die übrigen Schwestern zurückzogen, starrte sie Anirul und Harishka an, die zu ihr getreten waren. In gerichtetem Flüstern, das nur sie hören konnten, sagte sie: »Ich weiß, dass dieses Kind ein Teil des Kwisatz-Haderach-Programms ist. Die Stimmen der Weitergehenden Erinnerungen haben es mir verraten. Ich hatte eine Vision, und ich weiß, welche schreckliche Zukunft uns bevorsteht, wenn dieses Kind unsere Erwartungen nicht erfüllt.«

Anirul und die Mutter Oberin tauschten einen beunruhigten Blick. Harishka schien zu hoffen, dass diese Offenbarung die Rolle der Kwisatz-Mutter innerhalb des Programms schwächen könnte, und antwortete ebenfalls flüsternd: »Du stehst unter dem Schweigegebot. Dein Kind soll die Großmutter des Kwisatz Haderach werden.«

»Das habe ich mir bereits gedacht.« Mohiam ließ sich auf das Kissen zurücksinken, um sich des Ausmaßes dieser Bestimmung bewusst zu werden. »Schon bald...«

Außerhalb des Gebäudes ertönte Applaus und Jubel, als sich die Nachricht von der Geburt durch den Komplex der Schwesternschaft verbreitete. Auf den Galerien über den

Bibliotheksenklaven und in den Diskussionsräumen sammelten sich Akoluthen und Lehrerinnen, um das glückliche Ereignis zu feiern, obwohl nur einer Handvoll die wahre Bedeutung dieses Kindes für das Zuchtprogramm bekannt war.

Gaius Helen Mohiam gab das Baby an die Hebammen weiter. Sie wollte keine mütterliche Bindung aufbauen, die von den Bene Gesserit ohnehin untersagt war. Obwohl sie nicht die Selbstbeherrschung verlor, fühlte sie sich erschöpft, zutiefst müde und *alt*. Diese Jessica war die zehnte Tochter, die sie für die Schwesternschaft zur Welt gebracht hatte, und sie hoffte, dass sie damit nun ihre Gebärpflichten erfüllt hatte. Sie blickte zur jungen Ehrwürdigen Mutter Anirul Sadow Tonkin auf. Wie konnte sie ihre Leistung noch übertreffen? Jessica... ihre Zukunft.

Es ist ein großes Glück, an diesem Augenblick teilhaben zu dürfen, dachte Anirul, als sie auf die erschöpfte Mutter hinabschaute. Es kam ihr irgendwie seltsam vor, dass von allen Schwestern, die seit Tausenden von Jahren auf das Ziel hingearbeitet hatten, die nun in den Weitergehenden Erinnerungen ebenfalls anwesend waren, ausgerechnet *sie* diejenige war, die Jessicas Geburt betreute. Anirul würde dieses Kind persönlich durch die Jahre der Ausbildung führen, bis zum entscheidenden Moment der sexuellen Vereinigung, die nötig war, um das Zuchtprogramm in die vorletzte Phase eintreten zu lassen.

Das Baby hatte inzwischen zu schreien aufgehört und lag friedlich in eine Decke gehüllt in der wohligen Wärme seines schützenden Bettes.

Anirul sah durch die Plazscheibe und versuchte sich vorstellen, wie Jessica als erwachsene Frau aussehen mochte. Im Geist verlängerte sie das Gesicht des Babys, bis sie das Bild einer hochgewachsenen Lady von großer Schönheit vor sich sah. Sie hatte die adligen Züge ihres Vaters, des Barons Harkonnen, sowie seine vollen Lippen und glatte Haut. Der Baron würde seiner Tochter niemals begegnen oder jemals ihren Namen erfahren, denn ihre Iden-

tität sollte fortan eins der bestgehüteten Geheimnisse der Bene Gesserit sein.

Wenn Jessica erwachsen war, würde ihr eines Tages befohlen werden, eine Tochter zu gebären, und dieses Kind musste dem Sohn von Abulurd Harkonnen vorgestellt werden, dem jüngsten Halbbruder des Barons. Zur Zeit hatten Abulurd und seine Frau nur einen Sohn, Rabban, aber Anirul hatte bereits etwas in die Wege geleitet, das sie veranlassen sollte, weitere Kinder zu haben. Dadurch wurden die Chancen verbessert, dass mindestens ein männliches Kind lange genug überlebte. Außerdem war es günstiger im Hinblick auf die genetische Selektion und die Wahrscheinlichkeit einer sexuellen Verbindung.

Anirul hatte nach wie vor den Eindruck eines gigantischen Puzzles, dessen Teile isolierte Ereignisse im unfassbaren Zuchtprogramm der Bene Gesserit repräsentierten. Jetzt mussten nur noch wenige Teile an die richtige Position gebracht werden, dann wurde der Kwisatz Haderach leibhaftige Realität – das allmächtige männliche Wesen, das Raum und Zeit überbrücken konnte, das höchste von den Bene Gesserit geschaffene Werkzeug.

Anirul fragte sich – wie schon häufig zuvor, ohne dass sie es jemals gewagt hatte, darüber zu sprechen –, ob ein solcher Mann die Bene Gesserit dazu bringen konnte, zu einem wahren religiösen Eifer zurückzufinden, ähnlich dem Fanatismus der Butler-Familie. Was war, wenn er sich von anderen als Gott verehren ließ?

Sie konnte es sich kaum vorstellen: die Bene Gesserit, die die Religion nur zur Manipulation anderer einsetzten, unter dem Bann ihres eigenen Messias. Sie bezweifelte, dass es jemals dazu kommen konnte.

Die Ehrwürdige Mutter Anirul verließ das Geburtshaus, um mit ihren Schwestern zu feiern.

52

Die sicherste Methode, ein Geheimnis zu wahren, besteht darin, die Menschen glauben zu lassen, sie wüssten es längst.

Alte Fremen-Weisheit

»Umma Kynes, du hast viel erreicht«, sagte der einäugige Heinar. Die beiden Männer saßen auf einem Felsvorsprung über ihrem Sietch. Der Naib behandelte ihn jetzt als Gleichrangigen und übertrieb es häufig gar mit seinen Respektbekundungen. Kynes hatte es inzwischen aufgegeben, jedes Mal zu protestieren, wenn das Wüstenvolk ihn mit »Umma« anredete, ihrem Wort für »Prophet«.

Heinar und er beobachteten den kupferroten Sonnenuntergang hinter dem weiten Dünenfeld der Großen Erg. In der Ferne hing ein Schleier über dem Horizont – die letzten Überreste eines Sandsturms, der am vergangenen Tag vorbeigezogen war.

Mächtige Winde hatten die Dünen gesäubert und geglättet und der Landschaft eine neue Gestalt gegeben. Kynes lehnte sich entspannt gegen den harten Fels und nahm einen Schluck vom scharfen Gewürzkaffee.

Als die schwangere Frieth gesehen hatte, dass die beiden Männer nach oben gehen wollten, um außerhalb des Sietch die Sonne des sich neigenden Tages zu verabschieden, war sie ihrem Ehemann hinterhergeeilt. Ein prächtiges Kaffeeservice aus Messing stand zwischen ihnen auf einem flachen Stein. Frieth hatte es mitgebracht, gemeinsam mit einer Auswahl der knusprigen Sesamkekse, die Kynes so liebte. Als ihm endlich einfiel, sich für ihre Aufmerksamkeit zu bedanken, hatte Frieth sich längst stumm wie ein Schatten in die Höhlen zurückgezogen.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Kynes auf den Kommen-

tar des Naibs mit einem geistesabwesenden Nicken reagierte. »Ja, ich habe viel erreicht, aber es gibt immer noch viel zu tun.« Er dachte an die außergewöhnlich komplexen Pläne, die nötig waren, um seinen Traum von einer Wiedergeburt *Dunes* zu verwirklichen – ein Name, der im Imperium kaum bekannt war.

Das Imperium. In letzter Zeit dachte er nur noch selten an den alten Imperator, nachdem sich seine Ziele und sein ganzes Leben so einschneidend verändert hatten. Kynes konnte nie mehr in seine alte Stellung als einfacher Kaiserlicher Planetologe zurückkehren, nicht nach allem, was er mit diesen Menschen der Wüste erlebt hatte.

Heinar packte das Handgelenk seines Freundes. »Es heißt, der Sonnenuntergang sei eine Zeit des Nachdenkens und Abwägens, mein Freund. Lass uns auf das zurückschauen, was wir bereits erreicht haben, statt uns von den leeren Abgründen der Zukunft überwältigen zu lassen. Du bist erst seit wenig mehr als einem Jahr auf diesem Planeten, und doch hast du schon einen Stamm und eine Frau gefunden.« Heinar lächelte. »Und bald wirst du auch ein Kind haben, vielleicht einen Sohn.«

Kynes antwortete ihm mit einem wehmütigen Lächeln. Frieths Schwangerschaft neigte sich allmählich dem Ende zu. Er war einigermaßen überrascht gewesen, dass sie überhaupt schwanger geworden war, da er so häufig unterwegs war. Er war sich immer noch nicht sicher, was er von seiner bevorstehenden Rolle als erstmaliger Vater halten sollte. Er hatte noch nie darüber nachgedacht.

Doch die Geburt fügte sich hervorragend in den großen Plan ein, den er für diesen erstaunlichen Planeten verfolgte. Wenn sein Kind erwachsen war, konnte es die Führung der Fremen übernehmen, um seine Arbeit fortzusetzen, nachdem er selbst nicht mehr war. In seiner Gesamtheit umfasste der Plan Jahrhunderte.

Als Planetologe musste er in längeren Zeiträumen denken, was die Fremen gar nicht gewohnt waren – obwohl man es aufgrund ihrer langen, schwierigen Vergangenheit

hätte erwarten sollen. Das Wüstenvolk besaß eine mündliche Überlieferung, die Jahrtausende zurückreichte; die im Sietch kursierenden Erzählungen beschrieben ihre endlosen Wanderungen von Planet zu Planet, die Geschichte eines versklavten und verfolgten Volkes, das schließlich eine neue Heimat an einem Ort gefunden hatte, wo niemand sonst zu leben wagte.

Die Lebensweise der Fremen war sehr traditionell und änderte sich kaum von einer Generation zur nächsten. Daher konnten sie sich nur schwer einen großmaßstäblichen Fortschritt vorstellen. Sie waren bisher selbstverständlich davon ausgegangen, dass sie sich ihrer Umgebung anpassen mussten, nicht umgekehrt, dass sie eher die Gefangenen als die Herren dieser Welt waren.

Kynes hoffte, all dies zu ändern. Er hatte seinen großen Plan entworfen und ungefähre Zeitpunkte für Anpflanzungen und Bewässerungen festgelegt, die Meilensteine des Fortschritts. Hektar um Hektar sollte *Dune* die Wüste abgerungen werden.

Seine Fremen-Helfer durchkämmten die Landschaft, entnahmen der Großen Bled Bohrproben, sammelten geologische Daten in der Kleineren Erg und der Ebene der Gefallenen – aber viele Terraformungs-Faktoren blieben immer noch unbekannte Variablen.

Täglich fügten sich neue Aspekte ins Gesamtbild ein. Als er sich wünschte, bessere Karten der Planetenoberfläche zu haben, erfuhr er zu seinem Erstaunen, dass die Fremen längst detaillierte topographische Karten und sogar klimatische Aufzeichnungen besaßen. »Warum habe ich diese Daten nicht viel früher bekommen?«, hatte Kynes gefragt. »Ich war der Kaiserliche Planetologe, und die Satellitenkarten, die man mir zur Verfügung stellte, waren beklagenswert ungenau.«

Der alte Heinar hatte ihn angegrinst und mit seinem einzigen Auge geblinzelt. »Wir zahlen der Raumgilde ein nicht unerhebliches Bestechungsgeld, damit sie uns nicht zu genau beobachten. Der Preis ist hoch, aber die Fremen sind

frei – und die Harkonnens tappen im Dunkeln, genauso wie das übrige Imperium.«

Zuerst war Kynes erstaunt, dann einfach nur dankbar, dass er jetzt einen großen Teil der geographischen Daten besaß, die er benötigte. Sofort schickte er Händler los, um Kontakt mit Schmugglern aufzunehmen und genetisch manipuliertes Saatgut widerstandsfähiger Wüstenpflanzen zu erwerben. Er musste ein komplettes Ökosystem entwerfen und aus dem Nichts aufbauen.

Auf großen Ratsversammlungen fragten die Fremen ihren neuen »Propheten«, worin der nächste Schritt bestand, wie lange jede Phase dauern und wann *Dune* zu einer grünen Welt werden würde. Kynes hatte seelenruhig in den Tabellen mit seinen geschätzten Berechnungen nachgesehen und wie ein Lehrer, dem ein Kind eine unglaublich simple Frage gestellt hatte, die Achseln gezuckt und geantwortet: »Es wird zwischen dreihundert und fünfhundert Jahre dauern, vielleicht auch etwas länger.«

Einige der Fremen hatten ein verzweifeltes Stöhnen unterdrückt, während die übrigen stoisch ihrem Umma lauschten, um dann genauso stoisch zu tun, was er von ihnen verlangte. *Dreihundert bis fünfhundert Jahre!* Eine sehr lange Zeit, die ihre persönliche Lebensspanne weit übertraf. Die Fremen mussten sich verändern.

Der Assassine Uliet hatte eine göttliche Vision empfangen und sich für diesen Mann geopfert. Von diesem Augenblick an waren die Fremen von Kynes' göttlicher Inspiration überzeugt gewesen. Er musste nur auf etwas zeigen, und jeder Fremen des Sietch tat, was er verlangte.

Jeder andere Mensch wäre durch diese Macht vielleicht in Versuchung geführt worden. Doch Pardot Kynes nahm sie einfach als gegeben hin und setzte seine Arbeit fort. Wenn er in die Zukunft sah, dachte er in Begriffen von Äonen, Populationen und Welten, nicht in Tagen, Individuen oder Landparzellen.

Als die Sonne nun in einer Symphonie aus Farben unter dem Sandhorizont verschwand, leerte Kynes den letzten

Rest seines Gewürzkaffees, dann wischte er sich mit dem Unterarm über den staubigen Bart. Obwohl Heinar ihn dazu aufgefordert hatte, fiel es ihm schwer, geduldig das vergangene Jahr Revue passieren zu lassen... die notwendigen Aufgaben in den kommenden Jahrhunderten schienen so viel bedeutender zu sein und viel mehr seiner Aufmerksamkeit zu bedürfen.

»Heinar, wie viele Fremen leben hier?«, fragte er, als er über die stille Wüste blickte. Er hatte in Geschichten von vielen anderen Sietches gehört, hatte einzelne Fremen in den Städten und Dörfern der Harkonnens gesehen... aber sie waren ihm wie die Geister einer vom Aussterben bedrohten Spezies erschienen. »Wie viele leben auf dem Planeten?«

»Möchtest du, dass wir unser Volk zählen, Umma Kynes?«, fragte Heinar zurück. Er zeigte kein ungläubiges Erstaunen, sondern erkundigte sich lediglich nach seinen Wünschen.

»Ich muss wissen, wie groß die Bevölkerung ist, wenn ich die Aktivitäten plane. Ich muss wissen, wie viele Arbeiter uns zur Verfügung stehen.«

Heinar stand auf. »Es wird geschehen. Wir zählen all unsere Sietches und die Menschen, die darin leben. Ich werde Sandreiter und Distrans-Fledermäuse zu allen Gemeinschaften schicken, und schon bald wirst du über die Zahlen verfügen.«

»Vielen Dank.« Kynes nahm seine Tasse, doch bevor er selbst das Kaffeegeschirr einsammeln konnte, war Frieth aus dem Schatten der Höhle gekommen – sie musste dort die ganze Zeit gewartet haben –, um ihm diese Arbeit abzunehmen. Ihre Schwangerschaft schien sie nicht im Geringsten in ihrer Beweglichkeit zu behindern.

Die erste Volkszählung der Fremen, dachte Kynes. *Ein historischer Augenblick.*

* * *

Mit strahlenden Augen und voller Eifer kam Stilgar am nächsten Morgen in Kynes' Wohnhöhle. »Wir packen alles

für deine lange Reise weit in den Süden zusammen, Umma Kynes. Wir müssen dir wichtige Dinge zeigen.«

Seit er sich von der Verletzung durch die Harkonnens erholt hatte, war Stilgar zu einem der glühendsten Anhänger Kynes' geworden. Er schien durch die Beziehung zum Planetologen, seinem Schwager, an Status gewonnen zu haben. Doch Stilgar dachte nicht an seinen persönlichen Vorteil, sondern nur an das Wohl aller Fremen.

»Wie lange wird die Reise dauern?«, erkundigte sich Kynes. »Und wohin geht sie?«

Der junge Mann zeigte ihm ein breites Grinsen aus weiß funkelnden Zähnen. »Eine Überraschung! Du musst es mit eigenen Augen sehen, sonst wirst du es niemals glauben. Betrachte es als ein Geschenk, das wir dir machen.«

Neugierig blickte Kynes sich zur Nische mit seinem Arbeitsplatz um. Er wollte seine Notizen mitnehmen, um die Reise zu dokumentieren. »Aber wie lange wird sie dauern?«

»Zwanzig Klopfer«, antwortete Stilgar in der Terminologie der Wüste, dann rief er ihm im Gehen über die Schulter zu: »Sie geht weit nach Süden.«

Obwohl Kynes' Frau Frieth hochschwanger war, arbeitete sie viele Stunden an den Webstühlen und in den Reparaturwerkstätten für Destillanzüge. An diesem Morgen hatte Kynes an ihrer Seite seinen Kaffee getrunken und gefrühstückt, aber sie hatten kaum ein Wort miteinander gesprochen. Frieth beobachtete ihn nur, und er hatte das Gefühl, überhaupt nichts zu verstehen.

Fremen-Frauen schienen in ihrer eigenen Welt zu leben, bildeten eine eigene Sektion in der Gesellschaft dieser Wüstenbewohner. Sie isolierten sich viel stärker als in anderen Kulturen, die Kynes überall im Imperium kennen gelernt hatte. Es hieß allerdings, dass Fremen-Frauen im Kampf eine beispiellose Wildheit entwickelten, und wenn ein Feind verwundet und hilflos der Gnade dieser Kämpferinnen ausgeliefert war, sollte er es vorziehen, sich ohne Zögern selbst zu töten.

Aber es gab auch noch das ungelöste Geheimnis der

Sayyadinas, der heiligen Frauen des Sietch. Bisher hatte Kynes nur eine gesehen, die in ein langes, schwarzes Gewand gekleidet gewesen war, ähnlich dem einer Ehrwürdigen Mutter der Bene Gesserit. Und kein Fremen schien bereit, ihm mehr über sie erzählen zu wollen. *Andere Welten, andere Geheimnisse.*

Kynes dachte daran, dass er eines Tages eine soziologische Studie anfertigen sollte, wie sich unterschiedliche Kulturen extremen Umweltbedingungen anpassten. Es wäre sicher eine interessante Frage, wie eine lebensfeindliche Welt die natürlichen Instinkte und die traditionellen Geschlechterrollen beeinflusste. Aber er hatte bereits genügend Arbeit zu erledigen. Außerdem war er Planetologe und kein Soziologe.

Nachdem er seine Mahlzeit beendet hatte, beugte sich Kynes vor und küsste seine Frau. Lächelnd tätschelte er ihren dicken Bauch unter den Gewändern. »Stilgar sagt, ich soll ihn auf einer Reise begleiten. Ich werde so bald wie möglich zurück sein.«

»Wie lange?«, fragte sie und dachte an die bevorstehende Niederkunft. Offensichtlich hatte Kynes den Geburtstermin seines eigenen Kindes nicht in seine langfristigen Pläne für den Planeten einbezogen.

»Zwanzig Klopfer«, sagte er, obwohl er keine Ahnung hatte, welcher Entfernung dieser Wert entsprach.

Frieth hob überrascht die Augenbrauen, dann senkte sie den Blick und begann mit dem Abräumen des Frühstücksgeschirrs. »Selbst die längste Reise vergeht schnell, wenn das Herz zufrieden ist.« Ihr Tonfall verriet kaum, wie enttäuscht sie war. »Ich werde auf deine Rückkehr warten, mein Mann.« Sie zögerte kurz, dann fügte sie hinzu: »Wähle einen guten Wurm.«

Kynes wusste nicht, was sie damit meinte.

Wenig später führten Stilgar und achtzehn weitere junge Fremen in voller Wüstenmontur den Planetologen durch die gewundenen Gänge nach unten und hinaus in das weite westliche Sandmeer. Kynes verspürte leichte Besorgnis. Das

ausgedörrte Land erschien ihm viel zu unermesslich und gefährlich. Jetzt war er froh, dass er nicht allein war.

»Unser Ziel liegt weit jenseits des Äquators, Umma Kynes, wo wir Fremen weiteres Land und unsere eigenen Geheimprojekte haben. Du wirst sehen.«

Kynes riss erstaunt die Augen auf. Er hatte nur schreckliche Geschichten über die unbewohnbaren südlichen Regionen gehört. Er starrte in die furchteinflößende Ferne, während Stilgar den Destillanzug des Planetologen überprüfte, Riemen nachzog und Filter justierte, bis er damit zufrieden war. »Aber wie wollen wir diese Reise bewältigen?« Er wusste, dass der Sietch über einen eigenen Ornithopter verfügte, aber nur einen Skimmer, der nicht annähernd groß genug war, um so viele Menschen zu befördern.

Stilgar blickte ihn mit erwartungsvoller Vorfreude an. »Wir werden *reiten*, Umma Kynes.« Er nickte dem jungen Mann zu, der seinerzeit den verwundeten Stilgar in Kynes' Fahrzeug in den Sietch zurückgebracht hatte. »Ommun wird heute zum Sandreiter werden. Das ist ein großes Ereignis für unser Volk.«

»Davon bin ich überzeugt«, sagte Kynes, der jetzt wirklich neugierig geworden war.

In ihren Wüstengewändern marschierten die Fremen in einer Reihe in den Sand hinaus. Unter den Umhängen trugen sie Destillanzüge und an den Füßen *Temag*-Wüstenstiefel. Der Blick ihrer indigoblauen Augen schien aus fernster Vergangenheit zu kommen.

Eine dunkle Gestalt lief voraus und bestieg in mehreren Hundert Metern Entfernung von der Gruppe eine lange Düne. Dort hob der Fremen einen langen, dunklen Stab und rammte ihn in den Sand. Dann hantierte er an den Kontrollen, bis Kynes ein gleichmäßiges, dröhnendes Pochen hörte.

Kynes hatte ein solches Gerät bereits auf der letztlich enttäuschenden Wurmjagd von Glossu Rabban gesehen. »Er will, dass ein Wurm kommt?«

Stilgar nickte. »Wenn es Gottes Wille ist.«

Ommun ging in die Knie und rollte auf dem Sand ein Tuch aus, in das mehrere Werkzeuge eingeschlagen waren, die er ordentlich sortierte. Lange Eisenhaken, spitze Stangen und Seile.

»Was macht er da?«, fragte Kynes.

Der pochende Rhythmus des Klopfers breitete sich im Boden aus. Die mit Vorräten und Ausrüstung beladenen Fremen warteten.

»Los! Wir müssen uns für die Ankunft von Shai-Hulud bereitmachen«, sagte Stilgar und bedeutete dem Planetologen, ihm zu folgen, als sie sich auf den von der Sonne ausgeglühten Dünen in Position brachten. Die Fremen unterhielten sich flüsternd.

Schließlich entdeckte Kynes, was er schon einmal erlebt hatte, das unvergessliche Zischen und Scharren eines Sandwurms, der sich unaufhaltsam dem Signal des Klopfers näherte.

Ommun, der oben auf einer Düne hockte, packte seine Haken und Stangen. An seiner Hüfte hing ein langes aufgewickeltes Seil. Er war völlig bewegungslos. Seine Fremen-Brüder warteten auf einer anderen Düne in der Nähe.

»Da! Siehst du ihn?«, sagte Stilgar, der seine Aufregung kaum noch unterdrücken konnte. Er zeigte nach Süden, wo der Sand wellenförmig aufgeworfen wurde, als hätte ein unterirdisches Kriegsschiff direkten Kurs auf den Klopfer genommen.

Kynes wusste nicht, was seine Begleiter beabsichtigten. Wollte Ommun das gewaltige Tier im Kampf bezwingen? War es eine Opferzeremonie, mit der ihre lange Reise durch die Wüste beginnen sollte?

»Mach dich bereit«, sagte Stilgar und griff nach Kynes' Arm. »Wir werden dir helfen, so gut wir können.«

Bevor der Planetologe eine weitere Frage stellen konnte, bildete sich ein tosender Sandwirbel um den Klopfer. Ommun wich ein Stück zurück, ging wieder in die Hocke und machte sich sprungbereit.

Dann brach das gigantische Maul des Sandwurms durch

die Oberfläche und verschlang den Klopfer. Der segmentierte Rücken des Monstrums erhob sich über die Wüste.

Ommun lief los, bemühte sich, mit dem sich bewegenden Wurm Schritt zu halten, aber der lose Sand behinderte ihn. Dann sprang er auf den Rücken der Bestie und zog sich mithilfe der Haken an einem Wurmsegment hoch.

Kynes verfolgte das Geschehen in ehrfürchtiger Fassungslosigkeit. Es gelang ihm weder, Klarheit in seine Gedanken zu bringen, noch zu verstehen, was dieser wagemutige junge Mann beabsichtigte. *Das kann nicht sein,* dachte er. *Es ist unmöglich.*

Ommun stieß einen der schaufelförmig gebogenen Haken in den Spalt zwischen zwei Segmenten des Wurms und riss daran, um die schützenden Ringe voneinander zu lösen und das rosafarbene Gewebe freizulegen.

Der Wurm drehte sich, um sein empfindliches Fleisch vor dem scharfen Sand zu schützen. Ommun kletterte weiter und setzte einen zweiten Haken an, um noch ein Segment zu öffnen, so dass der Wurm gezwungen war, sich etwas weiter aus seiner geheimen Welt unter der Wüstenoberfläche zu erheben. An der höchsten Stelle des Wurmrückens, direkt hinter dem gewaltigen Kopf, platzierte der junge Fremen eine Stange und ließ die langen Seile an der Flanke des Tieres herabhängen. Dann richtete er sich stolz auf dem Wurm auf und signalisierte den anderen, dass sie jetzt kommen konnten.

Jubelnd liefen die Fremen los, und Kynes stolperte hinterher. Drei weitere junge Männer kletterten an den Seilen hoch und setzten weitere »Bringerhaken« ein, wie sie sie nannten, damit der Wurm über der Sandoberfläche blieb. Das riesige Geschöpf setzte sich in Bewegung, aber recht ziellos, als könnte es nicht verstehen, warum es von diesen lästigen Wesen geärgert wurde.

Die Fremen, die am Boden nebenherliefen, warfen Vorräte hinauf, und weitere Pakete wurden mit Seilen auf den Rücken des Wurms gezogen. Die ersten Reiter errichteten in aller Eile ein kleines Lager. Von Stilgar angetrieben

rannte der maßlos erstaunte Kynes neben dem gigantischen Wurmkörper. Der Planetologe spürte, wie von unten Reibungshitze aufstieg, und er versuchte sich das ehrfurchtgebietende chemische Kraftwerk vorzustellen, das tief im Innern dieses Lebewesens brannte.

»Hinauf, Umma Kynes!«, rief Stilgar und half ihm, einen Fuß in eine Schlinge des Seils zu stecken. Unbeholfen zog sich Kynes hoch und fühlte sich sicherer, als seine Wüstenstiefel Halt an der rauen Haut des Wurms fanden. Er kletterte immer höher. Die glühende Hitze, die Shai-Hulud abstrahlte, raubte ihm fast den Atem, aber Stilgar half ihm, den Rücken zu erreichen, wo sich die anderen Reiter versammelt hatten.

Sie hatten eine improvisierte Plattform und einen Sitz für ihn aufgebaut – eine Art Sänfte. Die anderen Fremen blieben stehen und hielten die Seile. Es machte fast den Eindruck, als wollten sie einen wilden Hengst zähmen. Dankbar nahm Kynes den angebotenen Sitz an und hielt sich an den Armlehnen fest. Hier oben war ihm unwohl zumute, weil er eigentlich gar nicht hierher gehörte und mühelos abgeworfen und zu Tode gequetscht werden konnte. Bei den schwankenden Bewegungen des Wurms protestierte sein Magen.

»Normalerweise sind diese Sitze für unsere Sayyadinas reserviert«, sagte Stilgar. »Aber wir wissen, dass du keine Erfahrung mit dem Wurmreiten hast. Also ist dies jetzt der Ehrenplatz für unseren Propheten. Es ist überhaupt keine Schande.«

Kynes nickte geistesabwesend und blickte nach vorn. Die anderen Fremen gratulierten Ommun, der seine wichtige Probe erfolgreich bestanden hatte. Jetzt war er ein anerkannter Sandreiter, ein vollwertiges Mitglied des Sietch.

Ommun zog an den Seilen und Haken, um den Wurm zu lenken. »Haiiii-Yoh!« Das riesige Geschöpf raste über den Sand in Richtung Süden...

* * *

Kynes ritt den ganzen Tag, während ihm der trockene, staubige Wind ins Gesicht blies und der Sand im grellen Sonnenlicht lag. Er hatte keine Vergleichsmöglichkeit, um die Geschwindigkeit einzuschätzen, mit der sich der Wurm bewegte, aber er wusste, dass sie erstaunlich hoch sein musste.

In der heißen Luft roch er immer wieder Brisen aus frischem Sauerstoff, die sich mit dem Gestank nach verbranntem Feuerstein vermischten, der bei der Reibung des Wurmkörpers auf dem Sand entstand. Der Planetologe hatte bereits erkannt, dass der atmosphärische Sauerstoff auf *Dune* nicht ausschließlich durch Pflanzen erzeugt werden konnte; und nun wurde ihm klar, das die Würmer selbst einen großen Teil des lebenswichtigen Gases produzieren mussten.

Kynes wäre fast von seiner Sänfte aufgesprungen, um an seine Notizen und Aufzeichnungen zu gelangen, die er im Rucksack mit sich führte. Darüber könnte er einen beeindruckenden Bericht schreiben, obwohl er genau wusste, dass er eine solche Information niemals an den Imperator weitergeben durfte. Niemand außer den Fremen kannte dieses Geheimnis, und dabei musste es auch bleiben. *Wir reiten tatsächlich auf einem Wurm!* Er hatte jetzt neue und viel wichtigere Verpflichtungen.

Vor Jahrhunderten hatte das Imperium an strategisch günstigen Punkten überall auf der Oberfläche von *Dune* biologische Teststationen angelegt, doch sie waren schon bald nicht mehr gewartet worden. In den vergangenen Monaten hatte Kynes einige wieder in Betrieb genommen und sie zum Teil mit imperialen Soldaten bemannt, um den Schein zu wahren. Doch die meisten wurden von seinen Fremen betrieben. Er hatte über die Fähigkeit seiner Sietch-Brüder gestaunt, das System zu infiltrieren, die Technik zu verstehen und anzuwenden und sogar auf eigene Ideen zu kommen. Es war ein äußerst anpassungsfähiges Volk, was kein Wunder war, da Anpassungsfähigkeit in einer Welt wie dieser überlebenswichtig war.

Unter Kynes' Anleitung bauten die Fremen-Arbeiter die

Instrumente aus den isolierten Stationen aus und schafften die brauchbaren Dinge in ihren Sietch, wo sie Formulare ausfüllten, um die Gegenstände als verloren oder beschädigt zu melden. Das ahnungslose Imperium glich diese Verluste durch die Lieferung neuer Geräte aus, damit die Stationswächter ihre Arbeit fortsetzen konnten...

Nachdem der gewaltige Wurm mehrere Stunden lang über die Große Ebene gezogen war, wurde er langsamer und hatte sich anscheinend verausgabt. Für Ommun wurde es immer schwieriger, ihn unter Kontrolle zu halten. Der Wurm schien das dringende Bedürfnis zu verspüren, wieder unter die Sandoberfläche zu tauchen, auch wenn er sich damit dem Risiko aussetzte, sein empfindliches Innengewebe durch den Kontakt mit dem Sand zu verletzen.

Schließlich ließ Ommun den ermüdeten Riesen anhalten. Die Wüstenmänner sprangen herunter, während Kynes von den rauen Wurmsegmenten in den weichen Sand rutschte. Ommun warf die übrigen Ausrüstungsgegenstände herunter und stieg selbst ab. Nun konnte sich der Wurm – der viel zu erschöpft war, um sich zu ihnen umzudrehen und sie anzugreifen – ungehindert in den Sand eingraben. Die Fremen hatten sämtliche Haken entfernt, damit sich ihr Shai-Hulud von der Anstrengung erholen konnte.

Die Männer liefen zu einer Felserhebung hinüber, wo es schützende Höhlen geben sollte. Doch Kynes stellte zu seiner Überraschung fest, dass es sich um einen kleinen Sietch handelte, der ihnen einen Unterschlupf für die Nacht bot. Sie wurden mit einem Mahl begrüßt. Die Kunde vom Traum des Planetologen hatte sich bis zu den versteckttesten Dörfern auf ganz *Dune* verbreitet, und der hiesige Sietch-Führer beteuerte, dass es für ihn eine große Ehre war, Umma Kynes bewirten zu dürfen.

Am nächsten Tag riefen Stilgars Leute einen neuen Sandwurm und zogen weiter, desgleichen am übernächsten Tag. Allmählich verstand Kynes, was Stilgar gemeint hatte, als er davon sprach, die Reise würde »zwanzig Klopfer« beanspruchen.

Die Fremen hatten einen Riesenspaß an diesem Abenteuer. Kynes thronte wie ein Imperator auf seiner Sänfte, wenn er auf den hellen Sand hinausblickte. Für ihn waren die Dünen immer wieder faszinierend, auch wenn sie kaum regionale Unterschiede aufwiesen.

Vor einem Monat hatte Kynes in der Nähe von Heinars Sietch in seinem kleinen imperialen Ornithopter einen Erkundungsflug ohne bestimmtes Ziel unternommen. Als ein leichter Sturm aufgekommen war, hatte er die Maschine unter Kontrolle behalten können, obwohl er ein wenig vom Kurs abkam. Schließlich hatte er voller Erstaunen ein flaches, vom Sturm freigewehtes weißes Becken gesehen – eine Salzpfanne.

Kynes war durchaus mit solchen Formationen vertraut, aber er hatte noch nie zuvor etwas Ähnliches auf *Dune* gesehen. Die Fläche war wie ein ovaler weißer Spiegel gewesen – hier musste sich vor Jahrtausenden ein großer See oder ein kleines Binnenmeer befunden haben. Nach seiner Schätzung war die Senke dreihundert Kilometer lang. Fasziniert hatte er sich vorgestellt, wie diese Fläche in ferner Vergangenheit von Meerwasser bedeckt gewesen war.

Kynes war mit dem Thopter gelandet und im Destillanzug ausgestiegen. Im Staubsturm musste er sich gebückt bewegen und konnte nur blinzeln. Er ging in die Knie und grub sich mit einer Hand in das weiße kristalline Pulver. Er führte die Finger an die Zunge, um seinen Verdacht zu bestätigen. *Bitterer Salzgeschmack.* Damit war für ihn jeder Zweifel ausgeräumt, dass es tatsächlich einst offenes Wasser auf dieser Welt gegeben hatte. Aber aus irgendeinem Grund war es vollständig verschwunden.

Während immer neue Sandwürmer sie über den Äquator und auf die Südhalbkugel des Wüstenplaneten brachten, sah Kynes viele weitere Formationen, die ihn an seine Entdeckung erinnerten. Strahlend weiße Senken – die Überreste alter Seen oder sonstiger Gewässer. Er sprach mit den Fremen darüber, aber sie konnten diese Phänomene nur mit Mythen und Legenden erklären, die für einen Wissen-

schaftler keinen Sinn ergaben. Seine Gefährten schienen ganz auf das Ziel der Reise konzentriert zu sein.

Nach vielen anstrengenden Tagen ließen sie endlich den letzten Wurm zurück. Die Fremen stießen in die felsige Landschaft im tiefen Süden vor, nahe der antarktischen Wurmlinie, die der große Shai-Hulud niemals überschritt. Obwohl einige Wasserhändler die nördliche Eiskappe erkundet hatten, waren diese südlichen Breitengrade unbewohnt geblieben, wurden gemieden und waren von Geheimnissen umwoben. Niemand wagte sich hierher – außer diesen Fremen.

Die Gruppe wurde immer aufgeregter, während sie einen Tag lang über steinigen Boden marschierten, bis Kynes endlich sah, was sie ihm unbedingt zeigen wollten. Hier hatten die Fremen einen unermesslichen Schatz geschaffen und bewahrt.

Nicht weit entfernt von der winzigen polaren Eiskappe in einer Region, wo es nach seinen Informationen viel zu kalt und unwirtlich für menschliche Besiedlung war, hatten Fremen aus verschiedenen Sietches ein geheimes Lager errichtet. Sie folgten einer Rinne, bis sie in eine zerklüftete Schlucht gelangten. Der Boden war mit Steinen übersät, die vor Äonen durch fließendes Wasser rundgeschliffen worden waren. Die Luft war kühl, aber deutlich wärmer, als er so nahe am Südpol erwartet hätte.

Am oberen Rand der steilen Klippen erkannte er Eis, das von kalten Winden konserviert wurde. Doch aus den Ritzen der Felswände tropfte tatsächlich Wasser – und floss zeitweise sogar die Rinne entlang, durch die sie in diese Schlucht gelangt waren. Die Fremen hatten Solarspiegel an den Felswänden angebracht, um die Luft zu wärmen und den Boden aufzutauen. Und dort hatten sie im felsigen Untergrund sogar Pflanzungen angelegt.

Kynes war sprachlos. Es war sein Traum, den er hier mit eigenen Augen sah!

Er fragte sich, ob das Wasser vielleicht aus heißen Quellen stammte, aber als er das feuchte Gestein berührte,

fühlte es sich kalt an. Er nahm eine Geschmacksprobe und stellte fest, dass es nicht schwefelig, sondern erfrischend rein war – das beste Wasser, das er seit seiner Ankunft auf *Dune* getrunken hatte. Reines Wasser, das nicht tausendmal von Filtern und Destillanzügen wiederaufbereitet worden war.

»Das ist unser Geheimnis, Umma Kynes«, sagte Stilgar. »All das haben wir in weniger als einem Jahr geschaffen.«

Büschel aus zähem Gras wuchsen an feuchten Stellen im Arroyo, daneben Wüsten-Sonnenblumen und sogar die kriechenden Ranken einer widerstandsfähigen Kürbispflanze. Doch am erstaunlichsten war für Kynes der Anblick junger Dattelpalmen, die sich mühsam ans Leben klammerten und die geringe Feuchtigkeit aufsogen, die ihren Weg durch Ritzen im porösen Gestein fand.

»Palmen!«, rief er. »Ihr habt bereits begonnen!«

»Ja, Umma.« Stilgar nickte. »Hier können wir einen zaghaften Blick in die Zukunft von *Dune* werfen. Und hier sehen wir, dass es möglich ist, wie du uns versprochen hast. Auf der ganzen Welt haben Fremen damit begonnen, die Windschattenseiten der Dünen mit Gräsern zu bepflanzen, um sie zu verankern.«

Kynes strahlte vor Glück. Also hatten sie ihm doch zugehört! Das Gras würde sich über ein Netzwerk aus Wurzeln weiter ausbreiten, Wasser speichern und die Dünen stabilisieren. Mit den Geräten, die sie aus den biologischen Teststationen gestohlen hatten, konnten die Fremen ihre Arbeit fortsetzen, Fangbecken anzulegen, Windfallen zu bauen und andere Möglichkeiten zu finden, der Luft jedes Tröpfchen Wasser abzuringen...

Die Gruppe blieb für mehrere Tage in diesem geschützten Canyon, und Kynes berauschte sich an den Dingen, die er hier sah. Während sie lagerten und schliefen und zwischen den Palmengärten umhergingen, trafen weitere Fremen aus anderen Sietches ein. Dieser Ort schien zu einem neuen Treffpunkt für das versteckte Volk zu werden. Abgesandte bestaunten voller Ehrfurcht die Palmen und Pflan-

zen, die im Freien wuchsen und von der wenigen Feuchtigkeit lebten, die aus den Felsen sickerte.

Eines Abends traf ein einzelner Sandreiter ein, der erschöpft seine Ausrüstung schleppte und nach Umma Kynes fragte. Außer Atem senkte der Neuankömmling den Blick, als dürfte er es nicht wagen, dem Planetologen in die Augen zu schauen.

»Auf deinen Befehl wurde die Volkszählung abgeschlossen, Umma Kynes«, gab er bekannt. »Sämtliche Sietches haben sich daran beteiligt, so dass wir jetzt wissen, wie viele Fremen es gibt.«

»Gut«, sagte Kynes lächelnd. »Ich brauche eine ungefähre Zahl, damit ich einen Plan für die bevorstehende Arbeit aufstellen kann.«

Der junge Mann blickte auf und sah ihn nun doch mit tiefblauen Augen an. »Die Zahl der Sietches beträgt mehr als fünfhundert.«

Kynes schnappte nach Luft. Deutlich mehr, als er erwartet hatte!

»Und die Zahl der Fremen auf *Dune* beträgt ungefähr zehn Millionen. Soll ich dir die exakten Zahlen vorlegen, Umma Kynes?«

Kynes wich keuchend einen Schritt zurück. Unfassbar! Nach den Schätzungen des Imperiums und den Berichten der Harkonnens ergab sich eine Gesamtzahl von einigen Hunderttausend, bestenfalls einer Million.

»Zehn Millionen!« Er umarmte den verblüfften Boten. *Mit einer solchen Arbeiterarmee könnten wir es tatsächlich schaffen, einen gesamten Planeten umzuformen!*

Der junge Fremen strahlte und trat zurück, um sich dankbar für die Ehre, die der Planetologe ihm erwiesen hatte, zu verbeugen.

»Und es gibt weitere Neuigkeiten, Umma Kynes«, sagte der Mann. »Ich wurde angewiesen, dir zu sagen, dass deine Frau Frieth einem kräftigen Jungen das Leben geschenkt hat, der eines Tages zweifellos der Stolz seines Sietch sein wird.«

Erneut musste Kynes nach Luft schnappen. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Er war Vater geworden! Er blickte sich zu Ommun und Stilgar und den übrigen Mitgliedern seiner Reisegruppe um. Die Fremen hoben die Hände und gratulierten ihm lautstark. Bis jetzt hatte er solche Regungen aus seinem Bewusstsein verbannt, aber nun spürte er, wie seine Verblüffung von einer Flutwelle des Stolzes fortgespült wurde.

Kynes betrachtete die Palmen, das Gras und die Blumen, dann den Ausschnitt des blauen Himmels, der von den Schluchtwänden eingerahmt wurde. Frieth hatte einen Sohn geboren!

»Und jetzt beträgt die Anzahl der Fremen zehn Millionen und eins!«, sagte er.

53

Die Emotion des Hasses ist genauso gefährlich wie die der Liebe. Wer zum einen fähig ist, ist genauso zum Gegenteil fähig.

Warnende Hinweise für die Schwesternschaft,
Archive der Bene Gesserit, Wallach IX

Die beiden schwachen Sonnen des Kuentsing-Doppelsternsystems schienen durch die trüben Wolken über Bela Tegeuse. Die blutrote nähere Sonne verlieh dem Nachmittagshimmel einen purpurnen Schimmer, während der kaltweiße Primärstern zu weit entfernt war, um einen spürbaren Anteil an Wärme und Licht beizutragen, und nicht mehr als ein helles Loch im düsteren Himmel war. Der unwirtliche und reizlose Planet lag abseits der von der Gilde bedienten Hauptrouten, so dass er nur äußerst selten von einem Heighliner angesteuert wurde.

An diesem tristen Ort überwachte die Lady die Arbeiten in ihren oberirdisch angelegten Gärten und redete sich immer wieder ein, dass dies ihre vorübergehende Heimat war. Selbst nach fast einem Jahr fühlte sie sich hier immer noch als Fremde.

Sie starrte in das kalte Zwielicht und über die landwirtschaftlichen Flächen auf die einheimischen Arbeiter. Unter falschem Namen hatte sie einen Teil ihrer gehorteten Schätze geopfert, um damit ein Stück Land zu erwerben und hier zu leben... und nur solange zu überleben, bis sie die anderen wiedersehen konnte. Seit ihrer verzweifelten Flucht hatte sie nichts mehr von ihnen gehört, aber sie hatte auch keinen Augenblick in ihrer Wachsamkeit nachgelassen. Elrood war immer noch am Leben, und die Jäger hatten noch nicht aufgegeben.

Flache Leuchtscheiben tauchten die Felder in ein vollständiges Lichtspektrum und verwöhnten die exotischen Nutzpflanzen, die zu einem guten Preis an wohlhabende Würdenträger verkauft werden sollten.

Jenseits der Ackerflächen begann die einheimische Vegetation von Bela Tegeuse, zähes und dorniges Gestrüpp ohne jeden Nutzen. Das natürliche Sonnenlicht von Kuentsing war nicht stark genug, um den empfindlichen Pflanzen in den Gärten der Lady ausreichend Energie für die Photosynthese zuzuführen.

Sie spürte die schneidende Kälte im Gesicht. Ihre empfindsame Haut, einst von einem Imperator liebkost, war nun in der rauen Umgebung spröde geworden und aufgesprungen. Aber sie hatte sich geschworen, stark zu sein, sich anzupassen und ihr Schicksal zu ertragen. All das wäre ihr viel leichter gefallen, wenn sie gewusst hätte, dass die Menschen, die ihr etwas bedeuteten, am Leben und wohlauf waren. Sie sehnte sich danach, sie wiederzusehen, aber sie wagte es nicht, den Kontakt herzustellen, wegen der Risiken, die sie damit für sich selbst und jene, die mit ihr geflohen waren, heraufbeschwor.

Erntemaschinen fuhren ratternd an den ordentlichen Pflanzenreihen entlang und sammelten die reifen Früchte ein. Die hellen Leuchtscheiben warfen lange Schatten, die wie Gespenster über die Felder schlichen. Einige der zerlumpten Arbeiter stimmten einen primitiven Gesang an, während sie die Früchte ernteten, die zu empfindlich für die Maschinen waren. An der Sammelstelle warteten Suspensorkörbe, die anschließend direkt zum Markt gebracht wurden.

Nur einer Handvoll ihrer loyalsten Hausdiener war gestattet worden, sie in dieses neue Leben zu begleiten. Sie wollte jedes unnötige Risiko vermeiden, niemand sollte in die Verlegenheit kommen, Informationen an Spione des Imperiums weiterzugeben. Und sie wollte nicht, dass treue Freunde in Gefahr gerieten.

Nur mit äußerster Vorsicht nahm sie Kontakt mit den we-

nigen vertrauten Menschen auf, die in ihrer Nähe auf Bela Tegeuse lebten. Sie wagte kaum mehr als ein flüchtiges Gespräch, einen kurzen Blick oder ein Lächeln. Überall konnten sich Kom-Augen oder Spione verbergen.

Mit einer sorgfältig angelegten Spur aus Identitätsdokumenten hatte sich die Lady in eine respektierte Frau namens Lizett verwandelt, eine Witwe, deren fiktiver Gatte – ein einheimischer Händler und kleinerer Angestellter der MAFEA – genügend finanzielle Mittel hinterlassen hatte, um ihr die Bewirtschaftung dieser bescheidenen Ländereien zu ermöglichen.

Ihr ganzes Leben hatte sich verändert: Die Zeit der kultivierten Aktivitäten am Hof, der Musik, der festlichen Empfänge, der Verpflichtungen im Landsraad und selbst der lästigen Konferenzen war vorbei. Jetzt lebte sie nur noch von einem Tag zum nächsten und erinnerte sich sehnsüchtig an die Vergangenheit, während sie die Tatsache zu akzeptieren versuchte, dass dieses neue Leben wohl das Beste war, das sie sich wünschen konnte.

Doch das Schlimmste war, dass sie ihre Familie vielleicht niemals wiedersehen würde.

Wie ein Offizier, der seine Truppen inspizierte, ging die Lady durch die Pflanzenreihen und musterte zinnoberrote, stachelige Früchte, die an langen Ranken hingen. Sie hatte hart daran gearbeitet, sich die Namen der exotischen Arten einzuprägen, die sie anbaute. Es war wichtig, nach außen hin überzeugend zu wirken, damit sie keinen Verdacht erregte, sobald sie in ein beiläufiges Gespräch verwickelt wurde.

Wenn sie ihr Anwesen verließ, trug sie stets ein hübsches Halsband aus ixianischer Fertigung, bei dem es sich um einen getarnten Holoprojektor handelte. Das Gerät hüllte ihr Gesicht in ein Feld, das ihre markanten Züge verzerrte, ihre Wangenknochen glättete, ihr feines Kinn breiter machte und die Farbe ihrer Augen veränderte. Sie fühlte sich recht sicher.

Als sie aufblickte, sah sie in der Nähe des Horizonts

einen glitzernden Regen aus Sternschnuppen. In der düsteren Landschaft schimmerten die Lichter der Höfe und eines fernen Dorfes. Aber das hier war etwas ganz anderes. Künstliches Licht – von Transportschiffen oder Shuttles?

Bela Tegeuse war kein dicht besiedelter Planet. Hier gab es keine Reichtümer, und sein Hauptbeitrag zur Geschichte war finster und blutig: Vor langer Zeit hatte es hier Sklavenkolonien gegeben, Dörfer, in denen Menschen ein hartes Leben führten, deren Ertrag in Sklaven bestand, die zu anderen Welten verfrachtet wurden. Sie kam sich selbst wie eine Gefangene vor... aber zumindest lebte sie und wusste, dass ihre Familie in Sicherheit war.

»Ganz gleich, was geschieht, lass niemals in deiner Wachsamkeit nach, meine Liebe«, hatte ihr Gatte sie gewarnt, als sie sich verabschiedet hatten. »Niemals.«

In diesem ständigen Zustand der Wachsamkeit bemerkte die Lady die Scheinwerfer dreier Ornithopter, die sich vom fernen Raumhafen näherten. Die Fluggefährte hielten sich relativ dicht über dem flachen, kargen Boden. Sie flogen unter voller Nachtbeleuchtung, obwohl jetzt zwischen den Mittagspunkten der beiden Sonnen das hellste Tageslicht auf Bela Tegeuse herrschte.

Sie spürte, wie sich eiskalte Finger um ihr Herz schlossen, dennoch stand sie aufrecht da und hüllte sich tiefer in ihren dunkelblauen Mantel. Sie hätte lieber die Farben ihres Hauses getragen, aber sie hatte es nicht gewagt, solche Stücke in ihrer Garderobe zu behalten.

Eine Stimme rief vom Haupthaus: »Madame Lizett! Jemand kommt, aber man weigert sich, unsere Anrufe zu beantworten!«

Als sie sich umdrehte, sah sie die schmale Gestalt Omers, eines ihrer treuesten Diener aus den alten Zeiten, der sie hierher begleitet hatte, da er nicht wusste, was er sonst hätte tun sollen. Für Omer gab es keine andere Aufgabe, die für ihn genauso bedeutend oder erfüllend gewesen wäre, hatte er ihr versichert, und sie war ihm für seine Treue und Ergebenheit dankbar gewesen.

Die Lady überlegte, ob sie vor den näherkommenden Thoptern fliehen sollte, doch dann verwarf sie diese Idee. Wenn es sich um jene handelte, vor denen sie sich am meisten fürchtete, hatte sie ohnehin keine Chance. Und wenn ihre intuitive Angst unbegründet war, musste sie gar nicht davonlaufen.

Die Staffel der Ornithopter hielt genau über ihr an und stand mit flatternden Flügeln und dröhnenden Motoren in der Luft. Dann landeten sie ohne jede Rücksicht auf ihre Ackerflächen, zerstörten einige ihrer Leuchtgloben und zerquetschen zahlreiche Pflanzen.

Als sich die Türen der drei Gefährte öffneten und Truppen heraussprangen, wusste sie, dass sie verloren hatte.

In einer Traumvision dachte sie an glücklichere Zeiten zurück, an die Ankunft von Truppen ganz anderer Art. Es war in jüngeren Tagen am Kaiserlichen Hof gewesen, als sich der erste Rausch des Lebens als kaiserliche Konkubine allmählich verflüchtigt hatte. Der Herrscher hatte anfangs sehr viel Zeit mit ihr verbracht, doch dann ließ sein Interesse nach, und er wandte sich anderen Konkubinen zu. Doch diese Entwicklung war zu erwarten gewesen. Sie hatte sich nicht brüskiert gefühlt, da Elrood sie nach wie vor gut versorgte.

Doch dann hatte sie eines Tages, kurz nach der Niederschlagung der Revolte auf Ecaz, eine Siegesparade imperialer Soldaten beobachtet, die durch die Straßen von Kaitain marschiert waren. Die Fahnen waren so grell, dass ihr die Augen schmerzten, die Uniformen tadellos und sauber, die Männer so tapfer. Und dort, an der Spitze der Truppen, hatte sie erstmals ihren künftigen Ehemann gesehen, einen stolzen Kämpfer mit breiten Schultern und gewinnendem Lächeln. Selbst aus der Ferne hatte sein bloßer Anblick sie betört, ihre Leidenschaften geweckt. Er war einfach der Größte aller zurückgekehrten Soldaten gewesen...

Die Soldaten, die heute auf Bela Tegeuse eintrafen, waren jedoch ganz anders. In ihren grau-schwarzen Sardaukar-Uniformen wirkten sie wesentlich furchteinflößender.

Der Befehlshaber im Rang eines Bursegs trat vor und präsentierte seine Dienstabzeichen. Mit einer energischen Handbewegung befahl er seinen Männern, in Stellung zu gehen.

Die Lady klammerte sich an den letzten Fetzen Hoffnung, als sie sich um Haltung bemühte und mit hoch erhobenem Kinn zu ihm trat. »Ich bin Madame Lizett, die Eigentümerin dieses Anwesens.« Ihre Stimme wurde härter, als sie stirnrunzelnd zu den zerstörten Pflanzen sah. »Werden Sie oder Ihre Auftraggeber eine Entschädigung für die Zerstörungen zahlen, die Sie in Ihrem Ungeschick an meinem Eigentum angerichtet haben?«

»Halten Sie den Mund!«, erwiderte einer der Soldaten und riss seine Lasgun hoch.

Das war dumm, dachte die Lady. *Ich hätte einen Schild tragen können.* Wenn der Mann geschossen hätte, wäre dieser Teil von Bela Tegeuse in einer pseudo-atomaren Explosion ausgelöscht worden.

Der Burseg hob die Hand, um den Soldaten zum Schweigen zu bringen, dann erkannte sie, welche Taktik man gewählt hatte: Zuerst kam die Einschüchterung durch einen unbesonnenen Soldaten, dann der Auftritt des Offiziers mit beruhigender Autorität. Guter Soldat, böser Soldat.

»Wir sind auf Befehl des Imperators hier«, sagte der Burseg. »Wir untersuchen den Verbleib von bestimmten Überlebenden eines verräterischen Renegaten-Hauses. Laut Gesetz sind Sie zur Kooperation verpflichtet.«

»Ich bin nicht mit der Rechtslage vertraut«, sagte die Lady. »Aber ich weiß ohnehin nichts von Renegaten. Ich bin nur eine Witwe, die versucht, sich mit dieser bescheidenen Farm am Leben zu halten. Wenn Sie Fragen haben, wenden Sie sich einfach an meine Anwälte. Ich werde selbstverständlich auf jede erdenkliche Weise mit Ihnen kooperieren, aber ich fürchte, dass Sie enttäuscht sein werden.«

»Wir werden bestimmt nicht enttäuscht sein«, brummte der ungestüme Soldat.

Auf den Feldern ringsum hatten die Arbeiter alle Akti-

vitäten eingestellt und standen wie erstarrt da. Der Burseg trat nun unmittelbar vor die Lady, die mit keiner Wimper zuckte. Er musterte stirnrunzelnd ihr Gesicht. Sie wusste, dass ihre holographisch verfremdeten Gesichtszüge nicht dem entsprachen, was er zu sehen erwartete. Furchtlos erwiderte sie seinen prüfenden Blick.

Bevor sie ahnte, was er beabsichtigte, hatte seine Hand nach ihrem ixianischen Halsband gegriffen und es heruntergerissen. Sie spürte natürlich keine Veränderung, aber sie wusste, dass sich ihre Maske verflüchtigt hatte.

»Das kommt schon besser hin«, sagte der Burseg. »Sie wissen also nichts von Renegaten, wie?« Er lachte verächtlich.

Sie funkelte ihn stumm an. Weitere Sardaukar-Truppen quollen aus den drei Thoptern und umstellten sie. Einige verschafften sich Zugang zu ihrem Haus, während andere die Scheune, den Sonnensilo und andere Außengebäude durchsuchten. Glaubten diese Leute, dass sie hier irgendwo eine militärische Streitmacht versteckt hielt? Im Vergleich zu ihrem früheren Lebensstil schien es, dass sie sich nun kaum neue Kleidung und warmes Essen leisten konnte.

Ein anderer Sardaukar mit mürrischer Miene packte sie am Arm. Sie versuchte sich zu befreien, aber er schob den Ärmel ihres Mantels hoch und hatte ihr im nächsten Augenblick mit einer kleinen Kürette die Haut aufgeritzt. Sie schnappte nach Luft, weil sie glaubte, der Soldat hätte sie vergiftet, aber dann trat er zurück, um seelenruhig die Gewebeprobe zu analysieren, die er ihr entnommen hatte.

»Identität bestätigt, Herr«, sagte er und blickte zu seinem Burseg auf. »Es ist Lady Shando Vernius von Ix.«

Die Truppen gingen in Stellung, doch Shando blieb völlig regungslos. Sie wusste, was jetzt kam.

Seit mehr als einem Jahr war der Kaiser immer unberechenbarer geworden, während sein Geist verfiel und sein Körper verwelkte. Elrood litt stärker als bereits in der Vergangenheit unter Wahnvorstellungen, sein Hass wurde größer, als es für einen Menschen allein zuträglich war. Aber er

blieb der Kaiser, also wurden seine Befehle gewissenhaft ausgeführt.

Die einzige Frage, die sie jetzt noch interessierte, war, ob man sie zuerst foltern würde, um von ihr Informationen über Dominics Aufenthaltsort zu erhalten, die sie gar nicht hatte. Oder ob man das Urteil rasch vollstreckte.

Omer kam laut rufend aus einem Nebeneingang des großen Hauses gerannt. Sein schwarzes Haar war zerzaust. Er schwenkte eine primitive Jagdwaffe, die er in irgendeinem Schrank gefunden hatte. *Dieser Narr,* dachte sie. *Mutig und treu bis zur Selbstaufgabe - aber trotzdem ein Narr.*

»Mylady!«, schrie Omer. »Lassen Sie sie in Frieden!«

Ein paar Sardaukar zielten auf ihn und die armselig gekleideten Arbeiter auf den Feldern, doch die meisten hatten die Waffen weiterhin auf die Lady gerichtet. Sie blickte zum Himmel auf, dachte an ihren Mann und ihre Kinder und hoffte, dass ihren Lieben kein ähnliches Schicksal widerfuhr. Doch selbst in diesem Augenblick musste sie sich eingestehen, dass sie alles noch einmal genauso tun würde, wenn sie die Wahl hätte. Sie bedauerte es nicht, dass sie nach Verlassen des Kaiserhofs an Prestige und Reichtum verloren hatte. Dafür hatte Shando eine Liebe erlebt, wie sie nur wenige Angehörige des Adels jemals kennen lernten.

Armer Roody, dachte sie mit einem kurzen Aufflackern von Mitleid. *Diese Art von Liebe hast du niemals verstanden.* Wie immer hatte Dominic Recht behalten. Vor ihrem geistigen Auge sah sie den Grafen des Hauses Vernius wieder so, wie er gewesen war, als sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte: ein gut aussehender junger Soldat, der soeben siegreich aus der Schlacht zurückgekehrt war.

Shando hob die Hand, um noch ein letztes Mal in ihrer Vision Dominics Gesicht zu berühren...

Dann eröffneten die Sardaukar das Feuer.

54

Ich muss herrschen mit Augen und Klauen – wie der Falke unter den niederen Vögeln.

Herzog Paulus Atreides,
Grundsätze der Atreides

Herzog Leto Atreides. Herrscher des Planeten Caladan, Mitglied des Landsraads, Oberhaupt eines Großen Hauses... Diese Titel bedeuteten ihm gar nichts. Sein Vater war tot.

Leto fühlte sich so klein. In seiner Trauer und Verwirrung war er überhaupt nicht für die Bürde bereit, die man ihm mit nur fünfzehn Jahren auf so grausame Weise aufgelastet hatte. Als er im unbequemen, viel zu großen Stuhl saß, auf dem der stürmische alte Herzog so oft Hof gehalten hatte, fühlte sich Leto völlig fehl am Platze, wie ein Hochstapler.

Ich bin noch nicht bereit, Herzog zu sein.

Er hatte eine offizielle Trauerzeit von sieben Tagen angeordnet, in denen es ihm gelang, den schwierigsten Aufgaben als Oberhaupt des Hauses Atreides aus dem Weg zu gehen. Es war schon beinahe zu viel für ihn, einfach nur die Kondolenzen der anderen Großen Häuser entgegenzunehmen... insbesondere den förmlichen Brief von Kaiser Elrood IX., der zweifellos von seinem Kammerherrn geschrieben, aber von der zitternden Hand des alten Mannes unterzeichnet war. »Ein großer Mann des Volkes ist von uns gegangen«, hieß es darin. »Ich bekunde mein aufrichtiges Beileid und bete für Ihre Zukunft.«

Aus einem unerfindlichen Grund klangen diese Worte für Leto wie eine Drohung – vielleicht war es ein Unheil verkündender Strich in der Unterschrift oder etwas in der Wahl der Worte. Leto hatte den Brief sofort im Kamin seines Privatgemachs verbrannt.

Am wichtigsten waren für ihn die Gesten der Trauer, die ihm das Volk von Caladan entgegenbrachte: frische Blumen, Körbe voller Fisch, bestickte Fahnen, Gedichte und Lieder, Schnitzereien und selbst Zeichnungen und Gemälde, die den alten Herzog darstellten, zumeist in Siegerpose in der Stierkampfarena.

Wenn er allein war und niemand seine Schwäche sehen konnte, weinte Leto. Er wusste, wie sehr das Volk Herzog Paulus geliebt hatte, und er erinnerte sich an das Gefühl der Macht, das er an jenem Tag verspürt hatte, als sein Vater und er gemeinsam mit der Stiertrophäe auf der Plaza de Toros standen. Damals hatte er sich danach gesehnt, selbst zum Herzog zu werden, hatte die Liebe und Treue des Volkes empfunden. *Das Haus Atreides!*

Jetzt wünschte er sich irgendein völlig anderes Schicksal.

Lady Helena hatte sich in ihre Gemächer eingesperrt und ließ keine Diener zu sich, die sich um sie kümmern wollten. Leto hatte niemals viel Liebe oder Zuneigung zwischen seinen Eltern beobachtet, und im Augenblick konnte er nicht sagen, ob die Trauer seiner Mutter aufrichtig oder nur vorgetäuscht war. Die einzigen Menschen, die sie einließ, waren ihre Priester und religiösen Berater. Helena klammerte sich an die unterschwelligen Bedeutungen, die sie den Versen der Orange-Katholischen Bibel entrang.

Leto hatte erkannt, dass er sich nur aus eigener Kraft aus dem Sumpf ziehen konnte. Er musste seine eigenen Energiequellen anzapfen und sich der Aufgabe stellen, Caladan zu verwalten. Herzog Paulus hätte Leto getadelt, weil er den Kopf hängen ließ und sich nicht unverzüglich den Prioritäten seines neuen Lebens zuwandte. »In deiner Freizeit kannst du trauern, Junge«, hätte er gesagt, »aber in der Öffentlichkeit darf sich das Haus Atreides kein Anzeichen der Schwäche erlauben.«

Leto schwor sich stumm, sein Bestes zu geben. Dies war zweifellos nur das erste von vielen Opfern, die er in seiner neuen Stellung bringen musste.

Prinz Rhombur kam zu ihm, als er im schweren Herzogstuhl im leeren Audienzsaal saß. Leto grübelte, während er auf ein großes Gemälde starrte, das ihm gegenüber an der Wand hing und seinen Vater in voller Ausstattung als Matador darstellte. Rhombur legte seinem Freund eine Hand auf die Schulter und drückte sie. »Leto, hast du schon etwas gegessen? Du musst bei Kräften bleiben.«

Leto atmete tief durch und wandte sich seinem Gefährten von Ix zu. Rhomburs breites Gesicht war von Sorge gezeichnet. »Nein, ich habe noch nichts gegessen. Würdest du mir beim Frühstück Gesellschaft leisten?« Steif erhob er sich vom unbequemen Stuhl. Es wurde Zeit, dass er sich um seine Pflichten kümmerte.

Thufir Hawat stieß während der Mahlzeit zu ihnen, die daraufhin mehrere Stunden in Anspruch nahm, weil sie Pläne und Strategien für den Regierungswechsel entwickelten. Während einer Diskussionspause neigte der Krieger-Mentat den Kopf und erwiderte Letos Blick. »Falls ich es noch nicht deutlich gemacht habe, Herzog, will ich Sie meiner uneingeschränkten Loyalität versichern und meinen Treueschwur gegenüber dem Haus Atreides erneuern. Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um Sie zu unterstützen und zu beraten.« Dann wurde sein Gesichtsausdruck härter. »Aber Sie müssen sich bewusst machen, dass jede Entscheidung einzig und allein bei *Ihnen* liegt. Mein Rat mag im Widerspruch zu dem von Prinz Rhombur oder Ihrer Mutter stehen – oder anderer Berater, an die Sie sich wenden. Die Entscheidung müssen *Sie* treffen. *Sie* sind der Herzog. Sie sind das Haus Atreides.«

Leto zitterte, als er spürte, wie die Verantwortung über seinem Kopf schwebte, wie ein Gilde-Heighliner, der jeden Moment abstürzen konnte. »Dessen bin ich mir bewusst, Thufir, und ich werde jeden Rat brauchen, den ich bekommen kann.« Er setzte sich aufrecht hin und trank süße Sahne aus der Schale mit warmem Pundi-Reis-Pudding, der von einem Koch zubereitet worden war, der wusste, dass er es als kleiner Junge am liebsten gegessen hatte. Doch jetzt

schmeckte es ganz anders; seine Geschmacksnerven schienen wie betäubt.

»Was hat die Untersuchung des Todes meines Vaters ergeben? War es wirklich ein Unfall, wie es den Anschein hat? Oder sollte es nur so aussehen?«

Auf dem ledrigen Gesicht des Mentaten erschien ein besorgter Ausdruck. »Ich zögere, es auszusprechen, Mylord, aber ich fürchte, es handelt sich um Mord. Immer mehr Beweise deuten auf einen hinterhältigen Plan hin.«

»Was?«, sagte Rhombur und schlug mit der Faust auf den Tisch. Sein Gesicht wurde rot. »Wer hat den Herzog ermordet? Und wie?« Seine Zuneigung galt nicht nur Leto, sondern auch dem Atreides-Patriarchen, der ihm und seiner Schwester Zuflucht gewährt hatte. Rhombur hatte das unangenehme Gefühl, dass das Motiv möglicherweise in einer Bestrafung des alten Herzogs lag, weil er sich freundlich zu den ixianischen Flüchtlingen verhalten hatte.

»Ich bin der Herzog, Rhombur«, sagte Leto und legte eine Hand auf den Unterarm seines Freundes. »*Ich* werde mich um diese Angelegenheit kümmern.«

Leto glaubte beinahe zu hören, wie das Räderwerk im komplexen Geist des Mentaten arbeitete. Hawat sagte: »Eine chemische Analyse des Muskelgewebes des salusanischen Stiers ergab Spuren zweier Drogen.«

»Ich dachte, die Tiere würden vor jedem Kampf untersucht.« Leto kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen, doch er konnte nicht verhindern, dass ihn eine Kindheitserinnerung überkam – wie er die gewaltigen Stiere in den Ställen besucht und der glupschäugige Stallmeister Yresk ihm zum Entsetzen der Stalljungen erlaubt hatte, sie zu füttern. »War unser Veterinär an der Verschwörung beteiligt?«

»Die Tests wurden wie üblich durchgeführt, vor dem *paseo*.« Thufir verzog die rotgefleckten Lippen und tippte mit den Fingern auf den Tisch, während er seine Gedanken ordnete und zu einer Antwort gelangte. »Bedauerlicherweise waren die vorgeschriebenen Tests in diesem Fall

wirkungslos. Der Stier wurde durch ein starkes Stimulans erregt, das in seinem Körper in zeitlich begrenzten Dosen abgegeben wurde und sich im Verlauf mehrerer Tage konzentrierte.«

»Das hätte nicht genügt«, sagte Leto. »Mein Vater war ein guter Stierkämpfer. Der *beste*.«

Der Mentat schüttelte den Kopf. »Das Tier hat außerdem ein Mittel bekommen, mit dem das Nervengift in den *banderillas* neutralisiert wurde. Gleichzeitig löste genau diese Reaktion die Freisetzung des Stimulans aus. Wenn der Stier eigentlich gelähmt sein sollte, wurde er stattdessen aufgeputscht. Er wurde zu einer noch gefährlicheren Tötungsmaschine, während die Kräfte des alten Herzogs allmählich nachließen.«

Leto machte ein finsteres Gesicht. Wütend sprang er vom Frühstückstisch auf und blickte zum allgegenwärtigen Giftschnüffler hinauf. Er ging auf und ab und ließ seinen Reispudding kalt werden. Dann drehte er sich um und rief sich alle Techniken der Herrschaft ins Gedächtnis, die er gelernt hatte, als er sagte: »Mentat, ich möchte Ihre beste Extrapolation. Wer würde so etwas tun?«

Thufir erstarrte, als er in den Mentaten-Modus wechselte. Daten flossen durch den Computer in seinem Schädel – ein menschliches Gehirn, das die Fähigkeiten der alten, verhassten Feinde der Menschheit simulierte.

»Die höchste Wahrscheinlichkeit hat ein persönlicher Angriff durch einen politischen Feind des Hauses Atreides. Aufgrund des Zeitpunkts vermute ich, dass der alte Herzog für seine Unterstützung des Hauses Vernius bestraft werden sollte.«

»Das ist auch mein Verdacht«, murmelte Rhombur. Der Sohn von Dominic Vernius wirkte inzwischen recht erwachsen, ein gefestigter und beherrschter Mann, nicht mehr der nette Schulkamerad, der ein verhätscheltes Leben geführt hatte. Seit er nach Caladan gekommen war, hatte er abgenommen und seine Muskeln entwickelt. Seine Augen hatten einen steinernen Schimmer angenommen.

»Aber kein Haus hat uns die Kanly erklärt«, sagte Leto. »Im uralten Ritual der Vendetta sind strenge Vorschriften zu befolgen, ist es nicht so, Thufir?«

»Aber wir dürfen nicht davon ausgehen, dass sich alle Feinde des alten Herzogs an diese Höflichkeitsgebote halten«, sagte Hawat. »Wir müssen sehr vorsichtig sein.«

Rhombur wurde rot, als er an die Vertreibung seiner Familie von Ix dachte. »Dann gibt es noch jene, die die Vorschriften verbiegen, bis sie ihren Bedürfnissen entsprechen.«

»Zweithöchste Wahrscheinlichkeit«, fuhr der Mentat fort. »Der Anschlag könnte Herzog Paulus *persönlich* gegolten haben und nicht dem Haus Atreides – das Resultat einer privaten Vendetta oder einer persönlichen Verletzung. Der Täter könnte beispielsweise ein Bittsteller von Caladan sein, der nicht mit der vom Herzog getroffenen Entscheidung einverstanden war. Obwohl dieser Mord galaktische Konsequenzen nach sich zieht, könnte die Ursache einen durchaus trivialen Anlass haben.«

Leto schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Ich habe erlebt, wie sehr das Volk meinen Vater geliebt hat. Niemand von seinen Untertanen würde sich gegen ihn wenden, nicht ein einziger.«

Hawat ließ sich nicht beirren. »Herzog, Sie sollten weder die Stärke von Liebe und Treue überschätzen noch die Macht des Hasses unterschätzen.«

»Äh... welche Möglichkeit ist wahrscheinlicher?«, erkundigte sich Rhombur.

Hawat blickte seinem Herzog in die Augen. »Ein Angriff, um das Haus Atreides zu schwächen. Der Tod des Patriarchen hat Sie in eine sehr verletzbare Position gebracht, Mylord. Sie sind jung und unerfahren.«

Leto holte tief Luft, konnte sich aber beherrschen, während er Hawat weiter zuhörte.

»Ihre Feinde werden das Haus Atreides nun als instabil betrachten und könnten etwas gegen uns unternehmen. Ihre Verbündeten könnten Sie als problematisch einschät-

zen und ihre Unterstützung verringern. Dieser Zeitpunkt ist für Sie äußerst gefährlich.«

»Die Harkonnens?«, fragte Leto.

Hawat hob die Schultern. »Möglicherweise. Oder einer ihrer Verbündeten.«

Leto presste die Hände an die Schläfen und atmete noch einmal tief durch. Er sah, dass Rhombur ihn besorgt musterte.

»Setzen Sie Ihre Nachforschungen fort, Thufir«, sagte Leto. »Da wir jetzt wissen, mit welchen Mitteln der salusanische Stier manipuliert wurde, schlage ich vor, dass Sie das Personal der Ställe vernehmen.«

* * *

Der Stalljunge Duncan Idaho stand vor seinem neuen Herzog, verbeugte sich und war bereit, seinen Treueschwur zu erneuern. Die Diener hatten ihn gesäubert, obwohl er immer noch Stallkleidung trug. Das ruinierte Kostüm, das man ihm für den schicksalhaften Stierkampf gegeben hatte, war entsorgt worden. Sein lockiges Haar war in Unordnung.

Ein glühender Zorn brannte in ihm. Er war überzeugt, dass sich Herzog Paulus' Tod hätte vermeiden lassen, wenn man nur auf ihn gehört hätte. Seine Trauer war tief, und er quälte sich mit dem Gedanken, ob er mehr hätte tun müssen. Hätte er hartnäckiger sein sollen? Hätte er mit jemand anderem als Stallmeister Yresk sprechen sollen? Er fragte sich, ob er offenbaren sollte, was er zu tun versucht hatte, aber vorläufig hielt er seine Zunge im Zaum.

Leto Atreides, der zu klein für den Stuhl des Herzogs wirkte, schien Duncan mit dem Blick seiner grauen Augen aufspießen zu wollen. »Junge, ich erinnere mich, wie du dich um eine Stelle in unserem Haushalt beworben hast.« Sein Gesicht sah schmaler und viel älter aus, seit sich Duncan zum ersten Mal im Audienzsaal der Burg aufgehalten hatte. »Kurz nachdem ich mit Rhombur und Kailea von Ix geflohen war.«

Beide Vernius-Flüchtlinge hielten sich ebenfalls im Saal auf, genauso wie Thufir Hawat und ein Wachkontingent. Duncan blickte zu ihnen hinüber, dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem jungen Herzog zu.

»Ich habe die Geschichten deiner Flucht vor den Harkonnens gehört, Duncan Idaho«, fuhr Leto fort. »Wie du Folter und Gefängnis erdulden musstest. Mein Vater vertraute dir, als er dir eine Stellung hier in Burg Caladan gab. Du weißt, wie ungewöhnlich es für ihn war, so etwas zu tun?« Er beugte sich auf dem Stuhl aus dunklem Holz vor.

Duncan nickte. »Ja, Mylord.« Sein Gesicht errötete schuldbewusst, weil er seinen Wohltäter nicht hatte retten können. »Ja, ich weiß es.«

»Doch irgendjemand hat den salusanischen Stieren kurz vor dem letzten Kampf meines Vaters etwas gegeben – und du gehört zu denen, die sich um die Tiere gekümmert haben. Du hattest ausreichend Gelegenheit dazu. Warum habe ich dich nicht im *paseo* gesehen, als alle anderen durch die Arena marschiert sind? Ich kann mich erinnern, nach dir Ausschau gehalten zu haben.« Seine Stimme wurde deutlich strenger. »Duncan Idaho, hat man dich in der Maske des unschuldigen und hasserfüllten kleinen Jungen als geheimen Assassinen im Auftrag der Harkonnens hierher geschickt?«

Duncan wich entgeistert zurück. »Nein, Mylord!«, rief er. »Ich wollte alle anderen warnen. Ich hatte schon Tage vorher bemerkt, dass etwas mit den Stieren nicht stimmte. Ich habe Stallmeister Yresk immer wieder darauf hingewiesen, aber er wollte nichts unternehmen. Er hat mich nur ausgelacht. Ich habe mich sogar mit ihm gestritten. Deshalb konnte ich nicht am *paseo* teilnehmen. Ich wollte selbst zum alten Herzog gehen und ihn warnen, aber dann hat mich der Stallmeister für die Dauer des Kampfes in einen dreckigen Käfig gesperrt.« Seine Augen füllten sich mit Tränen. »Die schöne Kleidung, die Ihr Vater mir gab, war völlig ruiniert. Ich habe nicht einmal gesehen, wie er in der Arena ums Leben kam, sondern es erst später erfahren.«

Leto richtete sich überrascht im großen Stuhl seines Vaters auf. Er blickte sich zu Hawat um.

»Ich werde es herausfinden, Mylord«, sagte der Mentat.

Leto musterte den Jungen. Duncan Idaho schien keine Furcht zu zeigen, nur aufrichtige Trauer. Dann glaubte Leto, im jungen Gesicht ausschließlich Ehrlichkeit und eine tief empfundene Ergebenheit zu entdecken. Er hatte den Eindruck, dass dieser neunjährige Flüchtling wirklich froh zu sein schien, zum Haus Atreides zu gehören, auch wenn er nur die erniedrigende, undankbare Arbeit eines Stalljungen verrichten durfte.

Leto konnte noch nicht auf eine jahrelange Erfahrung in der Beurteilung von Menschen zurückblicken, die ihn zu täuschen versuchten, aber sein Gefühl sagte ihm, dass er diesem Jungen vertrauen konnte. Duncan war zäh, intelligent und wild – aber nicht falsch.

Sei vorsichtig, Herzog Leto, sagte er sich. *Das Imperium hat zahlreiche Tricks hervorgebracht, und das hier könnte einer davon sein.* Dann dachte er an den alten Stallmeister. Yresk hatte seinen Posten in Burg Caladan seit der arrangierten Hochzeit seiner Eltern innegehabt... *Konnte ein solcher Plan über einen so langen Zeitraum gekeimt sein?* Ja, es wäre denkbar. Obwohl ihn die Konsequenzen erzittern ließen.

Ohne Begleitung betrat Lady Helena mit verstohlenen Schritten den Audienzsaal. Tiefe Schatten umrahmten ihre Augen. Leto sah zu, wie seine Mutter in den leeren, für sie reservierten Stuhl an seiner Seite glitt. Kerzengerade und schweigend musterte sie den Jungen, der vor ihnen stand.

Wenige Augenblicke später wurde Stallmeister Yresk recht unsanft von Atreides-Wachen in den Saal geführt. Sein weißer Haarschopf war zerrauft, und seine hervorquellenden Augen wirkten unsicher und noch größer als sonst. Als Thufir Hawat noch einmal Duncans Geschichte zusammengefasst hatte, lachte der Stallmeister nur und ließ in übertriebener Erleichterung die knochigen Schultern sinken. »Wollen Sie ernsthaft nach all den Jahren, die ich Ihnen ge-

dient habe, dieser Stallratte – diesem *Harkonnen* – mehr Glauben schenken als mir?« Er verdrehte entrüstet die Augen. »Ich bitte Sie, Mylord!«

Übertriebene Dramatik, dachte Leto. Hawat hatte es ebenfalls bemerkt.

Yresk legte einen Finger an die Lippen, als dächte er über eine Möglichkeit nach. »Wo sie davon sprechen, Mylord – es wäre durchaus denkbar, dass der Junge selbst den Stier vergiftet hat. Ich konnte ihn schließlich nicht ständig im Auge behalten.«

»Das ist eine Lüge!«, rief Duncan. »Ich wollte es dem Herzog sagen, aber Sie haben mich in einen Käfig gesperrt. Warum haben Sie nicht versucht, den Stierkampf zu verhindern? Ich habe Sie immer und immer wieder gewarnt – und jetzt ist der Herzog tot.«

Hawat hörte zu, den Blick seiner Augen in die Ferne gerichtet, die Lippen feucht und von einem frischen Schluck Sapho-Saft gerötet. Leto sah, dass er sich wieder im Mentaten-Modus befand und alle Daten durchging, die den jungen Duncan sowie Yresk betrafen.

»Nun?«, fragte Leto den Stallmeister. Er zwang sich dazu, nicht an die alten Zeiten zu denken, als der schlaksige Mann ständig nach Schweiß und Dung gerochen hatte.

»Es mag sein, dass die Stallratte irgendetwas geplappert hat, Mylord, aber der Junge hatte einfach nur Angst vor den Stieren. Ich kann doch keinen Stierkampf absagen, nur weil ein Kind glaubt, die Tiere seien zu furchteinflößend.« Er schnaufte. »Ich habe dieses Balg in meine Obhut genommen, ihm jede erdenkliche Chance geboten...«

»Aber Sie haben nicht auf ihn gehört, als er Sie wegen der Stiere warnen wollte – und nun ist mein Vater tot«, sagte Leto, dem auffiel, dass Yresk plötzlich Angst zu bekommen schien. »Warum haben Sie so gehandelt?«

»Mögliche Extrapolation«, sagte Hawat. »Als Diener der Lady Helena hat Yresk sein ganzes Leben lang für das Haus Richese gearbeitet. Richese hatte in der Vergangenheit gute Beziehungen zu den Harkonnens und stand im feindlichen

Verhältnis zu Ix. Ihm ist vielleicht nicht einmal bewusst, welche Rolle er im großen Ganzen spielt, oder...«

»Was? Das ist absurd!«, empörte sich Yresk und fuhr sich durchs weiße Haar. »Ich habe nichts mit den Harkonnens zu schaffen.« Er warf Lady Helena einen flüchtigen Blick zu, die diesen jedoch nicht erwiderte.

»Lassen Sie meinen Mentaten ausreden!«, ermahnte Leto ihn.

Thufir Hawat studierte jetzt Lady Helena, die ihn mit eisigem Blick betrachtete und dann ihren Sohn ansah. Er fuhr mit seiner Einschätzung der Lage fort: »Zusammenfassung: Die Heirat zwischen Paulus Atreides und Helena aus dem Hause Richese war gefährlich, selbst in der damaligen Zeit. Der Landsraad sah darin eine Möglichkeit, die Richese-Harkonnen-Beziehungen zu schwächen, während Graf Ilban Richese die Vermählung als allerletzte Möglichkeit akzeptierte, einen Teil seines Familienvermögens zu retten, während sie bereits im Begriff waren, Arrakis zu verlieren. Der Vorteil für das Haus Atreides bestand darin, dass Herzog Paulus zum offiziellen MAFEA-Direktor wurde und volles Stimmrecht im Forum des Landsraads erhielt - etwas, das diese Familie mit anderen Mitteln niemals erreicht hätte. Doch als Lady Helena mit der Hochzeitsgesellschaft auf Caladan eintraf, war vielleicht nicht die komplette Dienerschaft zur vollen Loyalität gegenüber den Atreides bereit. Es könnte Kontakte zwischen Harkonnen-Agenten und Stallmeister Yresk gegeben haben... ohne dass Lady Helena etwas davon ahnte, versteht sich.«

»Das ist eine sehr gewagte Mutmaßung, selbst für einen Mentaten«, sagte Yresk. Er blickte sich hilfesuchend im Saal um, wie Leto bemerkte, zu allen Anwesenden - außer zu Lady Helena, deren Blick er nun bewusst auszuweichen schien. Sein Adamsapfel hüpfte an der dünnen Kehle auf und ab.

Leto starrte seine Mutter an, die schweigend neben ihm saß. Ein eiskalter Schauer lief ihm über den Rücken. Durch die geschlossene Schlafzimmertür hatte Leto

die Worte gehört, mit denen sie Paulus' politisches Verhältnis zur Vernius-Familie kritisiert hatte. *Du warst es, der hier die Entscheidung getroffen hat, Paulus! Und es war eine falsche Entscheidung.* Die Worte hallten laut in Letos Kopf nach. *Das wird dich und dein Haus teuer zu stehen kommen!*

»Äh... niemand macht sich allzu viele Gedanken um einen Stallmeister, Leto«, bemerkte Rhombur leise.

Aber Leto beobachtete immer noch seine Mutter. Stallmeister Yresk war als Teil von Helenas Hochzeitsgefolge der Richeses nach Caladan gekommen. Konnte sie sich an ihn gewandt haben? Welchen Einfluss hatte sie auf diesen Mann?

Seine Kehle wurde trocken, als sich in seinem Kopf plötzlich alle Einzelteile zusammenfügten. Diese Art von Erkenntnis musste dem ähnlich sein, was ein Mentat erlebte. *Sie* hatte es getan! Lady Helena hatte persönlich die Hebel in Bewegung gesetzt. Möglicherweise hatte sie Unterstützung von außen erhalten, vielleicht sogar durch die Harkonnens... und mit ziemlicher Sicherheit war es Yresk gewesen, der die Schmutzarbeit ausgeführt hatte.

Aber sie hatte die Entscheidung getroffen, Paulus zu bestrafen. Für Leto gab es daran nicht mehr den geringsten Zweifel. Mit ihrem fünfzehnjährigen Sohn würde sie nun über Caladan herrschen und die Entscheidungen treffen, die sie für die besten hielt.

Leto, mein Sohn, jetzt bist du der Herzog Atreides. Das waren die Worte seiner Mutter gewesen, die sie unmittelbar nach dem Tod ihres Mannes gesprochen hatte. Eine seltsame Reaktion für eine Frau, die unter dem Schock der Trauer stand.

»Bitte hören Sie damit auf!«, sagte Yresk händeringend. »Mylord, ich würde niemals das Haus verraten, dem ich diene.« Er zeigte auf Duncan. »Aber Sie *wissen*, dass diese Stallratte ein Harkonnen sein muss. Er ist vor gar nicht langer Zeit von Giedi Primus zu uns gekommen.«

Lady Helena saß stocksteif da, als sie endlich sprach, mit

gebrochener Stimme, als hätte sie sie in den vergangenen Tagen kaum benutzt. Sie blickte ihren Sohn herausfordernd an. »Du kennst Yresk seit frühester Kindheit, Leto. Willst du ein Mitglied meines Gefolges anklagen? Mach dich nicht lächerlich.«

»Noch ist niemand angeklagt worden, Mutter«, sagte Leto mit äußerster Vorsicht. »Bislang wird nur über Möglichkeiten diskutiert.« Als Oberhaupt des Hauses Atreides musste er sich große Mühe geben, sich von seiner Kindheit zu distanzieren, von der Zeit, als er den weißhaarigen Stallmeister aufgeregt gefragt hatte, ob er die Stiere sehen dürfe. Yresk hatte ihm beigebracht, wie man sich vorsichtig bestimmten Tieren näherte und auf älteren Bullen ritt, wie man Knoten machte und Geschirr anlegte.

Aber das staunende Kind von damals war jetzt der neue Herzog des Hauses Atreides.

»Wir müssen die Indizien untersuchen, bevor wir Schlussfolgerungen ziehen können.«

Yresk wurde sichtlich von widerstrebenden Gefühlen bewegt, und plötzlich hatte Leto Angst vor dem, was der Stallmeister sagen mochte. Wenn er in die Enge gedrängt wurde und um sein Leben fürchtete, würde er dann Helena hineinziehen? Die Wachen im Saal verfolgten aufmerksam die Gespräche. Kailea beobachtete alles mit wachem Verstand. Andere würden zweifellos alles weitertragen, was hier geäußert wurde. Der Skandal würde ganz Caladan erschüttern, vielleicht sogar den Landsraad.

Selbst wenn seine Mutter den Zwischenfall während des Stierkampfes initiiert hatte, selbst wenn Yresk auf Befehl gehandelt hatte – oder weil er bestochen oder irgendwie erpresst worden war –, wollte Leto um jeden Preis vermeiden, dass der Mann hier und jetzt ein Geständnis ablegte. Er wollte die Wahrheit erfahren, aber unter vier Augen. Wenn bekannt wurde, dass Lady Helena für den Tod des alten Herzogs verantwortlich war, würde diese Enthüllung das Haus Atreides zerreißen. Seine Autorität als Herzog würde einen nicht wieder gutzumachenden Schaden erleiden...

und ihm bliebe keine andere Wahl, als das härteste Urteil über seine eigene Mutter zu sprechen.

Er erschauderte, als er an das Drama um Agamemnon und an den Fluch des Atreus dachte, der seine Familie seit dem Morgengrauen der Geschichte verfolgt hatte. Er atmete tief durch, weil er jetzt stark sein musste.

»Tu, was du tun musst, mein Junge«, hatte sein Vater gesagt. »Dann kann dir niemand einen Vorwurf machen, solange du die richtigen Entscheidungen triffst.«

Aber was war jetzt die richtige Entscheidung?

Helena stand auf und sprach im vernünftigen Tonfall einer Mutter zu Leto. »Der Tod meines Gatten war kein Verrat – sondern eine Strafe Gottes.« Sie deutete auf Rhombur und Kailea, die die Vorgänge wie betäubt verfolgten. »Mein geliebter Herzog wurde wegen seiner Freundschaft zum Haus Vernius bestraft, weil er erlaubt hat, dass diese Kinder in unserer Burg leben. Ihre Familie hat die Gebote verletzt, und Paulus hat sie trotzdem willkommen geheißen. Mein Gatte starb durch seinen Stolz – nicht durch einen Stallmeister. So einfach ist das.«

»Ich habe jetzt genug gehört, Mutter«, sagte Leto.

Helena warf ihm einen empörten, vernichtenden Blick zu, als wäre er ein dummes Kind. »Ich habe noch nicht zu Ende gesprochen. Die Aufgaben eines Herzog umfassen so viele Dinge, die du noch gar nicht verstehen kannst...«

Leto blieb sitzen und legte alle Autorität, die er aufzubringen imstande war, in seine Stimme und Haltung. »Ich *bin* der Herzog, Mutter, und *du* wirst jetzt schweigen, sonst lasse ich dich gewaltsam von den Wachen aus diesem Saal entfernen und in einen Turm sperren.«

Helena erblasste, und ihre Augen blickten rastlos, als sie versuchte, angesichts dieses Schocks nicht die Beherrschung zu verlieren. Sie konnte nicht fassen, dass ihr eigener Sohn so etwas zu ihr gesagt hatte. Aber sie war klug genug, ihn nicht weiter zu reizen. Wie üblich bemühte sie sich, den äußeren Anschein zu wahren. Einen ähnlichen Ausdruck hatte sie des Öfteren im Gesicht des alten Her-

zogs bemerkt, so dass sie es nicht wagte, dem Sturm zusätzliche Nahrung zu geben.

Obwohl es besser für ihn gewesen wäre, wenn er geschwiegen hätte, schrie Yresk: »Leto, Junge, du kannst doch dieser vaterlosen Stallratte nicht mehr Glauben schenken als mir...«

Leto betrachtete den aufgeregten, wie eine Vogelscheuche aussehenden Mann und verglich ihn mit dem selbstbewussten Auftreten des jungen Duncan. Auf Yresks hagerem Gesicht stand Schweiß. »Ich halte ihn in der Tat für glaubwürdiger, Yresk«, sagte Leto nachdrücklich. »Und nennen Sie mich nie wieder ›Junge‹!«

Hawat trat vor. »Durch eine gründliche Vernehmung könnten wir zu weiteren Erkenntnissen gelangen. Ich werde den Stallmeister persönlich befragen.«

Leto sah den Mentaten an. »Das wäre das Beste, Thufir. Sie führen die Befragung allein durch.« Er schloss für einen winzigen Moment die Augen und schluckte mühsam. Später musste er Hawat eine Nachricht schicken, dass der Stallmeister die Vernehmung auf keinen Fall überleben durfte... damit keine weiteren unangenehmen Wahrheiten nach außen drangen. Der Mentat nickte kaum merklich und gab Leto damit zu verstehen, dass ihm einige der unausgesprochenen Konsequenzen bewusst waren. Jede Information, die Hawat in Erfahrung bringen konnte, würde ein Geheimnis bleiben, das nur er und sein Herzog teilten.

Yresk heulte auf, als die Wachen seine dünnen Arme ergriffen. Bevor der Stallmeister irgendetwas hinausschreien konnte, hielt Hawat ihm mit einer Hand den Mund zu.

Dann – als hätte man gezielt den Zeitpunkt der größten Verwirrung abgepasst – öffneten die Wachen die Tür zum Audienzsaal und ließen einen Mann in Uniform eintreten. Er marschierte herein, die Augen nur auf Leto gerichtet, der am anderen Ende des Saals saß. Sein elektronisches Identifikationsabzeichen wies ihn als offiziellen Kurier aus, der soeben mit einem Leichter auf dem Raumhafen von Cala City gelandet war. Leto erstarrte, weil er

wusste, dass dieser Mann unmöglich gute Neuigkeiten bringen konnte.

»Herzog, ich habe eine furchtbare Nachricht zu überbringen.« Die Worte des Kuriers lösten einen Schock unter allen Anwesenden aus. Die Wachen, die Yresk ergriffen hatten, blieben stehen, doch Hawat bedeutete ihnen, so schnell wie möglich den Saal zu verlassen.

Der Bote trat bis vor den Stuhl des Herzogs und nahm Haltung an. Er atmete ein paarmal tief durch, um sich bereit zu machen. Da er die derzeitige Lage auf Caladan kannte – die Einführung eines neuen Herzogs und die Anwesenheit der ixianischen Flüchtlinge –, wählte er seine Worte mit Bedacht.

»Es ist meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass Lady Shando, die von Kaiser Elrood IX. als Abtrünnige und Verräterin gebrandmarkt wurde, aufgespürt und auf Anweisung des Imperators durch Sardaukar auf Bela Tegeuse exekutiert wurde. Alle Mitglieder ihres Gefolges wurden ebenfalls getötet.«

Rhombur taumelte, als hätte man ihm einen Schlag versetzt, dann brach er auf den Marmorstufen neben dem Stuhl des Herzogs zusammen. Kailea, die die Vorgänge bislang schweigend verfolgt hatte, begann zu schluchzen. Tränen strömten aus ihren smaragdgrünen Augen. Sie hielt sich an einer Steinsäule fest und schlug mit der zarten Faust dagegen, bis ihr Blut über die Finger lief.

Helena blickte ihren Sohn traurig an und nickte. »Siehst du, Leto? Die nächste Strafe. Ich hatte Recht. Die Ixianer und alle, die ihnen helfen, sind verflucht.«

Leto erwiderte ihren Blick voller Hass und befahl den Wachen: »Bitte bringen Sie meine Mutter in ihre Gemächer und weisen Sie ihre Diener an, alles einzupacken, was sie für eine längere Reise benötigt.« Nur mit Mühe konnte er verhindern, dass seine Stimme zitterte. »Ich denke, angesichts der Unruhe der vergangenen Tage sollte sie die Gelegenheit erhalten, sich gründlich zu entspannen, irgendwo sehr weit entfernt von hier.«

55

Unter widrigen Umständen wird jedes Lebewesen zu etwas anderem, es entwickelt sich vor oder zurück. Was uns zu Menschen macht, ist die Erinnerung daran, wie wir vorher waren und wie wir - hoffentlich - in den vorigen Zustand zurückkehren können.

Botschafter Cammar Pilru,
Depeschen zur Verteidigung von Ix

Wieder einmal weckte ihn das Alarmsystem seines geheimen Verstecks. In den Schweiß wiederkehrender Alpträume gebadet schreckte C'tair hoch und war bereit, sich gegen die Eindringlinge zur Wehr zu setzen, die nach ihm suchten.

Aber die Bene Tleilax hatten seinen Unterschlupf noch nicht gefunden, obwohl sie ihm diesmal mit ihren Scannern verdammt nahe gekommen waren. Sein abgeschirmtes Versteck war mit einem automatischen Überwachungssystem ausgestattet, das eigentlich ohne Schwierigkeiten jahrhundertelang hätte funktionieren müssen, aber die fanatischen Jäger setzten Geräte ein, mit denen sie nicht genehmigte Technik aufspüren konnten. Früher oder später würden sie ihn erwischen.

Ohne die Ruhe zu verlieren, schaltete er rasch alles aus: die Beleuchtung, die Ventilation und die Heizelemente. Dann saß er in der erstickenden totalen Finsternis und wartete schwitzend. Er hörte nur seine eigenen Atemgeräusche. Niemand zerrte an der verborgenen Tür. Nichts tat sich.

Nach langer Zeit wagte er sich wieder zu rühren.

Die wahllos gestreuten Scannerstrahlen würden auf Dauer die Fähigkeit des Schildes beeinträchtigen, ihn und sein Lager unsichtbar zu machen. C'tair wusste, dass er sich eines dieser Geräte beschaffen musste. Wenn er analysieren

konnte, wie die Technik der Tleilaxu funktionierte, gelang es ihm vielleicht, etwas zu bauen, das ihre Wirkung neutralisierte.

Morgens waren die Säle und öffentlichen Räume des ehemaligen Großen Palais (nun ein staatliches Verwaltungsgebäude der Tleilaxu) größtenteils leer. C'tair schlich sich durch einen geheimen Zugangsschacht hinein und schlüpfte in einen Lagerraum neben dem Hauptkorridor. Von hier aus war es nicht mehr weit bis zu einer Liftröhre, die aus dem Palast herausführte, in andere Stalaktit-Gebäude und sogar bis zu den unteren Stockwerken. Er konnte sich bewegen, den Anschein wahren – und sich am Leben erhalten. Aber seine Chancen standen deutlich besser, wenn er etwas gegen die Scanner tun konnte.

Der Wachmann mochte sich immer noch auf seinem Routinegang durch dieses Gebäude befinden, falls er sich nicht schon zu den anderen Ebenen vorgearbeitet hatte. C'tair rannte ein Stück, horchte, beobachtete die Beleuchtung der Korridore und kroch die nächste Strecke. Er kannte längst alle Überraschungen, die sich in diesem Teil des Gebäudes verbargen.

C'tair hatte sich mit einem Lähmer und einer Lasgun ausgerüstet, aber er befürchtete, dass die Sensoren der Tleilaxu es registrieren würden, wenn er die Waffen einsetzte. Dann würde man einen Suchtrupp gezielt auf seine Spur ansetzen. Aus diesem Grund hielt er ein langes, scharfes Messer in der Hand. Damit konnte er sich wirksam und lautlos wehren.

Nachdem er seinen Hinterhalt eingerichtet hatte, entdeckte er einen Tleilaxu mit Halbglatze und verkniffener Miene, der durch den Korridor näherkam. Mit beiden Händen hielt er einen kleinen Monitor, der ein Feuerwerk aus Farben zu versprühen schien. Der Jäger war so sehr in die Anzeigen vertieft, dass er C'tair zunächst gar nicht bemerkte – bis der dunkelhaarige Mann mit ausgestreckter Klinge auf ihn zurannte.

C'tair hätte am liebsten voller Hass geschrien, aber stattdessen stieß er nur ein wütendes Zischen aus. Der Tleilaxu

riss den Mund auf und offenbarte kleine weiße Zähne, die wie Perlen wirkten. Bevor der Jäger auch nur einen Laut von sich geben konnte, hatte C'tair ihm die Kehle aufgeschlitzt.

Der Mann brach blutüberströmt zusammen, doch C'tair fing den Scanner auf, bevor er auf dem harten Boden landen konnte. Gierig starrte er auf das Gerät und achtete kaum auf die Zuckungen seines Widersachers oder die Blutpfütze, die sich über die stilvollen Fliesen des ehemaligen Großen Palais des Hauses Vernius ausbreitete.

C'tair empfand keine Spur von Reue. Er hatte bereits zahlreiche Verbrechen begangen, für die er sofort von den Fanatikern exekutiert würde, sollten sie seiner jemals habhaft werden. Was machte schon ein weiterer Mord, solange sein Gewissen rein war? Wie viele Menschen hatten die Tleilaxu bereits getötet? Wie viel ixianische Geschichte und Kultur war durch die Invasion vernichtet worden? Wie viele Untaten hatten *sie* auf dem Gewissen?

Hastig zerrte C'tair die Leiche in den Zugangsschacht, der zu seinem Geheimversteck im Innern der Felskruste führte, dann wischte er die rote Lache am Boden auf. Erschöpft und mit klebrigem Blut beschmiert erstarrte C'tair für einen Moment, als eine Erinnerung an sein früheres Leben seinem hart gewordenen Gewissen einen Stich versetzte. Als er auf seine blutigen Hände starrte, fragte er sich, was die zarte und liebliche Kailea Vernius denken würde, wenn sie ihn jetzt sehen könnte. Jedes Mal, wenn sie gewusst hatten, dass sie ihr begegnen würden, hatten C'tair und sein Bruder größten Wert darauf gelegt, sich ordentlich herauszuputzen, schicke Kleidung zu tragen und sich zu parfümieren.

Er genehmigte sich einen Augenblick, um zu bedauern, wozu die Tleilaxu ihn gemacht hatten... und dann fragte er sich, ob sich auch Kailea durch ihre zweifellos schlimmen Erfahrungen verändert hatte. Ihm wurde klar, dass er nicht einmal wusste, ob sie überhaupt noch am Leben war. C'tair schluckte.

Aber er würde auf keinen Fall lange genug überleben, wenn er nicht die Hinweise auf sein Verbrechen beseitigte und schnell wieder in seinem Versteck verschwand.

Der Tleilaxu war erstaunlich schwer für seine Größe – offenbar besaß er einen kräftigen Knochenbau. Er warf den grauhäutigen Körper in einen Nullentropie-Behälter. Nun würde eher die Sonne am ixianischen Himmel erlöschen als die Verwesung der Leiche einsetzen.

Nachdem er sich gesäubert und die Kleidung gewechselt hatte, machte sich C'tair an seine eigentliche Arbeit. Er nahm sich den erbeuteten Scanner vor, um ihn gründlich zu untersuchen.

Es war recht einfach, sich eine erste Vorstellung zu verschaffen, wie das Gerät funktionierte. Die Bedienungselemente waren denkbar simpel: ein schwarzes Schaltfeld und ein gelber Bildschirm, der Maschinen und technische Elemente identifizierte. Für die Beschriftung war die Codesprache der Tleilaxu verwendet worden, die er ohne Schwierigkeiten entzifferte, indem er die Worte in einen Entschlüssler sprach, den er während der ersten chaotischen Tage nach der Invasion in sein Versteck geschmuggelt hatte.

Das Innenleben des Scanners zu verstehen, stellte ein wesentlich schwierigeres Problem dar. C'tair musste mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, da das Gerät möglicherweise gegen unbefugte Manipulationen geschützt war. Es könnte zu einem unbrauchbaren Klumpen zerschmelzen, wenn es unbedacht geöffnet wurde. Er getraute sich nicht, es mit Werkzeugen zu bearbeiten und das Gehäuse aufzubrechen. Er durfte nur passive Methoden einsetzen.

Er wünschte sich, der Geist des alten Rogo würde noch einmal erscheinen, um ihm wertvolle Ratschläge zu erteilen. C'tair fühlte sich ziemlich einsam in diesem Schlupfloch, und zeitweise musste er gegen die Versuchung ankämpfen, in Selbstmitleid zu verfallen. Er gewann immer wieder Kraft aus der Erkenntnis, dass er etwas sehr Wichtiges tat. Die Zukunft von Ix mochte entscheidend davon

abhängen, welche seiner heimlichen Aktionen erfolgreich verliefen.

Er musste überleben und sein Versteck beschützen, da er hier den wichtigen transdimensionalen Sender aufbewahrte. Irgendwann fand er vielleicht sogar eine Möglichkeit, die überlebenden Mitglieder des Hauses Vernius aufzuspüren und ihnen lebenswichtige Ratschläge zu erteilen. Vielleicht war er der einzige Überlebende, der seine geliebte Heimatwelt befreien konnte.

Und wenn der abgeschirmte Raum weiterhin ein sicheres Versteck sein sollte, musste er diesen verdammten Tleilaxu-Scanner durchschauen...

Nach mehreren Tagen fruchtloser Bemühungen setzte er schließlich ein akustisches Peilungsgerät ein, in der Hoffnung, anhand des Resonanzmusters Hinweise auf den inneren Aufbau des Geräts zu erhalten. Zu seiner Überraschung klickte plötzlich etwas. Er stellte den Scanner auf die Werkbank und wich zurück. Als er dann vorsichtig zurückkehrte, um das Gerät aus der Nähe zu betrachten, stellte er fest, dass sich an der Seite eine Naht geöffnet hatte. Er fasste das Gerät beiderseits der Naht und zog behutsam.

Das Gehäuse ließ sich öffnen, ohne dass es zu einer Explosion oder Zerschmelzung kam. Vor seinen entzückten Augen breitete sich nicht nur das Innenleben der Einheit aus, sondern außerdem ein Holoprojektor, der ein Einführungsprogramm abspielte: In der Luft hing ein freundlicher Holo-Mann, der bereit war, dem Unwissenden alles über diesen Scanner zu verraten.

Das hilfreiche Programm hatte keine Probleme damit, auch einem möglichen Konkurrenten oder Industriespion die Funktionsweise der Einheit zu erklären, da sie auf den seltenen und kostbaren »richesischen Spiegeln« basierte, die bislang noch niemand hatte nachbauen können. Diese Spiegel bestanden aus unbekannten Mineralien und Polymeren, die mutmaßlich in Form ineinander greifender Prismen angeordnet waren.

Als C'tair den Scanner untersucht hatte, musste er wider-

strebend die Konstruktion bewundern, und zum ersten Mal hegte er den Verdacht, dass Richese in die Intrige gegen Ix verwickelt sein könnte. Der Hass der Konkurrenten war uralt, und die Richeses würden bestimmt jede Gelegenheit nutzen, zur Auslöschung ihrer Erzfeinde beizutragen...

Jetzt musste C'tair sein intuitives Wissen bemühen und mit den Bauteilen, die ihm zur Verfügung standen, sowie diesem richesischen Spiegel etwas konstruieren, das den Scanner blockierte. Nach hartnäckigen Fragen an den beinahe nervtötend dienstbeflissenen Holo-Mann entwickelte er allmählich eine Lösung...

* * *

Das abendliche Treffen mit den Schwarzmarkthändlern war wieder einmal nervenaufreibend gewesen. Ständig hatte er sich über die Schulter umgeschaut, aber leider blieb C'tair keine andere Wahl. Nur auf dem illegalen Markt konnte er die restlichen Bauteile bekommen, die er für seine Anti-Scanner-Vorrichtung benötigte.

Nachdem er seine Einkäufe erledigt hatte, kehrte er in das stille Gebäude an der Höhlendecke zurück und benutzte eine Karte mit biometrischen Identifikationsdaten, um die Kontrolleinheit am Eingang davon zu überzeugen, er sei ein Tleilaxu-Techniker. Als er im Lift durch das ehemalige Große Palais zu seinem Versteck hinauffuhr, dachte C'tair an die zahlreichen Zeichnungen, die er verstreut auf seiner Werkbank zurückgelassen hatte. Endlich konnte er seine Arbeit fortsetzen.

Doch als er in den Korridor hinaustrat, bemerkte C'tair, dass er im falschen Stockwerk ausgestiegen war. Statt fensterlosen Türen und Lagerräumen gab es hier eine Reihe von Büros, die durch klare Plazscheiben voneinander getrennt waren. In der trüben, orangefarbenen Nachtbeleuchtung erkannte er große, unheilvolle Zeichen an den Türen und Fenstern, die einer ihm unbekannten Tleilaxu-Sprache entstammten.

Er hielt inne, als er erkannte, wo er war. Er war nicht weit genug in die soliden Felsschichten hinaufgefahren. Wütend dachte er daran, dass diese Räume früher Büros für die Botschafter oder Konferenzzimmer für die Mitglieder des Hofs von Graf Vernius gewesen waren. Jetzt sahen sie so... zweckmäßig und schmucklos aus.

Bevor er sich zurückziehen konnte, hörte C'tair etwas – ein metallisches Klirren und ein schabendes Geräusch, das von links kam. Schnell huschte er in die Liftkabine, um zu seinem Stockwerk weiterzufahren. Zu spät. Man hatte ihn gesehen.

»Sie da, Fremder!«, rief ein nur als Umriss erkennbarer Mann in Galach mit ixianischer Färbung. »Kommen Sie heraus, damit wir Sie sehen können.« Wahrscheinlich einer der Kollaborateure – ein ixianischer Überläufer, der seine Seele an den Feind seines eigenen Volkes verkauft hatte.

C'tair hantierte hektisch mit seiner Biodaten-Karte und zitterte, als er die näherkommenden schweren Schritte hörte. Er zog die Karte durch den Leseschlitz der Liftkontrolle. Weitere Stimmen wurden hörbar. Er rechnete damit, dass man jeden Augenblick das Feuer auf ihn eröffnete.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sich die Lifttür öffnete – doch als C'tair in die Kabine stürmte, ließ er den Beutel mit den Teilen fallen, die er gerade erst erworben hatte. Doch die Zeit war zu knapp, um ihn zu retten.

Mit einem erstickten Fluch landete er in der Kabine und zischte die Nummer des korrekten Stockwerks. Die Tür schloss sich im letzten Augenblick, dann wurden die Stimmen leiser. Er machte sich Sorgen, dass die Wächter den Lift außer Betrieb setzten oder die Sardaukar riefen – also musste er ihn möglichst schnell wieder verlassen.

Als die Tür aufging, blickte C'tair misstrauisch nach draußen, nach links und rechts. Hier war niemand zu sehen. Er griff noch einmal nach den Kontrollen und programmierte den Lift, auf vier weiteren Stockwerken anzuhalten, dann schickte er ihn noch höher hinauf in die Schächte, die die Planetenkruste durchzogen.

Sekunden später stand C'tair schweißgebadet in seiner abgeschirmten Zuflucht. Er war dankbar, dass er mit dem Leben davongekommen war, ärgerte sich aber gleichzeitig über seine Nachlässigkeit. Er hatte die kostbaren Bauteile verloren und den Tleilaxu obendrein einen Hinweis auf sein Vorhaben hinterlassen.

Jetzt würden sie mit der gezielten Suche nach ihm beginnen.

56

Wir alle leben eine Zeit lang im Schatten unserer Vorgänger. Doch wir, die wir das Schicksal von Planeten bestimmen, erreichen irgendwann den Punkt, an dem wir nicht zum Schatten, sondern zum Licht selbst werden.

Prinz Raphael Corrino,
Diskurse über die Regierung

Als offizielles Mitglied des Forums der Großen und Kleinen Häuser bestieg Herzog Leto Atreides einen Heighliner, um sich zur nächsten Sitzung des Landsraads nach Kaitain zu begeben. Es war das erste Mal, dass er im Mantel des neuen Amtes seinen Heimatplaneten verließ, aber er glaubte sich hinreichend von der Trauer um seinen Vater erholt zu haben, um einen öffentlichen Auftritt durchstehen zu können.

Nachdem sich Leto entschieden hatte, an der Sitzung teilzunehmen, hatten sich Thufir Hawat und andere Protokollberater der Atreides mit ihm in einem Konferenzraum der Burg eingeschlossen und ihm einen Schnellkurs in Diplomatie verpasst. Die Berater hatten ihn wie strenge Lehrer umlagert und darauf bestanden, dass er immer wieder alle sozialen, ökonomischen und politischen Faktoren durchging, die ein Herzog jederzeit berücksichtigen musste. Grelle Leuchtgloben erhellten den Raum mit den Steinwänden, während eine Meeresbrise durch das offene Fenster hereinwehte und die Geräusche der Brandung und das Kreischen der Möwen mitbrachte. Trotz dieser Ablenkungen hatte sich Leto ganz auf den Unterricht konzentriert.

Der neue Herzog hatte wiederum darauf bestanden, dass Rhombur die Lektionen an seiner Seite verfolgte. »Eines Tages wird auch er all diese Dinge beherrschen müssen,

wenn sein Haus die Macht zurückerhält«, hatte Leto gesagt. Einige Berater hatten sich skeptische Blicke zugeworfen, aber niemand hatte Einwände erhoben.

Als er sich am Raumhafen von Cala City verabschiedet hatte, nur in Begleitung von Thufir Hawat als persönlichem Vertrautem, hatten seine Berater ihn vor unbedachten Handlungen gewarnt. Leto hatte seinen Mantel fester um die Schultern gezogen. »Ich verstehe«, sagte er, »aber meine Ehre lässt mir keine andere Wahl, als das zu tun, was ich tun muss.«

Nach uralter Tradition war es Letos Recht, vor dem Landsraad zu erscheinen und seine Forderungen vorzutragen. Die Forderung nach Gerechtigkeit. Als neuer Herzog verfügte er über genügend Zorn und jugendliche Naivität, um an einen möglichen Erfolg zu glauben, auch wenn seine Berater vom Gegenteil überzeugt waren. Doch er hatte nur traurige Erinnerungen an die seltenen Gelegenheiten, wenn sein Vater als Bittsteller vor den Landsraad getreten war. Paulus war jedes Mal wutschnaubend zurückgekehrt und hatte tagelang über die schwerfällige Bürokratie geschimpft.

Leto jedoch wollte ganz von vorn anfangen und nicht schon jetzt alle Hoffnung aufgeben.

Unter dem ewig sonnigen Himmel von Kaitain erhob sich das gewaltige und imposante Versammlungshaus des Landsraads, der höchste Gipfel in einem Gebirge aus Regierungsgebäuden, Verwaltungszentren und Justizpalästen rund um einen großen elliptischen Platz. An der Errichtung des Versammlungshauses hatten sich alle Adelsfamilien beteiligt, und jede hatte die anderen an Großartigkeit zu übertreffen versucht, während die Vertreter der MAFEA mitgeholfen hatten, das Material aus allen Teilen des Imperiums zu beschaffen. Doch dann sah sich der damalige Imperator – Hassik Corrino III. – veranlasst, die spezielle Anweisung zu erteilen, das exorbitante Bauvorhaben zurückzuschrauben, damit es nicht den Kaiserlichen Palast in den Schatten stellte.

Nach dem atomaren Holocaust auf Salusa Secundus und

der Verlegung des Regierungssitzes hatten alle Beteiligten danach gestrebt, eine neue Ordnung zu etablieren, die Optimismus vermittelte. Hassik III. wollte um jeden Preis demonstrieren, dass das Imperium selbst nach der beinahe erfolgten Auslöschung des Hauses Corrino die Geschäfte auf einem noch höheren Niveau als zuvor weiterführen würde.

Die Fahnen der Großen Häuser schillerten wie ein Regenbogen aus Drachenschuppen an der Vorderfront des Landsraadsgebäudes. Als er auf dem prächtigen Platz stand und von hoch aufragenden Klippen aus Metall und Plaz umgeben war, hatte Leto Schwierigkeiten, die grün-schwarze Flagge des Hauses Atreides zu finden, doch irgendwann hatte er sie entdeckt. Die purpur- und kupferroten Farben des Hauses Vernius hatte man längst abgenommen und öffentlich verbrannt.

Thufir Hawat stand neben dem jungen Herzog. Leto hätte gerne seinen Freund Rhombur dabeigehabt, aber es war zu unsicher für den ehemaligen Prinzen von Ix, sein caladanisches Exil zu verlassen. Dominic Vernius hatte es immer noch nicht gewagt, sein Versteck zu verlassen, nicht einmal nach den Meldungen von Shandos Tod. Leto wusste, dass der Graf auf seine eigene Weise trauerte. Und Rachepläne schmiedete...

Leto musste diesen Schritt ganz allein tun. Sein Vater hätte es genauso von ihm erwartet. Also reckte er im hellen Sonnenschein von Kaitain die Schultern, dachte an die Geschichte seiner Familie seit den dunklen Tagen des Atreus und richtete den Blick nach vorn. Er schritt über die Steinplatten der Straße und ließ nicht zu, dass er sich angesichts der Großartigkeit des Landsraads winzig fühlte.

Als sie den Versammlungssaal betraten, wo sich bereits die Vertreter anderer Familien eingefunden hatten, entdeckte Leto die Farben des Hauses Harkonnen mit dem Symbol des blassblauen Greifen. Bereits anhand der Fahnen konnte er einige andere Familien identifizieren: die Häuser Richese, Teranos, Mutelli, Ecaz, Dyvetz und Canidar. Im Zentrum aller Flaggen hing das deutlich größere kaiserliche

Banner des Hauses Corrino in auffälligem Scharlachrot und Gold mit dem Löwensymbol in der Mitte.

Die Fanfare, die seinen Einzug und den anderer Repräsentanten begleitete, war ohrenbetäubend und anhaltend. Ein Ausrufer verkündete die Namen und die Stellung jeder eintretenden Person. Leto sah nur wenige wirklich Adelige; vorwiegend handelte es sich um Botschafter, politische Vertreter oder bezahlte Speichellecker.

Obwohl er einen Adelstitel trug, kam sich Leto überhaupt nicht mächtig oder bedeutend vor. Was war schon der Herzog eines Hauses von mittlerem Stand im Vergleich zum Premierminister einer wirklich reichen Familie? Auch wenn er über die Wirtschaft und Bevölkerung von Caladan und die weiteren Besitztümer der Atreides regierte, herrschten viele Große Häuser über erheblich mehr Reichtümer und Welten. Er verglich sich mit einem kleinen Fisch, der zwischen Haien schwamm, dann verdrängte er dieses Bild, bevor es seine Zuversicht schwächen konnte. Der alte Herzog hätte ihm niemals erlaubt, sich als unbedeutend zu betrachten.

Er fragte sich, wo sich im riesigen Saal die leeren Sitze befinden mochten, die bis vor kurzem dem Haus Vernius vorbehalten waren. Der Gedanke, dass den Bene Tleilax, die nun Ix besetzt hielten, niemals eine solche Ehre zuteil würde, verschaffte ihm nur eine geringe Befriedigung. Der Landsraad würde den verachteten Tleilaxu-Repräsentanten niemals den Zutritt zum exklusiven Club gewähren. Normalerweise hielt Leto überhaupt nichts von solchen pauschalen Vorurteilen, aber in diesem Fall machte er eine Ausnahme.

Als die Ratssitzung mit endlosen Formalitäten eröffnet wurde, nahm Leto seinen Platz in einer prächtigen, schwarz und braun gestalteten Loge ein, die denen ähnelte, in denen die Würdenträger der anderen Häuser saßen. Hawat blieb an seiner Seite, während Leto zusah, wie die Sitzung abgewickelt wurde. Er wollte lernen und bereitete sich auf seinen Auftritt vor. Aber er musste warten, bis sein Name aufgerufen wurde.

Den wahren Familienoberhäuptern war nicht zuzumuten, an jeder solchen Sitzung teilzunehmen, und während eine Reihe banaler Themen abgehandelt wurde – die wesentlich mehr Zeit in Anspruch nahmen, als nötig gewesen wäre –, verstand Leto bald den Grund dafür. Es wurden nur wenige Entscheidungen getroffen, obwohl sehr viel geredet, argumentiert und über winzige Details des Protokolls oder der imperialen Gesetzgebung gestritten wurde.

Doch nach seiner Amtsübernahme wollte Leto diese offizielle Einführung auf keinen Fall versäumen. Als die Anzeige mit der Tagesordnung endlich signalisierte, dass er an der Reihe war, durchquerte der junge Mann die schwindelerregend große Zentralfläche des riesigen Saals, ohne vom Krieger-Mentaten oder einem sonstigen Assistenten begleitet zu werden, und stieg zum Rednerpult hinauf. Er bemühte sich, jeden allzu jugendlichen Eindruck zu vermeiden, und erinnerte sich an die ehrfurchtgebietende Gegenwart seines Vaters und den Jubel, als sie gemeinsam mit dem Stierkopf in der Arena triumphiert hatten.

Leto überblickte das Meer aus gelangweilten Würdenträgern und atmete tief durch. Die Verstärker würden seine Worte aufnehmen und weitertragen, damit jeder ihn hören und verstehen konnte. Zu Dokumentationszwecken wurde alles auf Shiga-Draht aufgezeichnet. Diese Rede war äußerst wichtig für ihn – denn die meisten dieser Leute kannten weder seine Persönlichkeit noch seinen Namen. Als ihm bewusst wurde, dass seine Worte nachhaltig den Eindruck prägen würden, den er bei ihnen hinterließ, schien die Last auf seinen Schultern noch schwerer zu werden.

Er wartete ab, bis er überzeugt war, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden gewonnen zu haben, obwohl zu diesem fortgeschrittenen Zeitpunkt der Sitzung kaum noch jemand die Energie aufbringen würde, sich auf etwas ganz Neues zu konzentrieren.

»Viele von Ihnen waren Freunde und Verbündete meines Vaters Paulus Atreides«, begann er, um unmittelbar darauf die Bombe platzen zu lassen, »...der vor kurzem einem ab-

scheulichen und feigen Mordanschlag zum Opfer fiel.« Er warf einen vielsagenden Blick zur Loge, die von den Repräsentanten des Hauses Harkonnen besetzt war. Er kannte weder die Namen noch die Titel der beiden Männer, die als Vertreter der Feinde seines Hauses im Landsraad saßen.

Seine Andeutung war unüberhörbar, obwohl er kein Wort dazu sagte und auch keinen stichhaltigen Beweis liefern konnte. Stallmeister Yresk, der die Vernehmung wie erwartet nicht überlebt hatte, hatte Helenas Komplizenschaft bestätigt, wusste aber nichts von einer weiterreichenden Verschwörung. Daher benutzte der neue Herzog Atreides diese Feststellung nur zu dem Zweck, die Aufmerksamkeit der gelangweilten Sitzungsteilnehmer zu fesseln – und genau das war ihm offensichtlich gelungen.

Die Harkonnens flüsterten sich etwas zu und warfen nervöse Blicke zum Podium. Leto beachtete sie nicht weiter, sondern wandte sich wieder an die Masse der Repräsentanten.

Genau vor ihm auf den Plätzen des Hauses Mutelli erkannte er den alten Grafen Flambert, einen uralten Herrn, dem schon vor vielen Jahren das Gedächtnis abhanden gekommen war, wie es hieß. Daher hatte er stets einen ehemaligen Mentatenschüler mit blondem Haar an seiner Seite, der ihm als externes Langzeitgedächtnis diente. Die einzige Aufgabe des gescheiterten Mentaten bestand darin, den alten Flambert an alle möglichen Dinge zu erinnern, ihm zahllose Daten zur Verfügung zu stellen, die für den Adelsmann nützlich sein mochten. Obwohl er seine Ausbildung zum menschlichen Computer nie abgeschlossen hatte, reichten seine Fähigkeiten zur Erfüllung dieser Aufgabe aus.

Letos Stimme erreichte selbst den hintersten Winkel des Saals und war so klar und präzise wie das Läuten der Bojenglocken an einem kühlen caladanischen Morgen. »Eine Inschrift über der Haustür des Imperators besagt: ›Das Gesetz ist die letzte Wissenschaft.‹ So stehe ich hier nicht in meinem eigenen Interesse, sondern im Namen eines ehe-

maligen Großen Hauses, das nicht mehr selbst vor diesen Rat treten kann. Das Haus Vernius war ein enger Verbündeter meiner Familie.«

Mehrere Leute in seiner Nähe stöhnten auf. Andere wurden ungeduldig. Sie hatten sich schon zu oft mit diesem Thema beschäftigen müssen.

Unerschrocken fuhr der junge Atreides fort: »Graf Dominic Vernius und seine Familie waren gezwungen, in den Untergrund zu gehen, nachdem Ix unrechtmäßig von den Bene Tleilax in Besitz genommen wurde – die jeder von uns als verdorbenes und abscheuerregendes Volk kennt, das nicht würdig ist, seine Vertreter in dieses ehrwürdige Haus zu entsenden. Als das Haus Vernius in dieser unerhörten Notlage um Hilfe und Unterstützung rief, hat keiner von Ihnen auch nur den Finger gerührt, sondern die Sache solange verschleppt, bis jedes Hilfsangebot zu spät gekommen wäre.« Leto gab darauf Acht, nicht mit dem Finger auf Elrood zu deuten, obwohl es für ihn feststand, dass der Imperator für die Verzögerungstaktik verantwortlich war.

Ein raunendes Stimmengewirr erhob sich im Versammlungssaal des Landsraads. Leto entging nicht, dass man ihn offenbar als jungen Emporkömmling betrachtete, einen ungestümen Unruhestifter ohne Benehmen, der noch keine Ahnung von der Ordnung der Dinge im Imperium hatte. Er besaß die Dreistigkeit, völlig offen über solche unangenehmen Themen zu sprechen!

Doch Leto ließ sich nicht beirren. »Sie alle kennen Dominic Vernius als ehrenhaften, vertrauenswürdigen Mann. Sie alle haben Geschäfte mit Ix gemacht. Gibt es jemanden unter Ihnen, der Dominic noch nie als seinen Freund bezeichnet hat?« Er blickte sich um, sprach aber sofort weiter, bevor irgendjemand sich traute, die Hand zu heben.

»Obwohl ich kein Mitglied der Familie Vernius bin, haben die Tleilaxu-Invasoren auch mein Leben bedroht. Durch die Hilfe meines Vaters konnte ich mit Mühe der Gefahr entrinnen. Graf Vernius und seine Frau flohen ebenfalls und mussten ihren gesamten Besitz zurücklassen – und vor kurzem

wurde Lady Shando Vernius brutal ermordet, nachdem man sie wie ein Tier gejagt hatte!« Vor Wut und Trauer wurde ihm schwindlig; erst nach einem tiefen Atemzug konnte er weitersprechen.

»Alle die mich hören können, sollen wissen, dass ich meinen schweren Vorbehalten gegenüber den Bene Tleilax und ihren jüngsten Gräueltaten Ausdruck verleihen möchte. Ob durch Kanly oder auf andere Weise – die Gerechtigkeit muss in jedem Fall wieder hergestellt werden. Das Haus Atreides ist kein Verbündeter der illegalen Regierung von Ix. Wie können Sie es wagen, den Planeten einfach in Xuttuh umzubenennen? Ist das Imperium eine zivilisierte Gesellschaft, oder werden wir alle in einer Flutwelle der Barbarei ertrinken?« Er wartete, während er laut seinen eigenen Pulsschlag hören konnte. »Der Landsraad darf diese unglaubliche Tragödie nicht ignorieren! Oder sehen Sie nicht, dass genau dasselbe jedem von Ihnen widerfahren könnte?«

Ein Vertreter des Hauses Harkonnens ergriff das Wort. Er stand nicht einmal auf, um gemäß den Konventionen seine Absicht zum Ausdruck zu bringen. »Das Haus Vernius hat sich selbst zu Renegaten erklärt. Nach dem uralten Gesetz hatten die Sardaukar des Imperators wie auch jeder andere Kopfjäger das Recht, die Frau des Abtrünnigen zu jagen und zu eliminieren. Nehmen Sie sich in Acht, junger Herzog! Sie haben es nur unserer Herzensgüte zu verdanken, dass Sie nicht zur Rechenschaft gezogen werden, weil Sie ihren Kindern Asyl gewähren. Wir sind keineswegs zu einer solchen Zurückhaltung verpflichtet.«

Leto glaubte nicht, dass der Harkonnen Recht hatte, aber er wollte sich nicht über juristische Feinheiten streiten, solange er sich nicht mit Thufir beraten konnte. »Also kann jede Familie aus einer Laune heraus angeklagt und ihre Mitglieder von Sardaukar ermordet werden? Und alle hier finden das richtig? Jede Macht kann einfach so ein Großes Haus des Landsraads auslöschen, und alle anderen halten sich die Augen zu und hoffen, dass sie nicht als Nächste an der Reihe sind?«

»Der Imperator handelt nicht aus einer Laune heraus!«, rief jemand. Mehrere Stimmen unterstützten den Protest... aber nicht viele. Leto erkannte, dass dieser Rest von Patriotismus und Loyalität vermutlich eine Folge von Elroods nachlassender Gesundheit war. Der uralte Mann hatte sich seit Monaten nicht mehr in der Öffentlichkeit blicken lassen; angeblich war er bettlägrig und dem Tode nahe.

Leto stemmte die Hände in die Hüften. »Ich bin vielleicht jung, aber nicht blind. Denken Sie bitte einmal darüber nach, wie viel Ihre gegenseitigen Versprechungen noch wert sind, wenn Bündnisse und Kooperationen jederzeit aufgekündigt werden können.« Dann wiederholte er die Worte, mit denen sein Vater ihn begrüßt hatte, als er mit dem Rettungsschiff von Ix eingetroffen war. »Für das Haus Atreides sind Loyalität und Ehre viel wichtiger als politische Überlegungen.«

Er hob die Hand, und seine Stimme nahm einen ehrfurchtgebietenden Befehlston an. »Ich ermahne jeden Einzelnen von Ihnen, stets an das Schicksal des Hauses Vernius zu denken. Dasselbe kann auch mit *Ihnen* geschehen, wenn Sie nicht vorsichtig sind. Wem können Sie noch vertrauen, wenn ein Haus sich bei der leisesten Unstimmigkeit gegen ein anderes wenden kann?« Er sah, dass seine Worte einige der Repräsentanten betroffen machten, aber er wusste trotzdem, dass nur wenige ihn unterstützen würden, falls er zu einer Abstimmung über den Antrag auffordern sollte, den Bann über das Haus Vernius aufzuheben.

Leto holte tief Luft. Er drehte sich um, tat so, als sei er fertig, doch dann fügte er hinzu: »Vielleicht wären Sie alle gut beraten, einmal über Ihre eigene Lage nachzudenken. Sie sollten sich folgende Frage stellen: *Wem können Sie wirklich noch vertrauen?*«

Er machte sich auf den Weg zum Ausgang des Versammlungssaals. Es gab keinen Applaus... aber auch kein Gelächter. Nur schockiertes Schweigen, was ihn hoffen ließ, dass seine Worte bei einigen der Mitglieder des Landsraads auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Vielleicht war er auch

nur viel zu optimistisch. Herzog Leto Atreides musste noch einiges über die Staatskunst lernen – und auf dem Rückflug hätte Hawat bestimmt etliches zu diesem Thema zu sagen –, aber er schwor sich, niemals wie die Speichellecker und Duckmäuser in diesem Gremium zu werden. Solange Leto noch Atem holen konnte, wollte er zuverlässig und aufrichtig bleiben. Irgendwann würden es auch die anderen sehen... vielleicht sogar seine Feinde.

Thufir Hawat stieß in den Säulengängen, die zum Ausgang führten, zu ihm, und gemeinsam verließen sie das gewaltige Versammlungshaus des Landsraads, in dem die Sitzung ohne sie fortgesetzt wurde.

57

Die Geschichte beweist, dass der technische Fortschritt keine konstant nach oben führende Kurve ist. Es gibt immer wieder Zeiten der Stagnation, der steilen Aufwärtsentwicklung und sogar des Rückschritts.

Technikgeschichte des Imperiums,
532. Auflage

Während zwei Gestalten im Hintergrund zusahen, untersuchte Dr. Yungar mit ausdrucksloser Miene den alten Mann, der aschfahl im Bett lag und von den aufgebauschten Decken, den bestickten Laken und halbdurchsichtigen Schleiern verschlungen zu werden drohte. Das Suk-Diagnosegerät summte.

Er wird seine Konkubinen nie wieder benötigen, dachte Shaddam.

»Der Imperator ist tot«, gab Yungar bekannt und warf seinen langen, eisengrauen Pferdeschwanz über die Schulter zurück.

»Ach ja. Zumindest hat er jetzt Frieden gefunden«, sagte Shaddam mit leiser, brechender Stimme, während ihm ein abergläubischer Schauer über den Rücken lief. Hatte Elrood in seinen letzten Augenblicken gewusst, wer für sein Dahinscheiden verantwortlich war? Kurz vor dem Tod hatten sich die Reptilienaugen des uralten Mannes auf seinen Sohn konzentriert. Mit einem bohrenden Gefühl in den Eingeweiden erinnerte sich der Kronprinz an den furchtbaren Tag, als der Imperator herausgefunden hatte, dass Shaddam in den Mord an seinem ältesten Sohn Fafnir verwickelt gewesen war... und wie der alte Mann gekichert hatte, weil sein jüngerer Sohn seiner Mutter Habla Verhütungsmittel ins Essen geschmuggelt hatte, damit sie kei-

nen weiteren Sohn und potenziellen Konkurrenten empfangen konnte.

Hatte Elrood einen Verdacht gehegt? Hatte er den eigenen Sohn und Erben mit seinem letzten Gedanken verflucht?

Auf jeden Fall war es jetzt zu spät, um etwas zu ändern. Der steinalte Herrscher war endlich tot, und Shaddam trug dafür die Verantwortung. Nein, nicht er. *Fenring*. Er sollte der Sündenbock sein, falls es einmal Schwierigkeiten geben sollte. Ein Kronprinz konnte eine solche Schuld niemals eingestehen.

Bald wäre er nicht mehr Kronprinz – sondern Imperator. Endlich! Der Padischah-Imperator des Bekannten Universums. Es war jedoch unumgänglich, dass er sich weder Begeisterung noch Triumphgefühle anmerken ließ. Damit musste er warten, bis die offizielle Krönung vollzogen war.

»Nicht dass es unerwartet kommt«, sagte Hasimir Fenring, der an seiner Seite stand. Er hatte den großen Kopf gesenkt und das spitze Kinn gegen seine Kehle gepresst. »Die Gesundheit des armen Mannes hat schon seit einiger Zeit nachgelassen... ähm-hm-hmm.«

Der Suk-Arzt schaltete das Untersuchungsgerät aus und steckte es in eine Tasche seines Kittels. Zuvor war allen anderen befohlen worden, das Zimmer zu verlassen – den Konkubinen, den Wachen und Kammerherrn Hesban.

»Dennoch hat dieser Fall etwas Seltsames«, sagte Yungar. »Ich hatte schon seit Tagen ein unbehagliches Gefühl... dass mehr dahinterstecken könnte als ein natürlicher Tod durch Altersschwäche. Die Analyse muss mit äußerster Vorsicht erstellt werden, da es sich schließlich um den Imperator handelt...«

»Den *ehemaligen* Imperator«, sagte Shaddam, jedoch eine Spur zu schnell. Fenring warnte ihn mit einer dezenten Geste.

»Genau deswegen.« Der Suk-Arzt strich sich mit der Hand über die schwarze, karoförmige Tätowierung auf der Stirn. Shaddam überlegte, ob er vielleicht nur bestürzt war, dass er

für die Behandlung nun kein extravagantes Honorar mehr einstreichen konnte.

»Guter Mann, Doktor, Imperator Elrood war sehr alt und stand unter großem Stress.« In einer ungewöhnlich anrührenden Geste beugte sich Fenring vor und legte die Fingerspitzen segnend auf die kalte Stirn des alten Mannes, die Shaddam an einen in Pergament gehüllten Stein erinnerte. »Wir, die wir ihm am nächsten standen, haben den Verfall seiner Gesundheit und seiner geistigen Fähigkeiten seit, nun, zwei Jahren beobachtet. Es wäre das Beste, wenn Sie sich nicht zu vagen Andeutungen und unbegründeten Mutmaßungen hinreißen lassen würden, die möglicherweise die Stabilität des Imperiums gefährden, vor allem in einer schwierigen Zeit wie dieser, hmmm? Der Padischah-Imperator Elrood IX. wurde über einhundertfünfzig Jahre alt und konnte auf eine der längsten Zeiten der Herrschaft in der Geschichte der Corrinos zurückblicken. Lassen wir es damit bewenden.«

Shaddam räusperte sich. »Eine andere Ursache ist einfach undenkbar, Doktor. Die Sicherheit rund um meinen Vater war undurchdringlich – überall sind Wachen und Giftschnüffler. Niemand hätte einen Anschlag auf ihn verüben können.«

Yungar blickte zwiespältig vom Kronprinzen auf den kleinen Mann, der hinter ihm stand. »Identität, Motiv und Gelegenheit. Das sind die Fragen. Auch wenn ich kein Detektiv bin, bin ich überzeugt, dass ein Mentat Antworten auf alle drei liefern könnte. Ich werde meine Daten zusammenstellen und sie einem Untersuchungsausschuss vorlegen. Es ist eine reine Formalität, aber sie muss beachtet werden.«

»Wer hätte meinem Vater so etwas antun wollen?«, fragte Shaddam und trat näher. Die schroffe Art des Arztes irritierte ihn, aber dieser Suk-Absolvent hatte bereits des Öfteren demonstriert, wie wichtig er sich selbst nahm. Der Tote auf dem Bett schien sie zu beobachten, seine erstarrten Finger schienen anklagend auf sie zu zeigen.

»Zuerst müssen weitere Beweise gesammelt werden, Herr.«

»*Beweise?* Welche Beweise?« Er musste sich beruhigen. Der Schweiß brach ihm aus, und er strich sich mit der Hand über das kunstvoll frisierte Haar. Vielleicht trieb er dieses Spiel zu sehr auf die Spitze.

Fenring schien völlig ruhig zu sein, als er an die andere Seite des Bettes trat, wo der Krug mit dem letzten Rest Gewürzbier stand, von dem der Imperator getrunken hatte.

Der Arzt flüsterte so leise, dass nur Shaddam ihn verstehen konnte. »Es ist meine Pflicht als loyaler Suk-Schüler, Sie zu warnen, Prinz Shaddam, denn auch Sie könnten in großer Gefahr schweben. Gewisse Kreise – ich habe entsprechende Berichte gelesen – sind nicht daran interessiert, dass das Haus Corrino an der Macht bleibt.«

»Seit wann interessiert sich die Suk-Schule für Berichte über die Verstrickungen der imperialen Politik?«, fragte Fenring und kam schleichend näher. Er hatte die Worte gar nicht gehört, aber schon vor Jahren hatte er seine Fähigkeit perfektioniert, von den Lippen lesen zu können. Dieses Geschick war ihm bei seiner Tätigkeit als Spion immer wieder von großem Nutzen gewesen. Er hatte versucht, auch Shaddam darin auszubilden, aber der Kronprinz schien dafür einfach kein Talent zu besitzen.

»Wir haben unsere Quellen«, sagte der Suk-Arzt. »Bedauerlicherweise sind solche Verbindungen selbst für eine Schule, die sich der Heilkunde verschrieben hat, unbedingt notwendig.« Shaddam runzelte angesichts der Ironie die Stirn, als er sich daran erinnerte, dass der Arzt bereits die Bezahlung verlangt hatte, bevor er auch nur einen Blick auf den Patienten geworfen hatte. »Wir leben in gefährlichen Zeiten.«

»Haben Sie jemand Bestimmten in Verdacht?«, flüsterte Shaddam, als er die Blickrichtung des Arztes verfolgte. Vielleicht konnten sie dem Kammerherrn Hesban die Schuld zuschieben – durch fingierte Beweise und geschickt ausgestreute Gerüchte.

»In Ihrer Position wäre es das Sicherste, jeden zu verdächtigen, Herr. Ich würde gerne eine Autopsie an der Leiche des Imperators durchführen. In Zusammenarbeit mit

einem Kollegen aus der Inneren Schule ließe sich jedes Organ, jedes Gewebe, jede Zelle analysieren... nur um ganz sicher zu gehen.«

Shaddam verzog das Gesicht. »Es kommt mir äußerst respektlos vor, meinen Vater in Stücke zu schneiden. Er hatte... große Angst vor chirurgischen Eingriffen. Ach, ich denke, wir sollten ihn in Frieden ruhen lassen. Wir müssen uns jetzt auf die Rituale der Staatstrauer vorbereiten. Und auf meine Krönung.«

»Ganz im Gegenteil«, widersprach Yungar. »Wir erweisen Elrood den größten Respekt, wenn wir zu ergründen versuchen, was mit ihm geschehen ist. Vielleicht wurde ihm schon vor längerer Zeit etwas in den Körper implantiert, als sich sein Verhalten zu ändern begann – etwas, das ganz allmählich seinen Tod bewirkt hat. Ein Suk-Arzt könnte selbst die feinsten Spuren ausfindig machen, sogar noch nach zwei Jahren.«

»Allein der Gedanke an eine Autopsie bereitet mir Übelkeit«, sagte Shaddam. »Ich bin der Erbe des Imperiums, und ich verbiete es.« Als er auf den Toten blickte, bekam er plötzlich eine Gänsehaut, als würde der Geist dieses uralten Mannes über seinem Kopf schweben. Die Schatten in den Ecken des Raums und im kalten Kamin jagten ihm Angst ein.

Er hatte erwartet, mit Begeisterung zu reagieren, wenn sein Vater endlich den Goldenen Löwenthron an ihn übergab – doch als er nun daran dachte, dass sein Chaumurky-Attentat für den Tod des Imperators verantwortlich war, fühlte sich Shaddam sehr unwohl in seiner Haut.

»Nach dem imperialen Gesetz bin ich befugt, auf einer Autopsie zu bestehen, Herr«, erklärte der Suk-Arzt mit leiser und ruhiger Stimme. »Und ich werde es zu Ihrem eigenen Besten tun. Ich erkenne, dass sie auf dem Gebiet politischer Intrigen noch unerfahren sind, nachdem Sie in der geschützten Umgebung des Hofes aufgewachsen sind. Sie halten mich zweifellos für einen Narren, aber ich versichere Ihnen, dass ich weiß, was ich tue. Ich habe das ganz deutliche Gefühl, dass hier etwas nicht stimmt.«

»Vielleicht hat der gute Doktor Recht«, sagte Fenring.

»Wie kannst du...?« Als er ein eigenartiges Funkeln in Fenrings Augen bemerkte, verstummte Shaddam. Dann sah er den Arzt an und sagte: »Ich muss mich mit meinem Vertrauten beraten.«

»Natürlich.« Yungar beobachtete, wie sie sich ein Stück entfernten und an der Tür stehen blieben.

»Bist du wahnsinnig?«, flüsterte Shaddam, als er und Fenring unter sich waren.

»Lass ihm einfach seinen Willen. Denn dummerweise wird es zu einem...« – Fenring lächelte, während er nach einem passenden Ausdruck suchte – »Missverständnis kommen, das zur Folge hat, dass der alte Elrood eingeäschert wird, bevor sie ihn aufschneiden können.«

»Ich verstehe«, sagte Shaddam zufrieden. Dann wandte er sich wieder an Yungar. »Einverstanden. Lassen Sie Ihren Kollegen kommen, damit Sie gemeinsam die Autopsie durchführen können. Mein Vater soll ins kaiserliche medizinische Zentrum gebracht werden, wo Sie Ihre Arbeit tun können.«

»Es dürfte etwa einen Tag dauern, bis mein Kollege eingetroffen ist«, sagte der Suk-Arzt. »Könnten Sie bitte veranlassen, dass die Leiche gekühlt wird?«

Shaddam lächelte verbindlich. »Selbstverständlich.«

»Dann würde ich mich jetzt gerne zurückziehen, Herr«, sagte der Suk, verbeugte sich und verließ hastig das Zimmer. Sein Arztgewand und der lange graue Pferdeschwanz, der von einem silbernen Ring zusammengehalten wurde, rauschten an ihnen vorbei.

Als sie allein waren, sagte Fenring mit einem gerissenen Lächeln: »Als zweite Möglichkeit wäre uns nur übrig geblieben, den Kerl zu töten. Und das dürfen wir nicht riskieren.«

Eine Stunde später kam es durch eine Verkettung unglücklicher Umstände dazu, dass Imperator Elrood IX. im Krematorium des kaiserlichen Hofes eingeäschert wurde und seine Überreste spurlos verschwanden. Ein Leichenbeschauer und zwei medizinische Assistenten bezahlten für diesen Fehler mit ihrem Leben.

58

Erinnerung und Geschichte sind zwei Seiten derselben Medaille. Doch mit der Zeit neigt die Geschichte zu einer vorteilhaften Sicht auf die Ereignisse, während die Erinnerung dazu verdammt ist, die schlimmsten Aspekte zu bewahren.

Lady Helena Atreides,
aus ihren persönlichen Tagebüchern

Vater, ich war noch nicht bereit.

Das nächtliche Meer von Caladan war aufgewühlt, und der Wind peitschte den Regen gegen die Fenster des Ostturms der Burg. In Herzog Letos Brust tobte ein ganz ähnlicher Sturm, der durch die Sorge um die Zukunft seines Hauses ausgelöst wurde.

Er hatte diese Pflicht viel zu lange vernachlässigt... schon seit Monaten, um genau zu sein. Er hätte sich gewünscht, diesen Abend nur in Gesellschaft von Rhombur und Kailea an einem warmen Kamin zu verbringen. Stattdessen hatte er sich endlich dazu durchgerungen, die persönlichen Dinge des alten Herzogs durchzusehen.

Truhen mit den Sachen seines Vaters waren hereingebracht und an einer Wand aufgestellt worden. Diener hatten den Kamin entfacht, bis ein gemütliches Feuer darin brannte, und ein Krug mit Glühwein verbreitete den würzigen Duft nach Terrameg und einen Hauch von teurer Melange im Raum. Vier kleine Leuchtgloben spendeten ausreichend Licht für seine Zwecke.

Kailea hatte im Lager einen Pelzmantel gefunden, ihn zu ihrem Eigentum erklärt und sich hineingehüllt. Doch er hielt sie nicht nur warm, sondern stand ihr außerdem hervorragend. Trotz der radikalen Veränderungen in ihrem

Leben, trotz ihres brutalen Erwachens aus den prächtigen Träumen von einem Leben am imperialen Hof war die Vernius-Tochter eine Überlebenskünstlerin. Kailea schien es durch reine Willenskraft zu gelingen, ihre Umgebung so zu manipulieren, dass sie stets das Beste daraus gewann.

Ungeachtet der politischen Nachteile einer Romanze mit der Renegatenfamilie fühlte sich Herzog Leto – nun der Herrscher seines eigenen Großen Hauses – um so mehr zu ihr hingezogen. Aber er erinnerte sich an die erste Herrschaftsregel seines Vaters: *Heirate niemals aus Liebe, wenn du dein Haus nicht ruinieren willst.* Paulus Atreides hatte seinem Sohn diese Lebensweisheit genauso streng eingebläut wie jede andere. Leto wusste, dass er den Einfluss des alten Herzogs niemals abschütteln konnte, nachdem er zu einem Teil seiner Persönlichkeit geworden war.

Dennoch übte Kailea einen großen Reiz auf ihn aus, auch wenn er bislang noch nicht den Mut gefunden hatte, ihr seine Gefühle zu gestehen. Andererseits ging er davon aus, dass sie es ohnehin wusste; schließlich hatte Kailea einen wachen Intellekt. Er sah es in ihren smaragdgrünen Augen, in der Wölbung ihres katzenhaften Mundes, in den nachdenklichen Blicken, mit denen sie ihn musterte, wenn sie glaubte, er würde es nicht bemerken.

Mit Letos Erlaubnis durchwühlte Rhombur neugierig einige der schweren Truhen. Er suchte nach alten Kriegsandenken aus der Zeit der engen Freundschaft zwischen Paulus und Dominic. Dann griff er tief in eine Truhe, holte einen bestickten Umhang hervor und faltete ihn auseinander. »Was ist das? Ich habe niemals gesehen, dass dein Vater dieses Stück getragen hat.«

Leto betrachtete das Stickmuster und wusste sofort, worum es sich handelte. Auf dem Umhang prangte der Falke des Hauses Atreides, dessen Flügel die richesische Lampe des Wissens umarmten. »Ich glaube, das ist sein Hochzeitsmantel, aus der Zeit, als er und meine Mutter geheiratet haben.«

»Oh«, sagte Rhombur verlegen. »Tut mir Leid.« Er faltete

den Umhang wieder zusammen und legte ihn in die Kiste zurück.

Leto schüttelte den Kopf und seufzte. Er hatte vorher gewusst, dass er auf viele solcher Landminen der Erinnerung stoßen würde. Damit musste er sich abfinden. »Mein Vater ist nicht aus eigenem Antrieb gestorben, um mich in diese Position zu bringen, Rhombur. Meine Mutter hat ihre eigenen Entscheidungen getroffen. Unter anderen Voraussetzungen hätte sie eine wertvolle Beraterin sein können. Aber stattdessen...« Er seufzte erneut und warf Kailea einen betrübten Blick zu. »Wie gesagt, sie hat ihre eigenen Entscheidungen getroffen.«

Nur Leto und der Krieger-Mentat kannten die Wahrheit über Helenas Beteiligung am Mordplan, und Leto hatte sich geschworen, dieses Geheimnis mit ins Grab zu nehmen. Mit dem Tod des Stallmeisters hatte der neue Herzog Atreides bereits frisches Blut an den Händen – und er war überzeugt, dass es bestimmt nicht das letzte Mal sein würde. Nicht einmal Rhombur und Kailea ahnten die Wahrheit.

Er hatte seine Mutter mit zweien ihrer Diener, die er ausgewählt hatte, von Burg Caladan fortgeschickt. Damit sie sich »erholen und ihre Trauer überwinden« konnte, war Lady Helena zum Ostkontinent gebracht worden, wo sie unter den Einsamen Schwestern leben sollte, eine religiöse Gemeinschaft, die unter primitivsten Bedingungen existierte. Mit erhobenem Haupt, doch ohne eine Erklärung für das Verhalten ihres Sohnes zu verlangen, hatte Helena die Verbannung akzeptiert.

Obwohl er sich nach außen hart gab, trauerte Leto insgeheim über den Verlust seiner Mutter. Innerhalb weniger Monate stand er plötzlich völlig ohne Eltern da. Doch Helena hatte den abscheulichsten Verrat an ihrer eigenen Familie begangen. Das konnte er ihr niemals verzeihen, und er wollte sie nie wiedersehen. Sie zu töten kam nicht infrage – dieser Gedanke war ihm nur flüchtig in den Sinn gekommen. Schließlich war sie seine Mutter, und er wollte nicht wie sie werden. Es war einfach das Beste, sie sich aus

den Augen zu schaffen, denn er musste sich um die Staatsgeschäfte kümmern, und das Wohlergehen der Bürger von Caladan hatte höchste Priorität. Er musste sich endlich darauf konzentrieren, das Haus Atreides zu verwalten.

Aus einer anderen Kiste holte Rhombur ein Päckchen mit altertümlichen, handgefertigten Spielkarten und verschiedene Auszeichnungen des alten Herzogs hervor, darunter militärische Orden, ein schartiges Messer und eine kleine blutbefleckte Fahne. Leto fand Muscheln, ein buntes Halstuch, ein unsigniertes Liebesgedicht, eine Locke roten Haars (nicht in Helenas Farbe), dann eine blonde Locke und emaillierte Messingarmreifen, aber er hatte keine Ahnung, wie er sich diese Stücke erklären sollte.

Er wusste, dass sich sein Vater immer wieder Mätressen genommen hatte, obwohl Paulus sie niemals als offizielle Konkubinen in die Burg gebracht hatte. Er hatte einfach nur seinen Spaß gehabt und die Frauen zweifellos mit Schmuck, edlen Stoffen oder Delikatessen verwöhnt.

Leto beschloss, nicht weiter nachzuforschen, sondern schloss den schweren Deckel der Truhe. Herzog Paulus hatte das Recht auf seine privaten Erinnerungen und Geheimnisse. Keins dieser Erinnerungsstücke war für das Vermögen des Hauses Atreides von Belang. Leto musste sich mit politischen und geschäftlichen Dingen auseinander setzen. Thufir Hawat und die anderen Berater des Hofes, selbst Prinz Rhombur, bemühten sich nach Kräften, ihn zu unterstützen, aber er kam sich trotzdem wie ein Neugeborenes vor, das von Grund auf lernen musste, das Leben zu meistern.

Während es draußen weiterhin regnete, goss Kailea ein Glas Glühwein ein und reichte es Leto, um dann zwei Gläser für sich und ihren Bruder zu füllen. Der Herzog nippte gedankenverloren daran und genoss das würzige Aroma. Seine Knochen wärmten sich, und er dankte ihr lächelnd.

Sie starrte auf den Haufen aus alten Sachen und rückte einen Goldkamm in ihrem kupferroten Haar zurecht. Leto bemerkte, dass ihre Unterlippe zitterte. »Was gibt es, Kailea?«

Sie atmete tief durch und sah zuerst ihren Bruder, dann Leto an. »Ich werde nie in den Sachen meiner Mutter stöbern können. Weder in denen aus dem Großen Palais noch den wenigen kostbaren Dingen, die sie mitnehmen konnte, als sie floh.«

Rhombur kam zu ihr, um sie in die Arme zu nehmen, aber sie blickte weiterhin Leto an. »Meine Mutter hatte sogar noch Erinnerungstücke vom Imperator, Geschenke, die sie erhielt, als sie aus seinen Diensten austrat. Sie hatte noch so viele Geschichten, die sie mir niemals erzählt hat. Ich habe viel zu wenig Zeit damit verbracht, ihr zuzuhören, als sie noch lebte.«

»Mach dir keine Sorgen«, versuchte Rhombur sie zu trösten. »Wir werden uns unsere eigenen Erinnerungen schaffen.«

»Und wir werden dafür sorgen, dass man sich an *uns* erinnert«, sagte Kailea mit plötzlicher Heftigkeit.

Leto fühlte sich unwohl und todmüde, als er den herzoglichen Siegelring an seinem Finger rieb. Er hatte sich immer noch nicht an den schweren Ring gewöhnt, aber er wusste, dass er ihn niemals ablegen würde, bis er ihn eines Tages in ferner Zukunft an seinen eigenen Sohn weitergab, damit dieser die Tradition des Hauses Atreides fortsetzte.

Draußen warf der Sturm unablässig Regen gegen die Wände und Fenster der uralten steinernen Burg, während das schäumende Meer an den Klippen ein beruhigendes Schlaflied rauschte. Caladan kam Leto so groß und überwältigend vor, während er sich selbst unglaublich winzig fühlte. Obwohl es keine gemütliche Nacht war, gab ihm sein Haus das Gefühl von Wärme und Behaglichkeit, als der junge Herzog lächelnde Blicke mit Kailea und Rhombur tauschte.

* * *

Leto erfuhr vom Tod des Imperators, als er und drei Diener sich damit abmühten, den Schädel des salusanischen Stiers im Speisesaal aufzuhängen. Arbeiter setzten Seilwinden ein,

um die monströse Trophäe zu einer bislang freien Stelle an den Wänden hinaufzuwuchten.

Thufir Hawat verfolgte die Arbeiten mit ernster Miene und hinter dem Rücken verschränkten Händen. Geistesabwesend berührte der Mentat die lange Narbe an seinem Bein, die ihn daran erinnerte, wie er einen noch jungen Paulus vor einem anderen rasenden Stier gerettet hatte. Diesmal hatte er nicht schnell genug reagiert...

Kailea erschauderte, als sie zum Kopf der hässlichen Kreatur aufblickte. »Es wird mir Schwierigkeiten bereiten, in diesem Saal zu essen, wenn das Ding auf uns herabstarrt. Es hat noch sein Blut an den Hörnern.«

Leto musterte zufrieden den Stierkopf. »Ich betrachte es als Ermahnung, niemals in meiner Wachsamkeit nachzulassen. Selbst ein dummes Tier – auch wenn menschliche Verschwörer die Hände im Spiel hatten – kann den Herrscher eines Großen Hauses des Landsraads besiegen.« Er bekam eine Gänsehaut. »Denk gut über diese Lektion nach, Kailea.«

»Ich fürchte, das ist kein sehr tröstlicher Gedanke«, murmelte sie. In ihren grünen Augen standen unvergossene Tränen. Sie blinzelte und widmete sich wieder ihrer eigenen Beschäftigung.

Vor ihr auf dem Tisch lag ein Aktenordner aus ridulianischen Kristallen. Sie hatte sich vorgenommen, die Buchführung des Hauses in Ordnung zu bringen. Mit dem, was sie im gläsernen Büro ihres Vaters auf Ix gelernt hatte, analysierte Kailea die Einkünfte, die auf dem Gutsbesitz der Atreides erzielt wurden, um zu bestimmen, wie sich Arbeit und Produktivität über die Kontinente und Meere Caladans verteilten. Trotz ihrer Jugend hatte sie mit Leto gründlich über die Geschäfte diskutiert. Die aus ihrer Heimat verbannte Kailea Vernius kannte sich ausgezeichnet mit Wirtschaftsdingen aus, wie Leto zu seinem Entzücken feststellte.

»Ein guter Herzog muss sich keineswegs nur im Schwert- und Stierkampf bewähren«, hatte Thufir Hawat einmal zu

ihm gesagt, lange vor all diesen neuen Problemen und Herausforderungen. »Die Verwaltung der kleinen Dinge ist oft ein wesentlich schwierigerer Kampf.« Aus irgendeinem Grund hatten sich diese Worte in Letos Geist eingebrannt, und nun entdeckte er die Weisheit, die darin steckte...

Als der kaiserliche Bote in den Speisesaal marschierte, nachdem er kurz zuvor einem Gilde-Heighliner entstiegen war, nahm er in seiner rot-goldenen Uniform Haltung an. »Ich verlange eine Audienz mit Herzog Leto Atreides.«

Leto, Rhombur und Kailea erstarrten gleichzeitig, als sie sich an die schreckliche Nachricht erinnerten, die der letzte Bote auf diese Weise angekündigt hatte. Leto betete, dass dem immer noch flüchtigen Dominic Vernius nichts zugestoßen war. Doch dieser offizielle Kurier trug die Farben des Hauses Corrino, und er machte den Eindruck, als hätte er seine Botschaft schon mindestens ein dutzendmal heruntergeleiert.

»Mir wurde aufgetragen, allen Mitgliedern der Großen und Kleinen Häuser des Landsraads bekannt zu geben, dass der Padischah-Imperator Kaiser Elrood Corrino IX. im einhundertachtunddreißigsten Jahr seiner Herrschaft gestorben ist, dahingerafft von einer längeren Krankheit. Möge er als weiser Imperator in die Geschichte eingehen und seine Seele ewigen Frieden finden.«

Leto trat erstaunt einen Schritt zurück. Einer der Arbeiter hätte fast den Stierkopf von der Wand gleiten lassen, aber Hawat schrie den Mann an, seine Aufgabe nicht zu vernachlässigen.

Der Imperator hatte für die Dauer zweier normaler Lebensspannen zum festen Inventar der Galaxis gehört. Elrood lebte auf Kaitain, von Wachen umringt, vor allen Gefahren geschützt und schwer abhängig vom altershemmenden Gewürz. Leto hatte niemals daran gedacht, dass der alte Mann eines Tages sterben könnte, obwohl er in den vergangenen ein oder zwei Jahren gelegentlich gehört hatte, dass Elrood immer schwächer wurde.

Leto wandte sich dem Boten zu und nickte steif. »Bitte

übermitteln Sie Kronprinz Shaddam mein tiefstes Beileid. Wann ist das Staatsbegräbnis? Das Haus Atreides wird selbstverständlich daran teilnehmen.«

»Das ist nicht nötig«, erwiderte der Kurier mit klarer Stimme. »Auf Wunsch des Throns wird es nur eine kleine Trauerfeier im engsten Familienkreis geben.«

»Ich verstehe.«

»Doch Shaddam Corrino, der in Kürze zum Padischah-Imperator des Bekannten Universums Shaddam IV. gekrönt wird, lagt Wert auf Ihr Erscheinen und den Schwur Ihrer Lehnstreue, wenn er offiziell den Goldenen Löwenthron besteigt. Die Einzelheiten der Krönungszeremonie werden derzeit vorbereitet.«

Leto blickte sich nur kurz zu Thufir Hawat um. »So wird es geschehen.«

Mit einem knappen Nicken sagte der Bote: »Wenn das Protokoll und der Zeitplan feststehen, wird Caladan informiert werden.« Er verbeugte sich, hüllte sich in seinen rot-goldenen Umhang und machte mit einem schneidigen Klacken der Stiefelabsätze kehrt. Dann verließ er den Saal, um einen Flitter zu besteigen, der ihn zum Raumhafen zurückbrachte, von wo aus er die Reise zum nächsten Planeten des Imperiums antrat, auf dem er seine Nachricht abliefern sollte.

»Nun... äh... das war eine gute Neuigkeit«, sagte Rhombur verdrießlich mit reglosem, blassem Gesicht. Er stand an der Tür, während er die Information verdaute. »Wenn der Imperator nicht so kleinlich und eifersüchtig gewesen wäre und sich aus der Ix-Krise herausgehalten hätte, hätte meine Familie sich davon erholen können. Der Landsraad hätte uns Hilfe geschickt.«

»Elrood wollte nicht, dass wir uns erholen«, sagte Kailea und blickte von den Buchhaltungsakten auf. »Es tut mir nur Leid, dass meine Mutter nicht mehr von dieser frohen Botschaft erfahren konnte.«

Letos Lippen verzogen sich zu einem vorsichtig optimistischen Lächeln. »Wartet mal... diese Situation verschafft

uns eine unverhoffte Gelegenheit. Denkt darüber nach. Es war allein Elrood, der einen persönlichen Groll gegen das Haus Vernius hegte. Wir wissen, dass die Beziehung zu eurer Mutter der einzige Grund für seine Weigerung war, den Bann über eure Familie aufzuheben. Es war eine rein persönliche Angelegenheit.«

Hawat, der unter dem Stierkopf stand, beobachtete Leto aufmerksam. Er hörte schweigend zu und wartete ab, was sein neuer Herzog vorschlagen würde.

»Ich habe versucht, mich an den Landsraad zu wenden«, sagte Leto, »aber man war nicht bereit, uns in irgendeiner Form zu helfen. Was nun meinen angeheirateten Cousin Shaddam betrifft...« Er fuhr sich mit der Zunge über die Unterlippe. »Ich bin ihm nur dreimal begegnet, aber meine Großmutter mütterlicherseits war ebenfalls ein Kind von Elrood. Ich kann Blutsbande geltend machen. Wenn Shaddam zum neuen Imperator wird, will ich das Gesuch einreichen, euch als Geste der Versöhnung Amnestie zu gewähren. Wenn ich die ewige Loyalität des Hauses Atreides schwöre, werde ich ihn auffordern, sich an die großartige Geschichte des Hauses Vernius zu erinnern.«

»Warum sollte er sich dazu herablassen?«, wollte Kailea wissen. »Welchen Vorteil hätte er davon?«

»Weil es einfach richtig ist, wenn er es tut«, sagte Rhombur. »Und gerecht.« Seine Schwester sah ihn an, als hätte er plötzlich den Verstand verloren.

»Er wird es tun, um ein Zeichen für seine Herrschaft zu setzen«, sagte Leto. »Jeder neue Imperator will sich eine eigene Identität schaffen, will demonstrieren, worin er sich von seinem Vorgänger unterscheidet, dass er nicht an alte Entscheidungen gebunden ist. Shaddam könnte in versöhnlicher Stimmung sein. Es heißt, dass er ohnehin nicht das beste Verhältnis zu seinem Vater hatte, also wird er bestimmt versuchen, sich nach mehr als einem Jahrhundert unter Elrood von dieser Epoche zu distanzieren.«

Kailea warf sich Leto um den Hals, und er hielt sie unbeholfen fest. »Es wäre einfach wunderbar, wenn wir un-

sere Freiheit zurückbekommen könnten, Leto – und den Familienbesitz! Vielleicht können wir sogar noch etwas von Ix retten.«

»Wir alle sollten guter Hoffnung sein, Kailea«, sagte Rhombur mit vorsichtigem Optimismus. »Versuche einfach, es dir vorzustellen, dann könnte es vielleicht sogar geschehen.«

»Wir dürfen keine Angst haben, darum zu bitten«, erwiderte Leto.

»Gut«, sagte Rhombur. »Wenn es jemand schaffen kann, dann du, mein Freund.«

Von diesem Entschluss angestachelt, entwickelte Leto erste Pläne für seinen offiziellen Auftritt auf Kaitain. »Wir werden etwas tun, was sie nicht erwarten«, sagte er. »Rhombur und ich werden gemeinsam an den Krönungsfeierlichkeiten teilnehmen.«

Er bemerkte den besorgten Gesichtsausdruck des Mentaten. »Es ist gefährlich, den Sohn von Vernius mitzunehmen, Mylord.«

»Und genau das, was sie am wenigsten erwarten.«

59

Welche Sinne fehlen uns, dass wir nicht in der Lage sind, die andere Welt um uns herum wahrzunehmen?

Die Orange-Katholische Bibel

Manche betrachteten die raue Wildnis der Forst-Wachstation als schön, als Wunder der unberührten Natur. Doch Baron Wladimir Harkonnen missfiel es, so weit von sicheren Gebäuden, klaren Winkeln, Metall und Plaz entfernt zu sein. Die kalte Luft roch herb und unangenehm ohne die vertrauten Düfte der Industrie und Technik. Zu ungezähmt, zu feindselig.

Der Baron wusste jedoch um die Bedeutung ihres Vorhabens und unterhielt sich damit, das noch größere Unbehagen seines verderbten Mentaten zu beobachten. Mit verschmutztem Gewand und zerzaustem Haar bemühte sich Piter de Vries, nicht die Fassung zu verlieren. Obwohl sein Geist wie eine hochgezüchtete Maschine funktionierte, war sein Körper mager, verweichlicht und schwach.

»Hier draußen ist alles so *primitiv,* Baron, so dreckig und kalt«, sagte de Vries mit gehetztem Blick. »Sind Sie sicher, dass wir so weit hinausgehen müssen? Gibt es für uns keine Alternative, als so tief in den Wald vorzudringen?«

»Manche Leute bezahlen viel Geld, um Orte wie diese zu besuchen«, sagte der Baron. »Sie bezeichnen es als *Urlaubslandschaft.*«

»Piter, halt den Mund und bleib nicht zurück«, sagte Rabban. Sie bestiegen einen steilen Abhang, der zu einer eisüberkrusteten und mit Höhlen durchlöcherten Sandsteinwand hinaufführte.

Stirnrunzelnd revanchierte sich der Mentat für diesen

Tadel. »Ist das nicht die Stelle, wo dieser kleine Junge Sie und Ihre gesamte Jagdgruppe zum Narren gehalten hat, Rabban?«

Der Neffe des Barons drehte sich um und starrte de Vries unter den dicken Lidern seiner Augen an. »Das nächste Mal werde ich dich jagen, wenn du deine Zunge nicht zügeln kannst«, knurrte er.

»Den unbezahlbaren Mentaten Ihres Onkels?«, erwiderte de Vries in unbesorgtem Tonfall. »Wie wollen Sie mich ersetzen?«

»Damit hat er allerdings Recht«, stimmte der Baron leise lachend zu.

Rabban murmelte etwas Unverständliches.

Zuvor hatten die Wachen und Jagdexperten des Barons das isolierte Gebiet durchkämmt, damit die drei Männer sich hier ohne ihr ansonsten übliches Gefolge sicher bewegen konnten.

Rabban, der eine Maula-Pistole an der Hüfte und ein Hitzestrahlengewehr über der Schulter trug, behauptete, dass er mit jedem Gaze-Hund oder sonstigen Raubtier fertig wurde, das sie anzugreifen wagte. Der Baron teilte nicht unbedingt die grenzenlose Zuversicht seines Neffen, insbesondere vor dem Hintergrund, dass er von einem kleinen Jungen hereingelegt worden war. Doch zumindest waren sie hier draußen vor neugierigen Augen sicher.

Oben auf dem Grat ruhten sich die Männer eine Zeit lang aus, dann begannen sie mit dem Abstieg auf der anderen Seite. Rabban führte sie an und schlug dichtes Gestrüpp beiseite, bis sie vor einer weiteren Sandsteinwand standen. Hier öffnete sich ein niedriger schwarzer Spalt, wo die zerbröckelnde Wand auf den Boden stieß.

»Da unten ist es«, sagte Rabban. »Los!«

Der Baron ging in die Knie und leuchtete mit einer Ringlampe in die Höhlenöffnung. »Folge mir, Piter.«

»Ich bin kein Höhlenforscher«, erwiderte der Mentat. »Außerdem bin ich müde.«

»Du bist körperlich einfach nicht genügend trainiert«, gab der Baron zurück und atmete tief ein, um ein Gefühl für seine Muskeln zu bekommen. »Du solltest mehr Sport treiben. Dich fit halten.«

»Aber dafür haben Sie mich nicht gekauft, Baron.«

»Ich habe dich gekauft, damit du alles tust, was ich dir sagte!« Geduckt kroch er in die Öffnung. Der winzige, aber kräftige Strahl der Lampe an seinem Finger stach in die Finsternis.

Obwohl der Baron sich bemühte, seinen Körper in Form zu halten, litt er seit etwa einem Jahr unter Schmerzen und unverhofften Schwächeanfällen. Bislang hatte niemand bemerkt – oder vielleicht hatte es niemand gewagt, die Sprache darauf zu bringen –, dass er außerdem zugenommen hatte, ohne dass er seine Ernährungsweise geändert hätte. Seine Haut wirkte dicker und blasser. Er hatte bereits daran gedacht, sein Problem medizinischen Experten anzuvertrauen, vielleicht sogar einen Suk-Arzt zu konsultieren, auch wenn es mit horrenden Kosten verbunden war. Es schien, dass das Leben aus einer einzigen Verkettung von Schwierigkeiten bestand.

»Hier drinnen riecht es wie nach Bärenpisse«, beklagte sich de Vries, als er sich durch das Loch zwängte.

»Woher willst du wissen, wie Bärenpisse riecht?«, fragte Rabban und stieß den Mentaten tiefer in die Höhle, um Platz für sich selbst zu schaffen.

»Ich rieche *Sie*. Ein wildes Tier kann kaum einen übleren Gestank verbreiten.«

Drinnen standen die drei Männer auf, und der Baron erhellte einen kleinen Leuchtglobus, der emporschwebte und die hintere Wand der niedrigen Höhle sichtbar werden ließ. Die Felsen waren moosbewachsen oder verstaubt; es gab keine Anzeichen menschlicher Anwesenheit.

»Eine recht gute mimetische Projektion, nicht wahr?«, sagte der Baron. »Eine ausgezeichnete Arbeit unserer Leute.« Er streckte seine mit Ringen bestückte Hand vor, dann wurde das Bild der Felswand unscharf.

Rabban fand einen bestimmten Felsbuckel und drückte dagegen, dann schob sich rumpelnd die gesamte hintere Wand zurück und offenbarte einen Zugangstunnel.

»Ein ganz besonderes Versteck«, sagte der Baron.

Lichter gingen an und erhellten einen Gang, der tiefer in die Klippe führte. Nachdem sie hineingetreten waren und die Projektion wieder aktiviert hatten, blickte sich de Vries erstaunt um. »Das haben Sie sogar vor mir geheim gehalten, Baron?«

»Rabban hat diese Höhle auf einem seiner Jagdzüge gefunden. Wir haben... einige Modifikationen vorgenommen, mithilfe einer ganz neuen Technik, einer sehr aufregenden Technik. Ich denke, du wirst sofort die Möglichkeiten erkennen, wenn ich dir alles erklärt habe.«

»Ein sehr gutes Versteck«, stimmte der Mentat zu. »Man kann gar nicht vorsichtig genug sein, was Spione betrifft.«

Der Baron hob die Hände zur Decke empor und rief mit voller Stimme: »Ich wünsche dem Kronprinzen Shaddam ein Ende in den Latrinen! Nein - lieber in den Tiefen einer stinkenden, dreckigen, mit kochender Lava gefüllten Höllengrube!«

Selbst De Vries war über diese Lästerungen schockiert. Der Baron kicherte nur. »An diesem Ort, Piter - und nirgendwo sonst auf ganz Giedi Primus - mache ich mir die geringsten Sorgen, dass uns jemand belauschen könnte.«

Er führte sie in die Haupthöhle. »Hier könnten wir drei uns verstecken und uns sogar vor einem Angriff mit illegalen Atomwaffen schützen. Niemand würde uns hier finden. Die Vorräte und Waffen in den Nullentropie-Lagern halten ewig. Ich habe alle Informationen, die für das Haus Harkonnen lebenswichtig sind, hier eingelagert, von genealogischen Aufzeichnungen bis zu wirtschaftlichen Dokumenten und unserem Erpressungsmaterial - all die unangenehmen, faszinierenden Details, die wir über andere Häuser zusammengetragen haben.«

Rabban setzte sich an einen polierten Tisch und drückte auf einen Knopf in einer Konsole. Plötzlich wurden die

Wände transparent und enthüllten unter einem gelben Schimmer Leichen in verschiedenen erstarrten Haltungen, insgesamt einundzwanzig, die in den Lücken zwischen den Plazscheiben zur Schau gestellt waren.

»Diese Leute haben das alles hier gebaut«, sagte Rabban. »Wir haben sie mit diesem speziellen... Denkmal geehrt.«

»Recht pharaonenhaft«, sagte der Baron in unbeschwertem Tonfall.

Die Leichen waren verfärbt und aufgequollen, die Gesichter in makabren Todesfratzen verzerrt. Sie drückten eher traurige Resignation als Angst vor dem drohenden Tod aus. Jeder, der ein solches Geheimversteck für die Harkonnens erbaute, musste zumindest geahnt haben, dass er damit praktisch zum Tode verurteilt war.

»Sie sind ein unangenehmer Anblick, solange sie verwesen«, sagte der Baron, »aber irgendwann können wir hier hübsche, dekorative Skelette bewundern.«

Die übrigen Wände waren mit kunstvoll bemaltem Pergament bedeckt, das den blauen Harkonnen-Greifen zeigte, aber auch pornographische Darstellungen von Menschen, die mit Menschen oder Tieren kopulierten, sowie eine mechanische Uhr, die bei den meisten Betrachtern Abscheu ausgelöst hätte. Rabban studierte sie interessiert und kicherte, weil die männliche und weibliche Geschlechtsteile darstellende Mechanik im ewigen, gleichmäßigen Rhythmus interagierten.

De Vries drehte sich im Kreis, analysierte alle Details und legte sie in seinem Mentaten-Datenspeicher ab.

Der Baron lächelte. »Dieser Raum ist von einem Kraftfeld umgeben, das jedes Objekt auf allen Wellenlängen unsichtbar macht. Kein Scanner könnte dieses Versteck auf optische, akustische, thermale oder selbst taktile Weise registrieren. Deshalb bezeichnen wir es als *Nicht-Feld*. Wir stehen hier an einem Ort, der gar nicht existiert, was den Rest des Universums betrifft. Es ist das perfekte Ambiente, um unsere... herrlichen Pläne zu besprechen.«

»Ich habe noch nie von einem solchen Feld gehört –

weder von der Gilde noch von Ix«, sagte de Vries. »Wer hat es entwickelt?«

»Du erinnerst dich vielleicht an den Forscher von Richese, der uns... besucht hat.«

»Chobyn?«, fragte der Mentat, um seine Frage sofort selbst zu beantworten. »Ja, das war sein Name.«

»Er suchte uns heimlich auf, mit einer bahnbrechenden Technik im Gepäck, die auf Richese erfunden wurde. Es ist eine neue und riskante Technik, aber unser Freund Chobyn hatte ihre Möglichkeiten erkannt. Klugerweise hat er sie dem Haus Harkonnen zur exklusiven Verwendung angeboten, sofern wir ihn angemessen entlohnen.«

»Und wir haben ihn zweifellos reichlich entlohnt«, fügte Rabban hinzu.

»Die Technik ist jeden einzelnen Solari wert«, fuhr der Baron fort. Er trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, wie es seine Gewohnheit war. »Innerhalb dieses Nicht-Feldes kann uns keine Menschenseele hören, nicht einmal ein Gilde-Navigator mit seiner verfluchten Hellseherei. Inzwischen arbeitet Chobyn an etwas, das sogar noch viel besser ist.«

Rabban lehnte sich ungeduldig in seinem Sitz zurück. »Lass uns endlich zum eigentlichen Thema kommen.«

De Vries setzte sich an den selbstreinigenden Tisch. Seine Augen waren hell, als sein Mentatengehirn bereits mit den Möglichkeiten einer Unsichtbarkeitstechnik spielte. Es gab so viele denkbare Verwendungen...

Der Baron blickte von seinem eher dumpf wirkenden Neffen zum verderbten Mentaten. *Welcher Kontrast zwischen diesen beiden herrscht! Sie repräsentieren die Extreme des intellektuellen Spektrums.* Sowohl Rabban als auch de Vries mussten ständig überwacht werden, der eine, weil er schwer von Begriff und unbeherrscht war, der andere, weil seine hohe Intelligenz ebenso gefährlich werden konnte.

Trotz seiner offensichtlichen Mängel war Rabban der einzige Harkonnen, der als Nachfolger des Barons in Betracht kam. Abulurd war eindeutig nicht für diesen Posten quali-

fiziert. Und außer den zwei illegitimen Töchtern, die die Bene Gesserit ihm abgezwungen hatten, besaß der Baron keine eigenen Kinder. Daher musste er seinen Neffen im richtigen Gebrauch und Missbrauch der Macht unterweisen, damit er irgendwann beruhigt sterben konnte, weil er wusste, dass die Tradition des Hauses Harkonnen angemessen fortgesetzt wurde.

Es wäre allerdings viel besser, wenn die Atreides vorher ausgelöscht würden...

Vielleicht sollte sich Rabban von zwei Mentaten beraten lassen. Aufgrund seines aufbrausenden Temperaments würde seine Herrschaft besonders brutal werden, möglicherweise in einem Ausmaß, wie es Giedi Primus nie zuvor erlebt hatte, auch wenn die Harkonnens auf eine lange Geschichte der Folterung und grausamen Sklavenausbeutung zurückblicken konnten.

Die Miene des Barons verfinsterte sich. »Gut. Also zur Sache. Hört mir genau zu, beide. Piter, ich will, dass du deine vollen Mentaten-Fähigkeiten einsetzt.«

De Vries holte seine kleine Flasche mit Sapho-Saft aus einer Tasche hervor. Er nahm einen Schluck und schmatzte dann auf eine Weise, die der Baron widerlich fand.

»Meine Spione haben mir sehr bestürzende Informationen zugetragen«, sagte der Baron. »Es geht um Ix und gewisse Pläne, die der Imperator kurz vor seinem Tod geschmiedet hat.« Wieder trommelte er mit den Fingern, nach der einfachen Melodie, die ihm ständig durch den Kopf ging. »Sie haben schwere Konsequenzen für das Vermögen unserer Familie. Nicht einmal die MAFEA und die Gilde wissen davon.«

Rabban grunzte. De Vries saß kerzengerade da und wartete auf weitere Daten.

»Wie es scheint, haben der Imperator und die Tleilaxu eine Art Abkommen geschlossen, bei dem es um einen unorthodoxen und höchst illegalen Auftrag geht.«

»Schwürmer und Scheiße passen gut zusammen«, bemerkte Rabban.

Der Baron kicherte über den Vergleich. »Ich habe erfahren, dass unser leider von uns gegangener Imperator persönlich hinter der Invasion von Ix steckte. Er hat das Haus Vernius in die Verbannung getrieben und die Herrschaft der Tleilaxu gefestigt, damit sie mit der Forschung beginnen können, mithilfe hochentwickelter ixianischer Technik.«

»Und was sollen sie erforschen, Baron?«, fragte de Vries.

Jetzt ließ der Baron die Bombe platzen. »Sie suchen nach einer biochemischen Methode, um Melange zu synthetisieren. Sie glauben, sie können ihr eigenes Gewürz herstellen, auf künstliche und billige Weise, um Arrakis - und damit *uns* - das Monopol zu nehmen.«

Rabban schnaufte. »Unmöglich. Das schafft niemand.«

Aber de Vries hatte diese Information längst mit anderen Daten kombiniert. »Ich würde die Tleilaxu nicht unterschätzen - vor allem wenn sie sich der ixianischen Technik bedienen können. Sie haben alles, was sie für ein solches Vorhaben brauchen.«

Rabban richtete sich auf. »Aber was geschieht mit unseren Gewinnen, wenn der Imperator synthetisches Gewürz herstellen kann? Was ist mit all den geheimen Vorräten, die wir im Laufe der Jahre angelegt haben?«

»Wenn es sich billig und effektiv produzieren lässt, würde sich das Harkonnen-Vermögen in Luft auflösen«, sagte de Vries mit steinerner Miene. »Praktisch über Nacht.«

»Das ist richtig, Piter!« Der Baron schlug mit der beringten Faust auf den Tisch. »Die Gewürzernte auf Arrakis ist unglaublich kostspielig. Wenn der Imperator über eine eigene billige Melangequelle verfügt, wird der Markt zusammenbrechen, und das Haus Corrino wird die Kontrolle über das haben, was übrig bleibt. Das neue Monopol wird ausschließlich in den Händen des Imperators liegen.«

»Das wird der MAFEA nicht gefallen«, sagte Rabban mit verblüffender Weitsicht.

»Dann müssen wir diese Information an die Raumgilde weitergeben«, schlug de Vries vor. »Wir müssen offenlegen, was der Imperator zu tun beabsichtigte, und dafür sorgen,

dass Shaddam die Forschung einstellen lässt. Die MAFEA und die Gilde wären ebenfalls nicht daran interessiert, ihre Investitionen in die Gewürzproduktion zu verlieren.«

»Aber was geschieht, wenn Shaddam den Vertrag mit ihnen erneuert, Piter?«, fragte der Baron. »Die MAFEA gehört zu einem großen Teil dem Haus Corrino. Der neue Imperator wird zu Beginn seiner Herrschaft ein Zeichen setzen wollen. Was ist, wenn die MAFEA ihn zwingt, *ihr* das Gewürz zu einem außergewöhnlichen Rabatt zu überlassen – als Gegenleistung für ihre Kooperation? Die Gilde hätte liebend gerne eine preiswertere und zuverlässigere Quelle. Sie könnte Arrakis ganz aufgeben, wenn die Angelegenheit zu schwierig wird.«

»Dann stehen wir als einzige im Regen«, knurrte Rabban. »Jeder wird auf dem Haus Harkonnen herumtrampeln.«

Der Mentat schloss die Augen zur Hälfte, während er die Analyse des Problems fortsetzte. »Wir können nicht einmal eine offizielle Beschwerde im Landsraad einreichen. Das Wissen um einen Gewürzersatz würde nur Futterneid zwischen den Familien auslösen. Die politischen Bündnisse haben sich in letzter Zeit verschoben, und mehrere Häuser hätten nichts dagegen, wenn unser Monopol gebrochen würde. Ihnen kann es nur recht sein, wenn der Melangepreis ins Bodenlose stürzt. Die einzigen Verlierer wären jene, die sehr viel in die Anlage geheimer und illegaler Vorräte oder in die kostspielige Gewürzernte auf Arrakis investiert haben.«

»Mit anderen Worten: *Wir* sind wieder die Dummen – und einige unserer engsten Verbündeten«, sagte der Baron.

»Die Bene Gesserit und insbesondere dein spezieller Liebling hätten sicherlich auch sehr gerne eine billige Quelle zur Verfügung.«

Der Baron warf seinem Neffen einen finsteren Blick zu. Rabban lachte nur. »Was können wir also dagegen unternehmen!«

De Vries antwortete, ohne sich zuvor mit dem Baron abzusprechen. »Das Haus Harkonnen muss das Problem

ganz allein lösen. Wir können keinerlei Hilfe von außen erwarten.«

»Wir sollten nicht vergessen, dass wir Arrakis nur als Quasi-Lehen besitzen«, sagte der Baron. »Und zwar mit Duldung durch die MAFEA und den Imperator. Das könnte nun zu einem Haken werden, an dem sie uns aufhängen können, bis wir ausgetrocknet sind. Wir müssen äußerst vorsichtig sein.«

»Unsere militärische Schlagkraft ist nicht groß genug, um gegen all diese Feinde zu kämpfen«, sagte Rabban.

»Wir müssen subtil vorgehen«, schlug de Vries vor.

»Subtil?« Der Baron hob erstaunt die Augenbrauen. »Na gut, ich bin bereit, mal etwas ganz Neues auszuprobieren.«

»Wir könnten die Forschungen der Tleilaxu auf Ix sabotieren«, sagte de Vries, »oder sie am besten ganz zum Erliegen bringen. Ich schlage vor, dass das Haus Harkonnen eine Reihe von Vermögenswerten liquidiert, eine größere Bargeldreserve anlegt und so viel Gewinn wie möglich aus der derzeitigen Gewürzproduktion herausschlägt, weil die Geschäfte jeden Moment obsolet werden könnten.«

Der Baron warf Rabban einen Blick zu. »Wir müssen alles herausquetschen, was geht. Ach ja, ich werde deinem Trottel von Vater sagen, dass er die Walpelzgewinnung auf Lankiveil forcieren soll. Wir müssen unsere Kassen vollstopfen. Die bevorstehenden Auseinandersetzungen könnten unsere Reserven ansonsten sehr schnell erschöpfen.«

Der Mentat wischte sich einen roten Tropfen von den Lippen. »All das muss unter größtmöglicher Geheimhaltung organisiert werden. Die MAFEA verfolgt aufmerksam unsere finanziellen Aktivitäten und würde es sofort bemerken, wenn wir uns plötzlich ungewohnt verhalten. Vorerst dürfte es das Beste sein, wenn wir nichts gegen die Tleilaxu-Forschungen unternehmen. Wir wollen schließlich nicht, dass sich die MAFEA oder die Gilde gemeinsam mit unserem neuen Imperator gegen das Haus Harkonnen stellt.«

»Wir müssen dafür sorgen, dass das Imperium von uns abhängig bleibt«, sagte der Baron.

Rabban runzelte die Stirn und versuchte sich mit roher Gewalt durch die Konsequenzen zu kämpfen. »Aber wenn sich die Tleilaxu auf Ix verschanzt haben, wie sollen wir dann ihr Forschungsprojekt zerstören, ohne dass alles ans Licht kommt? Ohne dass wir uns als Drahtzieher offenbaren und all unsere Feinde gegen uns aufbringen?«

De Vries lehnte sich zurück, um die sexuellen Darstellungen an den Wänden zu betrachten. Die verwesenden Leichen hingen wie erwischte Voyeure in den Schaukästen. Als sein Geist die Berechnungen abgeschlossen hatte, sagte er: »Wir brauchen jemand anderen, der für uns kämpft. Am besten, ohne dass er es weiß.«

»Wen?«, fragte Rabban.

»Deshalb haben wir Piter mitgebracht«, sagte der Baron. »Wir brauchen Vorschläge.«

»Der optimale Kandidat«, sagte de Vries, »wäre das Haus Atreides.«

Rabbans Kinnlade klappte herunter. »Die Atreides würden niemals in unserem Auftrag kämpfen.«

De Vries hatte sofort eine Erwiderung parat. »Nach dem Tod des alten Herzogs ist das Haus gegenwärtig sehr instabil. Paulus' Nachfolger Leto ist ein ungestümer Grünschnabel. Er hat keine Freunde im Landsraad, und vor kurzem hat er eine eher peinliche Rede vor dem Gremium gehalten. Er kehrte gedemütigt nach Hause zurück.«

Der Baron wartete ab, worauf sein Mentat hinauswollte.

»Zweiter Faktor: Das Haus Vernius, ein treuer Verbündeter der Atreides, wurde durch die Tleilaxu von Ix verjagt. Auf den immer noch flüchtigen Dominic Vernius wurde ein Kopfgeld ausgesetzt, während Shando Vernius vor kurzem exekutiert wurde. Das Haus Atreides hat den zwei Kindern von Vernius Asyl gewährt. Die Opfer der Tleilaxu sind dicke Freunde von Leto.«

De Vries hob einen Finger, um die Punkte zusammenzufassen. »Der ungestüme junge Herzog hält also fest zum Exil-Prinzen von Ix. Leto Atreides klagt die Tleilaxu wegen der Invasion von Ix, des Todes der Mutter und des Ruins

der Familie Vernius an. ›Für das Haus Atreides sind Loyalität und Ehre viel wichtiger als politische Überlegungen‹, sagte Leto vor dem Landsraad. Er sieht es vermutlich als seine Pflicht an, Rhombur Vernius zu helfen, die Macht über Ix zurückzugewinnen. Wer wäre also besser geeignet, für uns einen Schlag gegen die Tleilaxu auszuführen?«

Jetzt lächelte der Baron, als er den Plan verstanden hatte. »Dann... wird es also zum Krieg zwischen dem Haus Atreides und den Tleilaxu kommen! Sie sollen sich gegenseitig zerfetzen. Auf diese Weise werden gleichzeitig die Atreides und die synthetische Gewürzproduktion vernichtet.«

Rabban hatte offensichtliche Schwierigkeiten, sich das Ganze konkret vorzustellen. Der Baron erkannte an seinem angestrengten Gesichtsausdruck, dass sein Neffe sämtliche Gehirnzellen beanspruchen musste, um ihnen folgen zu können.

Der Mentat nickte. »Wenn wir es geschickt angehen, können wir den Eindruck erwecken, dass das Haus Harkonnen nicht das Geringste mit dieser Auseinandersetzung zu tun hat. Wir bekommen, was wir wollen, aber unsere Hände bleiben völlig sauber.«

»Brillant, Piter! Ich bin froh, dass ich dich nicht bei einer der vielen Gelegenheiten exekutieren ließ, als du mir auf die Nerven gegangen bist.«

»Das sehe ich genauso«, sagte de Vries.

Der Baron öffnete einen Nullentropie-Behälter, um eine Flasche mit teurem Kirana-Brandy herauszuholen. »Darauf müssen wir trinken.« Dann lächelte er verschlagen. »Weil mir nämlich soeben klar geworden ist, wie wir all das in die Wege leiten können.« Jetzt konnte er sich der Aufmerksamkeit seiner beiden Zuhörer gewiss sein.

»Der neue Herzog ist noch völlig mit der Geschäftsführung seines Hauses überfordert. Natürlich wird er an der Krönung von Shaddam IV. teilnehmen. Kein Großes Haus kann es sich leisten, den neuen Padischah-Imperator zu brüskieren, indem es ihn am Tag seines ersten großen Triumphes versetzt.«

De Vries hatte sofort begriffen. »Wenn Herzog Leto zur Krönungszeremonie unterwegs ist... haben wir die Gelegenheit zum Zuschlagen.«

»Auf Kaitain?«, fragte Rabban.

»Ich vermute eine wesentlich interessantere Alternative«, sagte de Vries.

Der Baron nahm einen Schluck vom süßen alten Brandy. »Ahhh, es wird eine köstliche Rache sein. Und Leto wird völlig ahnungslos sein, wenn der Schlag kommt. Er wird nicht einmal bemerken, aus welcher Richtung er gekommen ist.«

Rabbans Augen erhellten sich. »Wir werden dafür sorgen, dass er sich in Schmerzen windet, Onkel?«

Der Baron schenkte seinem Neffen und dem Mentaten Brandy ein und reichte die kleinen Gläser an sie weiter. Rabban trank seinen Brandy in einem Zug aus, während de Vries nur darauf starrte, als wollte er mithilfe seiner Augen eine chemische Analyse durchführen.

»Ja, Rabban. Er wird sich solange winden, bis er von einem kaiserlichen Stiefel zertreten wird.«

60

Niemand außer einem Tleilaxu darf Bandalong betreten, die heiligste Stadt der Bene Tleilax, denn der geheiligte, von ihrem Gott gereinigte Boden wird mit fanatischer Strenge bewacht.

Diplomatie des Imperiums,
eine Publikation des Landsraads

Das verkohlte Gebäude war einmal eine ixianische Fabrik gewesen, in der Kampfmaschinen hergestellt wurden... einer der frevlerischen Produktionszweige, die gegen die Gebote von Butlers Djihad verstießen. *Aber jetzt nicht mehr.* Hidar Fen Ajidica betrachtete die Reihen der Tanks und Arbeiter und stellte zufrieden fest, dass diese Fabrik gründlich gesäubert und einem guten Zweck zugeführt worden war. *Gott wird einverstanden sein.*

Nach dem Sieg der Tleilaxu waren alle verderblichen Maschinen ausgeräumt worden, bis die Meister das Gebäude gesegnet hatten, worauf es für die erhabenen Ziele der Bene Tleilax eingesetzt werden konnte. Obwohl der inzwischen verstorbene Imperator Elrood den Auftrag gegeben und seine Unterstützung gewährt hatte, war es in Ajidicas Augen niemals ein kaiserliches Projekt gewesen. Die Tleilaxu handelten ausschließlich im Interesse ihres eigenen Volkes und ihres Gottes. Sie verfolgten ihre eigenen Ziele, die von unreinen Außenstehenden niemals richtig verstanden werden konnten.

»Eine Tleilaxu-Strategie ist stets in ein Netz aus weiteren Strategien verwoben, von denen irgendeine die wahre Strategie darstellt«, zitierte er ein Axiom seines Volkes. »Das Wunder Gottes ist unsere Erlösung.«

Jeder Axolotl-Tank enthielt die Ingredienzien eines an-

deren Experiments, die unterschiedlichen Alternativen der Suche nach einer Lösung des Problems der künstlichen Melange-Herstellung. Kein Außenseiter hatte jemals einen Axolotl-Tank der Tleilaxu gesehen, und niemand kannte ihre wahre Funktion. Ajidica wusste, dass er zur Produktion des kostbaren Gewürzes problematische Methoden einsetzen musste. *Andere wären entsetzt, aber Gott wird einverstanden sein,* wiederholte er stumm. Irgendwann würde die Massenproduktion beginnen.

Da ihm die Komplexität dieser Herausforderung bewusst war, hatte der Forschungsmeister technische Experten von Tleilax Eins kommen lassen – gelehrte Männer, die sehr abweichende Ansichten hatten, auf welchem Weg das Ziel erreicht werden könnte. In diesem frühen Stadium mussten sämtliche Optionen berücksichtigt, jeder Hinweis beachtet werden, damit die Informationen direkt in den DNS-Code der organischen Moleküle eingefügt werden konnten, den die Tleilaxu als die Sprache Gottes bezeichneten.

Alle technischen Experten waren sich darin einig, dass das künstliche Gewürz als organische Substanz im Axolotl-Tank herangezüchtet werden musste, weil die Tanks heilige Quellen des Lebens und der Energie darstellten. Die Forschungsmeister hatten bereits zahllose Projekte in die Wege geleitet und erstaunliche Resultate erzielt – von Schwürmern bis zu Klonen und Gholas... obwohl es leider auch viele bedauernswerte Fehlschläge gegeben hatte.

Diese exotischen Behältnisse waren die heiligste Tleilaxu-Erfindung. Ihre Funktion wurde sogar vor Kronprinz Shaddam, seinen Höflingen und den Sardaukar geheim gehalten. Die Garantie ungestörter Arbeit auf Ix – jetzt Xuttah – war eine Forderung des ursprünglichen Vertrages mit Imperator Elrood gewesen. Der alte Mann hatte widerwillig und amüsiert zugestimmt – offenbar war er davon ausgegangen, dass er sich diese Geheimnisse jederzeit aneignen konnte.

Viele Menschen machten sich solche völlig abwegigen

Illusionen über die Tleilaxu. Ajidica war es gewöhnt, von Narren nicht ernst genommen zu werden.

Niemandem außer einem Tleilaxu-Meister oder einem hochrangigen Tleilaxu-Forscher war dieses Wissen zugänglich. Ajidica atmete tief den Gestank der Chemikalien ein, eine unvermeidliche Konsequenz der Vorgänge, die sich in den Tanks abspielten. Es waren natürliche Gerüche. *Ich spüre die Anwesenheit meines Gottes,* dachte er, wobei er die Worte in Islamiyat formulierte, der obskuren Sprache, die niemals außerhalb der *Kehls,* der geheimen Beratungen seines Volkes, laut gesprochen wurde. *Gott ist gnädig. Er allein kann mich führen.*

Vor seinen Augen schwebte ein Leuchtglobus, der rot blinkte... lang, lang, kurz, Pause... lang, kurz, Wechsel zu Blau... dann fünfmal kurz und wieder zurück zu Rot. Der Gesandte des Kronprinzen wünschte ihn zu sprechen. Hidar Fen Ajidica wusste, dass man Hasimir Fenring nicht warten lassen sollte. Obwohl er selbst keinen Adelstitel führte, war der ungeduldige Fenring der beste Freund des imperialen Erben, und Fenring kannte sich besser mit den Intrigen der Macht aus als die meisten großen Aristokraten im Landsraad. Ajidica hegte sogar einen gewissen Respekt gegenüber diesem Mann.

Resigniert kehrte Ajidica um und schritt problemlos durch eine Identifikationszone, die für jeden anderen tödlich gewesen wäre, der nicht die korrekte Befugnis besaß. Selbst der Kronprinz hätte sie nicht passieren können. Ajidica lächelte, als er an die Überlegenheit der Methoden seines Volkes dachte. Die Ixianer hatten Maschinen und Kraftfelder zur Absicherung benutzt, wie die rücksichtslosen und unbeholfenen Suboiden hatten feststellen müssen... was zu schlimmen Detonationen mit großen Kollateralschäden geführt hatte. Die Tleilaxu dagegen benutzten biologische Wirkstoffe, die durch raffinierte Interaktionen freigesetzt wurden – zum Beispiel Nervengifte, die jeden Powindah-Ungläubigen in dem Augenblick töteten, wenn er den Fuß auf verbotenen Boden setzte.

Draußen im Wartebereich wurde Ajidica lächelnd von Hasimir Fenring begrüßt, während der Forscher die Identifikationszone verließ. Aus einem bestimmten Blickwinkel ähnelte der Mann mit dem spitzen Kinn einem Wiesel, aus einem anderen einem Kaninchen, doch hinter der unscheinbaren Fassade verbarg sich ein gefährliches Raubtier. Die beiden standen sich in einem Raum gegenüber, der früher ein ixianisches Foyer gewesen war, wo sich zahlreiche Liftröhren aus Klarplaz trafen. Der imperiale Assassine war mehr als einen Kopf größer als der Forschungsmeister.

»Ah, mein lieber Fen Ajidica«, schnurrte Fenring. »Ihre Experimente verlaufen zufriedenstellend, hmm-hmmm? Kronprinz Shaddam wäre gerne über den neuesten Stand informiert, bevor er mit seiner Arbeit als Diener des Imperiums beginnt.«

»Wir machen gute Fortschritte, Herr. Unser ungekrönter Imperator hat mein Geschenk erhalten, vermute ich.«

»Ja, sehr hübsch. Er möchte Ihnen seinen tief empfundenen Dank aussprechen.« Fenring lächelte gepresst, als er daran dachte: Es handelte sich um einen Hermelinfuchs mit silbernem Fell, der sich reproduzieren konnte, ein ungewöhnliches lebendes Spielzeug, das keinerlei praktischem Zweck diente. »Wie sind Sie nur an ein so interessantes Geschöpf gelangt?«

»Wir kennen uns mit den Mächten des Lebens aus, Herr.« *Die Augen,* dachte Ajidica. *Beachte seine Augen. Sie offenbaren gefährliche Emotionen. Jetzt eben ist es Gehässigkeit.*

»Also macht es Ihnen Spaß, Gott zu spielen?«, sagte Fenring.

Mit beherrschter Entrüstung erwiderte Ajidica: »Es gibt nur einen Allmächtigen Gott. Ich würde mir niemals anmaßen, an seine Stelle treten zu wollen.«

»Natürlich nicht.« Fenrings Augen verengten sich. »Unser neuer Imperator bedankt sich für dieses Geschenk, aber er weist darauf hin, dass er sich viel mehr über ein anderes Geschenk gefreut hätte – eine Probe synthetischen Gewürzes.«

»Wir arbeiten konzentriert an diesem Problem, Herr, aber wir haben schon Imperator Elrood darauf hingewiesen, dass es viele Jahre dauern wird, vielleicht sogar Jahrzehnte, bis wir ein brauchbares Ergebnis vorlegen können. Ein großer Teil unserer Bemühungen bestand bislang einfach nur darin, unsere Herrschaft auf Xuttah zu konsolidieren und die vorhandenen Anlagen unseren Zwecken anzupassen.«

»Also haben Sie keine konkreten Fortschritte erzielt.« Fenrings Verachtung war so extrem, dass er sie nicht verbergen konnte.

»Es gibt vielversprechende Anzeichen.«

»Gut. Dann würde ich Shaddam gerne mitteilen, wann er mit dem Geschenk rechnen darf. Er würde es gerne vor seiner Krönung entgegennehmen, die in sechs Wochen stattfindet.«

»Ich glaube kaum, dass das möglich sein wird, Herr. Sie haben uns erst vor einem Standardmonat eine Lieferung Melange zukommen lassen, die wir als Katalysator benötigen.«

»Ich habe Ihnen genug von dem Zeug gegeben, um damit mehrere Planeten kaufen zu können.«

»Natürlich, natürlich, und wir arbeiten tatsächlich so schnell, wie es uns möglich ist. Aber die Axolotl-Tanks müssen zunächst gezüchtet und modifiziert werden, wahrscheinlich über mehrere Generationen. Shaddam muss sich in Geduld üben.«

Fenring fasste den kleinen Tleilaxu ins Auge und suchte nach Anzeichen, dass er ihn hintergehen wollte. »Geduld? Denken Sie stets daran, Ajidica, dass die Geduld eines Imperators nicht unerschöpflich ist.«

Der zwergengroße Mann mochte diesen Kampfhund des Imperators nicht. In Fenrings übergroßen dunklen Augen und seiner Sprache lag etwas Bedrohliches, selbst wenn er von trivialen Dingen redete. *Mach keinen Fehler. Dieser Mann wird der Handlanger unseres neuen Imperators sein – derjenige, der mich töten wird, wenn ich versage.*

Ajidica holte tief Luft, doch dann tarnte er den Atemzug als Gähnen, um nach außen keine Furcht zu zeigen. Als er sprach, war er wieder die Ruhe selbst. »Wenn Gott will, dass wir Erfolg haben, wird es geschehen. Wir sind an seine Pläne gebunden, nicht an unsere eigenen oder die von Prinz Shaddam. Das ist der Lauf der Dinge im Universum.«

Fenrings große Augen blitzten gefährlich auf. »Ihnen ist hoffentlich bewusst, wie wichtig dieses Projekt ist! Davon hängt nicht nur die Zukunft des Hauses Corrino und die Ökonomie des Imperiums ab... sondern auch Ihr Überleben.«

»Aber gewiss«, sagte Ajidica, ohne sich einschüchtern zu lassen. »Mein Volk hat den Wert der Geduld erkannt. Ein zu früh gepflückter Apfel ist grün und sauer, doch wenn man einfach nur bis zur Reife wartet, ist er schmackhaft und süß. Wenn das künstliche Gewürz zur Produktionsreife gelangt ist, wird sich die Machtstruktur des gesamten Imperiums verändern. Es ist unmöglich, eine solche Substanz über Nacht zu synthetisieren.«

Fenring verzog das Gesicht. »Wir waren bislang sehr geduldig, aber das wird nicht ewig so weitergehen.«

Mit einem großmütigen Lächeln sagte Ajidica: »Wenn Sie wünschen, können wir regelmäßige Treffen vereinbaren, damit Sie sich über den Fortschritt unserer Arbeiten informieren können. Durch diese Störungen würden sich unsere Experimente und Analysen allerdings um einiges verzögern.«

»Nein, machen Sie nur weiter«, brummte Fenring.

Jetzt habe ich den Kerl, wo ich ihn haben wollte, dachte Ajidica, *auch wenn es ihm überhaupt nicht gefällt.* Trotzdem hatte er nicht den geringsten Zweifel daran, dass dieser Assassine ihn beiseite schaffen würde, ohne mit der Wimper zu zucken. Und trotz der strengen Sicherheitskontrollen trug Fenring zweifellos verschiedenste Waffen am Körper – in der Kleidung, der Haut, den Haaren.

Er wird es versuchen, sobald er glaubt, dass ich nicht

mehr benötigt werde, wenn Shaddam denkt, dass er alles hat, was er haben will.

Doch auch Hidar Fen Ajidica war mit versteckten Waffen ausgerüstet. Er hatte Pläne in die Tat umgesetzt, um sich gegen gefährliche Außenstehende zur Wehr setzen zu können... damit die Tleilaxu jederzeit die Lage unter Kontrolle behielten.

Die Aussichten sind gut, dass wir in unseren Labors tatsächlich künstliches Gewürz herstellen können, dachte er. *Aber kein Powindah wird jemals erfahren, wie.*

61

Unser Zeitplan wird das Ausmaß eines natürlichen Phänomens erlangen. Das Leben eines Planeten ist ein dicht verknüpftes Gewebe. Die Veränderungen der Flora und Fauna werden zunächst durch die von uns manipulierten nackten physikalischen Kräfte bestimmt werden. Doch sobald sie etabliert sind, werden diese Veränderungen selbst zu einflussreichen Faktoren, mit denen wir uns ebenfalls auseinander setzen müssen. Doch wir dürfen nicht vergessen, dass wir nur drei Prozent der Oberflächenenergie benötigen – nur drei Prozent –, um das gesamte System in einen Zustand umkippen zu lassen, in dem es sich selbst erhält.

Pardot Kynes, Arrakis träumt

Als sein Sohn Liet anderthalb Jahre alt war, unternahmen Pardot Kynes und seine Frau eine Reise in die Wüste. Sie kleideten ihr stummes Kind in einen maßgeschneiderten Destillanzug und ein Gewand, das seine Haut vor Sonne und Hitze schützen sollte.

Kynes freute sich auf das Zusammensein mit seiner Familie, der er zeigen wollte, wie weit er mit der Umwandlung von *Dune* vorangekommen war. Sein ganzes Leben beruhte darauf, andere an seinen Träumen teilhaben zu lassen.

Seine drei Lehrlinge Stilgar, Turok und Ommun hatten ihn unbedingt als Beschützer und Führer begleiten wollen, aber Kynes hatte es kategorisch abgelehnt. »Ich habe mehr Zeit allein in der Wildnis verbracht, als ihr bereits gelebt habt. Ich fühle mich keineswegs durch einen mehrtägigen Ausflug mit meiner Familie überfordert.« Er wehrte sie mit einer theatralischen Geste ab. »Habe ich euch nicht schon

genügend wichtige Aufgaben erteilt – oder soll ich euch weitere suchen?«

»Wenn wir noch irgendetwas für dich tun können«, sagte Stilgar, »werden wir es bereitwillig tun.«

»Dann... macht euch einfach an die Arbeit«, sagte Kynes verdutzt, bevor er sich mit Frieth und dem kleinen Liet auf den Weg machte. Das Baby ritt auf einem der drei Kulonen des Sietch, einem domestizierten Wüstenesel, der von Schmugglern und Prospektoren nach *Dune* gebracht worden war.

Der Wasserpreis für ein solches Tier war hoch, obwohl es an trockene und lebensfeindliche Umgebungen angepasst war. Die Fremen hatten sogar einen speziellen Destillanzug mit vier Beinlingen entwickelt, um einen Teil der Flüssigkeit aufzufangen, die das Tier verlor. Doch der Kulon hatte Schwierigkeiten, sich in einem solchen Ding zu bewegen – abgesehen von der Tatsache, dass es einfach lächerlich aussah –, so dass Kynes darauf verzichtete, zu solch extremen Maßnahmen zu greifen. In diesem Fall benötigten sie für die Reise eine zusätzliche Wasserration, die das Tier in Literjons auf dem Rücken trug.

Im Schatten eines frühen Morgens führte der bärtige Kynes seine Familie über einen gewundenen Pfad, den nur ein Fremen als begehbaren Pfad erkennen würde. Genauso wie Frieth hatte er nun die blauen Augen des Ibad. Der Wüstenesel suchte sich einen Weg über den steilen Hang, ohne einen Laut der Klage von sich zu geben. Kynes machte es nichts aus, zu Fuß zu gehen, nachdem er sich den größten Teil seines Lebens auf diese Weise fortbewegt hatte, vor allem während der jahrelangen ökologischen Studien auf Salusa Secundus und Bela Tegeuse. Seine Muskeln waren sehnig und hart. Außerdem konnte er viel besser auf die unterschiedlichen Steine und den Sand unter seinen Stiefeln achten, wenn er zu Fuß ging – statt auf die fernen Berge oder die glühende Sonne.

Frieth schenkte ihrem Gatten jedes Mal dienstbeflissen ihre ganze Aufmerksamkeit, wenn er sie auf eine Felsfor-

mation hinwies, die Zusammensetzung des Bodens untersuchte oder geschützte Spalten auf ihre Eignung zur künftigen Bepflanzung prüfte. Nach anfänglichen Unsicherheiten machte sie ihn auf bestimmte Dinge aufmerksam. »Die größte Stärke der Fremen ist die Beobachtungsgabe«, sagte Frieth, als würde sie ein Sprichwort zitieren. »Je mehr wir beobachten, desto mehr wissen wir. Und dieses Wissen gibt uns Macht, insbesondere über jene, die nicht genau hinschauen.«

»Interessant.« Kynes wusste nur wenig über den Werdegang seiner Fremen-Frau. Er war viel zu beschäftigt, um sie nach Details aus ihrer Kindheit oder ihren Interessen auszufragen, aber sie schien es nicht im Geringsten zu stören, dass er so sehr von seiner Arbeit beansprucht wurde. In der Fremen-Kultur lebten Ehepaare in völlig unterschiedlichen Welten, die nur durch wenige schmale Brücken verbunden waren.

Kynes wusste jedoch, dass die Fremen-Frauen als wilde Kämpferinnen berüchtigt waren. Sie waren tödliche Gegnerinnen auf dem Schlachtfeld und im Nahkampf gefürchteter als imperiale Soldaten. Bislang war es ihm erspart geblieben, Frieth in dieser Hinsicht näher kennen zu lernen, und er hoffte, dass er es niemals mit eigenen Augen miterleben musste. Als Feindin wäre sie zweifellos genauso entschlossen, wie sie es als Freundin war.

Irgendwann stach ihm ein kleiner Fleck mit Vegetation ins Auge. Er ließ den Kulon anhalten und ging in die Knie, um die kleine, blassgrüne Pflanze zu studieren, die in einer Vertiefung wuchs, wo sich Staub und Sand gesammelt hatten. Er identifizierte das Exemplar als seltene Wurzelpflanze und schüttelte den Staub von den winzigen wächsernen Blättern.

»Schau mal, Frieth«, sagte er wie ein Lehrer mit leuchtenden Augen. »Ein Musterbeispiel für die Hartnäckigkeit des Lebens.«

Frieth nickte. »In Zeiten der Not haben wir die Wurzeln dieser Pflanze ausgegraben. Es heißt, dass eine einzige

Knolle bis zu einem halben Liter Wasser enthalten kann. Damit kann ein Mensch mehrere Tage lang überleben.«

Kynes fragte sich, wie viel Wissen über die Wüste die Schwester von Stilgar in ihrem Fremen-Gedächtnis gespeichert haben mochte. Bis jetzt hatte sie ihm so gut wie nichts davon anvertraut. Aber er wusste, dass es seine eigene Schuld war, wenn er ihr nicht genügend Aufmerksamkeit schenkte.

Der Kulon entdeckte die frischen Blätter und näherte sich mit gierig geblähten Nüstern. Aber Kynes drängte das Tier zurück. »Diese Pflanze ist zu wichtig, um dir als Zwischenmahlzeit dienen zu können.«

Er suchte den Boden ab, konnte in der unmittelbaren Umgebung aber keine weiteren Exemplare der Pflanze entdecken. Soweit er wusste, waren sie auf *Dune* heimisch, vermutlich die Überlebenden der unbekannten Katastrophe, die der Oberfläche dieser Welt fast sämtliche Feuchtigkeit entzogen hatte.

Die Reisenden machten eine kurz Rast, um ihr Kind zu füttern. Als Frieth auf einem Felssims einen Schattenschweber installierte, erinnerte sich Kynes an die Arbeit der vergangenen Monate und die beträchtlichen Fortschritte, die er und sein Volk in ihrem mehrere Jahrhunderte umfassenden Projekt bereits erzielt hatten.

Vor langer Zeit waren auf *Dune* botanische Experimente durchgeführt worden. In den Tagen der Expansion des Imperiums hatte man auf diesem isolierten Vorposten einige Testpflanzungen angelegt, noch bevor die parapsychischen und geriatrischen Eigenschaften der Melange entdeckt worden waren... als diese Welt nicht mehr als eine Wüstenhölle ohne erkennbaren Nutzwert gewesen war. Doch dann waren die botanischen Teststationen aufgegeben worden, und die wenigen pflanzlichen und tierischen Lebensformen waren in der rauen Umwelt ihrem eigenen Schicksal überlassen worden.

Viele Spezies hatten überlebt und sich als bemerkenswert anpassungs- und widerstandsfähig erwiesen – zum Beispiel

mutiertes Schwertgras, Kakteen und andere Spezialisten des Trockenlands. Kynes hatte bereits mehrere Geschäfte mit Schmugglern abgeschlossen, die vielversprechendes Saatgut und Tierembryonen liefern sollten. Fremen-Arbeiter hatten die kostbaren Lebenskeime in die Wüste gebracht, jeder einzelne ein weiterer Hoffnungsschimmer für die Zukunft von *Dune*.

Von einem Wasserhändler hatte Kynes erfahren, dass Kaiser Elrood IX. gestorben war. Dadurch waren in ihm lebhafte Erinnerungen an seine Audienz auf Kaitain ausgelöst worden, als der steinalte Herrscher ihm den Auftrag erteilt hatte, die Ökologie von Arrakis zu erforschen. Bei dieser Begegnung hatte sich die gesamte Zukunft des Planetologen entschieden. Dafür war er Elrood zu großem Dank verpflichtet, aber er bezweifelte, dass der Imperator während des vergangenen Jahres auch nur ein einziges Mal an ihn gedacht hatte.

Nach dieser überraschenden Neuigkeit hatte Kynes überlegt, ob er sich auf den Rückweg nach Arrakeen machen, eine Passage in einem Heighliner buchen und am Staatsbegräbnis teilnehmen sollte – doch dann wurde ihm klar, dass er dort völlig fehl am Platze gewesen wäre. Er war jetzt ein abgehärteter Wüstenbewohner, der sich weit von den Feinheiten der imperialen Politik entfernt hatte. Außerdem hatte Pardot Kynes hier viel wichtigere Aufgaben zu erfüllen.

Tief im Süden, vor den Augen der Harkonnens verborgen, hatten die Fremen anpassungsfähige Mangelgräser an den Windschattenseiten bestimmter Dünen angepflanzt, um sie gegen die vorherrschenden Westwinde zu verankern. Dadurch wurden die Windseiten immer höher, bis sie die Pflanzen zu überrollen drohten, doch die Fremen setzten die Gräser vorher um. Dadurch ließen sie riesige Sifs wachsen, die sich als sanft gewundene Barriere über viele Kilometer hinzogen und in manchen Fällen über fünfzehnhundert Meter hoch wurden...

Kynes Gedanken wurden unterbrochen, als er hörte, wie seine Frau sich unter dem Schattenschweber rührte. Sie

sprach leise mit dem Kind, während sie durch eine Öffnung in ihrem Destillanzug dem kleinen Liet die Brust gab.

Nun dachte Kynes an die zweite Phase des ökologischen Transformationsprozesses, in dem sie härteres Schwertgras pflanzen, chemischen Dünger dazugeben und Windfallen und Taufänger aufstellen wollten. Immer darauf bedacht, die empfindliche neue Ökologie nicht zu sehr zu belasten, sollten später tiefwurzelnde Pflanzen hinzukommen – Steppenhexe, Besenginster und Zwergtamariske, gefolgt von vertrauteren Wahrzeichen der Wüste wie Säulen- und Kugelkakteen. Der Zeitplan für die nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte schien sich bis zum Horizont zu erstrecken.

In den bewohnten nördlichen Regionen von *Dune* mussten sich die Fremen mit kleinen Pflanzungen und versteckten Gärten begnügen. Die gesamte einheimische Bevölkerung kannte das geheime Terraformungs-Projekt und vergoss kollektiv Schweiß und Blut – und schaffte es, die monumentale Arbeit und den dahinter stehenden Traum vor neugierigen Augen zu verbergen.

Kynes hatte die nötige Geduld, um die winzigen Fortschritte der Metamorphose zu bemerken. Die Fremen hatten uneingeschränktes Vertrauen in ihren »Umma«. Ihr Glaube an den Traum eines Mannes und ihre Bereitschaft, selbst schwierigste Forderungen zu erfüllen, wärmten sein Herz, aber Kynes war entschlossen, ihnen mehr zu geben als nur große Vorträge und leere Versprechungen. Die Fremen hatten es verdient, den strahlenden Glanz der Hoffnung tatsächlich zu *sehen* – und genau das war ihm jetzt gelungen.

Natürlich wussten bereits andere von seinem Refugium im Gipsbecken, aber er wollte der Erste sein, der es Frieth und Liet zeigte. »Ich möchte euch etwas Unglaubliches zeigen«, sagte er zu seiner Frau, als sie das kleine Lager abbauten. »Ich möchte euch zeigen, wie *Dune* in Zukunft aussehen kann. Dann werdet ihr besser verstehen, warum ich so hart arbeite.«

»Ich verstehe es bereits, mein Mann.« Frieth lächelte wis-

send, dann zog sie den Reißverschluss ihres Gepäcks zu. »Du kannst keine Geheimnisse vor mir verbergen.« Sie blickte ihn mit einer seltsamen Zuversicht an, und Kynes erkannte, dass es völlig überflüssig war, sich vor den Fremen für seine Träume zu rechtfertigen.

Frieth musterte den vor ihnen liegenden Weg. Da er immer steiler und schwieriger wurde, beschloss sie, das Kind nicht mehr dem Kulon anzuvertrauen, sondern es auf den Armen zu tragen.

Kynes war wieder ganz in seine Pläne vertieft, als er Frieth nun einen Vortrag hielt, als würde er vor einem interessierten Studentenpublikum reden. »Was der ökologische Laie nicht versteht, ist die Tatsache, dass ein ökologisches System ein *System* ist.« Er legte die Hand auf den rauen Fels und zog sich daran hoch. Er blickte nicht zurück, um sich zu überzeugen, ob der Kulon Schwierigkeiten mit dem Weg hatte. Seine Hufe stolperten über loses Gestein, aber er kam hinterher.

Das Baby wimmerte in den Armen seiner Mutter, dann verstummte es. Frieth lauschte weiter den Worten ihres Gatten.

»Ein System besitzt einen gewissen Stabilitätsfluss, der durch einen einzigen Fehltritt in nur einer einzigen Nische zerstört werden kann. Beim winzigsten Fehler kann alles zusammenbrechen. Ein ökologisches System ist ständig im Fluss... aber wenn dieser Fluss irgendwie unterbrochen wird, ist die gesamte Ordnung zerstört. Der Laie wird diesen Zusammenbruch erst dann wahrnehmen, wenn es längst zu spät ist.«

Die Fremen hatten bereits Insekten eingeführt, die den Boden mit Gängen durchzogen, um ihn zu lüften, außerdem Wüstenfüchse, Känguruhmäuse und größere Tiere wie Wüstenhasen und Sandschildkröten, dazu die entsprechenden Raubtiere wie Wüstenfalken und Zwergeulen, Skorpione, Tausendfüßer, Falltürspinnen – selbst Wüstenfledermäuse und Stechwespen. Jedes einzelne Tier stellte einen Knoten im großen zusammenhängenden Netz des Lebens dar.

Er konnte nicht sagen, ob Frieth verstand, was er erklärte, oder ob sie einfach nur interessiert zuhörte. Mit ihrem Schweigen drückte sie ihr uneingeschränktes Einverständnis aus. Manchmal wünschte er sich, seine Frau würde sich nur ein einziges Mal mit ihm streiten. Doch Pardot Kynes war ihr Ehemann und galt unter den Fremen als Prophet. Ihr tief verwurzelter Glaube war zu stark, um irgendeins seiner Worte infrage stellen zu können.

Kynes atmete tief durch die Nasenfilter ein und setzte den Aufstieg fort. Wenn sie die Höhle nicht vor dem Nachmittag erreichten, würde die Sonne über ihnen stehen und sie braten. Dann müssten sie sich einen Unterschlupf suchen und würden das Gipsbecken erst am nächsten Tag erreichen. Da Kynes begierig war, ihnen seine ökologische Schatzkammer zu zeigen, legte er einen Schritt zu.

Die Felsen erhoben sich über und rechts von ihnen wie die Rückenwirbel einer ausgehungerten Echse; sie spendeten Schatten und dämpften Geräusche. Der Kulon trottete dahin und suchte schnuppernd den Boden nach Essbarem ab. Frieth, die das Baby trug, ohne sich zu beklagen, erstarrte plötzlich. Sie riss die blauen Augen weit auf und blickte gehetzt hin und her. Sie neigte den Kopf, um zu horchen.

Kynes, der trotz der Hitze und Anstrengung von der Vorfreude angetrieben wurde, ging fünf Meter weiter, bevor er bemerkte, dass seine Frau stehen geblieben war. »Umma!«, sagte sie in scharfem Flüsterton. Frieth blickte in den blassblauen Himmel hinauf, als würde sie sich bemühen, durch die Felsbarriere zu schauen.

»Was ist?«, fragte er und blinzelte verwundert.

Ein gepanzerter Späher-Thopter kam wummernd hinter der Felswand hervor. Kynes starrte nach oben, während er völlig ungedeckt auf dem sonnenbeschienenen Pfad stand. Er bemerkte die von Sandstürmen zerkratzten Harkonnen-Markierungen, die verblasste Farbe des blauen Greifensymbols.

Frieth drückte das Baby an sich und suchte Deckung.

»Umma! Hier entlang!« Sie schob ihr Baby in eine schützende Felsspalte, die viel zu eng für die Erwachsenen war, und lief dann zu Kynes zurück, der immer noch nicht reagiert hatte. »Die Harkonnens – wir müssen uns verstecken!« Sie griff nach dem Ärmel seines Destillanzugs.

Der Zwei-Mann-Thopter kreiste über dem Berghang. Damit stand für Kynes fest, dass man sie gesehen hatte. Seine Familie und er waren deutliche Ziele auf dem freien Boden. Die Harkonnen-Soldaten machten sich häufig einen Spaß daraus, einsame Fremen anzugreifen und sie ungestraft zu jagen.

Waffen schoben sich aus der stumpfen Nase des Fluggefährts. Ein Seitenfenster öffnete sich, damit ein grinsender Soldat in Harkonnen-Uniform sie mit seiner Lasgun ins Visier nehmen konnte. Er hatte genügend Bewegungsfreiheit zum Zielen.

Als seine Frau am Wüstenesel vorbeikam, stieß sie ein furchterregendes Kreischen aus und versetzte dem Kulon einen Schlag auf die Hinterbacke. Das Tier schrie erschrocken auf und bockte, bevor es den gewundenen Pfad hinaufgaloppierte und lose Steine ins Rollen brachte.

Frieth wandte sich in die entgegengesetzte Richtung und lief bergab. Ihre Miene war hart und entschlossen. Kynes gab sich Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Sie hasteten stolpernd den Hang hinunter, wichen Felsblöcken aus und hielten sich nach Möglichkeit im Schatten. Kynes konnte nicht glauben, dass sie Liet allein zurückgelassen hatte, bis ihm klar wurde, dass sein Sohn von ihnen allen am besten geschützt war. Im Schatten war das Baby in Sicherheit, wo es instinktiv verstummt war und keinen Laut mehr von sich gab.

Er kam sich unbeholfen und angreifbar vor, aber Frieth schien genau zu wissen, was zu tun war. Sie war als Fremen aufgewachsen und wusste, wie man sich in der Wüste unsichtbar machte.

Der Thopter heulte an ihnen vorbei und griff den panisch flüchtenden Kulon an. Frieth schien geahnt zu haben, dass

sich die Harkonnens zuerst das Tier vornehmen würden. Der Schütze lehnte sich aus dem offenen Seitenfenster, das sonnengebräunte Gesicht zu einem Grinsen verzogen. Er feuerte mit der Lasgun einen beinahe unsichtbaren Strahl aus rötlichem Feuer ab. Der Wüstenesel wurde in einen Haufen verschmorter Fleischstücke verwandelt, die den Berghang hinunterrollten, während Kopf und Vorderbeine rauchend auf dem Pfad liegen blieben.

Dann zog sich eine Spur aus Lasgun-Treffern den Hang hinunter, und glühende Felssplitter sausten durch die Luft. Kynes und Frieth rannten weiter, immer in Gefahr, auf dem steilen Pfad das Gleichgewicht zu verlieren. Sie stieß ihn hinter einem nicht sehr ausgeprägten Vorsprung aus Lavagestein gegen die Wand, und der nächste Lasgun-Strahl verfehlte sie nur um wenige Zentimeter. Es roch nach Ozon und verbranntem Stein.

Der Thopter kam näher. Der Schütze lehnte sich wieder heraus und legte mit seiner Waffe an. Offenbar machte es auf diese Weise mehr Spaß, als hätte der Pilot versucht, sie mit der eingebauten schwereren Bugwaffe ins Visier zu nehmen.

In diesem Augenblick eröffneten Kynes' Wachtruppen das Feuer.

Aus verborgenen Stellungen in der getarnten Felswand in der Nähe der Höhle beschossen Fremen den gepanzerten Rumpf des Thopters. Grelle Laserstrahlen zuckten über das Sichtfenster des Cockpits. Ein Verteidiger setzte ein altertümliches, auf der Schulter getragenes Artilleriegeschütz ein, um kleine Granaten abzufeuern, die sie von Schmugglern erstanden hatten. Die Sprengladungen trafen die Unterseite des Spähers und ließen das Gefährt in der Luft schlingern.

Durch den plötzlichen Ruck wurde der Schütze, der sich recht weit nach draußen gelehnt hatte, aus dem Sitz geschleudert. Schreiend stürzte er aus dem Thopter und schlug in einer Explosion aus Fleisch und Blut auf den Felsen auf. Seine Lasgun landete nicht weit entfernt.

Frieth drängte sich an die Felswand und hielt Kynes fest. Offenbar hatte sie überhaupt nicht mit Unterstützung gerechnet. Er hatte den Eindruck, dass sie erwartet hatte, sich ganz allein gegen die Angreifer zur Wehr setzen zu müssen – doch seine Verteidigungstruppen waren stärker.

Als der Harkonnen-Thopter durch die Luft taumelte, eröffneten die Fremen das Feuer auf die empfindlichen Triebwerke. Es roch nach Feuer und versengtem Metall. Der Pilot versuchte verzweifelt, die Fluglage zu stabilisieren, während schwarzer Rauch aus den Motoren quoll und Schmiermittel aus zerrissenen Leitungen sprühte. Das Gefährt drehte sich, heulte auf und näherte sich schlingernd dem Boden.

Der Thopter prallte gegen den Berghang, platzte auf und rutschte dabei weiter die Neigung hinab. Die gegliederten Flügel schlugen weiter, zuckten wie verkrampfte Muskeln, bis das Gefährt am Fuß der Felswand zerschellte.

»Ich weiß von keinem Sietch hier oben«, sagte Frieth atemlos und verwirrt. »Wer sind diese Leute? Zu welchem Stamm gehören sie?«

»Es sind meine Truppen, die das Projekt verteidigen.«

Dann sah er, dass der Harkonnen-Pilot den Absturz überlebt hatte. Ein Teil der Kanzel sprang auf, und der Mann kroch vorsichtig heraus, während er sich den verletzten Arm hielt. Im nächsten Augenblick spuckten die Felsen verborgene Fremen-Kämpfer aus, die über das Wrack herfielen.

Der Pilot versuchte sich in die zweifelhafte Sicherheit des Thopters zurückzuziehen, aber zwei Fremen hatten ihn gepackt und zogen ihn heraus. Ein blauweißes Crysmesser blitzte auf, das sich tiefrot färbte – dann war der Pilot tot. Die Leiche wurde von geweihten Wassermännern fortgeschafft, damit seine Körperflüssigkeit nicht verloren ging. Kynes wusste, dass sich keine Familie an diesem Opfer bereichern würde, sondern dass sämtliches Wasser und die als Dünger verwertbaren Anteile dem Projekt Gipsbecken zugute kamen.

»Aber was kann es hier oben so Wichtiges geben?«, fragte Frieth. »Was tust du hier, mein Mann?«

Er schenkte ihr ein strahlendes Lächeln. »Du wirst sehen. Ich wollte, dass du unser erster Besucher bist.«

Frieth eilte zu der Stelle zurück, wo sie ihr Kind versteckt hatte. Sie holte das Baby hervor und untersuchte es auf Verletzungen. Doch der kleine Liet hatte noch nicht einmal geschrien. »Er ist ein wahrer Fremen«, sagte sie stolz und hob ihn hoch, damit Kynes ihn bewundern konnte.

Weiter unten machten sich gut organisierte Arbeitergruppen daran, den zerstörten Thopter auseinander zu nehmen, die Metallteile, die Maschinen und die Vorräte voneinander zu trennen. Jüngere Fremen kletterte den gefährlichen Hang hinauf, um die Lasgun zu bergen.

Kynes führte seine Frau an den Überresten des Kulons vorbei. Er seufzte traurig. »Wenigstens haben wir jetzt Fleisch zu essen – eine Seltenheit. Und ich glaube, wir haben allen Grund zum Feiern, wenn wir die Höhle erreicht haben.«

Die Fremen arbeiteten hektisch, um sämtliche Spuren des Absturzes rasch zu beseitigen, zerrten die schweren Komponenten in verborgene Tunnel, behoben die Narben im Fels und glätteten sogar den Sand des Wüstenbodens. Obwohl Kynes schon seit einiger Zeit unter diesen Menschen lebte, war er immer aufs Neue über ihre Tüchtigkeit erstaunt.

Er ging wieder voraus, als er Frieth kurz nach Mittag in die niedrige, abgeschirmte Öffnung führte. Die Sonne brannte steil vom Himmel; das gelbe Feuer ließ den zerklüfteten Grat des Berges noch krasser hervortreten. Der Geruch der kühlen, steinfeuchten Luft, die aus der Höhle wehte, war wie ein erfrischender Atemzug.

Kynes zog seine Filterstopfen aus der Nase und atmete tief ein, während er seiner Frau bedeutete, dasselbe zu tun. Doch sie schien plötzlich zu zögern, ihre Wüsteninstinkte abzuschütteln. Dann grinste sie überrascht, als sie tiefer in den Schatten blickte. »Ich rieche Wasser, Umma!«

Er nahm sie am Arm. »Komm mit. Ich möchte dir etwas zeigen.«

Als sie um einen spitzen Winkel im Gang bogen, der die Höhle vor Licht und Verdunstung schützte, deutete Kynes mit großartiger Geste auf den Garten Eden, den er im Gipsbecken angelegt hatte.

Gelbe Leuchtgloben schwebten an der Decke. Die Luft war mit Feuchtigkeit und den Düften nach Blumen, Sträuchern und Bäumen angereichert. Das liebliche Geräusch fließenden Wassers klang perlend durch die Grotte. In sorgfältig arrangiertem Zufallsmuster erstrahlten Blumenbeete in Rot und Orange.

Das Bewässerungssystem speiste tropfenweise die mit Algen gefüllten Tanks, während Fächer die Luft bewegten, um für konstante Feuchtigkeit zu sorgen. In der Höhle herrschte ein farbenfrohes Gewimmel aus Schmetterlingen, Nachtfaltern und Bienen, die sich am überall verfügbaren Pollen und Nektar berauschten.

Frieth schnappte nach Luft, und für einen kurzen Moment konnte Kynes durch die Porzellanmaske ihres Gesichts blicken – und er sah darin viel mehr, als er jemals zuvor bemerkt hatte. »Das ist das Paradies, meine Liebe!«

Ein Kolibri blieb mit schwirrenden Flügeln genau vor ihrem Gesicht stehen, dann sauste er wieder davon. Die Fremen-Gärtner, die sich überall um die Pflanzen kümmerten, wirkten genauso euphorisch.

»Eines Tages werden überall auf *Dune* solche Gärten blühen, draußen im Freien. Das hier ist ein Schaufenster mit Nutzpflanzen, offenem Wasser, Obstbäumen, Zierblumen und grünem Gras. Es ist ein Symbol für alle Fremen, damit sie meine Vision mit eigenen Augen sehen können. Dann werden sie verstehen, was sie vollbringen können.«

Wasser rann an den Wänden der Höhle herab, über ausgetrockneten Fels, der seit unzähligen Äonen nicht mehr mit Feuchtigkeit in Berührung gekommen war. »Selbst ich habe es nicht richtig verstanden«, sagte Frieth, »...bis jetzt.«

»Erkennst du jetzt, warum es sich lohnt, dafür zu kämpfen. Und sogar zu sterben?«

Kynes ging durch den Garten, atmete den Duft der Blätter und das Parfüm der Blumen ein. Er fand einen Baum, an dem runde orangefarbene Früchte hingen. Er pflückte eine, die groß und reif war. Keiner der Arbeiter würde ihm je das Recht auf diese frische Ernte streitig machen.

»Eine Portygul«, sagte er. »Davon habe ich dir vor einiger Zeit im Rotwall-Sietch erzählt.« Er schenkte sie Frieth, die sie ehrfürchtig in den gebräunten Händen hielt, als wäre es der kostbarste Schatz, der ihr jemals angeboten worden war.

Kynes umfasste mit einer Geste die ganze Grotte. »Präge es dir gut ein, Frau. Alle Fremen müssen das hier sehen. Unser Planet *Dune* kann in nur wenigen Jahrhunderten genauso aussehen.«

62

Selbst Unschuldige haben an ihrer Schuld zu tragen. Niemand geht durchs Leben, ohne auf die eine oder andere Weise zu zahlen.

Lady Helena,
aus ihren persönlichen Tagebüchern

Unmittelbar nach der Ankündigung der ersten kaiserlichen Krönungszeremonie seit fast anderthalb Jahrhunderten begann das Haus Atreides mit den Vorbereitungen. Von der Morgendämmerung bis zum Anbruch der Dunkelheit eilten Diener zwischen Schränken und Lagerräumen hin und her und suchten Kleidung, Schmuck und Geschenke zusammen, die für die Reise zum Kaiserhof gebraucht wurden.

Unterdessen streifte Leto unruhig durch seine Zimmer, um an seinem Plan zu feilen und nach der besten Möglichkeit zu suchen, wie er Rhombur und Kailea zur Gerechtigkeit verhelfen konnte. *Der neue Imperator Shaddam muss mein Gesuch anhören.*

Seine Protokollberater hatten sich stundenlang um die angemessenen Farben von Umhängen, Armreifen und Hemden aus Merh-Seite gestritten... ob der Schmuck auffällig oder dezent sein sollte, aus teuren, importierten Steinen von Ecaz oder etwas Schlichterem. In Erinnerung seines denkwürdigen Abenteuers mit Rhombur bestand Leto schließlich darauf, ein kleines Korallenjuwel in einer durchsichtigen, mit Wasser gefüllten Kugel zu tragen.

Kailea wollte sie unbedingt begleiten. Ein Besuch des Palasts auf Kaitain, wo ihre Mutter einst unter dem Imperator gedient hatte, war ihr lebenslanger Traum gewesen. Leto erkannte die glühende Sehnsucht in ihren grünen Augen und die Hoffnung in ihrem Gesicht, aber ihm blieb keine andere Wahl, als es ihr zu verbieten. Rhombur musste sich dem Ge-

folge anschließen, damit er im Namen seiner Familie sprechen konnte, aber wenn ihr Vorhaben scheiterte, könnte der Vernius-Erbe hingerichtet werden, weil er sein Asyl verlassen hatte. Kaileas Leben wäre dann ebenfalls verwirkt.

Doch wenn sie Erfolg hatten, versprach Leto, würde er Kailea persönlich zur Hauptwelt des Imperiums begleiten, um ihren Traum Wirklichkeit werden zu lassen.

Nun, in der stillen Stunde der Abenddämmerung lief er unruhig in seinem Zimmer auf und ab und horchte auf das angenehm vertraute Knarren der alten Holzdielen. Wie oft waren andere Herzöge hier auf und ab gegangen, während sie über wichtige Staatsangelegenheiten nachgrübelten? Herzog Paulus hatte es zweifellos immer wieder getan, wenn es neue Unruhen in der Landbevölkerung des Südkontinents gab oder der Imperator ihn aufforderte, Rebellionen auf anderen Welten niederzuschlagen. In dieser Zeit hatte Paulus Atreides zum ersten Mal sein Schwert mit Blut benetzt und sich mit seinem Waffenbruder Dominic Vernius angefreundet.

Der alte Herzog hatte in all seinen Jahren mit Talent und Geschick geherrscht und genau gewusst, wann Härte und wann Nachsicht angebracht waren. Mit den Zutaten der Loyalität, der Ethik und der ökonomischen Stabilität hatte er dafür gesorgt, dass das Volk stolz auf das Haus Atreides und ihm treu ergeben war.

Wie konnte Leto jemals hoffen, dasselbe zu erreichen?

Seine Stimme tönte durch den Raum. »Vater, du hast mir sehr große Stiefel hinterlassen!« Er atmete tief durch und drängte verärgert sein Selbstmitleid zurück. Er konnte nicht mehr tun, als sein Bestes zu geben, für Caladan und das Angedenken des alten Herzogs.

An einem ruhigeren Morgen wären er und Rhombur vielleicht in den Hof hinuntergegangen, um mit Messer und Schild unter den wachsamen Augen Thufir Hawats zu trainieren. Heute hatte Leto gehofft, mehr Ruhe zu haben, doch diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt. Er hatte schlecht geschlafen, von den Entscheidungen verfolgt, un-

ter deren Gewicht selbst die Steine der hohen Burg zu knirschen schienen. Tief unten nagte das Meer tosend an den Fundamenten – ein passendes Bild für Letos aufgewühlte Gedanken.

Er hüllte sich in ein Gewand, das mit teurem, importiertem Walpelz besetzt war, band sich die Schärpe um die Hüfte und lief barfuß die Wendeltreppe in den Hauptsaal hinunter. Er nahm den bitteren Geruch von Kaffee und den Hauch von Melange wahr, die man seiner Tasse beimischte. Leto lächelte, da er wusste, dass der Koch auf einem kräftigen Energieschub für den jungen Herzog bestehen würde.

Er hörte die Geräusche aus der fernen Küche, wie die Kocheinheiten aktiviert, das Frühstück vorbereitet und altmodische Feuer geschürt wurden. Der alte Herzog hatte sich zumindest in einigen Räumen den Luxus echten knisternden Feuers erlaubt, und Leto hatte sich an diese Tradition gehalten.

Als er auf dem Weg in den Speisesaal mit bloßen Füßen durch die Halle der Schwerter schritt, hielt er an, weil plötzlich jemand vor ihm stand, den er hier nicht erwartet hatte.

Der Stalljunge Duncan Idaho hatte eins von Paulus' langen und kunstvoll gravierten Zierschwertern aus dem Regal genommen. Er hielt es mit der Spitze nach unten, die die Steinplatten des Boden berührte. Obwohl die Klinge fast so lang wie der zehnjährige Junge war, hatte Duncan den Knauf entschlossen gepackt. Das in den Griff gravierte Seilmuster gab seiner Hand festen Halt.

Duncan wirbelte erschrocken herum, als er feststellte, dass man ihn bemerkt hatte. Leto versagte im letzten Moment die Stimme, bevor er eine Schimpfkanonade auf den Jungen losgelassen hätte. Er hatte ihn für sein Eindringen ohne Erlaubnis oder Begleitung tadeln wollen. Doch dann sah Leto ins Duncans großen Augen die Spuren der Tränen, die wie salzige Bäche über seine Wangen flossen.

Beschämt, aber gleichzeitig voller Stolz richtete sich der junge Mann auf. »Es tut mir Leid, Mylord.« Seine Stimme klang betrübt und viel tiefer, als man von einem Kind er-

wartet hätte. Er blickte auf das Schwert und dann zum Säulengang, der in den Speisesaal führte, wo das Porträt des heldenhaften Paulus Atreides an der Wand hing. Der Patriarch starrte mit grün leuchtenden Augen aus dem Gemälde. Er trug seine farbenfrohe Matador-Uniform, als könnte ihn nichts im Universum von seinen gesteckten Zielen abbringen.

»Ich vermisse ihn sehr«, sagte Duncan.

Leto spürte einen Kloß im Hals, der sich allmählich zu einem bleischweren Gewicht in seiner Brust erweiterte, und näherte sich dem Jungen.

Paulus hatte dem Leben vieler Menschen seinen Stempel aufgedrückt. Selbst für diesen Jungen, der in den Ställen arbeitete, dem es trotz seiner Jugend irgendwie gelungen war, die Harkonnen-Jäger auszutricksen und von Giedi Primus zu entkommen, war der Verlust wie eine tödliche Verwundung.

Ich bin nicht der einzige, der immer noch unter dem Tod meines Vaters leidet, erkannte Leto. Er legte eine Hand auf Duncans Schulter, und in diesem Moment des Schweigens teilten sie sich mehr mit, als in stundenlangen Gesprächen möglich gewesen wäre.

Schließlich zog sich Duncan zurück und stützte sich auf das große Schwert, als wäre es eine Krücke. Sein errötetes Gesicht nahm wieder die normale Färbung an, dann sagte er seufzend: »Ich bin gekommen... um Ihnen eine Frage zu stellen, bevor Sie nach Kaitain aufbrechen, Mylord.«

Aus der Ferne hörten sie das Klappern von Töpfen und die Schritte der Diener. Früher oder später würde irgendjemand mit einem Frühstückstablett zu Letos Zimmer kommen und es leer vorfinden. »Frag«, sagte er.

»Es geht um die Stiere, Herr. Seit Yresk nicht mehr da ist, habe ich mich jeden Tag um sie gekümmert, genauso wie einige der anderen Stalljungen – aber was soll mit ihnen geschehen? Werden Sie genauso wie Ihr Vater in den Stierkampf ziehen?«

»Nein!«, sagte Leto rasch, während ihn nackte Angst

durchzuckte. Er unterdrückte diesen Reflex. »Nein«, wiederholte er etwas ruhiger. »Ich glaube kaum. Die Tage der Stierkämpfe auf Caladan sind vorbei.«

»Was soll ich also tun, Mylord?«, fragte Duncan. »Muss ich die Stiere weiter versorgen?«

Leto unterdrückte ein Lachen. In seinem Alter sollte der Junge spielen, ein paar leichte Aufgaben übernehmen und seinen Kopf mit Phantasien der großen Abenteuer füllen, die ihn im Leben erwarteten.

Doch als Leto in Duncans Augen blickte, sah er, dass dieser Mensch viel mehr als nur ein kleiner Junge war. Drinnen war er bereits wesentlich älter. »Du bist den Harkonnens in ihrer Gefängnisstadt entwischt, richtig?«

Duncan nickte und biss sich auf die Unterlippe.

»In einem Waldreservat hast du ihnen einen schweren Kampf geliefert, als du acht Jahre alt warst. Du hast mehrere der Jäger getötet, und wenn ich mich recht entsinne, hast du dir eine Sonde aus der Schulter geschnitten und einen Hinterhalt angelegt. Du hast Glossu Rabban höchstpersönlich eine schwere Niederlage zugefügt.«

Wieder nickte Duncan, aber ohne Stolz; er bestätigte lediglich diese Zusammenfassung der Ereignisse.

»Und du hast quer durch das Imperium den Weg nach Caladan gefunden, weil dieser Planet dein Ziel war. Selbst das Meer zwischen mehreren Kontinenten konnte dich nicht davon abhalten, schließlich auf unserer Türschwelle zu erscheinen.«

»All das ist wahr, mein Herzog.«

Leto zeigte auf das große Zierschwert. »Mein Vater hat diese Waffe zum Training benutzt. Sie ist zu groß für dich – zumindest jetzt noch, Duncan – aber mit entsprechender Anleitung könnte aus dir ein beeindruckender Kämpfer werden. Ein Herzog kann stets zuverlässige Wächter und Soldaten gebrauchen.« Er schürzte nachdenklich die Lippen. »Hältst du dich für fähig, mir auf diese Weise zu dienen?«

Die blaugrünen Augen des Jungen strahlten, und er grinste so sehr, dass sich die Haut unter den trocknenden Trä-

nenspuren furchte. »Wollen Sie mich auf die Waffenschulen von Ginaz schicken, damit ich zu einem Schwertmeister werden kann?«

»He, he!« Leto stieß ein schallendes Gelächter aus, das ihn selbst verblüffte, weil es dem seines Vaters so sehr ähnelte. »Wir wollen nichts überstürzen, Duncan Idaho. Zunächst werden wir dich hier ausbilden. Und wenn du an die Grenzen unserer Möglichkeiten stößt, werden wir sehen, ob du einer solchen Auszeichnung würdig bist.«

Duncan nickte ernst. »Ich werde ihrer würdig sein!«

Als Leto hörte, wie Diener im Speisesaal hantierten, hob er die Hand, um ihnen ein Zeichen zu geben. Er wollte gemeinsam mit diesem Jungen frühstücken und das Gespräch noch eine Weile fortsetzen.

»Sie können auf mich zählen, mein Herzog.«

Leto atmete tief durch. Er wünschte sich, er könnte die unerschütterliche Zuversicht dieses jungen Mannes teilen. »Ja, Duncan, ich glaube dir.«

Innovationen scheinen ein eigenes Leben und eine eigene Intelligenz zu entwickeln. Wenn die Voraussetzungen günstig sind, kann eine radikal neue Idee – ein Paradigmenwechsel – in vielen Köpfen gleichzeitig auftreten. Oder sie kann in den Gedanken nur eines einzigen Menschen verborgen bleiben, jahrelang, jahrzehntelang, jahrhundertelang... bis irgendjemand denselben Gedanken hat. Wie viele brillante Entdeckungen werden tot geboren oder vegetieren ungenutzt dahin, um niemals das Licht der Öffentlichkeit des Imperiums zu erblicken?

Die Ombudsmänner von Richese,
Widerlegung des Landsraads
– Das Wahre Reich des Intellekts:
Privateigentum oder
Ressource für die Galaxis?

Die Rohrbahn brachte ihre zwei Passagiere in die Tiefen von Burg Harkonnen und schoss dann mit vorprogrammierter Präzision über ein Zugangsgleis.

Die Kapsel mit dem Baron und Glossu Rabban raste dem wimmelnden Morast von Harko City entgegen, einem rauchenden Fleck in der Landschaft, der aus dicht zusammengedrängten Gebäuden bestand. Soweit der Baron wusste, gab es keine detaillierte Karten von der Unterwelt der Stadt, die wie ein Pilzgeflecht wucherte. Er war sich also gar nicht sicher, wohin sie eigentlich unterwegs waren.

Als sie ihre Pläne gegen die Atreides schmiedeten, hatte er darauf bestanden, dass Piter de Vries ein größeres, aber geheimes Labor mit Produktionsmöglichkeiten innerhalb der Reichweite der Harkonnens ausfindig machte. Der Men-

tat hatte gesagt, die Aufgabe sei erfüllt, worauf der Baron keine weiteren Fragen gestellt hatte. Die von de Vries geschickte Rohrbahn brachte sie hin.

»Ich will den gesamten Plan kennen, Onkel«, sagte Rabban, der nervös auf dem Sitz des Abteils hin und her rutschte. »Sag mir, was wir tun werden.«

Der Baron achtete nicht auf die dunklen, klobigen Gebäude, die vorbeisausten, oder auf die Wolken aus Abgasen, die von den Fabriken aufstiegen. Giedi Primus produzierte genug, um alle laufenden Kosten zu decken, und durch den Walpelzhandel auf Lankiveil und den Bergbau auf verschiedenen Asteroiden kam eine ordentliche Summe hinzu. Doch die richtig großen Gewinne – die alles andere zusammengenommen in den Schatten stellten – wurden durch den Gewürzabbau auf Arrakis erzielt.

»Der Plan ist ganz einfach, Rabban«, antwortete er schließlich, »und ich beabsichtige, dir darin eine Schlüsselrolle zukommen zu lassen. Wenn es dich nicht überfordert.«

Die müden Augen seines Neffen erhellten sich, und seine vollen Lippen verzogen sich zu einem breiten Grinsen. Erstaunlicherweise sagte er nichts, sondern wartete ab, dass der Baron weitersprach. *Vielleicht wird er eines Tages doch etwas dazugelernt haben…*

»Wenn dieser Plan gelingt, Rabban, wird unser Vermögen eine dramatische Steigerung erleben. Und das Beste ist, wir können uns an der Genugtuung laben, nach all den Jahrhunderten der Fehde endlich das Haus Atreides vernichtet zu haben.«

Rabban rieb sich entzückt die Hände, doch die Augen des Barons wurden noch düsterer, als er fortfuhr. »Wenn du jedoch versagst, werde ich dafür sorgen, dass du nach Lankiveil zurückversetzt wirst, wo dein Vater deine weitere Ausbildung übernimmt – mit Gesang in fröhlicher Runde und Gedichtvorträgen über brüderliche Liebe.«

Rabban wurde ernst. »Ich werde nicht versagen, Onkel.«

Die Rohrbahn hielt bei einem Hochsicherheitslabor an, und sie entstiegen dem Gefährt. Der Baron hätte jetzt nie

mehr den Rückweg zur Burg Harkonnen gefunden, selbst wenn es um Leben oder Tod gegangen wäre.

»Was ist das hier?«, fragte Rabban.

»Eine Forschungseinrichtung«, sagte der Baron und drängte ihn weiter. »In der wir eine böse Überraschung vorbereiten.«

Rabban setzte sich neugierig in Bewegung. Hier roch es nach Lötmitteln und Altöl, durchgebrannten Sicherungen und Schweiß. Piter de Vries kam ihnen aus dem Durcheinander entgegen und lächelte mit rotfleckigen Lippen. Seine trippelnden Schritte und die huschenden, ruckhaften Bewegungen erinnerten den Baron an eine Eidechse.

»Du hast dich wochenlang hier herumgetrieben, Piter. Ich hoffe, dass es etwas genützt hat. Ich habe dir gesagt, dass du meine kostbare Zeit nicht vergeuden sollst.«

»Keine Sorge, Baron«, erwiderte der Mentat und bedeutete ihnen, tiefer in die Haupthalle des Gebäudes vorzudringen. »Unser Lieblingsforscher Chobyn hat sich selbst übertroffen.«

»Und ich dachte immer, die Richesianer wären Experten der billigen Imitationen statt tatsächlicher Innovationen«, sagte Rabban.

»Ausnahmen bestätigen die Regel«, entgegnete der Baron. »Schauen wir mal, was Piter uns zu zeigen hat.«

Der größte Teil der Halle wurde von dem beansprucht, was de Vries dem Baron heimlich versprochen hatte: ein modifiziertes Harkonnen-Kriegsschiff von 140 Metern Durchmesser. Das schlanke und auf Hochglanz polierte Schiff hatte sich in konventionellen Schlachten für den heftigen Angriff mit schnellem Rückzug bewährt. Jetzt hatte man es nach Chobyns anspruchsvollen Vorgaben konvertiert. Die Heckflossen waren gestutzt, das Triebwerk ersetzt und ein Teil der Truppenkabinen ausgebaut worden, um Platz für die benötigte Technik zu schaffen. Sämtliche Hinweise auf die Existenz dieses Schiffs waren aus den Aufzeichnungen des Hauses Harkonnen entfernt worden. Piter de Vries war ein Experte in derartigen Manipulationen.

Ein rundlicher Mann mit Glatze und stahlgrauem Spitzbart kam aus der Triebwerksektion des Kampfschiffes. Er war völlig mit Schmiere und anderen öligen Substanzen verdreckt.

»Baron, Mylord, es freut mich, Ihnen meine Arbeit zeigen zu dürfen.« Chobyn steckte ein Werkzeug in eine Tasche seines Overalls. »Der Einbau ist abgeschlossen. Mein Nicht-Feld wird reibungslos funktionieren. Ich habe es mit dem Antrieb dieses Schiffes synchronisiert.«

Rabban klopfte mit den Fingern gegen die Hülle. »Warum ist es so groß? Der Rumpf könnte ein komplettes Bodenpanzerfahrzeug aufnehmen. Wie sollen wir damit irgendwelche Geheimaktionen unternehmen können?«

Chobyn runzelte die Stirn, da er den kräftig gebauten jungen Mann noch nicht kannte. »Und Sie sind...?«

»Das ist Rabban, mein Neffe«, sagte der Baron. »Seine Frage ist durchaus berechtigt. Ich hatte um ein kleines Schiff für heimliche Einsätze gebeten.«

»Ich hätte es unmöglich noch kleiner machen können«, erwiderte Chobyn schnaufend. »Einhundertvierzig Meter ist die Minimalgröße des Unsichtbarkeitsfeldes, das der Nicht-Feld-Generator projizieren kann. Die Einschränkungen sind... beträchtlich. Ich...«

Der Erfinder räusperte sich und wurde plötzlich ungeduldig. »Sie müssen lernen, das Problem ohne vorgefasste Meinungen zu betrachten, Herr. Machen Sie sich bewusst, womit wir es hier zu tun haben. Die Unsichtbarkeit macht jede Verringerung der Manövrierfähigkeit mehr als wett.« Wieder legte sich seine Stirn in Falten. »Außerdem spielt die Größe gar keine Rolle, wenn es ohnehin niemand sehen kann. Dieses Kampfschiff passt mühelos in den Laderaum einer Fregatte.«

»Es dürfte für unsere Zwecke genügen«, sagte der Baron. »Wenn es funktioniert.«

De Vries lief aufgeregt vom einen Ende des Schiffes zum anderen. »Wenn dieses Schiff völlig unsichtbar ist, gehen Sie nicht das geringste Risiko ein, Rabban. Stellen Sie sich

nur vor, welches Chaos Sie anrichten können! Sie werden ein Phantomkiller sein.«

»Ja!« Rabban hielt inne, als er sich allmählich der Konsequenzen bewusst wurde. *»Ich?«*

Chobyn schloss eine Wartungsklappe hinter dem Triebwerk. »Alles ist ganz einfach und zweckmäßig. Das Schiff wird morgen startbereit sein, wenn Sie zur Krönungszeremonie des Padischah-Imperators aufbrechen.«

»Ich habe alles verifiziert, Baron«, sagte de Vries.

»Ausgezeichnet«, sagte der Baron. »Sie haben sich als wertvolle Hilfe erwiesen, Chobyn.«

»*Ich* werde es fliegen?«, fragte Rabban noch einmal, als könnte er es einfach nicht fassen. Seine Stimme brach vor Aufregung. Baron Harkonnen nickte. Trotz seiner Fehler war Rabban zumindest ein hervorragender Pilot und Schütze.

Der Erfinder lächelte. »Ich glaube, ich habe die richtige Entscheidung getroffen, als ich direkt zu Ihnen kam, Baron. Das Haus Harkonnen hat sofort die Möglichkeiten meiner Entdeckung erkannt.«

»Wenn der Imperator davon erfährt, wird er selbst ein solches Nicht-Schiff haben wollen«, warf Rabban ein. »Er würde vielleicht sogar seine Sardaukar schicken, um es uns wegzunehmen.«

»Dann müssen wir sicherstellen, dass Shaddam niemals davon erfährt. Zumindest jetzt noch nicht«, entgegnete Piter de Vries und rieb sich die Hände.

»Sie scheinen ein Genie zu sein, Chobyn«, sagte der Baron, »wenn Sie sich so etwas ausdenken konnten.«

»Im Grunde habe ich lediglich ein Holtzman-Feld für unsere Zwecke modifiziert. Vor Jahrhunderten wurde Tio Holtzmans Mathematik zur Entwicklung von Schilden und Warpraum-Triebwerken genutzt. Ich habe seine Prinzipien einfach nur ein Stück weitergeführt.«

»Und nun erwarten Sie als Gegenleistung ein sagenhaftes Vermögen?«, fragte der Baron nachdenklich.

»Ich hätte es mir redlich verdient, meinen Sie nicht auch,

Baron?«, sagte Chobyn. »Sehen Sie sich an, was ich für Sie geleistet habe. Wenn ich auf Richese geblieben wäre und den Instanzenweg eingehalten hätte, wäre ich die nächsten Jahre mit Rechtsfragen, Patentrecherchen und dem Wälzen von Fachliteratur beschäftigt gewesen, bis die Regierung schließlich den Löwenanteil der Gewinne aus meiner Erfindung eingestrichen hätte. Ganz zu schweigen von den Plagiatoren, die sofort daran gegangen wären, sobald sie Wind von meiner Arbeit bekommen hätten. Hier und da ein paar kleine Abweichungen, und schon hätte ein anderer sein eigenes Patent in der Tasche.«

»Also haben Sie es geheim gehalten, bis Sie zu uns gekommen sind?«, fragte Rabban. »Niemand sonst weiß von dieser Technik?«

»Ich war klug genug, niemanden einzuweihen. Sie besitzen die einzigen Nicht-Feld-Generatoren des Universums.« Chobyn verschränkte die Arme über dem verdreckten Overall.

»Vielleicht vorläufig«, sagte der Baron, »aber die Ixianer waren schon immer ein kluges Völkchen, genauso wie die Tleilaxu. Früher oder später wird jemand etwas Ähnliches entwickeln, wenn es nicht längst geschehen ist.«

Rabban trat einen Schritt näher an den arglosen Richesianer heran.

»Ich verstehe, was Sie andeuten wollen, Baron«, sagte Chobyn mit einem Achselzucken. »Ich bin kein habgieriger Mensch, aber ich würde gerne von meiner eigenen Erfindung profitieren.«

»Sie sind ein sehr kluger Mann«, sagte der Baron und warf seinem Neffen einen bedeutungsvollen Blick zu. »Und Sie haben sich eine reichliche Entlohnung verdient.«

»Es ist gut, wenn man über wichtige Dinge zu schweigen weiß«, bestätigte Rabban.

Er stand direkt hinter dem Erfinder, der sich über das Lob freute und sich die Hände an den Hosenbeinen abwischte.

Rabban bewegte sich schnell wie ein Peitschenschlag, als

er seinen muskulösen Arm um Chobyns Hals legte und ihn wie ein Schraubstock umklammerte. Der Erfinder keuchte, konnte jedoch keinen anderen Laut mehr von sich geben. Rabbans Gesicht rötete sich vor Anstrengung, als er den Unterarm weiter anzog, bis er das laute Knacken der gebrochenen Wirbelsäule hörte.

»Wir alle müssen sorgfältig auf die Wahrung unserer Geheimnisse achten, Chobyn«, murmelte der Baron lächelnd. »Sie waren leider nicht sorgfältig genug.«

Wie eine Stoffpuppe brach Chobyn auf dem ölverschmierten Boden zusammen. Nur das Rascheln seiner Gewänder war zu hören. Rabban hatte so kräftig zugedrückt, dass Chobyn weder ein Todesröcheln noch einen letzten Fluch hatte ausstoßen können.

»War das eine kluge Entscheidung, Baron?«, fragte de Vries. »Hätten wir nicht zuerst das Schiff testen sollen, um festzustellen, ob wir diese Technik reproduzieren können?«

»Traust du unserem Erfinder plötzlich nicht mehr?«, fragte der Baron. »Es wird funktionieren. Außerdem haben wir ihn ständig durch Kom-Augen überwacht, und wir besitzen seine Konstruktionspläne und Holo-Aufzeichnungen, die er während der Arbeit angefertigt hat.«

»Um die Arbeiter hier habe ich mich bereits gekümmert«, sagte der Mentat mit einem Achselzucken. »Die Gefahr undichter Stellen ist gebannt.«

Rabban lächelte gierig. »Hast du mir ein paar aufgehoben?«

De Vries zappelte nervös. »Nun, ich hatte großen Spaß mit ihnen, aber ich bin kein Unmensch. Natürlich habe ich Ihnen ein paar übrig gelassen.« Er deutete auf eine Reihe von Türen. »Zweiter Raum von rechts. Dort liegen noch fünf, die mit Drogen ruhiggestellt sind. Viel Vergnügen.« Der Mentat klopfte dem stämmigen Harkonnen auf die Schulter.

Rabban ging einige Schritte in Richtung der Tür, dann hielt er inne und blickte sich zu seinem Onkel um, der ihm noch gar keine Erlaubnis erteilt hatte. Der Baron musterte de Vries.

Der verderbte Mentat runzelte die Stirn. »Wir sind die ersten, die ein Nicht-Schiff besitzen, Baron. Wir haben den Vorteil der Überraschung, so dass niemand ahnen kann, was wir zu tun beabsichtigen.«

»Was *ich* zu tun beabsichtige«, stellte Rabban richtig.

De Vries benutzte eine tragbare Kommunikationseinheit, um den phlegmatischen Laborarbeitern einen Befehl zu erteilen. »Räumen Sie die Bescherung auf und schaffen Sie das Kampfschiff rechtzeitig in die Familienfregatte, bevor sie morgen abfliegt.«

»Lassen Sie sämtliche technischen Notizen und Aufzeichnungen beschlagnahmen und versiegeln«, ordnete der Baron an, während der Mentat den Kommunikator abschaltete.

»Ja, mein Baron«, sagte de Vries. »Ich werde mich persönlich darum kümmern.«

»Du darfst jetzt gehen«, sagte der Baron zu seinem tatendurstigen Neffen. »Ein oder zwei Stunden der Entspannung werden dir gut tun... damit dein Kopf für die bevorstehende wichtige Aufgabe frei ist.«

64

Sie offenbaren ein subtiles, höchst effizientes Geschick in den verwandten Künsten der Beobachtung und Datensammlung. Informationen sind ihr Handwerkszeug.

Kaiserlicher Bericht über die Bene Gesserit,
zur Verwendung für Lehrzwecke

»Das ist höchst beeindruckend«, sagte Schwester Margot Rashino-Zea, als sie auf die gewaltigen Gebäude beiderseits des riesigen Ovals blickte, in dem der imperiale Landsraad untergebracht war. »Ein Fest für alle Sinne.« Nach vielen Jahren auf der wolkenverhangenen, bukolischen Welt von Wallach IX taten ihr von all den vielen Sehenswürdigkeiten die Augen weh.

Ein erfrischender Nebel erhob sich vom Springbrunnen im Zentrum des Platzes, einem außergewöhnlichen Kunstwerk, das in eine Höhe von einhundert Metern aufragte. In Form eines Spiralnebels kreisten übergroße Planeten und andere Himmelskörper und versprühten parfümierte Wasserstrahlen in allen erdenklichen Farben. Gebündelte Lichtstrahlen brachen sich im Wasser und schufen ineinander verwobene Regenbogen, die stumm in der Luft tanzten.

»Ah, ich verstehe, Sie waren nie zuvor auf Kaitain«, sagte Kronprinz Shaddam, der an der Seite der hübschen blonden Bene Gesserit über den Platz schlenderte. Sardaukar-Wachen hielten sich im Hintergrund und gingen offenbar davon aus, nah genug zu sein, um jeglichen Schaden vom Thronerben abwenden zu können. Margot musste ein Lächeln unterdrücken; es amüsierte sie immer wieder, wenn sie bemerkte, wie sehr andere Menschen die Schwesternschaft unterschätzten.

»Oh, ich habe es durchaus schon gesehen, Herr. Aber die Vertrautheit verringert meine Bewunderung für die imposante Hauptstadt des Imperiums nicht.«

Margot, die in ein neues schwarzes Gewand gekleidet war, das beim Gehen steif raschelte, wurde von Shaddam auf der einen Seite und Hasimir Fenring auf der anderen flankiert. Sie verbarg weder ihr langes goldenes Haar, noch ihr anmutiges Gesicht oder ihre jugendliche Schönheit. Die meisten Leute stellten sich die Bene Gesserit als alte Hexen vor, die sich unter dunkler Kleidung versteckten. Aber viele – wie auch Margot Rashino-Zea – konnten atemberaubend attraktiv sein. Wenn sie gezielt ihre Pheromone und Reize einsetzte, konnte sie ihre Sexualität zu einer wirksamen Waffe werden lassen.

Aber nicht hier und jetzt. Für den künftigen Imperator hatte die Schwesternschaft andere Pläne.

Margot war fast genauso groß wie Shaddam und deutlich größer als Fenring. Hinter ihnen folgte außer Hörweite ein Gefolge aus drei Ehrwürdigen Müttern, die Fenring persönlich einer Sicherheitsüberprüfung unterzogen hatte. Der Kronprinz wusste nicht, was die anderen Schwestern mit diesem Treffen zu tun hatten, doch Margot würde ihm demnächst den Grund offenbaren.

»Sie sollten diese Gärten einmal bei Nacht bewundern«, sagte Shaddam. »Dann sieht das Wasser wie ein Regen aus Sternschnuppen aus.«

»Ja, sicher«, sagte Margot mit einem schwachen Lächeln. Ihre graugrünen Augen glitzerten. »Hier halte ich mich des Abends am liebsten auf. Seit meiner Ankunft war ich schon zweimal hier... voller Erwartung dieses privaten Treffens mit Ihnen, Herr.«

Obwohl er sich bemühte, ganz entspannt mit dieser Vertreterin der mächtigen Bene Gesserit zu plaudern, fühlte sich Shaddam unwohl. Alle wollten etwas von ihm, jeder bestand auf einem Treffen unter vier Augen – und jede Gruppierung glaubte, sie könnte eine Schuldigkeit einfordern oder besäße genügend Erpressungsmaterial, um ihn

umstimmen zu können. Fenring hatte sich bereits um einige dieser Parasiten gekümmert, aber es würden zweifellos noch mehr kommen.

Sein gegenwärtiges Unbehagen hatte weniger mit Schwester Margot zu tun als mit seiner Besorgnis über die zunehmenden Anzeichen von Misstrauen und Feindseligkeit unter den Großen Häusern. Auch ohne eine Autopsie durch die Suks hatten mehrere wichtige Mitglieder des Landsraads unangenehme Fragen über den geheimnisvollen langsamen Tod des Imperators gestellt. Allianzen lösten sich auf und bildeten sich neu, wichtige Steuereinnahmen und Zahlungen von mehreren reichen Welten hatten sich verzögert, ohne dass es eine angemessene Erklärung gab.

Und die Tleilaxu behaupteten, noch Jahre vom Ziel entfernt zu sein, wie versprochen synthetisches Gewürz produzieren zu können.

Shaddam und sein innerer Rat wollten an diesem Vormittag erneut über die gärende Krise diskutieren – eine Fortsetzung der Besprechungen, die schon seit einer Woche liefen. Die Länge der Regierungszeit Elroods hatte eine sehr stabile – wenn nicht gar stagnierende – Situation im Imperium gefördert. Niemand erinnerte sich noch daran, wie ein geordneter Machtwechsel vollzogen wurde.

Auf allen Welten wurden die Truppen verstärkt und in Alarmbereitschaft versetzt. Shaddams Sardaukar stellten in dieser Hinsicht keine Ausnahme dar. Spione hatten mehr zu tun als je zuvor. Gelegentlich fragte er sich, ob die Versetzung von Elroods vertrautem Kammerherrn Aken Hesban ein Fehler gewesen war. Hesban befand sich nun in einem winzigen Büro mit dicken Steinwänden in den Tiefen eines Asteroidenbergwerks, von wo er jederzeit zurückgeholt werden konnte, wenn sich die Lage zu sehr verschlechterte.

Aber eher wird es einen kalten Tag auf Arrakis geben, als dass das geschieht.

Sein Unbehagen machte den Kronprinzen schreckhaft, vielleicht sogar etwas abergläubisch. Sein Vater, der alte Geier, war tot und schmorte in der tiefsten Hölle der Orange-

Katholischen Bibel, dennoch spürte er immer noch sein unsichtbares Blut an den Händen.

Bevor er den Palast verlassen hatte, um sich mit Schwester Margot zu treffen, hatte sich Shaddam gedankenlos einen Umhang gegriffen, um sich vor einer eingebildeten Kühle in der Morgenluft zu schützen. Der goldene Mantel hing neben vielen anderen Kleidungsstücken, die er niemals getragen hatte, im Schrank. Erst später war ihm bewusst geworden, dass dieser spezielle Mantel ein Lieblingsstück seines Vaters gewesen war.

Diese Erkenntnis verursachte Shaddam eine Gänsehaut. Plötzlich schien der feine Stoff zu kribbeln, so dass ihm ein kalter Schauer über den ganzen Körper lief. Die elegante Goldkette an der Kehle schien sich wie eine Würgeschlinge zusammenzuziehen.

Lächerlich, sagte er sich. Unbelebte Objekte konnten nicht vom Geist eines Toten beseelt sein, sie konnten ihm unmöglich etwas Böses wollen. Er versuchte, solche Sorgen aus seinem Kopf zu verbannen. Eine Bene Gesserit würde bestimmt sein Unwohlsein bemerken, und er durfte nicht zulassen, dass diese Frau so viel Macht über ihn erhielt.

»Ich liebe die künstlerische Gestaltung dieser Gebäude«, sagte Margot. Sie zeigte auf ein Gerüst, das an der Fassade des Versammlungshauses des Landsraads befestigt war und auf dem Freskomaler an einem Wandbild arbeiteten, das Szenen von Naturschönheiten und technischen Errungenschaften aus dem ganzen Imperium darstellte. »Ich glaube, Ihr Urgroßvater Vutier Corrino II. war für viele dieser Kunstwerke verantwortlich, nicht wahr?«

»O ja – Vutier war ein großer Förderer der Künste«, sagte Shaddam, obwohl es ihm nicht leicht fiel. Er kämpfte gegen den Drang, den verfluchten Mantel zu Boden zu werfen, schwor sich jedoch, in Zukunft nur noch seine eigene Kleidung zu tragen. »Er sagte, dass etwas Großartiges ohne Wärme oder Kreativität gar nichts bedeutet.«

»Ich denke, Sie sollten allmählich zur Sache kommen, Schwester«, schlug Fenring vor, dem die Unruhe seines

Freundes aufgefallen war, auch wenn er sich hinsichtlich des Anlasses irrte. »Die Zeit des Kronprinzen ist kostbar. Seit dem Tod des Imperators hat er alle Hände voll zu tun.«

Shaddam und Fenring hatten Elrood IX. ermordet. Diese Tatsache ließ sich nie mehr ungeschehen machen, und sie hatten sich nicht von jedem Verdacht reinwaschen können, zumindest, wenn man auf die Gerüchte hörte. Zwischen dem Landsraad und dem Haus Corrino konnte es zum Krieg kommen, wenn der Kronprinz seine Stellung nicht bald konsolidierte.

Margot hatte so hartnäckig um die Klärung einer speziellen Angelegenheit von großer Wichtigkeit gebeten und dabei sämtliche sanften Druckmittel der Bene Gesserit eingesetzt, dass ihr schließlich kurzfristig eine Audienz gewährt worden war. Als einzig möglicher Termin hatte sich Shaddams morgendlicher Spaziergang ergeben, eine Stunde, die er normalerweise zur stillen Nachdenklichkeit nutzte (»zur Trauer um seinen toten Vater«, wie der von Fenring geschürte Hofklatsch wusste).

Margot schenkte dem wieselgesichtigen Mann ein liebreizendes Lächeln und warf beiläufig ihr honigblondes Haar zurück. Ihre graugrünen Augen musterten ihn. »Sie wissen sehr genau, was ich mit Ihrem Freund besprechen möchte, Hasimir«, sagte sie in einem vertraulichen Tonfall, der den kaiserlichen Erben sehr verblüffte. »Haben Sie ihn nicht eingeweiht?«

Fenring schüttelte ruckhaft den Kopf, und Shaddam sah, wie er in Gegenwart dieser Frau seine Selbstsicherheit zu verlieren schien. Der Assassine war nicht wiederzuerkennen. Die Bene-Gesserit-Delegation hielt sich schon seit einigen Tagen auf dem Planeten auf, und Margot Rashino-Zea hatte einen großen Teil der Wartezeit zu Gesprächen mit Fenring genutzt. Shaddam neigte den Kopf, als er eine gewisse Zuneigung – oder zumindest einen gegenseitigen Respekt – zwischen den beiden spürte. Unmöglich!

»Hmmm-ähh, ich dachte, Sie könnten es viel besser in Worte kleiden als ich, Schwester«, erwiderte Fenring. »Herr,

die reizende Margot möchte Ihnen einen interessanten Vorschlag unterbreiten. Ich finde, Sie sollten ihr zuhören.«

Die Bene Gesserit warf Shaddam einen seltsamen Blick zu. *Hat sie mein Unbehagen bemerkt?* fragte er sich in plötzlicher Panik. *Kennt sie die Gründe für meine Gefühle?*

Das Murmeln des Springbrunnens verschluckte ihre Worte. Margot nahm Shaddams Hände in ihre, die sich angenehm weich und warm anfühlten. Als er in ihre sinnlichen Augen blickte, schien ihre Kraft auf ihn überzugehen – eine tröstliche Empfindung. »Sie brauchen eine Ehefrau, Herr«, sagte sie. »Und die Bene Gesserit können Ihnen eine Frau zur Verfügung stellen, die am besten für Sie und das Haus Corrino geeignet ist.«

Überrascht blickte sich Shaddam zu seinem Freund um und riss seine Hände zurück. Fenring lächelte unsicher.

»Bald werden Sie zum Imperator gekrönt«, fuhr Margot fort. »Die Schwesternschaft kann Ihnen helfen, Ihren Machtanspruch zu sichern – viel besser als es durch eine Allianz mit irgendeinem Großen Haus des Landsraads möglich wäre. Im Laufe seines Lebens heiratete Ihr Vater in die Familien Mutelli, Hagal und Ecaz ein, während Ihre Mutter von Hassika V stammt. Doch wir sind überzeugt, dass Sie in diesen schwierigen Zeiten am meisten profitieren, wenn Sie eine Allianz mit der mächtigen Bene-Gesserit-Schwesternschaft schließen.« Sie sprach in festem, überzeugendem Tonfall.

Er bemerkte, dass das Gefolge der Schwestern in einiger Entfernung angehalten hatte und sie nun beobachtete. Die Sardaukar, ebenfalls außer Hörweite, blieben wachsam, aber völlig regungslos, wie Statuen. Er betrachtete Margots vollkommene Gesichtszüge, ihr goldenes Haar und ihr bezauberndes Wesen.

Sie überraschte ihn, als sie sich dem Gefolge zuwandte und darauf zeigte. »Sehen Sie die Frau in der Mitte? Die mit dem bronzefarbenen Haar?«

Die Ehrwürdige Mutter trat vor, als sie die Geste sah. Shaddam blinzelte, versuchte ihre unter Gewändern verborgene Figur abzuschätzen und ihr Gesicht zu mustern.

Selbst aus der Ferne fand er sie recht attraktiv, auch wenn sie keine klassische Schönheit war. Leider nicht so reizend wie Margot, aber sie schien jung und hübsch zu sein.

»Ihr Name ist Anirul, eine Bene Gesserit von Verborgenem Rang.«

»Was bedeutet das?«

»Das ist nur einer unserer Titel, Herr. In der Schwesternschaft ist er gar nicht so selten, aber außerhalb des Ordens hat er keinerlei Bedeutung und ist für Ihre Arbeit als Imperator völlig irrelevant.« Margot hielt kurz inne. »Sie müssen nur wissen, dass Anirul eine unserer besten Schwestern ist. Wir bieten sie Ihnen zur Heirat an.«

Shaddam war vor Überraschung fast sprachlos. *»Was?«*

»Die Bene Gesserit sind sehr einflussreich, wie Sie wissen. Wir können hinter den Kulissen agieren, um Unstimmigkeiten, die Sie gegenwärtig mit dem Landsraad haben, zu glätten. Dadurch könnten Sie Ihre ganze Energie auf Ihre Arbeit als Herrscher konzentrieren und sich Ihren Platz in der Geschichte sichern. Mehrere Ihrer Vorfahren haben genauso entschieden, mit hervorragenden Ergebnissen.« Sie verengte die graugrünen Augen. »Wir sind uns der Schwierigkeiten bewusst, mit denen Sie gegenwärtig zu kämpfen haben, Herr.«

»Ja, ja, das alles weiß ich längst.« Er blickte zu Fenring hinüber, als könnte der ihm alles weitere erklären. Dann gab Shaddam Anirul einen Wink, dass sie näher kommen sollte. Die Wachen warfen sich unsichere Blicke zu, da sie nicht wussten, ob sie die Frau begleiten sollten.

Margots Blick wurde intensiver. »Sie sind jetzt bald der mächtigste Mann des Universums, Herr, aber Ihre politische Macht hängt von der Balance zwischen Ihnen, dem Landsraad, der Raumgilde und den Bene Gesserit ab. Eine Heirat mit einer unserer Schwestern könnte... für beide Seiten vorteilhaft sein.«

Fenrings Augen waren noch größer als sonst. »Außerdem«, fügte er hinzu, »könnte ein Bündnis mit einem der Großen Häuser... unerwünschte Konsequenzen nach sich

ziehen. Wenn Sie eine Familie besänftigen, könnte das den Zorn einer anderen erregen. Wir sollten tunlichst vermeiden, weitere Rebellionen zu schüren.«

Obwohl Shaddam reichlich verblüfft über diesen Vorschlag war, klang er in seinen Ohren gar nicht so schlecht. Einer der Sinnsprüche seines Vaters zum Thema Herrschaft lief darauf hinaus, dass ein Herrscher seinen Instinkten vertrauen musste. Der verfluchte Mantel hing wie ein erdrückendes Gewicht auf seinen Schultern. Vielleicht konnten die magischen Kräfte der Schwesternschaft jeden bösartigen Einfluss aus der Hinterlassenschaft und dem Palast des alten Imperators vertreiben.

»Diese Anirul scheint in der Tat von ansprechendem Wesen zu sein.« Shaddam beobachtete, wie die Frau vortrat und schweigend mit gesenktem Blick etwa fünf Schritte von ihm entfernt stehen blieb.

»Werden Sie also unseren Vorschlag in Erwägung ziehen, Herr?«, fragte Margot und trat einen Schritt zurück, um respektvoll auf seine Antwort zu warten.

»In Erwägung?« Shaddam lächelte. »Ich habe mich längst entschieden. In meiner Position müssen Entscheidungen rasch und mutig getroffen werden.« Er blickte sich zu Fenring um. »Meinst du nicht auch, Hasimir?«

»Ähm-hmm, das hängt davon ab, ob Sie ein Kleidungsstück oder eine Gattin wählen.«

»Oberflächlich betrachtet ein weiser Rat«, sagte Shaddam zu Fenring. »Aber letztlich unaufrichtig, würde ich meinen. Du hast dich offensichtlich mit Schwester Margot angefreundet, und *du* hast dieses Treffen arrangiert, während du genau wusstest, welchen Vorschlag sie mir unterbreiten würde. Daher gelange ich zu der Schlussfolgerung, dass du mit den Ansichten der Bene Gesserit konform gehst.«

Fenring verbeugte sich. »Die Entscheidung liegt ganz bei Ihnen, Herr. Es spielt keine Rolle, welche persönlichen Ansichten oder Gefühle ich hinsichtlich dieser schönen Frau an meiner Seite hege.«

»Nun gut, meine Antwort lautet... ja.« Die Ehrwürdige Mutter Anirul lächelte nicht einmal, als sie es hörte. »Denkst du, ich habe eine gute Wahl getroffen, Hasimir?«

Fenring musste sich mehrere Male räuspern, bis er sich wieder gefasst hatte. »Sie ist eine nette Dame, Herr, und sie wird zweifellos eine prächtige Ehefrau abgeben. Und die Bene Gesserit dürften exzellente Verbündete sein, insbesondere in dieser schwierigen Zeit des Übergangs.«

Der Kronprinz lachte. »Jetzt redest du wie einer unserer Diplomaten. Ich will ein Ja oder Nein ohne Ausflüchte hören.«

»Ja, Majestät. Das heißt, ich sage ja, ohne zu zögern. Anirul ist eine Frau von gutem Geblüt... noch ein wenig jung, aber sie besitzt bereits große Weisheit.« Fenring warf Margot einen Blick zu. »Sie haben mir versichert, dass sie gebärfähig ist?«

»Aus ihren Lenden werden Prinzen und Prinzessinnen strömen«, erwiderte Margot.

»Welch ein Bild!«, rief Shaddam mit einem erneuten herzhaften Lachen. »Lassen Sie sie vortreten, damit ich ihre Bekanntschaft machen kann.«

Margot hob die Hand, worauf Anirul zum Kronprinzen eilte. Die übrigen Mitglieder des Bene-Gesserit-Gefolges unterhielten sich leise.

Shaddam betrachtete die Frau aus der Nähe und stellte fest, dass Anirul – seine künftige Gattin – durchaus hübsch war. Er bemerkte die winzigen Fältchen um die Rehaugen, obwohl ihr Blick jugendlich und ihre Bewegungen geschmeidig waren. Sie sah den Kronprinzen nur für einen kurzen Moment an, dann senkte sie wieder den Kopf mit dem unordentlichen bronzefarbenen Haar, als wäre sie schüchtern.

»Sie haben soeben eine der besten Entscheidungen Ihres Lebens getroffen, Herr«, sagte Margot. »Jetzt hat Ihre Herrschaft eine solide Grundlage.«

»Das ist ein Anlass zum Feiern – mit sämtlicher Pracht,

die das Imperium aufzubieten hat«, sagte Shaddam. »Ich werde verkünden, dass die Hochzeit am Tag meiner Thronbesteigung stattfinden soll.«

Fenring strahlte. »Es wird die größte Festlichkeit in der Geschichte des Imperiums werden, mein Freund.«

Shaddam und Anirul lächelten sich zu, dann berührten sich zum ersten Mal ihre Hände.

65

Wenn sich das Zentrum des Sturms nicht bewegt, stehst du genau in seinem Weg.

Alte Fremen-Weisheit

Als die Atreides-Fregatte den Raumhafen von Cala City verließ und zur Krönungsfeier des Padischah-Imperators aufbrach, war sie übervoll mit Juwelen, feinsten Stoffen und anderen Geschenken beladen. Herzog Leto wollte sicherstellen, dass er einen sichtbaren Beitrag zur Pracht der kaiserlichen Zeremonie leistete.

»Eine gute Taktik«, stimmte Thufir Hawat mit ernstem Nicken zu. »Shaddam hatte schon immer eine Vorliebe für die Äußerlichkeiten seiner Stellung. Je prächtiger Sie auftreten und je mehr Geschenke Sie ihm machen, desto beeindruckter wird er sein... und damit auch geneigter, Ihrem Antrag stattzugeben.«

»Form scheint ihm mehr als Substanz zu bedeuten«, sagte Leto. »Aber der Anschein kann trügen, und ich wage es nicht, ihn zu unterschätzen.«

Obwohl Kailea auf Caladan bleiben musste, hatte sie ihr atemberaubendes himmelblaues und fliederfarbenes Kleid angezogen, um sie zu verabschieden. Leto entging nicht, wie sehr sie sich danach sehnte, den Hof des Imperators zu besuchen, aber seine Entscheidung stand fest. Die Hartnäckigkeit hatte er ebenfalls vom alten Paulus gelernt.

Rhombur war in Pantalons, einem Hemd aus synthetischer Merh-Seide und einem wallenden Umhang in Purpur- und Kupferrot auf dem Raumhafen erschienen – in den Farben des Hauses Vernius. Kailea starrte ihren Bruder fassungslos an, weil er es wagte, stolz das Erbe seiner Familie

zur Schau zu stellen. Er wirkte jetzt wesentlich männlicher, mit kräftigen Muskeln und gebräunter Haut, und hatte die sanften Rundungen aus Babyspeck verloren.

»Manche könnten es als Arroganz betrachten, Mylord«, sagte Hawat, während er mit einem Nicken auf Rhomburs Kleidung deutete.

»Letztlich ist alles ein Glücksspiel, Thufir«, sagte Leto. »Wir müssen die Größe beschwören, die verloren ging, als die Tleilaxu diese Adelsfamilie in die Verbannung zwang. Wir müssen vorführen, wie kurzsichtig die Entscheidung von Imperator Elrood war. Wir müssen Shaddam bewusst machen, welch ein bedeutender Verbündeter das Haus Vernius für den imperialen Thron sein könnte. Es ist eine ganz einfache Frage.« Er deutete auf den stolzen Rhombur. »Hättest du lieber diesen Mann oder die dreckigen Tleilaxu als deinen Verbündeten?«

Der Meister der Assassinen gewährte ihm ein leichtes, zurückhaltendes Lächeln. »Diese Frage würde ich Shaddam allerdings nicht so unverblümt stellen.«

»Wir werden es ohne Worte sagen«, erwiderte Leto.

»Sie werden einmal ein Achtung gebietender Herzog sein, Mylord«, sagte Hawat.

Gemeinsam gingen sie auf das Landefeld hinaus, wo soeben ein doppelt so großes Kontingent von Atreides-Truppen wie gewöhnlich die Fregatte bestiegen hatte, die sie zum wartenden Heighliner bringen würde.

Kailea trat vor und verabschiedete sich von Leto mit einer kurzen und förmlichen Umarmung. Ihr pastellfarbenes Kleid raschelte bei jeder Bewegung, und er drückte seine Wange gegen einen goldenen Kamm in ihrem kupferroten Haar. Er spürte die Spannung in ihren Armen, dass sie beide sich nach einer viel leidenschaftlicheren Umarmung sehnten.

Dann schossen der Tochter von Dominic und Shando Vernius Tränen in die Augen, als sie sich noch verzweifelter an ihren Bruder klammerte. »Sei vorsichtig, Rhombur. Es ist so gefährlich!«

»Es ist möglicherweise der einzige Weg, wie wir die Ehre unseres Familiennamens wiederherstellen können«, erwiderte Rhombur. »Wir müssen uns der Gnade von Shaddam unterwerfen. Vielleicht ist er anders als sein Vater. Er hat keinen Vorteil davon, wenn er den Bann gegen uns aufrechterhält, aber sehr viel zu verlieren. Vor allem in Anbetracht der Unruhe, die im Imperium herrscht. Er braucht jetzt jeden Freund und jede Unterstützung, die er bekommen kann.« Er lächelte und ließ den purpur- und kupferroten Mantel wehen.

»Ix ist viel zu schade für die Bene Tleilax«, meinte Kailea. »Sie haben nicht den leisesten Schimmer, wie man ein interstellares Wirtschaftsunternehmen führt.«

Leto, Rhombur und Hawat sollten als Repräsentanten von Caladan auftreten. Vielleicht war es etwas unverfroren und pompös – oder würde man es als Selbstsicherheit interpretieren? Leto hoffte auf Letzteres.

Als Herzog wusste er, dass es unklug war, in der höfischen Politik das Äquivalent einer Ohrfeige einzusetzen. Aber sein Herz sagte ihm, dass er etwas riskieren musste, wenn wichtige Dinge auf dem Spiel standen, wenn er sich auf der Seite des Rechts wähnte – wo er immer stehen wollte. Nicht mehr und nicht weniger hatte er vom alten Herzog gelernt.

Sein Vater hatte ihm demonstriert, dass ein mutiger Schachzug häufig viel mehr Wirkung zeigte als ein konservativer und phantasieloser Plan. Warum sollte es also nicht auch diesmal funktionieren? Hätte der alte Herzog etwas Ähnliches unternommen, oder hätte er auf seine Frau gehört und einen sicheren Kurs eingeschlagen? Leto konnte sich diese Frage nicht beantworten, aber er war dankbar, dass ihm jetzt nicht jemand wie die ernste und unflexible Lady Helena in die Quere kam. Wenn er jemals heiraten sollte, würde es eine ganz andere Frau als sie sein.

Er hatte einen Kurier zum Kloster der Einsamen Schwestern geschickt, um seine Mutter zu informieren, dass er und Rhombur sich nach Kaitain begeben würden. Er ließ ihr

nicht mitteilen, welchen Plan er verfolgte oder welche Risiken damit verbunden waren, aber er wollte, dass sie auf das Schlimmste vorbereitet war. Da es keine weiteren Erben gab, würde Lady Helena zum Oberhaupt des Hauses Atreides werden, falls etwas schiefging oder Leto hingerichtet wurde oder einem »Unfall« zum Opfer fiel. Obwohl er wusste, dass sie den Mord an seinem Vater angezettelt hatte, blieb ihm unter diesen Umständen keine andere Wahl. Die Etikette verlangte es so.

Die letzten Gepäckstücke der Atreides wurden an Bord gebracht, und wenig später stieg die große Fregatte in den grauen Himmel von Caladan auf. Diese Reise würde sich von allen seinen bisherigen unterscheiden... die Weiterexistenz von Rhomburs Familie stand auf dem Spiel... und vielleicht sogar seine eigene.

In Anbetracht der rauschenden Feierlichkeiten hatte Leto Glück gehabt, dass man ihm schon vier Tage nach der Krönung eine Audienz beim Imperator gewährt hatte. Dann würden er und Rhombur mit einem offiziellen Gesuch an Shaddam herantreten, ihren Fall erläutern und sich seiner Gnade unterwerfen.

Würde es der neue Padischah-Imperator in den ruhmreichen ersten Tagen seiner Herrschaft wagen, einen dunklen Schatten auf das Fest zu werfen, indem er ein Todesurteil bestätigte? Viele Häuser suchten in allen Ereignissen nach guten oder bösen Omen, und Gerüchten zufolge war Shaddam ähnlich abergläubisch veranlagt. In diesem Fall wäre es ein deutliches Omen. Shaddam musste am Beginn seiner Herrschaft ein Zeichen setzen. Würde er sich unter diesen Umständen gegen die Gerechtigkeit entscheiden? Leto hoffte, dass dem nicht so war.

Die herzogliche Fregatte nahm ihren Platz im Innern der gewaltigen, aber dennoch von dichtem Gedränge erfüllten Ladebucht ein. Gleichzeitig brachten sich Shuttles voller Passagiere in Position, während Frachtschiffe mit Handelsgütern von Caladan andockten – mit Pundi-Reis, aus Tang gewonnenen Medikamenten, handgefertigten Wandteppi-

chen und konservierten Fischprodukten. Leichter im Privatbesitz brachten immer neue Warenladungen von der Planetenoberfläche in den Heighliner. Dieses riesige Gildeschiff flog auf dem Weg nach Kaitain viele Ziele an, und in der provinzgroßen Ladebucht tummelten sich Schiffe von zahlreichen anderen Welten des Imperiums, die allesamt zur Krönungsfeier unterwegs waren.

Während sie warteten, blickte Thufir Hawat auf das Chronometer an einer Wand der Fregatte. »Wir haben noch drei Stunden, bis der Heighliner seine Ladung an Bord hat und bereit zum Weiterflug ist. Ich schlage vor, dass wir diese Zeit zum Training nutzen, Mylord.«

»Sie schlagen selten etwas anderes vor, Thufir«, sagte Rhombur.

»Weil Sie noch jung sind und noch viel lernen müssen«, erwiderte der Mentat.

Letos luxuriöse Fregatte war mit vielen Annehmlichkeiten ausgestattet, so dass er und sein Gefolge völlig vergessen konnten, dass sie sich gar nicht mehr auf einem Planeten aufhielten. Aber er hatte sich in letzter Zeit genug entspannt und wollte lieber die Nervosität abreagieren, die ihn befiel, wenn er an die bevorstehenden Ereignisse dachte. »Haben Sie eine bestimmte Idee, Thufir? Was können wir hier draußen im All schon tun?«

Die Augen des Assassinen leuchteten. »Im All gibt es viele Dinge, die ein Herzog – und ein Prinz...« – er warf Rhombur einen Seitenblick zu – »lernen können.«

* * *

Eine flügellose Kampfgondel von der Größe eines Ornithopters fiel aus einer Schleuse der Atreides-Fregatte und entfernte sich vom Heighliner. Leto bediente die Kontrollen, während Rhombur neben ihm im Sitz des Copiloten saß. Leto fühlte sich für einen Augenblick an ihren kurzen Trainingsversuch im ixianischen Or-Schiff erinnert, der beinahe zu einer Katastrophe geführt hätte.

Hawat stand hinter ihnen und hatte eine mobile Schutzrüstung angelegt. Er wirkte wie eine eherne Säule der Weisheit, als er auf die beiden jungen Männer herabschaute, die sich mit den Bedienungselementen der Gondel vertraut zu machen versuchten. Direkt vor Hawat schwebte eine Konsole, mit der er im Notfall die Steuerung übernehmen konnte.

»Dieses Gefährt unterscheidet sich erheblich von einer Yacht auf dem Meer, meine Herren«, sagte Hawat. »Machen Sie sich bewusst, dass im Gegensatz zu größeren Schiffen Schwerelosigkeit an Bord herrscht, mit allen Einschränkungen und Freiheiten, die daraus resultieren. Sie beide haben diese Situation bereits in Simulationen kennen gelernt, aber jetzt werden Sie feststellen, wie es wirklich im Weltraumkampf zugeht.«

»Ich werde zuerst die Waffen bedienen«, sagte Rhombur und wiederholte damit, was sie zuvor vereinbart hatten.

»Und ich bin der Pilot«, fügte Leto hinzu, »aber wir werden in einer halben Stunde die Rollen tauschen.«

Hinter seinem Rücken erklang Hawats monotone Stimme. »Es ist sehr unwahrscheinlich, Mylord, dass Sie jemals gezwungen sein werden, aktiv an einem Raumgefecht teilzunehmen, aber...«

»Ja, ich weiß, ich sollte auf alles vorbereitet sein«, sagte Leto. »Zumindest das habe ich von Ihnen gelernt, Thufir.«

»Zuerst müssen Sie lernen, das Schiff zu manövrieren.« Hawat wies Leto an, eine Reihe von abrupten Kursänderungen vorzunehmen. Er hielt einen ausreichenden Sicherheitsabstand vom gigantischen Heighliner, aber er war immer noch nahe genug, um bei dieser Geschwindigkeit auf das Hindernis Rücksicht nehmen zu müssen. Einmal reagierte Leto etwas zu schnell, worauf die Kampfgondel wirbelnd aus der Bahn geworfen wurde, doch er konnte das Schiff durch einen entsprechenden Gegenschub abfangen, ohne dass es anschließend in der entgegengesetzten Richtung rotierte.

»Reaktion und Gegenreaktion«, sagte Hawat anerkennend. Seine Schutzrüstung hatte die Bewegung ausgeglichen und richtete sich nun wieder auf. »Als Sie und Rhombur auf Caladan in Seenot gerieten, konnten Sie das Schiff auf ein Riff steuern, um einen schlimmeren Ausgang zu vermeiden. Hier draußen jedoch gibt es kein Sicherheitsnetz, von dem Sie sich auffangen lassen können. Wenn Sie auf einen unkontrollierten Kurs geraten, wird sich erst etwas daran ändern, wenn Sie Gegenmaßnahmen ergreifen. Entweder treiben Sie immer weiter in den freien Weltraum ab, oder Sie nähern sich irgendwann einem Planeten und verglühen in der Atmosphäre.«

»Äh... das wollen wir heute lieber nicht ausprobieren«, sagte Rhombur und warf seinem Freund einen kurzen Blick zu. »Ich würde jetzt gerne ein paar Übungsschüsse abgeben, Leto, falls du den Kahn für ein paar Minuten auf stabilem Kurs halten kannst.«

»Kein Problem«, sagte Leto.

Hawat beugte sich über die Waffenstation zwischen den jungen Männern und sagte: »Ich habe ein paar Übungsdrohnen an Bord genommen. Rhombur, versuchen Sie, so viele davon abzuschießen, wie Sie können. Sie haben die freie Wahl, welche Waffen Sie einsetzen möchten. Laskanonen, konventionelle Sprenggranaten oder Multiphasen-Projektile. Aber zuerst, Mylord« – Hawat legte eine Hand auf Letos Schulter –, »sollten Sie uns auf die andere Seite des Planeten bringen, wo wir uns keine Sorgen machen müssen, dass Rhombur versehentlich den Heighliner trifft.«

Schmunzelnd führte Leto die Anweisung aus und schoss hoch über den Wolken Caladans dahin, bis sie die Nachtseite des Planeten erreichten, der nun als schwarze Masse mit den winzigen Lichterketten der Küstenstädte unter ihnen lag. Hinter ihnen zeichnete Caladans Sonne den Umriss des Planeten als riesige Sichel nach.

Hawat startete ein Dutzend rotierender Kugeln, die glitzernd in die unterschiedlichsten Richtungen davonflogen.

Rhombur packte die Waffenkontrollen – einen Steuerhebel mit mehrfarbigen Schaltflächen – und feuerte scheinbar wahllos Schüsse ab. Die meisten gingen weit daneben, aber eine Drohne konnte er mit einer Salve aus Multiphasen-Projektilen ausschalten. Sie alle wussten, dass dieser Treffer reiner Zufall war, und auch Rhombur bildete sich nichts darauf ein.

»Geduld und Selbstbeherrschung, Prinz«, sagte Hawat. »Sie müssen sich bei jedem Schuss so viel Mühe geben, als wäre es Ihr letzter. Jeder einzelne zählt. Wenn Sie erst einmal zu treffen gelernt haben, können Sie sich einen größeren Aufwand erlauben.«

Leto jagte den Drohnen hinterher, während Rhombur alle verfügbaren Waffen einsetzte. Als es dem Ixianer schließlich gelungen war, sämtliche Ziele zu eliminieren, wechselten Leto und er die Plätze und gingen noch einmal die Übungsmanöver durch.

Zwei Stunden vergingen wie im Fluge, dann wies der Mentat sie an, zum Gilde-Heighliner zurückzukehren, damit sie es sich bequem machen konnten, bevor der Navigator den Raum faltete und das Schiff nach Kaitain brachte.

* * *

Leto saß bequem in seinem Sessel mit dem Falkenwappen und starrte aus dem Fenster auf die Trauben der Schiffe innerhalb der Ladebucht des Heighliners. Er nahm einen Schluck Glühwein, der ihn an Kailea und die stürmische Nacht erinnerte, als sie gemeinsam die Sachen des alten Herzogs durchstöbert hatten. Er sehnte sich nach Frieden und Freundschaft, aber er wusste, dass es noch lange dauern konnte, bis sein Leben wieder in geordneten Bahnen verlief.

»Hier drinnen sind die Schiffe so dicht gedrängt«, sagte er. »Das bereitet mir Unbehagen.« Er beobachtete, wie zwei Tleilaxu-Transportschiffe in der Nähe der Atreides-Fregatte andockten. Dahinter hatte eine Fregatte der Harkonnens festgemacht.

»Es besteht kein Anlass zur Sorge, Mylord«, sagte Hawat. »Nach den Kriegsregeln der Großen Konvention darf niemand innerhalb eines Heighliners eine Waffe einsetzen. Jedes Haus, das diese Bestimmung verletzt, müsste befürchten, auf Dauer den Zugang zu allen Schiffen der Gilde zu verlieren. Niemand würde ein solches Risiko eingehen.«

»Sind unsere Schilde trotzdem aktiviert?«, fragte Leto.

»Zinnoberrote Hölle, keine Schilde, Leto!«, rief Rhombur entsetzt. Dann lachte er. »Du hättest auf Ix mehr über Heighliner lernen können – wenn du nicht ständig meine Schwester angestarrt hättest.«

Leto wurde rot, doch Rhombur ging nicht weiter auf dieses peinliche Thema ein. »An Bord eines Heighliners würden Schilde mit dem Holtzman-Antrieb des Schiffes interferieren, so dass der Raum nicht mehr gefaltet werden könnte. Ein aktiver Schild stört die Fähigkeit eines Navigators, seine Trance aufrechtzuerhalten. Wir würden alle sterben.«

»Es ist außerdem durch den Transportvertrag mit der Gilde verboten«, fügte Hawat hinzu, als wäre dieser juristische Aspekt von viel größerer Bedeutung.

»Also sitzen wir hier völlig ungeschützt, nackt und vertrauensvoll auf dem Präsentierteller«, brummte Leto, der immer noch durch die Plazscheibe auf das Harkonnen-Schiff starrte.

»Du erinnerst mich daran«, sagte Rhombur mit einem matten Lächeln, »wie viele Leute mir den Tod wünschen.«

»Alle Schiffe innerhalb dieses Heighliners sind in derselben Situation, Prinz«, sagte Hawat. »Jetzt sollten Sie sich noch keine Sorgen machen. Auf Kaitain werden Sie in viel größerer Gefahr schweben. Jetzt möchte sogar ich mich ein wenig ausruhen. Hier an Bord unserer Fregatte sind wir verhältnismäßig sicher.«

Leto blickte nach draußen zum fernen Dach der Ladebucht des Heighliners. Hoch oben in einer winzigen Navigationskammer hielt sich ein einziger Navigator in einem

Tank voll orangefarbenem Gewürzgas auf und beherrschte das gesamte Schiff.

Trotz Hawats Beteuerungen fühlte er sich unwohl. Rhombur war ebenfalls nervös, auch wenn er sich zusammenzureißen versuchte. Mit einem seufzenden Atemzug lehnte sich der junge Herzog zurück und versuchte sich zu entspannen, um sich auf den politischen Skandal vorzubereiten, den er auf Kaitain anzetteln wollte.

66

Stürme erzeugen Stürme. Wut erzeugt Wut. Rache erzeugt Rache. Krieg erzeugt Krieg.

Maxime der Bene Gesserit

Die riesigen Schleusentore des Gilde-Heighliners waren geschlossen, und das Schiff war startbereit. Bald würde sich der Navigator in Trance versetzen und den Raum falten. Das nächste und letzte Ziel auf dieser Route war Kaitain, wo ständig neue Vertreter der Großen und Kleinen Häuser des Landsraads eintrafen, um der Krönungsfeier des Padischah-Imperators Shaddam IV. beizuwohnen.

Der Navigator lenkte das gewaltige Schiff von der Schwerkraftsenke Caladans fort in den freien Weltraum und machte sich bereit, den Holtzman-Antrieb zu aktivieren, der es in mächtigen Sprüngen durch den Warpraum tragen würde.

Die Passagiere an Bord der Familienfregatten innerhalb der Ladebucht des Heighliners spürten keinerlei Bewegung, nicht einmal das Vibrieren des Antriebs. Die Schiffe drängten sich an den Andockplätzen wie Steckkarten. Alle Häuser hielten sich an dieselben Regeln und vertrauten in die Fähigkeit eines einzelnen mutierten Geschöpfes, sie auf sicherem Kurs zu ihrem Ziel zu geleiten.

Wie Giedi-Rinder in einem Schlachthof, dachte Rabban, als er sein unsichtbares Kampfschiff bestieg.

Er hätte ein Dutzend Fregatten vernichten könnten, bevor irgendjemand auch nur geahnt hätte, was vor sich ging. Wenn er freie Bahn gehabt hätte, wäre es ein exquisites Vergnügen für Rabban gewesen, ein solches Chaos anzurichten, sich dem Rausch der gewalttätigen Zerstörung hinzugeben...

Doch so etwas sah der Plan nicht vor – zumindest noch nicht.

Sein Onkel hatte den Ablauf mit vollendeter Finesse festgelegt. »Gib Acht und lerne daraus«, hatte er gesagt. *Ein guter Rat,* musste sich Rabban eingestehen. Auch er hatte inzwischen den Vorteil der Zurückhaltung und der Freude an einer hinausgezögerten Rache erkannt.

Das bedeutete natürlich nicht, dass Rabban völlig auf die simpleren Formen der Gewaltanwendung verzichten wollte; im Gegenteil, er betrachtete die Methoden des Barons lediglich als Ergänzung seines mörderischen Repertoires. Er würde eine rundum ausgebildete Persönlichkeit sein, wenn er einmal die Führung des Hauses Harkonnen übernahm.

In einem unauffälligen Moment öffnete sich eine Schleuse der Harkonnen-Fregatte, und das Abschirmungsfeld erlosch nur solange, dass Rabbans schlankes Kampfschiff in das isolierte Vakuum in der Ladebucht des Heighliners gleiten konnte.

Leise, langsam, geduldig.

Bevor irgendjemand das Schiff ausmachen konnte, hatte er das Nicht-Feld aktiviert, indem er die Schaltungen vornahm, die Piter de Vries ihm gezeigt hatte. Er spürte keine Veränderung; die Außenansicht auf den Monitoren war genauso wie zuvor. Doch nun war er ein Phantomkiller – unsichtbar und unbesiegbar.

Aus der Perspektive jedes anderen Beobachters wurden sämtliche elektromagnetischen Signale um das Nicht-Feld herumgeleitet, wodurch das Schiff zu einem blinden Fleck wurde. Das Triebwerk, das ohnehin nur ein leises Flüstern von sich gab, sonderte keine feststellbare Strahlung nach außen ab.

Niemand würde etwas ahnen. Niemand konnte sich ein unsichtbares Schiff auch nur vorstellen.

Rabban aktivierte die Manövrierdüsen des Nicht-Schiffs und drängte es behutsam von der völlig unschuldig wirkenden Harkonnen-Fregatte weg, um es auf das Atreides-Schiff zutreiben zu lassen. Dieses Kampfschiff war nach

seinem Geschmack viel zu groß und schwerfällig, aber die Unsichtbarkeit und Lautlosigkeit machten diesen Nachteil mehr als wett.

Während seine dicken Finger die Schaltflächen bedienten, empfand er eine immense Schadenfreude, gepaart mit erhabener Macht und Befriedigung. Bald würde ein Schiff voller widerlicher Tleilaxu ausgelöscht sein. Sie würden zu Hunderten sterben.

Rabban hatte seine Stellung innerhalb des Hauses Harkonnen stets dazu benutzt, sich ungehindert das zu beschaffen, was er haben wollte, und andere Menschen zu manipulieren oder zu töten, wenn sie den Fehler begingen, sich ihm in den Weg zu stellen. Doch diese Spiele hatten lediglich seinem privaten Vergnügen gedient. Nun jedoch erfüllte er eine lebenswichtige Aufgabe, von der die Zukunft des Hauses Harkonnen abhing. Der Baron hatte ihn für diese Mission erwählt, und er hatte sich geschworen, sein Bestes zu geben. Er wollte auf gar keinen Fall zu seinem Vater zurückgeschickt werden.

Rabban manövrierte das Schiff langsam und behutsam ans Ziel – jetzt war keine Eile mehr nötig. Er hatte die gesamte Dauer der Warpraum-Reise Zeit, um einen Krieg zu beginnen.

Innerhalb des Nicht-Feldes fühlte er sich wie ein Jäger im getarnten Ansitz. Doch dies war eine andere Art von Jagd, die mehr Feingefühl erforderte, als auf Arrakis Sandwürmer zu sprengen oder auf der Harkonnen-Welt Kinder durch einen Wald zu hetzen. Hier bestand seine Trophäe in einer Änderung der Politik des Imperiums. Am Ende konnte er sich die Trophäen des Zuwachses an Macht und Reichtum für das Haus Harkonnen ausgestopft an die Wand hängen.

Das unsichtbare Kampfschiff näherte sich der Atreides-Fregatte, streifte beinahe die Außenhülle.

Lautlos fuhr Rabban die Waffensysteme hoch und vergewisserte sich, dass sämtliche Multiphasen-Projektile abschussbereit waren. In einem solchen Fall wollte er sich nicht auf die automatische Zielerfassung verlassen.

Das Ziel war so nahe, dass er es unmöglich verfehlen konnte.

Rabban wendete sein Nicht-Schiff, so dass die Waffenmündungen auf die zwei Transporter der Tleilaxu zeigten, denen man Andockplätze direkt neben der Atreides-Fregatte zugewiesen hatte, nachdem die Harkonnens der Gilde eine beträchtliche Bestechungssumme gezahlt hatten.

Die Schiffe kamen von Tleilax Sieben und hatten zweifellos genetische Produkte geladen, die Spezialität der Bene Tleilax. Jedes Schiff wurde von einem Tleilaxu-Meister kommandiert, und die Besatzung bestand aus ihren Gestaltwandlern. Bei der Fracht mochte es sich um Schwurm-Fleisch, tierische Transplantate oder die grässlichen Gholas handeln – Klone, die aus Leichen gezüchtet wurden, Kopien, die in Axolotl-Tanks heranwuchsen, damit trauernde Angehörige noch einmal ihre Verstorbenen sehen konnten. Solche Produkte wurden zu enormen Preisen verkauft, wodurch die zwergenhaften Tleilaxu gewaltige Reichtümer anhäuften, obwohl ihnen zweifellos niemals der Status eines Großen Hauses gewährt würde.

Der Plan war einfach perfekt! Der junge Herzog hatte vor dem versammelten Landsraad seinen Rachefeldzug gegen die Tleilaxu angekündigt. Er hatte geschworen, Vergeltung für das zu üben, was sie dem Haus Vernius angetan hatten. Obwohl jedes seiner Worte aufgezeichnet wurde, hatte Leto keine Zurückhaltung geübt. Jeder wusste, wie sehr er die Besatzung dieser Tleilaxu-Schiffe hassen musste.

Und als Zugabe befand sich der Renegat Rhombur Vernius an Bord der Atreides-Fregatte. Auch er sollte sich im Netz der Harkonnen-Intrige verfangen und zu einem von vielen weiteren Opfern im demnächst beginnenden Krieg zwischen den Atreides und Tleilaxu werden.

Der Landsraad würde Herzog Leto als ungestümen und gewalttätigen Hitzkopf verurteilen, der sich durch den schlechten Einfluss seines ixianischen Freundes und durch die Trauer um den Tod seines Vaters zu unbedachten Handlungen hinreißen ließ. Der arme Leto, der so unzuläng-

lich auf die Belastung seiner neuen Stellung vorbereitet worden war.

Rabban wusste sehr genau, zu welchen Schlussfolgerungen der Landsraad und das Imperium gelangen würden, nachdem sein Onkel und der verderbte Mentat ihm die Konsequenzen in allen Einzelheiten erklärt hatten.

Während er unsichtbar und anonym direkt neben der Atreides-Fregatte schwebte, nahm Rabban die Tleilaxu-Schiffe ins Visier. Mit einem Lächeln auf den wulstigen Lippen streckte er die Hand nach den Kontrollen aus.

Und eröffnete das Feuer.

67

Tio Holtzman war einer der produktivsten ixianischen Erfinder. In seinen kreativen Phasen schloss er sich monatelang ein, um ungestört arbeiten zu können. Anschließend musste er häufig medizinisch betreut werden, und seine Umgebung war ständig um seine geistige und körperliche Gesundheit besorgt. Holtzman starb jung, er wurde kaum älter als dreißig Standardjahre, aber die Früchte seiner Arbeit veränderten das Angesicht der Galaxis.

Biographische Skizzen,
ein imperiales Filmbuch

Als Rabban im Bewusstsein seiner wichtigen Aufgabe die Harkonnen-Fregatte verließ, saß der Baron an einem Beobachtungsfenster und blickte in die gigantische Ladebucht des Heighliners hinaus. Der Navigator hatte die Triebwerke bereits gestartet und das große Schiff in den Warpraum manövriert. Die kleineren Schiffe waren wie gestapelte Holzscheite aufgereiht und ahnten nichts vom Feuer, das über sie hinwegfegen sollte...

Obwohl er wusste, wo sich das unsichtbare Schiff befinden musste, konnte er es natürlich nicht sehen. Der Baron blickte auf sein Chronometer und erkannte, dass der Augenblick unmittelbar bevorstand. Er starrte auf die ahnungslose Atreides-Fregatte, die reglos und arrogant an ihrem Andockplatz lag und konzentrierte sich dann auf die Tleilaxu-Schiffe in der Nähe. Er trommelte mit den Fingerspitzen auf der Armlehne seines Sessels und wartete.

Lange Minuten verstrichen.

Baron Harkonnen hatte ursprünglich geplant, dass Rab-

ban eine Laskanone gegen die Tleilaxu-Schiffe einsetzte, aber Chobyn, der richesische Konstrukteur des Experimentalschiffs, hatte eine undeutlich hingekritzelte Warnung in seinen Aufzeichnungen hinterlassen. Das neue Nicht-Feld stand in irgendeiner Beziehung zum bereits länger bekannten Holtzman-Effekt, der die Grundlage für die Schildtechnik bildete. Jedes Kind wusste, wenn man mit einer Lasgun auf einen Schild feuerte, kam es zu einer Explosion, die einer nuklearen Detonation in nichts nachstand.

Ein solches Risiko wollte der Baron nicht eingehen, zumal man den richesischen Erfinder nun nicht mehr befragen konnte. Vielleicht hätte er früher an diese Möglichkeit denken sollen.

Aber es reichte ohnehin völlig aus, wenn sie Multiphasen-Projektile einsetzten – schlagkräftige Artilleriegranaten, die in der Großen Konvention zur Eingrenzung von Kollateralschäden empfohlen wurden. Sie durchschlugen den Rumpf eines Schiffes und zerstörten das Innere in einer kontrollierten Explosion, worauf die Detonationen der sekundären und tertiären Phase jedes Feuer an Bord erstickten und die Hülle vor weiteren Zerstörungen schützten. Sein Neffe hatte die technischen Einzelheiten des Angriffsplans nicht verstanden, aber er wusste, wie man zielte und die Waffen abfeuerte. Mehr musste er gar nicht wissen.

Endlich bemerkte der Baron einen kleinen gelblich-weißen Blitz und dann die Bahn zweier tödlicher Multiphasen-Projektile. Es sah aus, als wären sie vom Bug der Atreides-Fregatte abgefeuert worden. Die Projektile zogen eine leuchtende Spur durch den Raum, dann erfolgte der Einschlag. Die Tleilaxu-Transportschiffe erzitterten und erglühten in einem inneren rötlichen Schein.

Ach, wie sehr der Baron hoffte, dass andere Schiffe diesen Moment ebenfalls beobachtet hatten!

Das eine Schiff erhielt einen direkten Treffer und verwandelte sich in wenigen Sekunden in eine leere, ausgebrannte Hülle. Plangemäß wurde das zweite Schiff am Heck

getroffen, wodurch es manövrierunfähig wurde, ohne die gesamte Besatzung zu töten. Damit erhielten die Opfer die ideale Gelegenheit zu einem Vergeltungsschlag gegen die Atreides. Damit würde die Lage wie beabsichtigt eskalieren.

»Gut.« Der Baron lächelte, als könnte er direkt mit der verzweifelten Tleilaxu-Besatzung sprechen. »Ihr wisst schon, was jetzt zu tun ist. Folgt einfach euren Instinkten.«

* * *

Nachdem er die Projektile abgefeuert hatte, zog sich Rabban schnell mit dem Nicht-Schiff zurück und hielt sich zwischen den weiter oben angedockten Fregatten.

Er hörte, wie das beschädigte Tleilaxu-Schiff auf einer Notfrequenz einen dringenden Hilferuf sendete: »Friedlicher Tleilaxu-Transporter von Atreides-Fregatte attackiert! Verletzung der Gilde-Verträge. Sofortige Hilfestellung erbeten!«

Zu diesem Zeitpunkt befand sich der Gilde-Heighliner *nirgendwo* – im transdimensionalen Übergang zwischen zwei Raumpunkten. Die Möglichkeit für Vergeltungsmaßnahmen bestand erst nach dem Verlassen des Warpraums, wenn sie vor Kaitain eintrafen. Bis dahin wäre es viel zu spät.

Rabban hoffte, dass sich der Konflikt eher wie eine Kneipenschlägerei entwickelte. Mit seinen Freunden suchte er des Öfteren Gaststätten in abgelegenen Dörfern auf Giedi Primus auf, um Streit anzuzetteln, ein paar Schädel einzuschlagen und deftigen Spaß zu haben.

Ein Bildschirm des Nicht-Schiffs zeigte ihm eine graphische Darstellung der riesigen Ladebucht, in der jedes Schiff durch einen grauen Punkt repräsentiert wurde. Mehrere Punkte wurden rot, als die Fregatten verschiedener Hoher Häuser ihre Waffensysteme hochfuhren, um sich verteidigen zu können, falls sich der Schlagabtausch zu einem Krieg ausweitete.

Rabban kam sich wie eine unsichtbare Maus auf dem

Parkett eines überfüllten Tanzsaals vor, als er das Nicht-Schiff hinter einen Harkonnen-Frachter manövrierte, an eine Stelle, wo niemand beobachten konnte, wie sich eine Schleuse öffnete und das Kampfschiff aufnahm.

In der Sicherheit des Mutterschiffs schaltete Rabban das Nicht-Feld aus und ließ das Gefährt für die Harkonnen-Besatzung wieder sichtbar werden. Er öffnete die Luke, trat auf die Plattform hinaus und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Seine Augen funkelten vor Begeisterung. »Haben die anderen Schiffe schon zurückgeschossen?«

Sirenen heulten auf. Aus dem Kom-System drangen panische Stimmen, wie das Trommelfeuer einer Maula-Pistole. Ein Gewirr aus imperialem Galach und Kriegssprache kam über die verstopften Kom-Kanäle innerhalb des Heighliners: »Die Atreides haben den Tleilaxu den Krieg erklärt! Waffen wurden eingesetzt!«

Zufrieden mit den Folgen seines Angriffs rief Rabban der Besatzung zu: »Aktivieren Sie die Waffensysteme unserer Fregatte! Sorgen Sie dafür, dass niemand auf uns schießt! Diese Atreides kennen keine Gnade. Sie wissen ja...« Er kicherte.

Ein Frachtkran griff nach dem kleinen Schiff und beförderte es in eine Aussparung zwischen zwei falschen Wänden. Metallplatten verschlossen die Öffnung, die nun selbst für Scanner der Gilde undurchdringlich waren. Natürlich würde ohnehin niemand nach dem Schiff suchen, da es so etwas wie unsichtbare Schiffe gar nicht gab.

»Verteidigen Sie sich!«, rief ein anderer Pilot über das Kom-System.

Eine Tleilaxu-Stimme wimmerte: »Wir geben bekannt, dass wir zurückzuschießen beabsichtigen. Wir haben das Recht dazu. Ein Angriff ohne Provokation... eine grobe Nichtbeachtung der Gilde-Gesetze.«

Eine andere Stimme, tief und heiser: »Aber die Atreides-Fregatte hat ihre Waffen gar nicht aktiviert. Vielleicht waren sie gar nicht die Angreifer.«

»Ein Trick!«, kreischte der Tleilaxu. »Eins unserer Schiffe

wurde völlig zerstört, ein zweites ist schwer beschädigt. Können Sie es nicht mit eigenen Augen sehen? Das Haus Atreides wird dafür büßen!«

Perfekt, dachte Rabban und bewundert erneut den Plan seines Onkels. Von diesem Moment an konnte es zu unterschiedlichen Entwicklungen kommen, aber der Plan würde in jedem Fall aufgehen. Herzog Leto war als impulsiv bekannt, und nun glaubte jeder, dass er eine abscheuliche und feige Tat begangen hatte. Mit etwas Glück wurde sein Schiff bei einem Vergeltungsschlag vernichtet, worauf der Name der Atreides durch Letos Verrat für immer in Ungnade fiel.

Oder dies war nur der Anfang einer langen und blutigen Fehde zwischen dem Haus Atreides und den Tleilaxu.

Zumindest würde es Leto jetzt nicht mehr gelingen, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

* * *

Herzog Leto stand auf der Kommandobrücke der Atreides-Fregatte und versuchte sich zu beruhigen. Da er genau wusste, dass sein Schiff nicht das Feuer eröffnet hatte, brauchte er einige Sekunden, bis er überhaupt verstanden hatte, dass die wütenden Beschuldigungen ihm galten.

»Die Schüsse kamen aus unmittelbarer Nähe, Mylord«, sagte Hawat. »Sie hatten ihren Ursprung genau unter unserem Bug.«

»Also war es kein Unfall?«, erwiderte Leto mit einem sehr unangenehmen Gefühl. Das zerstörte Tleilaxu-Schiff glühte immer noch rötlich, während der Pilot des anderen Schiffes ihn ununterbrochen anschrie.

»Zinnoberrote Hölle! Jemand hat tatsächlich auf die Bene Tleilax geschossen«, sagte Rhombur, der durch ein Panzerplaz-Bullauge spähte. »Das wurde auch Zeit, wenn du mich fragst.«

Leto hörte die Kakophonie auf den Funkkanälen, einschließlich der wütenden Notrufe der Tleilaxu. Zuerst hatte

er überlegt, ob er den beschädigten Schiffen seine Unterstützung anbieten sollte. Dann hatte der Tleilaxu-Pilot damit begonnen, den Namen *Atreides* zu kreischen und nach *seinem* Blut zu verlangen.

Er sah die ausgebrannte Hülle des zerstörten Tleilaxu-Transporters – und dann die Waffen des angeschlagenen Schwesterschiffs, die sich auf *ihn* ausrichteten. »Thufir! Was machen die Tleilaxu?«

Auf dem offenen Kom-Kanal tobte ein wilder Streit zwischen den Tleilaxu und jenen, die nicht an die Schuld des Hauses Atreides glauben wollten. Doch immer mehr Stimmen unterstützten den Standpunkt der Tleilaxu. Manche behaupteten, alles genau beobachtet zu haben – wie das Atreides-Schiff auf die Tleilaxu gefeuert hatte. Die Situation spitzte sich gefährlich zu.

»Zinnoberrote Hölle, sie glauben, *du* hättest es getan, Leto!«, sagte Rhombur.

Hawat war bereits an die Verteidigungskonsole geeilt. »Die Tleilaxu bereiten ihre Waffensysteme für einen Vergeltungsschlag gegen uns vor, Mylord.«

Leto stürzte zu einer Kom-Einheit und öffnete einen Kanal. Innerhalb weniger Sekunden beschleunigten und komprimierten sich seine Gedanken auf eine Weise, die ihn erstaunte, da er nicht die fortgeschrittenen Denkfähigkeiten eines Mentaten besaß. Es war wie im Traum, wenn sich viele Dinge gleichzeitig zusammenfügten... oder in der unglaublichen Abfolge von Bildern, die ein Mensch angeblich unmittelbar vor dem drohenden Tod erlebte. *Ein unangenehmer Gedanke.* Er musste sich von diesen Vorstellungen lösen.

»Achtung!«, rief er ins Mikrofon. »Hier spricht Herzog Leto Atreides. Wir haben nicht auf die Tleilaxu-Schiffe gefeuert. Ich weise alle Anschuldigungen zurück.«

Er wusste, dass sie ihm nicht glauben würden, dass sie sich nicht schnell genug beruhigen würden, um einen Ausbruch der Feindseligkeiten zu vermeiden, der sich zu einem umfassenden Krieg entwickeln konnte. Im nächsten Moment wurde ihm blitzartig klar, was er tun musste.

Gesichter aus der Vergangenheit zogen an seinem geistigen Auge vorbei, bis er sich auf seinen Großvater väterlicherseits konzentrierte, Kean Atreides, der ihn voller Erwartung ansah. Die Falten seines Gesichts waren eine Landkarte seiner Lebenserfahrung. In den sanften grauen Augen, die wie seine eigenen waren, lag eine Kraft, die seine Feinde häufig unterschätzt hatten, was ihnen immer wieder zum Verhängnis geworden war.

Wenn ich nur so stark wie meine Vorfahren sein könnte...

»Feuern Sie nicht«, sagte er an die Adresse des Tleilaxu-Piloten, während er hoffte, dass ihm alle anderen Captains zuhörten.

Ein weiteres Bild nahm in seinem Geist Gestalt an: sein Vater, der alte Herzog, mit grünen Augen und dem gleichen Gesichtsausdruck, aber wie er etwa in Letos jetzigem Alter gewesen war. In winzigen Blitzen erschienen noch mehr Bilder: seine Onkel, Tanten und Cousins aus der Richese-Verwandtschaft, loyale Diener in Haushalt, Verwaltung und Militär. Alle hatten den gleichen leeren Gesichtsausdruck, als wären sie ein vielfältiger Organismus, der ihn aus verschiedenen Perspektiven musterte und zu einem Urteil über ihn zu gelangen versuchte. Er sah weder Liebe noch Missbilligung in ihren Mienen – nur diese Ausdruckslosigkeit, als hätte er wirklich ein abscheuliches Verbrechen begangen und würde für sie nun nicht mehr existieren.

Das höhnische Gesicht seiner Mutter erschien und verblasste wieder.

Traue niemandem, dachte er.

Leto empfand eine tiefe Niedergeschlagenheit, gefolgt von bitterer Einsamkeit. Tief in sich sah er an einem leblosen und tristen Ort seine eigenen gefühllosen grauen Augen, die ihn ebenfalls anstarrten. Hier war es kalt, und er erschauerte.

»Das Herrschen ist eine einsame Aufgabe.«

Würde die Linie der Atreides an diesem Scheidepunkt mit ihm aufhören, oder würde er Kinder zeugen, dessen Stimmen sich zum Chor aller Atreides seit den Tagen der

alten Griechen gesellen würden? Er horchte in der Kakophonie auf seine Kinder, aber er konnte ihre Anwesenheit nicht spüren.

Immer noch blickten die anklagenden Augen.

Leto sprach stumm: *Die Regierung ist eine Partnerschaft zu beiderseitigem Schutz; du bist für die Menschen verantwortlich; deine Entscheidungen bewirken, ob sie leben oder sterben werden.*

Die Bilder und Klänge erloschen, und in seinem Geist wurde es still und dunkel.

Seine aus der Anspannung geborene mentale Reise hatte kaum eine Sekunde beansprucht, und nun wusste Leto genau, was er zu tun hatte, ungeachtet aller Konsequenzen.

»Schilde aktivieren!«, befahl er.

* * *

Rabban starrte überrascht auf einen Beobachtungsmonitor im Bauch der scheinbar unschuldigen Harkonnen-Fregatte. Dann hetzte er von einem Deck zum nächsten hinauf, bis er schließlich mit hochrotem Kopf und schnaufend vor seinem Onkel stand. Bevor der entrüstete, aber dennoch zaghafte Tleilaxu-Pilot das Feuer eröffnen konnte, bildete sich ein schimmerndes Feld um das Atreides-Schiff!

Aber Schilde waren gemäß der Transportverträge der Gilde verboten, weil sie die Trance des Navigators störten und das Warpfeld instabil werden ließen. Die Holtzman-Generatoren des Heighliners mussten durch diese Interferenz ausfallen. Rabban und der Baron fluchten gleichzeitig.

Sie spürten, wie der Heighliner erzitterte, als er aus dem Warpraum stürzte.

* * *

In der Navigationskammer hoch oben an der Decke der Ladebucht spürte der altgediente Navigator, wie er aus der Trance glitt. Das Schwingungsmuster seiner Hirnwellen geriet außer Kontrolle, verschob sich und zerriss schließlich.

Die Holtzman-Triebwerke heulten auf, der Warpraum wellte sich und verlor an Stabilität. Etwas stimmte nicht mit dem Schiff. Der Navigator fuhr in seinem Melange-Tank herum. Er ruderte mit Händen und Füßen, als er vor sich nur Dunkelheit spürte.

Das riesige Schiff kam vom Kurs ab und wurde ins reale Universum zurückgeschleudert.

* * *

Während Rhombur in einem Gewirr aus purpur- und kupferrotem Stoff auf den Teppichfußboden der Fregatte geworfen wurde, konnte sich Leto an einer Stange festhalten und das Gleichgewicht wahren. Jetzt würde ihnen nur noch ein stummes Stoßgebet helfen. Er und seine tapfere Besatzung mussten die Sache durchstehen und hoffen, dass der Heighliner nicht im Innern einer Sonne landete.

Thufir Hawat stand wie ein Baum neben Leto, als gelänge es ihm, durch reine Willenskraft das Gleichgewicht zu halten. Der Mentat hatte sich in die Trance logischer Analysen versenkt. Leto hatte keine Ahnung, was ihnen seine Extrapolationen in dieser Lage nützen könnten. Vielleicht war die Frage – die Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe infolge der Aktivierung eines Schildes innerhalb eines Heighliners – so komplex, das nur der Geist eines Mentaten sie durchdringen konnte.

»Extrapolation«, verkündete Hawat schließlich. Er leckte sich mit dunkelroter Zunge über die ebenso gefärbten Lippen. »Die Wahrscheinlichkeit, nach einem ungezielten Sturz aus dem Warpraum auf einen Himmelskörper zu treffen, liegt bei eins zu...«

Ein Ruck ging durch die Fregatte, und in den unteren Decks polterte etwas. Hawats Worte gingen im folgenden Tumult unter, doch er kehrte sofort in das geheime Reich seiner Mentatentrance zurück.

Rhombur rappelte sich auf und rückte seinen Kopfhörer auf dem zerzausten blonden Haar zurecht. »Schilde im

Heighliner? Das ist genauso verrückt wie... äh... das Feuer auf die Tleilaxu zu eröffnen.« Er sah seinen Freund mit weit aufgerissenen Augen an. »Heute scheint ein Tag für verrückte Ereignisse zu sein.«

Leto beugte sich über eine Instrumententafel und nahm einige Schaltungen vor. »Ich hatte keine andere Wahl«, sagte er. »Jetzt verstehe ich es. Jemand will es so aussehen lassen, als hätten wir die Tleilaxu angegriffen – ein Zwischenfall, der zu einem großen Krieg zwischen den Fraktionen des Landsraads führen könnte. Ich kann mir vorstellen, wie all die alten Fehden wieder auflodern und die Fronten hier in der Ladebucht dieses Heighliners gezogen werden.« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Seine Intuition war mit plötzlicher Klarheit über ihn gekommen – so ähnlich stellte er es sich vor, wenn ein Mentat zu einem Resultat gelangte. »Ich musste die Entwicklung sofort stoppen, bevor sie weiter eskalieren konnte, Rhombur.«

Die Erschütterungen des Heighliners ließen nach, und die Hintergrundgeräusche wurden leiser.

Hawat riss sich endlich aus seiner Trance. »Sie haben Recht, Mylord. Fast jedes Haus ist an Bord dieses Heighliners durch mindestens ein Schiff vertreten, das zur Krönungs- und Hochzeitsfeier des Imperators unterwegs ist. Die Fronten, die sich hier bilden, würden sich auf das ganze Imperium erweitern. Jeder Planet würde Kriegsrat halten und seine Armeen auf der einen oder anderen Seite der Front aufstellen. Unausweichlich würden sich neue Fraktionen bilden, wie ein sich verzweigender Baum. Seit dem Tod von Elrood haben sich die Allianzen ohnehin verschoben, während die Häuser neue Gelegenheiten zu nutzen versuchen.«

Letos Gesicht brannte, sein Herz hämmerte. »Im ganzen Imperium sind zahlreiche Pulverfässer verstreut, und eins davon befindet sich genau hier in dieser Ladebucht. Es wäre mir lieber, sämtliche Passagiere des Heighliners würden sterben – weil das im Vergleich zur Alternative ein geringer Preis wäre. In jedem Winkel des Universums würden Feuer auflodern. Milliarden Tote.«

»Man will uns etwas in die Schuhe schieben?«, fragte Rhombur.

»Wenn hier ein Krieg ausbricht, wird es niemanden mehr interessieren, ob ich wirklich die Schüsse abgegeben habe oder nicht. Wir müssen die Eskalation verhindern und dann in aller Ruhe nach den wahren Ursachen suchen.« Leto öffnete einen Kom-Kanal und sprach mit energischer Stimme. »Herzog Leto Atreides ruft den Gilde-Navigator. Bitte antworten Sie.«

Ein Knistern war zu hören, dann sprach eine schwerfällig wabernde, verzerrte Stimme, die klang, als könnte sich der Navigator kaum noch daran erinnern, wie man mit gewöhnlichen Menschen kommunizierte. »Wir alle hätten getötet werden können, *Atreides*.« Die Art, wie er die Laute des Namens dehnte, ließ ihn wie einen furchtbaren Fluch klingen. »Wir sind in einem unbekannten Sektor. Der Warpraum ist nicht mehr um uns. Die Schilde negieren die Navigationstrance. Schalten Sie unverzüglich die Atreides-Schilde ab.«

»Bei allem Respekt – aber das kann ich nicht tun«, erwiderte Leto.

Er hörte, wie die Navigationskammer über das Kom-System mit weiteren Botschaften bombardiert wurde – gedämpfte, aber wütende Anklagen und Forderungen von den anderen Schiffen.

Der Navigator sprach erneut. »Atreides muss Schilde abschalten. Den Gesetzen und Richtlinien der Gilde gehorchen.«

»Abgelehnt.« Leto stand scheinbar unerschütterlich da, obwohl seine Haut blass und kalt geworden war. Er konnte sein Entsetzen nur mit Mühe unterdrücken. »Ich glaube nicht, dass Sie uns aus dem Heighliner entfernen können, solange meine Schilde aktiviert sind. Also werden wir bleiben, wo wir sind, bis Sie meiner... Bitte stattgegeben haben.«

»Nachdem Sie ein Bene-Tleilax-Schiff zerstört und ihre Schilde eingesetzt haben, befinden Sie sich nicht in der Po-

sition, um *Bitten* äußern zu können!«, schrie eine Stimme im Tleilaxu-Akzent.

»Unverschämt, Atreides.« Es war wieder die rollende Stimme des mutierten Navigators.

Weitere gedämpfte Gesprächsfetzen, die der Navigator abrupt zum Schweigen brachte. »Äußern Sie... Ihre Bitte... Atreides.«

Leto blickte sich kurz zu den fragenden, aber respektvollen Gesichtern seiner Freunde um, dann antwortete er über das Kom-System. »Erstens versichern wir Ihnen, dass wir *nicht* – ich wiederhole: *nicht* – auf die Tleilaxu gefeuert haben. Und wir sind bereit, es Ihnen zu beweisen. Bevor wir die Schilde abschalten, muss die Gilde zunächst die Sicherheit meines Schiffes und meiner Besatzung garantieren und diesen Fall der Gerichtsbarkeit des Landsraads übertragen.«

»Des Landsraads? Dieses Schiff untersteht der Gerichtsbarkeit der Gilde.«

»Sie sind der Ehre verpflichtet«, sagte Leto, »genauso wie die Mitglieder des Landsraads und genauso wie ich. Im Landsraad gibt es einen juristischen Vorgang, der als Verwirkungverfahren bekannt ist.«

»Mylord!«, protestierte Hawat. »Sie können doch nicht einfach das Haus Atreides opfern, all die Jahrhunderte ehrwürdiger Tradition...«

Leto schaltete das Mikrofon aus. Er legte dem Krieger-Mentaten die Hand auf die Schulter und sagte: »Wenn Milliarden für uns sterben müssen, damit wir unser Lehen bewahren können, dann ist Caladan einen solchen Preis nicht wert.« Thufir senkte den Kopf und fügte sich seinem Argument. »Wir haben es nicht getan. Ein Mentat von Ihrem Format sollte keine unüberwindlichen Schwierigkeiten haben, das zu beweisen.«

Dann reaktivierte Leto die Kom-Verbindung. »Ich werde mich einem Verwirkungsverfahren ausliefern, aber nur, wenn unverzüglich alle Feindseligkeiten eingestellt werden. Es darf keine Vergeltungsschläge geben, sonst werde ich

mich weigern, meine Schilde zu deaktivieren. Dann wird dieser Heighliner für immer hier im Nirgendwo gestrandet sein.«

Leto überlegte, ob er bluffen sollte, ob er damit drohen sollte, die Laskanonen auf seine eigenen Schilde abzufeuern, um die gefürchtete Kettenreaktion auszulösen, die den gewaltigen Heighliner in eine Wolke aus glühenden Trümmern verwandeln würde. Doch dann beschloss er, vernünftig zu bleiben. »Welchen Sinn hätte eine Fortsetzung des Streites? Ich habe mich ergeben und werde mich auf Kaitain einem Gerichtsverfahren des Landsraads unterwerfen. Ich will nur vermeiden, dass es wegen einer falschen Anschuldigung zum offenen Krieg kommt. Wir haben dieses Verbrechen nicht begangen. Wir sind bereit, uns der Anklage zu stellen und die Konsequenzen zu tragen, falls man uns für schuldig befindet.«

Die Verbindung brach ab und baute sich kurz darauf mit einem Knistern wieder auf. »Die Raumgilde ist mit den Bedingungen einverstanden. Ich garantiere für die Sicherheit Ihres Schiffs und Ihrer Besatzung.«

»Dann gebe ich Folgendes bekannt«, sagte Leto. »Nach den Bestimmungen des Verwirkungsverfahrens lege ich jeden Rechtsanspruch auf mein Lehen ab und unterwerfe mich der Gnade des Tribunals. Kein anderes Mitglied meines Hauses darf verhaftet oder sonstwie juristisch belangt werden. Erkennen Sie in dieser Angelegenheit die Gerichtsbarkeit des Landsraads an?«

»Ja«, versicherte ihm der Navigator. Jetzt klang seine Stimme fester, nachdem er sich wieder ein wenig besser an diese Art der menschlichen Kommunikation gewöhnt hatte.

Schließlich – obwohl seine Nervosität nicht nachgelassen hatte – schaltete Leto die Schilde der Fregatte ab und ließ sich am ganzen Körper zitternd in einen Sessel sinken. Die anderen Schiffe in der riesigen Ladebucht fuhren nacheinander ihre Waffensysteme herunter, ohne dass sich die Aufregung der Besatzungen legte.

Jetzt begann die eigentliche Schlacht.

68

Während der langen Geschichte unseres Hauses wurden wir ständig vom Unglück verfolgt. Man könnte beinahe an den Fluch des Atreus glauben, der auf die altterranische Zeit der Griechen zurückgeht.

Herzog Paulus Atreides,
aus einer Rede an seine Generäle

Auf der von Prismenlichtern gesäumten Promenade des Kaiserpalasts passierten Anirul, die Verlobte des Kronprinzen, und ihre Begleiterin Margot Rashino-Zea drei junge Frauen, die dem Hofstaat angehörten. Die prächtige Stadt erstreckte sich in allen Richtungen bis zum Horizont, und überall in den Straßen und Gebäuden wurde mit Hochdruck gearbeitet, um die spektakuläre Krönungszeremonie und die Hochzeit des Imperators vorzubereiten.

Die drei jungen Frauen plapperten aufgeregt und konnten sich kaum in ihren aufgebauschten Gewändern bewegen, die obendrein mit buntem Federschmuck und kiloschweren Edelsteinen besetzt waren. Doch als sich die ganz in Schwarz gekleideten Bene Gesserit näherten, verstummten sie abrupt.

»Einen Augenblick, Margot.« Anirul hielt vor den kunstvoll ausstaffierten Frauen an und sprach sie an, wobei sie nur einen Hauch der *Stimme* einsetzte. »Vergeuden Sie ihre Zeit nicht mit Hoftratsch. Tun Sie zur Abwechslung mal etwas Sinnvolles. Es gibt noch viel vorzubereiten, bevor alle Repräsentanten eingetroffen sind.«

Eine der jungen Frauen, eine schwarzhaarige Schönheit, funkelte sie aus großen braunen Augen an, doch dann überlegte sie es sich anders. Sie nahm eine besänftigende Haltung ein. »Sie haben Recht, Mylady«, sagte sie und führte

ihre Begleiterinnen über die Promenade zu einem großen Torbogen aus salusanischem Lavagestein, dem Durchgang zu den Wohnquartieren der Botschafter.

Margot tauschte einen amüsierten Blick mit der Kwisatz-Mutter und entgegnete: »Aber geht es denn am Kaiserlichen Hof nicht ausschließlich um Tratsch, Anirul? Ist das nicht die wichtigste Beschäftigung aller Höflinge? Die Damen haben ihre Pflicht auf vorbildliche Weise erfüllt, würde ich sagen.«

Anirul verzog das Gesicht und wirkte dadurch viel älter, als ihre jugendlichen Züge vermuten ließen. »Ich hätte ihnen konkrete Anweisungen geben sollen. Diese Frauen sind nicht mehr als Dekoration, genauso wie die prächtigen Springbrunnen. Sie haben nicht die leiseste Vorstellung, *wie* sie etwas Sinnvolleres tun könnten.«

Nachdem sie all die Jahre auf Wallach IX verbracht und durch die Weitergehenden Erinnerungen erfahren hatte, wie sehr die Bene Gesserit die Landschaft der Geschichte des Imperiums mitgestaltet hatten, war für sie jedes Leben kostbar geworden, jedes einzelne ein Funke im Feuer der Ewigkeit. Doch diese Kurtisanen hatten keinen größeren Ehrgeiz, als den Appetit mächtiger Männer zu befriedigen.

In Wirklichkeit besaß Anirul keinerlei Autorität über solche Frauen, nicht einmal als künftige Gattin des Kronprinzen. Margot legte ihr behutsam die Hand auf den Unterarm. »Anirul, du darfst nicht so impulsiv sein. Die Mutter Oberin schätzt deine Talente und Fähigkeiten, aber sie sagt, dass du dich mäßigen musst. Jede erfolgreiche Lebensform passt sich ihrer Umwelt an. Du befindest dich nun am Hof des Imperators, also musst du dich an diese Umgebung anpassen. Wir Bene Gesserit müssen *unsichtbar* arbeiten.«

Anirul blickte sie mit einem ironischen Lächeln an. »Ich habe meine Direktheit immer für meine größte Stärke gehalten. Das weiß auch die Mutter Oberin Harishka. Diese Fähigkeit hat mich in die Lage versetzt, über wichtige Angelegenheiten zu diskutieren und Dinge zu lernen, von denen ich andernfalls nie erfahren hätte.«

»Aber nur, wenn die anderen die Fähigkeit des Zuhörens besitzen«, erwiderte Margot und hob die hellen Augenbrauen.

Anirul setzte ihren Weg über die Promenade mit hoch erhobenem Kopf fort – wie eine Kaiserin. Kostbare Edelsteine funkelten in einem Diadem, das ihr bronzefarbenes Haar wie ein Spinnennetz bedeckte. Sie wusste, dass die Kurtisanen über sie tratschten und sich fragten, welche geheimen Rituale die Bene-Gesserit-Hexen am Hof abhalten mochten, mit welchen Zaubersprüchen sie Shaddam verführt hatten. *Ach, wenn sie nur wüssten!* Der Tratsch und die Gerüchte würden nur dazu beitragen, Aniruls geheimnisvolle Aura zu verstärken.

»Es scheint, dass auch wir über bestimmte Dinge nur im Flüsterton sprechen können«, sagte sie.

Margot strich sich eine Locke des honigblonden Haars aus den Augen. »Natürlich. Mohiams Kind?«

»Sowie der Fall Atreides.«

Anirul roch genüsslich an einer Hecke aus Saphirrosen, als sie den Garten in einem der Innenhöfe erreichten. Der süße Duft belebte ihre Sinne. Sie setzten sich gemeinsam auf eine Bank, von der aus sie jeden sahen, der sich näherte, obwohl sie in gerichtetem Flüstern sprachen und vor Zuhörern sicher waren.

»Was könnten die Atreides mit Mohiams Tochter zu tun haben?« Als eine der erfahrensten Agentinnen der Bene Gesserit war Schwester Margot in bestimmte Details der nächsten Phase des Kwisatz-Haderach-Programms eingeweiht, und inzwischen war auch Mohiam informiert worden.

»Denk langfristig, Margot. Denk an genetische Muster, an die Abfolge der Generationen, wie wir sie geplant haben. Herzog Leto Atreides wurde inhaftiert und angeklagt und steht in Gefahr, sein Leben und seinen Titel zu verlieren. Auf den ersten Blick scheint er nur ein unbedeutender Aristokrat aus einem unscheinbaren Großen Haus zu sein. Aber hast du daran gedacht, welche Katastrophe sich aus dieser Situation entwickeln könnte?«

Margot atmete tief durch, als sie sich der Zusammenhänge bewusst wurde. »Herzog Leto? Du meinst doch nicht etwa, wir brauchen ihn für...?« Sie konnte den geheimsten aller Namen nicht aussprechen – den *Kwisatz Haderach*.

»Für die nächste Generation brauchen wir Atreides-Gene!«, sagte Anirul und sprach aus, was die aufgeregten Stimmen in ihrem Kopf raunten. »Die meisten Familien wagen es nicht, Leto in dieser Angelegenheit zu unterstützen, und wir alle wissen auch, warum. Einige der wichtigen Richter könnten dazu bewegt werden, aus politischen Gründen für ihn zu entscheiden, aber niemand glaubt wirklich an Letos Unschuld. Warum sollte der junge Narr so etwas Unkluges tun? Es ist und bleibt einfach unbegreiflich.«

Margot schüttelte traurig den Kopf.

»Obwohl Shaddam öffentlich seine Neutralität erklärt hat, macht er in Privatgesprächen gegen das Haus Atreides Stimmung. Er ist auf gar keinen Fall von Letos Unschuld überzeugt«, sagte Anirul. »Doch es könnte mehr dahinterstecken. Der Kronprinz hat möglicherweise ein Interesse an den Bene Tleilax, eine Beziehung, über die er mit niemandem spricht. Hältst du das für möglich?«

»Hasimir hat mir gegenüber nichts dergleichen erwähnt.« Erst dann wurde Margot bewusst, dass sie ihn beim Vornamen genannt hatte, und blickte ihre Gefährtin lächelnd an. »Dabei teilt er durchaus einige Geheimnisse mit mir. Mit der Zeit wird auch dein Mann dir mehr anvertrauen.«

Anirul runzelte die Stirn, als sie an Shaddams und Fenrings endlose Intrigen dachte, die sie auf dem Spielfeld der Politik austrugen. »Also führen sie etwas im Schilde. Gemeinsam. Und vielleicht ist Letos Schicksal ein Teil ihres Plans.«

»Das wäre möglich.«

Anirul beugte sich auf der steinernen Bank vor, um besser durch die Rosenhecke abgeschirmt zu werden. »Margot, unsere Männer wollen aus irgendeinem Grund, dass das Haus Atreides stürzt... aber die Schwesternschaft braucht unbedingt Letos Blut für die Endphase des Programms. Er

ist unsere größte Hoffnung, und die Arbeit von Jahrhunderten hängt davon ab.«

Diesen Punkt hatte Margot Rashino-Zea nicht ganz verstanden, so dass sie Anirul mit ihren graugrünen Augen anstarrte. »Unser Bedarf an Atreides-Genen ist doch nicht davon abhängig, ob die Familie ihren Status als Hohes Haus behält.«

»Meinst du?« Geduldig erklärte Anirul ihre größte Befürchtung. »Herzog Leto hat weder Brüder noch Schwestern. Wenn er keinen Erfolg mit dem Verwirkungsverfahren hat, kann er genausogut Selbstmord begehen. Er ist ein junger Mann mit beträchtlichem Stolz, und so kurz nach dem Tod seines Vaters wäre es ein furchtbarer Schlag für ihn.«

Margot kniff skeptisch die Augen zusammen. »Dieser Leto ist eine ungewöhnlich starke Persönlichkeit. Sie wird ihn dazu treiben, in jedem Fall weiterzukämpfen.«

Drachenvögel flogen über sie hinweg und zwitscherten wie reiner Kristall. Anirul blickte in den wolkenlosen Himmel und schaute ihnen nach. »Und was ist, wenn ein rachsüchtiger Tleilaxu ihn meuchelt, selbst wenn der Imperator ihn begnadigt? Was ist, wenn ein Harkonnen die Gelegenheit sieht, einen ›Unfall‹ zu inszenieren? Leto Atreides kann es sich nicht leisten, den Schutz durch seinen Adelstitel zu verlieren. Wir müssen ihn am Leben erhalten, und zwar in seiner gegenwärtigen Machtposition.«

»Ich verstehe deine Argumente, Anirul.«

»Dieser junge Herzog muss um jeden Preis beschützt werden – und dazu müssen wir zunächst den Status seines Großen Hauses schützen. Er darf den Prozess nicht verlieren.«

»Hmm-hmmm, da könnte es eine Möglichkeit geben«, sagte Margot nachdenklich mit einem verkniffenen Lächeln. »Hasimir würde meine Idee vielleicht sogar bewundern, wenn er davon erfährt, trotz seiner instinktiven Oppositionshaltung. Natürlich dürfen wir es nicht wagen, ihm auch nur ein Sterbenswörtchen zu verraten, weder

ihm noch Shaddam. Aber es wird sämtliche Mitspieler maßlos irritieren.«

Anirul wartete schweigend ab, obwohl in ihren Augen die pure Neugier brannte. Margot rückte ein Stück näher an ihre Bene-Gesserit-Kollegin heran. »Was unseren Verdacht einer... Beziehung zu den Tleilaxu betrifft... Wir könnten ihn für einen verwinkelten Bluff benutzen. Aber lässt es sich durchführen, ohne dass wir Shaddam oder dem Haus Corrino Schaden zufügen?«

Anirul erstarrte. »Mein künftiger Ehemann – und sogar der Goldene Löwenthron – sind von sekundärer Bedeutung für unser Zuchtprogramm.«

»Natürlich hast du Recht.« Margot nickte resigniert, als wäre sie über ihre eigene Rücksichtslosigkeit schockiert. »Aber wie gehen wir vor?«

»Wir beginnen mit einer Botschaft an Leto.«

69

Die Wahrheit ist ein Chamäleon.

Zensunni-Aphorismus

Am zweiten Morgen, den Leto im Landsraad-Gefängnis auf Kaitain verbrachte, traf ein Beamter mit wichtigen Dokumenten ein, die er unterzeichnen sollte – den offiziellen Antrag auf ein Verwirkungsverfahren und Letos offiziellen Verzicht auf sämtliches Vermögen des Hauses Atreides. Es war für ihn der Augenblick der Wahrheit, an dem er seine Einwilligung in den gefährlichen Ablauf der Dinge beglaubigen musste.

Obwohl es sich unbestreitbar um eine Gefängniszelle handelte, bestand sie aus zwei Zimmern mit einer bequemen Bettcouch, einem Tisch aus poliertem Ecaz-Jakaranda, einem Filmbuch-Lesegerät und weiteren wohnlichen Einrichtungsgegenständen. Diese sogenannten Gefälligkeiten waren ihm aufgrund seiner Stellung im Landsraad gewährt worden. Kein Oberhaupt eines Großen Hauses würde jemals wie ein gewöhnlicher Verbrecher behandelt werden – zumindest nicht, bevor er durch einen ordentlichen Prozess alles verloren hatte oder wie das Haus Vernius abtrünnig wurde. Leto wusste, dass er sich möglicherweise nie wieder an solchen Annehmlichkeiten erfreuen konnte, wenn es ihm nicht gelang, seine Unschuld zu beweisen.

In seiner Zelle war es warm, das Essen war reichlich und genießbar, das Bett bequem – obwohl er kaum darin geschlafen hatte, während er sich auf seine schwere Prüfung vorbereitete. Er hatte nur wenig Hoffnung auf eine schnelle und einfache Lösung seines Falls. Der Kurier konnte nur weitere Probleme bringen.

Der Beamte, ein Gerichtsdiener mit Sicherheitsbescheini-

gung, trug die Uniform des Landsraads in Braun und Türkis mit silbernen Epauletten. Er redete Leto als »Monsieur Atreides« ohne den üblichen Adelstitel an, als wäre die Verwirkung bereits in Kraft getreten.

Leto beschloss, nicht auf diesen Fauxpas einzugehen, obwohl er offiziell solange Herzog war, bis die Urteilsdokumente von allen Richtern per Daumenabdruck besiegelt waren. Seit Bestehen des Imperiums war das Verwirkungsverfahren erst dreimal beantragt worden; in zwei Fällen hatten die Angeklagten verloren, was die völlige Auflösung ihrer Häuser zur Folge gehabt hatte.

Leto hoffte, sich trotz der ungünstigen Präzedenzlage durchsetzen zu können. Er durfte nicht zulassen, dass das Haus Atreides nur ein Jahr nach dem Tod seines Vaters zu Staub zerbröckelte. Damit würde er auf ewig als unfähigstes Oberhaupt eines Hauses seit Beginn der geschichtlichen Aufzeichnungen in die Annalen des Landsraads eingehen.

Leto, der seine schwarz-rote Atreides-Uniform trug, setzte sich an einen Tisch aus Blauplaz. Thufir Hawat, der als Mentat die Funktion seines Rechtsberaters übernommen hatte, nahm umständlich in einem Sessel neben seinem Herzog Platz. Gemeinsam studierten sie den Stapel der juristischen Dokumente. Wie die meisten offiziellen Schriftstücke des Imperiums waren die Beweisanträge und Gerichtsunterlagen auf mikrofeinen Blättern aus ridulianischem Kristall aufgezeichnet und konnten in dieser Form Jahrtausende überdauern.

Der winzige Text wurde sichtbar, wenn Leto oder Hawat die Blätter berührten. Der alte Mentat setzte seine Fähigkeit ein, sich jede Seite ins Gedächtnis einzuprägen, so dass er später alles noch einmal durchgehen und den Sinn der Worte verinnerlichen konnte. Die Dokumente schrieben exakt vor, wie die Vorbereitungen und der eigentliche Prozess ablaufen sollten. Jede Seite trug die Identitätsmarkierungen verschiedener Gerichtsbeamter, einschließlich Letos Anwälten.

Wie es das unorthodoxe Verfahren vorsah, war die ge-

samte Besatzung der Atreides-Fregatte freigelassen worden, damit sie ungehindert nach Caladan zurückkehren konnte. Doch viele treue Anhänger waren auf Kaitain geblieben, um ihren Herzog zumindest durch ihre Anwesenheit zu unterstützen. Jede individuelle oder kollektive Schuld war nun vollständig auf Herzog Atreides als verantwortlichen Befehlshaber übergegangen. Außerdem hatte man garantiert, dass die Vernius-Kinder weiterhin nicht belangt wurden, unabhängig vom künftigen Status des Hauses. Selbst beim schlimmsten Ausgang des Prozesses konnte sich Leto mit diesem kleinen Sieg trösten. Seinen Freunden würde – juristisch – nichts geschehen.

Nach den Bestimmungen des Verwirkungsverfahren – die selbst seine Mutter aus ihrer Verbannung im Kloster der Einsamen Schwestern nicht widerrufen konnte – übertrug Herzog Leto das gesamte Vermögen seiner Familie (einschließlich der Atomwaffen des Hauses und der Verwaltung des Planeten Caladan) an das Forum des Landsraads, während er sich auf den Prozess vor seinen Peers vorbereitete.

Einen Prozess, dessen Ausgang zweifellos von außen manipuliert werden sollte.

Ob er nun gewann oder verlor – Leto hatte in jedem Fall einen Krieg verhindert und Milliarden Menschen das Leben gerettet. Seine Handlungsweise war völlig richtig gewesen, ganz gleich, welche Konsequenzen sich daraus für ihn selbst ergaben. Der alte Herzog Paulus hätte sich in dieser Situation nicht anders entschieden.

»Ja, Thufir, alles ist korrekt«, sagte Leto und legte die letzte Seite aus schimmerndem ridulianischem Kristall zurück. Er zog seinen herzoglichen Siegelring vom Finger, riss sich das rote Falkenwappen von der Uniform und überreichte beides dem Gerichtsdiener. Es fühlte sich an, als hätte er sich diese Dinge aus dem eigenen Leib gerissen.

Wenn er sein gefährliches Spiel verlor, würde Caladan im Landsraad meistbietend versteigert, während die Bürger der wasserreichen Welt nur hilflos zuschauen konnten.

Jetzt hatte er nichts mehr, und seine Zukunft hing in der Schwebe. *Vielleicht wird Caladan den Harkonnens zugeschoben,* dachte Leto gequält, *aus reiner Boshaftigkeit.*

Der Gerichtsdiener reichte ihm einen Magnetstift. Leto drückte den Zeigefinger an die weiche Seite des kleinen Schreibinstruments und unterzeichnete die kristallenen Dokumente in ausladenden, fließenden Zügen. Auf dem obersten Blatt spürte er das leise Knistern statischer Elektrizität – sofern er es sich in seiner Besorgnis nicht nur einbildete. Der Gerichtsdiener setzte darauf seinen eigenen Daumenabdruck unter die Schriftstücke, um den ordnungsgemäßen Ablauf zu bezeugen. Mit offensichtlichem Widerstreben tat Hawat dasselbe.

Als der Gerichtsdiener mit wirbelnden Gewändern gegangen war, verkündete Leto quer über den Tisch: »Jetzt bin ich ein ganz gewöhnlicher Bürger ohne Titel oder Lehen.«

»Aber nur, bis wir gesiegt haben«, sagte Hawat. Mit der Andeutung eines Zitterns in der Stimme fügte er hinzu: »Ganz gleich, wie es ausgeht, für mich werden Sie immer mein verehrter Herzog bleiben.«

Dann ging der Mentat wieder in der Zelle auf und ab, wie ein gefangener Sumpfpanther. Er blieb mit dem Rücken zum kleinen Fenster stehen, das auf die weite schwarze Ebene eines Nebengebäudes des Kaiserpalasts hinausging. Die Morgensonne, die durch das Fenster schien, zeichnete einen dunklen Schatten auf Hawats Gesicht.

»Ich habe die offiziellen Beweise studiert, die Daten, die in der Ladebucht des Heighliners ermittelt wurden, und die Aussagen der Augenzeugen. Ich stimme mit Ihren Anwälten überein, dass es sehr schlecht für Sie aussieht, Mylord. Also müssen wir mit der Voraussetzung beginnen, dass Sie diese Tat in keiner Weise angestiftet haben.«

Leto seufzte. »Thufir, wenn *Sie* mir nicht glauben, haben wir vor dem Gericht des Landsraads nicht die geringste Chance.«

»Ich betrachte Ihre Unschuld als Tatsache. Nun gibt es mehrere Möglichkeiten, die ich nach zunehmender Wahr-

scheinlichkeit auflisten werde. Unwahrscheinlich, aber nicht ausgeschlossen wäre zunächst die Möglichkeit, dass das Tleilaxu-Schiff durch einen Unfall vernichtet wurde.«

»Das wird uns niemand glauben. Geben Sie mir etwas Besseres, Thufir.«

»Dann wäre denkbar, dass die Tleilaxu ihr Schiff selbst gesprengt haben, um Sie zu belasten. Wir wissen, wie wenig bei ihnen ein Menschenleben gilt. Die Besatzung des zerstörten Schiffes bestand vielleicht nur aus Gholas und wäre damit entbehrlich. In ihren Axolotl-Tanks können sie jederzeit neue Duplikate heranzüchten.«

Hawat legte die Finger zusammen. »Das Problem liegt jedoch im mangelnden Motiv. Würden die Tleilaxu einen so komplexen und verabscheuungswürdigen Plan aushecken, nur um sich an Ihnen zu rächen, weil Sie die Vernius-Kinder aufgenommen haben? Was könnten sie damit bezwecken?«

»Vergessen Sie nicht, dass ich vor dem Landsraad unmissverständlich ausgesprochen habe, was ich von ihnen halte. Also dürften sie mich ebenfalls als ihren Feind betrachten.«

»Ich glaube trotzdem nicht, dass sie sich dadurch so sehr provozieren ließen, Mylord. Nein, hier geht es um etwas Größeres. Schließlich war der Übeltäter sogar bereit, einen umfassenden Krieg in Kauf zu nehmen.« Er hielt inne, dann fügte er hinzu: »Ich habe keine Vorstellung, was die Bene Tleilax sich davon versprechen könnten, das Haus Atreides zu erniedrigen oder zu zerstören. Für die Tleilaxu sind Sie bestenfalls ein peripherer Gegner.«

Leto quälte sich selbst mit dem Rätsel ab, aber wenn sogar der Mentat keine besseren Hinweise fand, wäre ein einfacher Herzog erst recht nicht in der Lage, solch subtile Spuren weiterzufolgen. »Gut, wie sehen die anderen Möglichkeiten aus?«

»Vielleicht... ixianische Sabotage. Der Plan eines ixianischen Renegaten, der sich an den Tleilaxu rächen wollte. Ein törichter Versuch, dem verbannten Dominic Vernius zu

helfen. Es wäre sogar möglich, dass Dominic selbst dahintersteckt, obwohl man nichts mehr von ihm gehört hat, seit er untergetaucht ist.«

Leto versuchte diese Überlegungen zu verdauen, aber er scheiterte an der praktischen Frage. »Sabotage? Aber wodurch?«

»Schwer zu sagen. Die inneren Verwüstungen des Tleilaxu-Schiffs deuten auf ein Multiphasen-Projektil hin. Dieser Verdacht wird durch die Analyse der chemischen Rückstände bestätigt.«

Leto lehnte sich im unbequemen Stuhl zurück. »Aber wie? Wer könnte ein solches Projektil abgefeuert haben? Vergessen wir nicht, dass die Zeugen behaupten, gesehen zu haben, wie die Schüsse aus der Richtung unserer Fregatte abgegeben wurden. Kein anderes Schiff hat sich in unserer unmittelbaren Nähe aufgehalten. Sie haben genauso wie ich alle Vorgänge verfolgt, Hawat. Unser Schiff war als einziges nahe genug.«

»Die wenigen Antworten, die ich anzubieten hätte, sind extrem unwahrscheinlich, Mylord. Ein kleines Kampfschiff könnte ein solches Projektil abgefeuert haben, aber es wäre uns in keinem Fall entgangen. Wir haben nichts Derartiges beobachtet. Selbst wenn eine Person mit einem Schutzanzug eine Frachtschleuse geöffnet hätte, wäre das nicht unbemerkt geblieben, so dass tragbare Geschütze nicht infrage kommen. Außerdem darf während des Transits durch den Warpraum niemand die Schiffe verlassen.«

»Ich bin kein Mentat, Thufir... aber irgendwie riecht die Sache nach den Harkonnens«, sinnierte Leto, während er mit dem Finger kleine Kreise auf der glatten, kühlen Oberfläche des Blauplaz-Tisches zeichnete. Er musste nachdenken, er durfte nicht den Mut verlieren.

Hawat gab ihm eine präzise Analyse. »Wenn ein Verbrechen begangen wird, gibt es drei wichtige Spuren, die unweigerlich zum Verursacher führen: Geld, Macht oder Rache. Dieser Zwischenfall wurde hinterhältig geplant und hatte die Auslöschung des Hauses Atreides zum Ziel – viel-

leicht hängt er sogar mit der Intrige zusammen, durch die Ihr Vater das Leben verlor.«

Leto gab einen schweren Stoßseufzer von sich. »Unsere Familie hatte ein paar ruhige Jahre, als Dmitri Harkonnen und sein Sohn Abulurd gewillt schienen, uns in Frieden zu lassen. Jetzt befürchte ich, dass die alte Fehde wieder ausgebrochen ist. Wie ich höre, ist der Baron entzückt.«

Der Mentat lächelte grimmig. »Genau daran habe ich auch gedacht, Mylord. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, *wie* sie eine solche Aktion aus dem Hinterhalt durchgeführt haben sollen, während alle anderen Schiffe zusehen konnten. Einen solchen Verdacht vor dem Landsraad zu beweisen, dürfte noch viel schwieriger sein.«

Ein Wachmann erschien vor dem Kraftfeld, das die Zelle absicherte, und trat ein, ein kleines Paket in der Hand. Ohne ein Wort zu sagen oder Leto auch nur anzusehen, stellte er das Paket auf den Tisch und ging wieder.

Hawat untersuchte es mit einem Scanner. »Ein Nachrichtenwürfel«, sagte er schließlich. Der Mentat bedeutete Leto, ein Stück zurückzutreten, und entfernte die Verpackung, unter der ein dunkler Gegenstand zum Vorschein kam. Er entdeckte keinerlei Markierungen, keinen Hinweis auf den Absender, aber es schien sich um etwas Wichtiges zu handeln.

Leto hob den Würfel auf, der seinen Daumenabdruck identifizierte und aufleuchtete. Worte zogen vor seinem Gesicht vorbei, auf seine Augenbewegungen abgestimmt. Zwei Sätze, deren brisanter Informationsgehalt Bände sprach.

»Kronprinz Shaddam hält an einer geheimen und illegalen Allianz mit den Bene Tleilax fest, die von seinem Vater geschlossen wurde. Diese Information könnte für Ihre Verteidigung wertvoll sein – wenn Sie es wagen, sie zu verwenden.«

»Thufir! Schauen Sie sich das an!« Aber die Worte verflüchtigten sich, bevor er den Text ins Gesichtsfeld des Mentaten bringen konnte. Im nächsten Moment zerbröckelte der Nachrichtenwürfel in seiner Hand zu feinem Staub. Leto

hatte keine Ahnung, wer ihm eine solche Bombe geschickt haben könnte. *Ist es möglich, dass ich auf Kaitain heimliche Verbündete habe?*

Letos Unbehagen wurde so groß, dass er zu den Handzeichen der Atreides wechselte, der Geheimsprache, die Herzog Paulus den vertrauenswürdigsten Mitgliedern seines Hauses beigebracht hatte. Die Miene des jungen Mannes verfinsterte sich, als er berichtete, was er gelesen hatte, und fragte, wer die Botschaft geschickt haben könnte.

Der Mentat dachte nur kurz nach, dann antwortete er mit fliegenden Händen: »Die Tleilaxu sind nicht für ihre militärische Schlagkraft bekannt, aber die Verbindung könnte erklären, warum sie so mühelos die Ixianer und ihre Verteidigungseinrichtungen überwältigen konnten. Vielleicht wird die unterworfene Bevölkerung sogar durch Sardaukar in Schach gehalten.« Thufir schloss: »Shaddam ist irgendwie darin verwickelt und zweifellos nicht daran interessiert, dass diese Tatsache publik wird.«

Letos Finger fragten: »Aber was hat das mit dem Angriff im Heighliner zu tun? Ich sehe keine Verbindung.«

Hawat schürzte die rotfleckigen Lippen und sprach in heiserem Flüstern: »Vielleicht gibt es gar keine. Aber das könnte völlig egal sein, solange wir diese Information benutzen können, wenn es keinen anderen Ausweg mehr für uns gibt. Ich schlage einen Bluff vor, Mylord. Einen spektakulären, verzweifelten Bluff.«

70

In einem Verwirkungsverfahren gelten nicht die gewohnten Regeln der Beweisführung. Es besteht keine Notwendigkeit, die Beweise vor Beginn der Verhandlung der Gegenpartei oder dem Gericht vorzulegen. Dadurch gerät jede Person mit geheimen Informationen in eine außergewöhnlich mächtige Position - quasi als Ausgleich für die extremen Risiken dieses Verfahrens.

Rogans Regeln der Beweisführung, 3. Ausgabe

Als Kronprinz Shaddam überrascht den Nachrichtenwürfel von Leto Atreides las, färbte sich sein Gesicht rot vor Wut.

»Kronprinz, meine Verteidigungsunterlagen enthalten eine vollständige Offenlegung Ihrer Beziehungen zu den Tleilaxu.«

»Unmöglich! Wie kann er davon wissen?« Shaddam stieß einen wüsten Fluch aus und schleuderte den Würfel so heftig gegen die Wand, dass im blau geäderten Marmor eine Scharte zurückblieb. Fenring eilte vor und sammelte die Bruchstücke ein, damit keine Beweise verloren gingen. Shaddam funkelte zornig seinen Berater an, als wäre das alles auf irgendeine Weise Fenrings Schuld.

Es war früh am Abend, und die beiden hatten den Palast verlassen, um Fenrings privates Penthouse aufzusuchen und sich einige Augenblicke der Ruhe zu gönnen. Jetzt lief Shaddam gehetzt durch den Raum, während Fenring ihm wie ein flüchtiger Schatten folgte. Obwohl Shaddam noch nicht offiziell gekrönt war, ließ er sich auf dem Balkon in einem schwerem Sessel nieder, als wäre es ein Thron. Mit der Zurückhaltung eines hohen Herrschers fasste der Kronprinz seinen Freund ins Auge. »Nun, Hasimir, was glaubst

du, wie mein Cousin von den Tleilaxu erfahren haben könnte? Welche Beweise hat er in der Hand?«

»Hm-hmmm, vielleicht blufft er nur...«

»Es ist sehr unwahrscheinlich, dass es eine Mutmaßung ist, mit der er zufällig ins Schwarze getroffen hat. Selbst wenn es nur ein Bluff sein sollte, dürfen wir es nicht darauf ankommen lassen. Wir können das Risiko nicht eingehen, dass vor dem Gericht des Landsraads die Wahrheit ans Tageslicht kommt.« Shaddam stöhnte gequält auf. »Dieses ganze Verwirkungsverfahren gefällt mir überhaupt nicht. Es hat mir noch nie gefallen. Dadurch verliert der Thron des Imperators jeden Einfluss auf die Neuverteilung des Vermögens eines Großen Hauses. Dadurch verliere *ich* jeden Einfluss! Ich halte dieses Verfahren für äußerst respektlos!«

»Aber du kannst nichts dagegen tun. Es ist ein altehrwürdiges Gesetz, das auf die Epoche Butlers zurückgeht, als das Haus Corrino bestimmt wurde, über die Zivilisationen der Menschheit zu herrschen. Tröste dich mit dem Gedanken, dass das Verwirkungsrecht in den vielen Jahrtausenden, die seitdem vergangen sind, erst viermal in Anspruch genommen wurde, hmmm? Wie es scheint, erfreut sich dieses Spiel um Alles oder Nichts keiner großen Beliebtheit.«

Shaddams Laune besserte sich nicht, als er geistesabwesend zu den prismatischen Kuppeln des fernen Palasts vor dem Abendhimmel blickte. »Aber wie konnte er davon erfahren? Wer hat geplaudert? Was ist uns entgangen? Es ist eine Katastrophe!«

Fenring blieb an der Brüstung des Balkons stehen und schaute mit seinen großen, eng beieinander stehenden Augen auf die Sterne. Er senkte die Stimme zu einem bedrohlichen Flüstern. »Vielleicht sollte ich Leto Atreides einen Besuch in seiner Zelle abstatten, hmmm-ähh? Um herauszufinden, wie viel er weiß und wie er davon erfahren hat. Das ist die offensichtlichste Lösung für unser kleines Dilemma.«

Shaddam ließ sich im Stuhl zusammensinken, aber dann spürte er die Härte der Rückenlehne. »Der Herzog wird dir

nichts verraten. Er hat viel zu viel zu verlieren. Vielleicht klammert er sich nur an einen Strohhalm, aber ich habe keinen Zweifel, dass er bereit ist, seine Drohung wahr zu machen.«

Fenrings große Augen glitzerten. »Wenn ich Fragen stelle, Shaddam, bekomme ich die Antworten, die ich haben will.« Er ballte die Hände zu Fäusten. »Das sollte dir inzwischen bewusst sein, nach allem, was ich für dich getan habe.«

»Dieser Mentat, Thufir Hawat, wird nicht einen Augenblick von Letos Seite weichen, und er ist ein nicht zu unterschätzender Kämpfer. Man bezeichnet ihn als Meister der Assassinen.«

»Das ist zufällig auch mein Fachgebiet. Wir müssen nur dafür sorgen, dass sie voneinander getrennt werden. Wenn du es befiehlst, werde ich mich um alles weitere kümmern.« Er war geradezu begierig auf einen neuen Mordauftrag, und das Vergnügen wurde durch die besondere Herausforderung noch gesteigert. Fenrings Augen leuchteten dunkel, aber Shaddam pfiff ihn zurück.

»Wenn er nur halb so klug ist, wie er zu sein scheint, Hasimir, wird er jede Menge Sicherheitsgarantien für sich ausgehandelt haben. Und sobald er eine Gefahr wittert, könnte er bekannt geben, was immer er weiß. Möglicherweise hat er sich zusätzlich abgesichert – vor allem, wenn er von Anfang an diesen Plan verfolgt hat.«

... vollständige Offenlegung Ihrer Beziehungen zu den Tleilaxu...

Eine kühle Brise wehte über den Balkon, aber er zog sich nicht ins Zimmer zurück. »Wenn etwas über unser... Projekt... herauskommt, könnten die Großen Häuser mir den Thron verweigern, und der Landsraad könnte ein Truppenkontingent nach Ix entsenden.«

»Der Planet heißt jetzt Xuttah«, murmelte Fenring.

»Ist mir egal, wie man ihn nennt.«

Der Kronprinz fuhr mit einer Hand durch sein rötliches, mit Pomade gestärktes Haar. Die kurze Textbotschaft des

gefangenen Atreides hatte ihn tiefer erschüttert als eine Revolte auf hundert Welten. Er fragte sich, wie der alte Elrood darauf reagiert hätte. Wäre es für ihn schlimmer als die große Revolte im Ecaz-Sektor zu Beginn seiner Herrschaft gewesen?

Schau zu und lerne.

Sei endlich still, alter Geier!

Shaddam runzelte die Stirn. »Denk einmal darüber nach, Hasimir. Das alles ist viel zu offensichtlich. Besteht auch nur die geringste Möglichkeit, das Herzog Leto gar nicht die Tleilaxu-Schiffe zerstört hat?«

Fenring strich sich mit einem Finger über das spitze Kinn. »Das bezweifle ich. Die Zeugen haben beobachtet, wie von dem Atreides-Schiff aus gefeuert wurde, und Leto hat keinen Hehl aus seinem Zorn gegenüber den Bene Tleilax gemacht. Denk nur an seine Rede vor dem Landsraad. *Er ist schuldig.* Niemand kann vom Gegenteil überzeugt sein.«

»Ich würde meinen, dass selbst ein Sechzehnjähriger in der Lage wäre, subtiler vorzugehen. Und warum sollte er sich dann dem völlig unangemessenen Risiko eines Verwirkungsverfahrens aussetzen?« Shaddam hasste es, wenn er Menschen und ihre Handlungsweise nicht verstand.

Fenring erlaubte sich eine längere Pause, bevor er seine Bombe platzen ließ. »Vielleicht weil Leto die ganze Zeit wusste, dass er dir diese Botschaft schicken würde.« Er deutete auf die Trümmer des Nachrichtenwürfels. Er musste ausdrücklich auf solche offensichtlichen Tatsachen hinweisen, weil Shaddam im Zorn häufig jede Vernunft vergaß. Und er musste schnell weiterreden.

»Vielleicht rollst du die Sache vom falschen Ende her auf. Es könnte sein, dass Leto die Tleilaxu in voller Absicht angegriffen hat, weil er wusste, dass er den Zwischenfall als Vorwand nutzen konnte, um ein Verwirkungsverfahren zu fordern – um vor dem versammelten Gericht des Landsraads offenlegen zu können, was er über uns weiß. In aller Öffentlichkeit, während das gesamte Imperium zuhört.«

»Aber warum? *Warum?*« Shaddam errötete verwirrt und musterte seine manikürten Fingernägel. »Was hat er gegen mich? Ich bin sein Cousin!«

Fenring seufzte. »Leto Atreides ist eng mit dem verbannten Prinzen von Ix befreundet. Wenn er von unserer Beteiligung am Umsturz und der Arbeit der Tleilaxu am synthetischen Gewürz erfahren hat, wäre das für ihn ein mehr als hinreichendes Motiv. Von seinem Vater hat er ein törichtes, aber starkes Ehrgefühl geerbt. Wie wäre es damit: Leto hat es sich in den Kopf gesetzt, die Bene Tleilax zu bestrafen. Aber wenn wir ihn jetzt vor den Landsraad treten lassen, wird er alles über unsere Intrige ausplaudern und uns mit in den Abgrund reißen. Eine ganz einfache Sache, hmmm? Er hat das Verbrechen begangen, während er die ganze Zeit wusste, dass wir gezwungen sein würden, ihn zu schützen... um uns selbst zu schützen. Es gelingt ihm in jedem Fall, uns zu bestrafen. Wenigstens hat er uns einen Ausweg gelassen.«

»Ja... aber das ist doch...«

»Erpressung?«

Shaddam sog scharf den Atem ein. »Dieser verdammte Kerl!« Jetzt stand er auf und wirkte wieder wie ein Herrscher. »Ich verfluche ihn! Wenn du Recht hast, Hasimir, bleibt uns keine andere Wahl, als ihm zu helfen.«

71

Das geschriebene Gesetz des Imperiums kann nicht geändert werden, ganz gleich, welches Große Haus die Herrschaft innehat oder wer auf dem Goldenen Löwenthron sitzt. Die Verfassung des Imperiums wurde auf Jahrtausende festgelegt. Das bedeutet nicht, dass jede Regierung in juristischer Hinsicht identisch ist; die Variationen lassen sich auf Abweichungen in der Interpretation zurückführen sowie auf winzigste Schlupflöcher, die irgendwann so sehr geweitet wurden, dass ein Heighliner hindurchpasst.

Gesetze des Imperiums:
Kommentare und Widerlegungen

Leto lag auf der Bettcouch in seiner Zelle und spürte das warme Pulsieren des Massagemechanismus, der seine angespannten Muskeln in Genick und Rücken bearbeitete. Er wusste immer noch nicht, was er tun sollte.

Bisher hatte er noch keine Antwort vom Kronprinzen erhalten, so dass Leto nun davon überzeugt war, dass sein gewagter Bluff nicht funktionieren würde. Sein Plan beruhte einzig auf der geheimen Botschaft, deren eigentliche Bedeutung er immer noch nicht verstand. Stattdessen hatten er und sein Mentat in den folgenden Stunden über ihre Verteidigungsstrategie und die Notwendigkeit, sich auf ihr eigenes Geschick verlassen zu müssen, diskutiert.

Er war von persönlichen Dingen umgeben, die ihm die Zeit des Wartens, des Nachdenkens und der Langeweile erleichtern sollten: Filmbücher, elegante Kleidung, Schreibinstrumente, sogar Kuriere, die draußen vor der Zelle warteten, um Botschaften an jeden Empfänger zu überbringen,

den er wählte. Jeder wusste, wie viel bei diesem Prozess auf dem Spiel stand, und nicht jeder auf Kaitain wollte, dass Leto ihn gewann.

Infolge des juristischen Verfahrens, auf das er sich eingelassen hatte, gehörten ihm diese persönlichen Dinge eigentlich gar nicht mehr, doch es war zumindest ein gewisser Trost, dass er sie weiterhin benutzen durfte. Die Filmbücher und die Kleidung gaben ihm ein gewisses Gefühl der Beständigkeit, sie stellten eine Verbindung zu dem her, was er inzwischen als sein »früheres Leben« bezeichnete. Seit dem mysteriösen Angriff an Bord des Heighliners lebte er in einem Zustand des Chaos.

Letos ganze Zukunft, das Schicksal seines Hauses und sein Besitz auf Caladan hing allein vom Ausgang des Verwirkungsverfahrens ab. Es ging um Alles oder Nichts. Wenn er versagte, fiel sein Großes Haus noch tiefer als die Renegaten der Familie Vernius. Das Haus Atreides würde aufhören zu existieren.

Wenigstens, dachte er mit gezwungener Ironie, *muss ich mir dann keine Gedanken mehr über das Arrangement einer Hochzeit machen und wie ich damit meine Beziehungen innerhalb des Landsraads verbessere.* Er stieß einen schweren Seufzer aus, als er an die rothaarige Kailea und ihre Träume von einer Zukunft dachte, die ihr nun verwehrt bleiben würde. Wenn er Titel und Besitz verloren hatte, konnte Leto Atreides sie heiraten, ohne auf dynastische oder politische Aspekte Rücksicht nehmen zu müssen... aber würde sie ihn angesichts ihrer Träume von Kaitain und dem imperialen Hof überhaupt noch wollen, wenn er kein Herzog mehr war?

Irgendwie gelingt es mir, in jeder Situation einen Vorteil zu entdecken, hatte Rhombur einmal gesagt. Im Augenblick könnte er etwas mehr vom Optimismus seines Freundes gebrauchen.

Am überladenen Blauplaz-Tisch saß Thufir Hawat in tiefer Konzentration und blätterte Holoseiten durch, die vor seinen Augen projiziert wurden – eine Zusammenstellung

von Beweisen, die man vermutlich gegen Leto verwenden würde, und Analysen des Landsraad-Rechts. Diese Informationen beruhten auf der Arbeit der Atreides-Anwälte und der Projektionen, die Hawat persönlich angestellt hatte.

In diesem Fall gab es ausschließlich Indizienbeweise, die jedoch höchst überzeugend wirkten, angefangen von Letos wütender Rede vor dem Forum des Landsraads. Da er den Tleilaxu bereits verbal den Krieg erklärt hatte, gab es für ihn ein offensichtliches Motiv.

»Es läuft alles auf einen Schuldspruch hinaus, nicht wahr?«, sagte Leto. Er setzte sich im schwankenden Bett auf, worauf die Massageeinheit automatisch eine Pause einlegte.

Hawat nickte. »Die Beweise sind erdrückend, Mylord. Und es kommen ständig neue hinzu. Im Verlauf der Ermittlungen wurden die Geschütze unserer Kampfgondeln überprüft, und man stellte fest, dass Multiphasen-Projektile abgefeuert wurden. Ein äußerst belastender Umstand.«

»Thufir, wir beide wissen, dass die Projektile wirklich abgefeuert wurden. Das haben wir gleich zu Anfang angegeben. Rhombur und ich haben auf Übungsdrohnen geschossen, kurz bevor der Heighliner in den Warpraum ging. Jedes Mitglied unserer Besatzung kann das bezeugen.«

»Aber die Richter glauben uns vielleicht nicht. Diese Erklärung klingt viel zu offensichtlich, als wäre es ein konstruiertes Alibi. Sie werden denken, wir hätten die Übung nur durchgeführt, um eine Erklärung für den Waffeneinsatz zu haben, weil wir genau wussten, dass wir später auf die Tleilaxu feuern würden. Ein ziemlich einfacher Trick.«

»Sie waren schon immer gut in verzwickten Details«, sagte Leto mit einem sanften Lächeln. »Das macht Ihre Ausbildung beim Sicherheitskorps. Sie grübeln immer wieder über alles nach, untersuchen die Dinge von allen Seiten, kalkulieren und extrapolieren.«

»Nur das kann uns jetzt weiterhelfen, Mylord.«

»Aber vergessen Sie nicht, dass wir die *Wahrheit* auf un-

serer Seite haben – und die ist eine mächtige Verbündete. Mit erhobenem Kopf werden wir vor das Tribunal treten und alles schildern, was geschehen ist – insbesondere das, was *nicht* geschehen ist. Sie müssen uns einfach glauben, sonst werden all die Jahrhunderte der Ehre und Aufrichtigkeit der Atreides nichts mehr bedeuten.«

»Ich wünsche mir, ich hätte Ihre Kraft... Ihren Optimismus«, erwiderte Hawat. »Sie wirken bemerkenswert ruhig und gefasst.« Ein bittersüßer Ausdruck trat auf sein wettergegerbtes Gesicht. »Ihr Vater hat Sie gut unterrichtet. Er wäre sehr stolz auf Sie.« Er schaltete den Holoprojektor aus, und die Seiten mit den juristischen Texten lösten sich buchstäblich in Luft auf. »Unter den Richtern und stimmberechtigten Mitgliedern der Landsraad-Jury gibt es in der Tat einige, die vermutlich an Ihre Unschuld glauben werden, dank langjähriger guter Beziehungen.«

Leto lächelte, aber ihm entging nicht, wie unwohl sich der Mentat fühlte. Er stellte die nackten Füße auf den Boden und erhob sich vom Bett. In seinem blauen Gewand ging er auf und ab. Als er einen kalten Schauder verspürte, stellte er die Temperatur der Zelle etwas höher ein. »Es werden noch mehr davon überzeugt sein, wenn ich meine Aussage gemacht und die Beweise vorgelegt habe.«

Hawat bedachte Leto mit einem Blick, als wäre er wieder ein kleines Kind. »Zumindest können wir davon ausgehen, dass die meisten Ihrer Verbündeten allein schon deshalb für Ihren Freispruch stimmen werden, weil sie die Tleilaxu verachten. Ob sie nun glauben, dass Sie die Schiffe zerstört haben oder nicht, für sie zählt in erster Linie, dass Sie einer respektierten Landsraad-Familie entstammen. Sie sind einer von ihnen, und man würde Sie niemals bestrafen wollen, damit die Bene Tleilax schließlich doch noch triumphieren können. Mehrere Häuser haben uns ihre Unterstützung zugesagt, aus Respekt vor Ihrem Vater. Mindestens ein Richter war von der Kühnheit Ihrer Einführungsrede vor dem Forum des Landsraads tief beeindruckt.«

»Aber trotzdem glaubt jeder, ich hätte so etwas Schreck-

liches getan?« Leto schüttelte niedergeschlagen den Kopf. »Diese anderen Gründe sind doch völlig nebensächlich.«

»Die meisten kennen Sie noch nicht. Für diese Leute sind Sie kaum mehr als ein kleiner ungestümer Junge. Vorläufig müssen wir uns größere Sorgen wegen des Urteils machen als wegen der Gründe. Selbst wenn Sie den Prozess gewinnen, werden Sie viele Jahre brauchen, um Ihren Ruf wiederherzustellen.«

»Und wenn ich verliere, ist das meine geringste Sorge.«

Hawat nickte, während er wie ein Monolith dastand. »Es gibt keine festen Regeln für ein Verwirkungsverfahren. Es ist ein offenes Forum ohne Regeln der Beweisführung oder des Prozessablaufs, ein Rahmen ohne bestimmtes Bild. Wir müssen dem Gericht nicht vorher bekannt geben, welche Beweise wir vorlegen wollen – genauso wie die Gegenpartei. Wir wissen nicht, welche Lügen unsere Gegner möglicherweise vorbringen oder welches Belastungsmaterial sie gefälscht haben. Wir können uns nicht auf die angeblichen Beweise der Tleilaxu oder die Aussagen ihrer Zeugen vorbereiten. Machen Sie sich darauf gefasst, dass viele hässliche Dinge über das Haus Atreides ausgesprochen werden.«

Als er ein Geräusch hörte, sah Leto, wie ein Wachmann das summende Kraftfeld abschaltete, um Rhombur in die Zelle zu lassen. Der ixianische Prinz trug ein weißes Hemd mit einer Vernius-Helix am Kragen. Sein Gesicht war von einer Trainingsstunde gerötet, sein Haar noch von der Dusche feucht. An seiner rechten Hand glitzerte der Ring mit dem Feuerjuwel.

Leto dachte an die Ähnlichkeit ihrer Situation, dass sein Haus wie das seines Freundes in ernsthafte Schwierigkeiten geraten war und kurz vor der drohenden Auslöschung stand. Rhombur, der vorübergehend unter dem Schutz des Gerichts stand, kam jeden Tag um die gleiche Zeit zu Besuch.

»Wie war das Training?«, fragte Leto und zwang sich trotz Hawats Pessimismus zu einem herzlichen Tonfall.

»Heute habe ich die Maschine geschlagen«, erwiderte

Rhombur mit einem schelmischen Grinsen. »Offensichtlich wurde sie von einem der nicht so ehrenwerten Kleinen Häuser gebaut. Keine Qualitätskontrolle. Auf gar keinen Fall mit ixianischen Produkten zu vergleichen.« Leto lachte, während er und Rhombur zum imperialen Gruß die Fingerspitzen ineinander verschränkten.

Rhombur kratzte sich am feuchten, zerzausten Haar. »Die harten Trainingsstunden helfen mir beim Nachdenken. In diesen Tagen ist es schon schwierig genug, sich auf irgendetwas zu konzentrieren. Ach ja, meine Schwester wünscht dir alles Gute und viel Erfolg. Heute ist ein Kurier von Caladan eingetroffen. Ich dachte mir, es heitert dich vielleicht auf, wenn ich es dir ausrichte.«

Als er wieder ernst wurde, waren plötzlich die Spuren seines langen Leidens und der ständigen Belastungen zu erkennen, die den sechzehnjährigen Jungen viel zu schnell hatten erwachsen werden lassen. Leto wusste, dass sein Freund sich Sorgen machte, was aus Kailea und ihm wurde, wenn das Haus Atreides diesen Prozess verlor... zwei große Adelsfamilien, die innerhalb eines erschreckend kurzen Zeitraums vernichtet wurden. Vielleicht würden sich Rhombur und Kailea auf die Suche nach ihrem verbannten Vater machen...

»Thufir und ich haben gerade über die Chancen unseres Verfahrens diskutiert«, sagte Leto. »Oder wie er es ausdrücken würde, über die nicht vorhandenen Chancen.«

»So würde ich es nicht formulieren, Mylord«, widersprach Hawat.

»Nun, ich bringe jedenfalls gute Neuigkeiten«, verkündete Rhombur. »Die Bene Gesserit möchten für den Prozess ihre Hellseherinnen zur Verfügung stellen. Diese Ehrwürdigen Mütter können jeden Lügner überführen.«

»Ausgezeichnet«, sagte Leto. »Sie werden das gesamte Problem in kürzester Zeit aufklären. Sobald ich spreche, werden sie bezeugen, dass ich die Wahrheit sage. Macht man es uns wirklich so einfach?«

»Normalerweise ist die Aussage einer Hellseherin in einem

Prozess unzulässig«, warnte Thufir. »Vielleicht macht man in diesem Fall eine Ausnahme, aber das bezweifle ich. Die Hexen verfolgen ihre eigenen Interessen, daher postulieren Rechtsexperten, dass sie grundsätzlich bestechlich sind.«

Leto blinzelte überrascht. »Bestechlich? Dann scheinen sie nicht viele Ehrwürdige Mütter zu kennen.« Dennoch dachte er gründlicher über diesen Punkt nach. »Apropos Interessen... Aus welchem Grund sollten die Bene Gesserit ein solches Angebot machen? Was versprechen Sie sich davon, wenn meine Unschuld festgestellt wird – oder meine Schuld?«

»Seien Sie vorsichtig, Mylord«, sagte Hawat.

»Es wäre zumindest den Versuch wert«, sagte Rhombur. »Selbst wenn das Zeugnis einer Hellseherin nicht verbindlich ist, würde sie Letos Version der Ereignisse stärkeres Gewicht verleihen. Du und alle Personen aus deiner Umgebung – einschließlich Thufir, mir, der Fregattenbesatzung und selbst deiner Diener von Caladan – können von Wahrsagerinnen überprüft werden. Und wir wissen, dass alle Geschichten übereinstimmen müssen. Sie werden auch den letzten Zweifel an deiner Unschuld ausräumen.« Er grinste. »Wir werden schneller wieder auf Caladan sein, als du ahnst.«

Hawat war immer noch nicht überzeugt. »Wer genau hat sich mit Ihnen in Verbindung gesetzt, junger Prinz? Welche Bene Gesserit hat Ihnen dieses *großzügige* Angebot gemacht? Und was hat sie als Gegenleistung verlangt?«

»Sie... äh... hat überhaupt nichts verlangt«, sagte Rhombur überrascht.

»Vielleicht *noch* nicht«, entgegnete Hawat. »Diese Hexen planen in langen Zeiträumen.«

Der ixianische Prinz kratzte sich an der Schläfe. »Sie heißt Margot. Sie gehört zu Lady Aniruls Gefolge und hält sich wegen der Hochzeit mit dem Imperator hier auf, wie ich vermute.«

Leto schnappte nach Luft, als er plötzlich eine Idee hatte. »Der Imperator wird eine Bene Gesserit heiraten. Also

steckt vielleicht Shaddam dahinter. Ist das seine Reaktion auf unsere Botschaft?«

»Die Bene Gesserit verdingen sich bei niemandem«, sagte Hawat. »Sie sind für ihre absolute Unabhängigkeit berüchtigt. Sie haben dieses Angebot gemacht, weil sie es so wollten, weil sie auf irgendeine Weise davon profitieren.«

»Ich habe keinen Augenblick lang überlegt, warum sie ausgerechnet zu mir kam«, sagte Rhombur. »Aber eins ist klar: Ihr Angebot kann für uns nur dann vorteilhaft sein, wenn Leto tatsächlich unschuldig ist.«

»Und das bin ich!«

Hawat lächelte Rhombur voller Bewunderung zu. »Natürlich. Aber jetzt haben wir den Beweis, dass die Bene Gesserit wissen, dass Leto die Wahrheit sagt, weil sie andernfalls niemals diesen Vorschlag gemacht hätten.« Er fragte sich, was die Schwestern wussten und welchen Nutzen sie sich davon versprachen.

»Sofern sie mich nicht nur auf die Probe stellen wollen«, gab Leto zu bedenken. »Wenn ich ihre Hellseherinnen akzeptiere, steht für sie fest, dass ich nicht lüge. Wenn ich das Angebot abgelehnt hätte, wären sie davon überzeugt, dass ich etwas zu verbergen habe.«

Hawat trat an die Wand der Zelle und starrte durch ein Panzerplaz-Fenster nach draußen. »Vergessen Sie nicht, dass wir es mit einem Prozess zu tun haben, der von Intrigen bestimmt wird. Auch gegen die Bene Gesserit und ihre obskuren Machenschaften bestehen viele Vorurteile. Die Hellseherinnen könnten gegen ihren Schwur verstoßen und für ein höheres Ziel lügen. Hexerei, Zauberei... Vielleicht sollten wir ihre Hilfe nicht allzu bereitwillig akzeptieren.«

»Sie glauben, es könnte ein Trick sein?«, fragte Leto.

»Ich hege stets den Verdacht eines Betrugs«, sagte der Mentat. Seine Augen blitzten. »Es liegt in meiner Natur, das zu tun.« Dann wechselte er zur Handzeichensprache der Atreides und signalisierte Leto: »Diese Hexen könnten letztlich doch im Auftrag des Imperators handeln. Welche Allianzen sind uns bisher verborgen geblieben?«

72

Die schlimmsten Allianzen sind jene, die uns schwächen. Und noch viel schlimmer ist es, wenn ein Imperator nicht in der Lage ist, die wahre Natur solcher Allianzen zu durchschauen.

Prinz Raphael Corrino,
Diskurse über die Regierung

Kronprinz Shaddam tat nichts, was dem Tleilaxu-Vertreter das Gefühl geben könnte, im Palast willkommen zu sein. Shaddam war es sogar zuwider, denselben Raum mit ihm teilen zu müssen, aber dieses Treffen ließ sich nicht vermeiden. Schwer bewaffnete Sardaukar hatten Hidar Fen Ajidica durch einen Hintereingang, über dunkle Korridore und Treppen und schließlich durch mehrere verriegelte Türen hereingeführt.

Shaddam hatte ein so diskretes Zimmer gewählt, dass es auf keinem gedruckten Lageplan verzeichnet war. Vor längerer Zeit, einige Jahre nach dem Tod des Kronprinzen Fafnir, hatte Hasimir Fenring diesen Raum zufällig bei seinen Streifzügen auf Schleichwegen entdeckt. Anscheinend war er von Elrood in den frühen Tagen seines endlosen Regimes benutzt worden, als er neben den Frauen, die er in seinen Haushalt aufgenommen hatte, noch zahlreiche inoffizielle Konkubinen unterhalten hatte.

Nur ein Tisch und ein Bett standen in dem kühlen Raum, der von den eigens herbeigeschafften Leuchtgloben erhellt wurde. Die Wände und der Boden rochen nach Staub. Die Laken und Decken auf dem schmalen Bett an einer Seite waren längst zerfallen. Ein uralter Blumenstrauß, nun zu einer Masse aus schwarzen Blättern und Stielen versteinert, lag in einer Ecke, wohin ihn jemand vor Jahrzehnten ge-

schleudert hatte. Der Raum vermittelte genau den von Shaddam gewünschten Eindruck, obwohl er wusste, dass die Bene Tleilax nicht gerade für ihre Liebe zum Detail bekannt waren.

Hidar Fen Ajidica, in sein kastanienbraunes Gewand gehüllt, hatte auf der anderen Seite des einfachen Tisches Platz genommen und verschränkte die grauen Hände auf der Platte aus Holz. Er blinzelte mit den eng stehenden Augen und sah Shaddam an. »Sie haben mich gerufen, Herr? Ich habe auf Ihren Befehl sofort meine Forschungsarbeit im Stich gelassen.«

Shaddam bediente sich von einer Imbissplatte mit glasiertem Schwurm-Fleisch, die einer der Wachmänner ihm gebracht hatte, da er noch keine Zeit für eine Mahlzeit gefunden hatte. Er genoss die sämige Pilzsoße und schob dann widerstrebend Ajidica die Platte zu, um auch seinem Gast einen Bissen anzubieten.

Der kleinwüchsige Mann wich zurück und weigerte sich, das Essen anzurühren. Shaddam runzelte die Stirn. »Schwurm-Fleisch wird von Ihnen selbst produziert. Verweigern sich die Tleilaxu dem Genuss ihrer eigenen Delikatessen?«

Ajidica schüttelte den Kopf. »Obwohl wir diese Geschöpfe züchten, pflegen wir sie nicht selbst zu verspeisen. Ich bitte um Vergebung, Herr. Sie müssen mir keine Gastfreundlichkeiten erweisen. Lassen Sie uns besprechen, was wir zu besprechen haben. Ich möchte möglichst schnell nach Xuttah in meine Labors zurückkehren.«

Shaddam schnaufte erleichtert, dass er keine weiteren Versuche unternehmen musste, sich in Höflichkeit zu üben. Er war ohnehin nicht daran interessiert, diesen Mann mit der angemessenen Etikette zu behandeln. Stattdessen rieb er sich die Schläfen, da seine chronischen Kopfschmerzen von Stunde zu Stunde schlimmer zu werden schienen. »Ich habe eine Bitte – nein, eine Forderung, die ich als Ihr Imperator an Sie stelle.«

»Verzeihen Sie, Kronprinz«, unterbrach Ajidica ihn, »aber sie sind noch nicht inthronisiert.«

Die Wachen an der Tür erstarrten. Shaddam riss erstaunt die Augen auf. »Gibt es außer mir irgendeinen Menschen, dessen Befehl mehr Gewicht hat? Irgendwo in diesem Imperium?«

»Nein, Mylord. Ich habe lediglich einen semantischen Fehler richtiggestellt.«

Shaddam schob die Imbissplatte zur Seite und beugte sich wie ein lauerndes Raubtier über den Tisch, so nahe, dass er den unangenehmen Körpergeruch seines Gegenübers wahrnehmen konnte. »Hören Sie mir gut zu, Hidar Fen Ajidica. Ihr Volk muss sämtliche Anklagen im Prozess gegen Leto Atreides zurückziehen. Ich möchte nicht, dass dieser Fall vor ein öffentliches Gericht kommt.« Er lehnte sich wieder zurück und nahm einen weiteren Bissen Schwurm-Fleisch. Dann sprach er mit vollem Mund weiter. »Lassen Sie einfach die Beschuldigungen fallen, dann schicke ich Ihnen eine mehr als angemessene Entschädigung, und alle Aufregung wird sich legen.«

Die Lösung klang so wunderbar einfach. Doch als der Tleilaxu-Mann nicht sofort reagierte, schwafelte Shaddam weiter, um keinen Zweifel an seiner Großzügigkeit aufkommen zu lassen. »Nachdem ich mit meinen Beratern darüber diskutiert habe, bin ich zum Entschluss gelangt, dass die Tleilaxu in Form von Blutgeld für ihre Verluste entschädigt werden können.« Shaddam zog ernst die rötlichen Augenbrauen zusammen. »Allerdings nur *wirkliche* Verluste. Gholas zählen nicht.«

»Ich verstehe, Herr, aber ich muss Ihnen leider sagen, dass es völlig unmöglich ist, was Sie von uns verlangen.« Ajidicas Stimme blieb tief und ruhig. »Wir können ein solches Verbrechen gegen das Volk der Tleilaxu nicht einfach ignorieren. Es verletzt unsere Ehre.«

Shaddam hätte sich beinahe an seinem nächsten Schwurm-Happen verschluckt. »›Tleilaxu‹ und ›Ehre‹ sind Worte, die nur selten im gleichen Atemzug verwendet werden.«

Ajidica überging diese Beleidigung. »Nichtsdestoweniger ist sich der gesamte Landsraad dieses schrecklichen Ereig-

nisses bewusst. Wenn wir unsere Anklage zurückziehen, hat das Haus Atreides uns völlig ungestraft in aller Offenheit angegriffen.« Seine Nasenspitze zuckte. »Sie verstehen zweifellos genügend von der Staatskunst, Herr, um zu wissen, dass wir in dieser Angelegenheit nicht zurückweichen können.«

Shaddam schäumte. Seine Kopfschmerzen wurden immer schlimmer. »Ich habe Sie nicht darum *gebeten*, sondern es Ihnen *befohlen*.«

Der kleine Mann dachte eine Weile darüber nach. Seine dunklen Augen funkelten. »Darf ich fragen, warum Ihnen so viel am Schicksal von Leto Atreides liegt, Herr? Der Herzog repräsentiert ein relativ unbedeutendes Haus. Warum werfen Sie ihn nicht einfach den Wölfen zum Fraß vor und geben uns damit Satisfaktion?«

Shaddam stieß ein tiefes Knurren aus. »Weil Leto irgendwie von Ihrer Melange-Forschung auf Ix erfahren hat.«

Endlich kam Bewegung in Ajidicas versteinerte Miene. »Unmöglich! Wir haben strengste Sicherheitsvorkehrungen getroffen.«

»Und warum hat er mir dann eine Botschaft geschickt?«, wollte Shaddam wissen, während er sich ein Stück von seinem Platz erhob. »Leto benutzt dieses Wissen als Druckmittel, um mich zu erpressen. Wenn das Gericht ihn schuldig spricht, will er alles über Ihre Arbeit und unsere Vereinbarungen bekannt geben. Ich werde mich mit einer Revolte des Landsraads auseinander setzen müssen. Stellen Sie sich vor – mein Vater hat mit meiner Unterstützung erlaubt, dass ein Großes Haus des Landsraads *gestürzt wird*. Ein beispielloser Vorfall! Und zwar nicht durch irgendein rivalisierendes Haus, sondern durch Sie ... die Tleilaxu.«

Jetzt schien der Forscher endlich beleidigt zu reagieren, aber er sagte nichts.

Shaddam stöhnte, dann riss er sich wieder zusammen und zog nur noch eine finstere Miene. »Wenn bekannt wird, dass ich all das in die Wege geleitet habe, um mir eine private Quelle für synthetisches Gewürz zu sichern,

um dem Landsraad sowie den Bene Gesserit und der Gilde ihre Profite zu rauben, dann währt meine Herrschaft keine Woche.«

»Damit haben wir einen toten Punkt erreicht, Mylord.«

»Nein, das haben wir *nicht!*«, tobte Shaddam. »Der Pilot des überlebenden Tleilaxu-Schiffs ist Ihr wichtigster Zeuge. Bringen Sie ihn dazu, eine andere Geschichte zu erzählen. Vielleicht hat er doch nicht alles so deutlich gesehen, wie er zuerst behauptet hat. Dafür wird man Sie reichlich entlohnen, sowohl von meiner Seite als auch von der des Hauses Atreides.«

»Das genügt uns nicht, Herr«, sagte Ajidica mit einer Leidenschaftslosigkeit, die den Kronprinzen wahnsinnig machte. »Die Atreides müssen für ihr Verbrechen gedemütigt werden. Sie müssen darunter leiden. Leto muss büßen.«

Shaddam blickte voller Verachtung auf den Tleilaxu-Forscher herab. Jetzt war seine Stimme kalt und beherrscht. »Wäre es Ihnen lieber, wenn ich weitere Sardaukar nach Ix schicke? Ich bin sicher, dass ein paar Legionen mehr Ihre dortigen Aktitivitäten viel besser im Auge behalten könnten.«

Ajidica zeigte immer noch keine Reaktion.

Shaddams Blick wurde eiskalt. »Ich habe Monat um Monat gewartet, aber Sie haben mir immer noch nicht gegeben, was ich benötige. Jetzt sagen Sie, dass es noch Jahrzehnte dauern könnte. Keiner von uns wird so lange überleben, wenn Leto uns bloßstellt.«

Der Kronprinz nahm sich den letzten Happen Schwurm-Fleisch von der Platte und schob sie weg. Obwohl das Gericht exzellent zubereitet war, hatte er es kaum genießen können, weil seine Gedanken ganz woanders waren und zusätzlich durch den pochenden Schmerz in seinem Schädel abgelenkt wurden. Warum war es nur so schwer, Herrscher zu sein?

»Tun Sie, was Sie für richtig halten, Herr«, sagte Ajidica – mit schrillerer Stimme als je zuvor. »Leto Atreides darf nicht ungeschoren davonkommen. Er muss bestraft werden.«

Shaddam rümpfte die Nase und entließ den kleinen Mann. Er gab den Sardaukar ein Zeichen, ihn fortzuschaffen. Da er schon bald zum Imperator des Bekannten Universums gekrönt werden sollte, hatte er sich noch um viele andere Dinge zu kümmern.

Wenn er nur irgendwie diese verdammten Kopfschmerzen loswerden könnte!

73

Die schlimmste Form des Schutzes ist Vertrauen.
Die beste Verteidigung ist Misstrauen.

Hasimir Fenring

Thufir Hawat und Rhombur Vernius durften die Zelle jederzeit verlassen, während Leto sich diese Freiheit nicht erlauben konnte – auch zu seinem eigenen Schutz. Der Mentat und der ixianische Prinz sprachen mit verschiedenen Besatzungsmitgliedern der Atreides-Fregatte und anderen Personen, die ihnen in irgendeiner Form behilflich sein mochten, über ihre Zeugenaussagen.

Währenddessen saß Leto allein am Tisch in seiner Zelle. Obwohl der alte Mentat ihn immer wieder ermahnt hatte, dabei niemals der Tür den Rücken zuzukehren, ging Leto davon aus, dass ihm in einem Hochsicherheitsgefängnis keine Gefahren drohten.

Er genoss die wenigen Augenblicke der Stille und der Konzentration, während er die umfangreichen Einschätzungen der Beweislage durchging, die man für ihn zusammengestellt hatte. Selbst mit einer Sardaukar-Eskorte hätte er sich im imperialen Palast nicht völlig sicher gefühlt, während der Schatten der Anklage über ihm hing. Er würde seinen Klägern und Richtern früh genug gegenübertreten, um ihnen seine Unschuld zu verkünden.

Er hörte ein Geräusch vom Kraftfeld der Zelle, aber er drehte sich nicht sofort um. Mit einem summenden Griffel in der Hand schrieb er einen Absatz zu Ende, in dem es um die Zerstörung des ersten Tleilaxu-Schiffes und ein technisches Detail ging, das ihm erst jetzt aufgefallen war.

»Thufir?«, fragte Leto. »Haben Sie etwas vergessen?« Gelassen warf er einen Blick über die Schulter.

Hinter ihm stand ein großer Wachmann des Landsraads in farbenfroher, aufgebauschter Uniform. Sein breites Gesicht zeigte einen merkwürdigen Ausdruck, insbesondere in den düsteren Augen. Seine Haut wirkte bleich, wie bemalt. Und Leto bemerkte noch etwas Ungewöhnliches an seinem Körper, eine gewisse Schwerfälligkeit in den seltsamen, ruckhaften Bewegungen. Ein beunruhigender Grauton der Haut an den Händen, aber nicht im Gesicht...

Leto griff unter den Tisch und fasste mit den Fingern das Messer, das Hawat ihm in die Zelle geschmuggelt hatte. Für den Krieger-Mentaten war es keine schwierige Aufgabe gewesen. Leto spürte den Griff und packte ihn, ohne seine Haltung oder den friedfertigen und erwartungsvollen Gesichtsausdruck zu verändern.

Jede Lektion, die ihm der Waffenmeister eingebläut hatte, erwachte in seinen Muskeln zum Leben. Leto war gespannt wie eine Feder, aber er sprach kein Wort, forderte den Eindringling nicht heraus. Dennoch wusste er, dass etwas nicht stimmte, dass sein Leben in Gefahr war.

Innerhalb eines Herzschlags hatte der große Mann die weite Uniform abgeworfen, indem er die statischen Siegel öffnete, die die Kleidung zusammenhielten. Und mit dem Stoff glitt auch das ausdruckslose Gesicht von ihm ab. *Eine Maske!* Die Hände und Unterarme fielen ebenfalls auf den Haufen am Boden der Zelle.

Benommen vor Verwirrung warf sich Leto zur Seite, ließ sich vom Stuhl auf den Boden fallen und suchte hinter dem Tisch Deckung, so gut es ging. Er hielt immer noch das Messer bereit, das der Eindringling nach wie vor nicht sehen konnte, und versuchte seine Möglichkeiten einzuschätzen.

Der Körper des großen Wachmanns teilte sich in der Hüfte – dann wirbelten zwei Tleilaxu-Männer zu ihm herum, zwei Gnome mit ledriger Gesichtshaut. Der eine sprang von der Schulter des anderen und rollte über den Boden. Beide trugen enge schwarze Anzüge, die jede Wölbung der kräftigen Muskeln betonten.

Die Tleilaxu-Assassinen trennten sich und versuchten ihn einzukreisen. Die winzigen Augen glitzerten wie schwarze Sterne. In jeder Hand schimmerte etwas – vier Waffen, nur undeutlich zu erkennen, aber zweifellos tödlich. Einer von ihnen stürzte sich auf Leto und kreischte wild: »Stirb, du Powindah-Teufel!«

Leto schoss durch den Kopf, dass er unter den Tisch oder das Bett kriechen sollte, aber dann beschloss er, zunächst seine Chancen zu verbessern, indem er einen der Angreifer tötete... damit sie nicht mehr koordiniert gegen ihn vorgehen konnten. Mit geübter Zielsicherheit schleuderte er Hawats Messer. Die Klinge drang in die Drosselvene des Zwerges und warf ihn zu Boden.

Ein silberner Pfeil sauste an Letos Ohr vorbei, dann robbte er weiter hinter den Tisch. Ein zweiter Pfeil schlug hinter seinem Kopf in die Wand und ließ den Stein zersplittern.

Dann hörte er das Summen einer Lasgun. Ein Bogen aus purpurnem Licht erfüllte den Raum.

Der Körper des zweiten Tleilaxu wurde gegen den Tisch geschleudert und warf ihn um. Sein Gesicht floss auf den Boden, nachdem es vom heißen Lichtstrahl verflüssigt worden war. Nicht weit von Leto entfernt brach der Körper zusammen.

Thufir Hawat und ein Hauptmann des Landsraads betraten die Zelle und blickten auf Leto herab. Ihnen folgten Wächter, die die zwei schwarz gekleideten Leichen untersuchten. Der Gestank von verbranntem Fleisch hing in der Luft.

»Wie haben sie es geschafft, unsere Sicherheit zu überwinden?«, sagte der Hauptmann.

»In diesem Fall würde ich nicht mehr von *Sicherheit* sprechen«, gab Hawat zurück.

Einer der Wächter sagte: »Dieser hier hat ein Messer in der Kehle.«

»Woher stammt das Messer?« Der Hauptmann war Leto beim Aufstehen behilflich. »Haben Sie es benutzt, Herr?«

Leto warf seinem Mentaten einen Blick zu, worauf Hawat die Antwort übernahm. »Wie sollte irgendjemand angesichts Ihrer strengen *Sicherheit* eine Waffe in diese Zelle schmuggeln können?«

»Ich habe es einem der Angreifer abgenommen«, erklärte Leto blinzelnd. »Dann habe ich ihn damit getötet.« Sein Körper zitterte immer noch unter den Nachwirkungen des plötzlichen Adrenalinschubs. »Ich schätze, die Bene Tleilax wollten nicht bis zum Ende des Prozesses warten.«

»Zinnoberrote Hölle!«, rief Rhombur, als er eintrat und sich die Bescherung ansah. »Zumindest hat es den... äh... angenehmen Nebeneffekt, dass die Tleilaxu jetzt vor Gericht nicht mehr so gut aussehen. Wenn sie sich ihrer Sache völlig sicher wären, hätten sie es nicht nötig, das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen.«

Der Wachhauptmann errötete verlegen und wandte sich an seine Männer, um ihnen aufzutragen, die Leichen fortzuschaffen und die Zelle zu säubern.

»Der Assassine hat zwei Pfeile abgefeuert«, sagte Leto und zeigte auf die Stellen, wo die Nadeln in die Wand geschlagen waren.

»Fassen Sie nichts an«, warnte Hawat. »Sie könnten vergiftet sein.«

Als Leto, Rhombur und Hawat wieder allein waren, schob der Mentat eine heimlich mitgebrachte Maula-Pistole in die unterste Schublade des Tisches.

»Nur für alle Fälle«, sagte er. »Beim nächsten Mal reicht ein Dolch vielleicht nicht aus.«

74

Aus dem Orbit betrachtet wirkt der Planet Ix ursprünglich und friedlich. Doch unter der Oberfläche werden beträchtliche Leistungen vollbracht. In dieser Hinsicht ist unser Planet eine Metapher für das Imperium.

Dominic Vernius,
Die geheime Funktion von Ix

Mit äußerster Befriedigung überreichte Hasimir Fenring dem Kronprinzen einen Stapel geheimer Dokumente, die in der Sprache verfasst waren, die er und Shaddam in ihrer Kindheit entwickelt hatten. Im großen Audienzsaal erzeugte selbst das leiseste Flüstern ein lautes Echo, aber sie konnten sich der Wahrung ihrer Geheimnisse sicher sein. Shaddam saß müde auf dem schweren Thron, und das Podium aus Hagal-Quarz strahlte wie ein Aquamarin in einem inneren Licht.

Fenring zappelte heftig vor Nervosität. »Diese Akten sind für die Großen Häuser des Landsraads bestimmt, die am Verwirkungsverfahren im Fall Atreides teilnehmen werden.« Seine großen Augen waren wie dunkle Höhleneingänge, die ins Labyrinth seines Geistes führten. »Ich habe über jedes einzelne irgendetwas Peinliches oder Illegales gefunden. Ich denke, damit verfügen wir über die nötigen Argumente, um sie überzeugen zu können.«

Shaddam beugte sich auf dem Thron vor und wirkte, als sei er völlig überrascht. Seine Augen nahmen einen wilden und besorgten Ausdruck an. Sie waren vom Schlafmangel gerötet und funkelten zornig.

Fenring hatte ihn schon einmal kurz vor der Panik erlebt, als sie vereinbart hatten, dass sein älterer Bruder Fafnir sterben sollte. »Beruhige dich, Shaddam, hmmmm?«, sagte er leise. »Ich habe mich um alles gekümmert.«

»Verdammt noch mal, Hasimir! Wenn jemals etwas über einen Bestechungsversuch bekannt wird, wäre das Haus Corrino am Ende. Niemand darf ahnen, dass wir in diese Sache verwickelt sind!« Shaddam schüttelte den Kopf, als würde das Imperium bereits um ihn herum zusammenstürzen, noch bevor er gekrönt worden war. »Man würde sich fragen, warum wir uns solche Mühe machen, um einen unbedeutenden Herzog zu retten.«

Fenring lächelte und versuchte Shaddam mit seiner Zuversicht zu beschwichtigen. »Der Landsraad besteht aus Großen Häusern, von denen viele bereits deine Verbündeten sind. Hier ein paar beiläufig fallen gelassene Vorschläge, dort ein wenig Melange, das den Besitzer wechselt, dazu einige wohlplatzierte Bestechungsgelder und Drohungen...«

»Ja, sicher. Ich habe mich stets an deine Ratschläge gehalten - vielleicht etwas zu häufig, als hätte ich keinen eigenen Verstand. Bald werde ich der Imperator über eine Million Welten sein, dann werde ich meinen eigenen Kopf zum Denken benutzen müssen. Und genau das tue ich bereits jetzt.«

»Jeder Imperator hat Berater, Shaddam.« Fenring wurde plötzlich bewusst, dass er in Zukunft vorsichtiger sein musste. Irgendetwas hatte Shaddam beunruhigt, erst vor kurzem. *Was weiß er, das ich nicht weiß?*

»Wir werden es ausnahmsweise nicht nach deiner Methode machen, Hasimir.« Er klang fest entschlossen. »Ich verbiete es dir. Wir müssen einen anderen Weg finden.«

Fenring stieg ernst die Stufen hinauf, um sich neben den Kronprinzen zu stellen, um mit ihm auf gleicher Höhe zu sein. Aus irgendeinem Grund hatte sich die Stimmung zwischen ihnen auf unangenehme Weise verändert. Was war geschehen? Hatten sie nicht schon als Babies an der gleichen Brust gelegen, als Fenrings Mutter gleichzeitig Shaddams Amme gewesen war? Hatten sie nicht als Jungen Seite an Seite den Schulunterricht verfolgt? Hatten sie nicht stets gemeinsam Pläne und Intrigen geschmiedet, während sie

aufwuchsen? Warum weigerte sich Shaddam plötzlich, auf seinen Rat zu hören?

Fenring beugte sich zum Ohr des Kronprinzen herab. Er klang so zerknirscht, wie es ihm möglich war. »Ich bitte um Vergebung, Herr, aber... hmmm-ääh... es ist... es ist bereits geschehen. Ich war mir deiner Zustimmung gewiss, so dass ich die Unterlagen in weiser Voraussicht an die geeigneten Repräsentanten schicken ließ, um sie zu bitten, ihren Imperator zu unterstützen, wenn die Jury zur Abstimmung aufgefordert wird.«

»Das hast du gewagt? Ohne mich vorher zu fragen?« Shaddam wurde rot vor Wut und war eine Weile sprachlos. »Du bist selbstverständlich davon ausgegangen, dass ich deinem Vorschlag folgen würde? Ganz gleich, welche Intrigen du auch aushecken magst?«

Shaddam war jetzt über alle Maßen erzürnt. Dafür musste es noch einen anderen Grund geben. Fenring wich einen Schritt vom Thron zurück. »Bitte, Shaddam! Dein Zorn ist übertrieben, du verlierst jede Perspektive.«

»Ganz im Gegenteil! Ich glaube, dass ich endlich die richtige Perspektive gewinne.« Seine Nasenflügel bebten. »Du hältst mich nicht für besonders intelligent, nicht wahr, Hasimir? Seit wir Kinder waren, hast du mir stets auf diese herablassende Art erklärt, was ich in der Schule nicht verstanden habe, und mir bei Prüfungen geholfen. Denn du warst stets der schnellere Denker, der Intelligentere und Rücksichtslosere – zumindest hast du versucht, diesen Eindruck zu erwecken. Aber ob du es glaubst oder nicht, ich bin durchaus in der Lage, eigene Entscheidungen zu treffen.«

»Ich habe niemals an deiner Intelligenz gezweifelt, mein Freund.« Fenrings übergroßer Kopf wackelte gefährlich auf dem dünnen Hals. »Aufgrund deiner Stellung im Haus Corrino war deine Zukunft von Anfang an gesichert, aber ich musste meine Position Schritt um Schritt erkämpfen. Ich möchte deine rechte Hand und dein Vertrauter sein.«

Shaddam beugte sich auf dem massiven Kristallthron vor, der das Licht der Leuchtgloben wie glühende Funken in

den Raum zurückwarf. »Ja, sicher. Du dachtest, du könntest zur grauen Eminenz werden und mich als Marionette benutzen, nicht wahr?«

»Als Marionette? Auf gar keinen Fall.« Fenring wich einen weiteren Schritt zurück. Shaddam war besorgniserregend labil geworden, und Fenring hatte keine Ahnung, wie er in diesen unberechenbaren Zustand geraten war. *Er weiß etwas, das ich nicht weiß.* Shaddam hatte noch nie zuvor die Aktionen seines Freundes infrage gestellt, hatte sich noch nie für Einzelheiten interessiert. »Hmm-hmm... ich habe stets nur daran gedacht, wie ich dir am besten helfen kann, zu einem großen Herrscher zu werden.«

Shaddam erhob sich mit würdevoller Langsamkeit und blickte auf den wieselgesichtigen Mann herab, der nun am Fuß des Podiums stand. Fenring beschloss, nicht noch weiter zurückzuweichen. *Was weiß er? Was hat er erfahren?*

»Ich würde niemals etwas tun, das dir schaden könnte, alter Freund. Wir... äääh... kennen uns doch schon viel zu lange. Wir haben sogar viel zu viel gemeinsam vergossenes Blut an den Händen.« Er legte nach imperialer Sitte eine Hand aufs Herz. »Ich weiß genau, wie du denkst und wo sich deine... Grenzen befinden, hmm-ääh? Du bist sogar außergewöhnlich klug. Das Problem ist nur, dass du dich manchmal nicht durchringen kannst, schwierige, aber notwendige Entscheidungen zu treffen.«

Shaddam stieg vom Goldenen Löwenthron herab und ging auf dem Boden aus polierten Steinen von einer Million Welten des Imperiums auf und ab. »Genau jetzt stehe ich vor einer sehr schwierigen Entscheidung, Hasimir, und sie betrifft deine Dienste und die Frage, ob du mir in Zukunft noch von Nutzen sein wirst.«

Fenring wartete besorgt ab, welche unklugen Ideen dem Kronprinzen in den Sinn gekommen sein mochten. Aber er wagte es nicht, mit ihm zu streiten.

»Merk dir, dass ich dir diesen ärgerlichen Fehltritt nicht vergessen werde. Wenn diese Bestechungsintrige auf uns zurückfällt, wird dein Kopf rollen. Ich hätte keine Skru-

pel, einen Hinrichtungsbefehl wegen Verrats zu unterschreiben.«

Fenring erbleichte. Der erschrockene Ausdruck auf seinem schmalen Gesicht bereitete dem Kronprinzen ein nicht unerhebliches Vergnügen. Fenring erkannte, dass Shaddam in seiner gegenwärtigen Stimmung durchaus in der Lage sein mochte, einen solchen Befehl zu erteilen.

Er biss die Zähne zusammen und beschloss, diesem Unsinn unverzüglich ein Ende zu bereiten. »Was ich dir über unsere Freundschaft gesagt habe, ist die Wahrheit, Shaddam.« Er achtete sorgfältig auf die Wahl seiner Worte. »Aber ich wäre ein Trottel, wenn ich nicht gewisse Vorkehrungen getroffen hätte, durch die deine Beteiligung an verschiedenen... hmm-hmm... sagen wir mal... Abenteuern bekannt würde. Wenn mir etwas zustößt, wird alles an die Öffentlichkeit gelangen: wie dein Vater wirklich starb, die Forschungen zur künstlichen Gewürzherstellung auf Ix, selbst die Ermordung Fafnirs. Wenn ich deinen Bruder nicht vergiftet hätte, würde *er* jetzt zum Imperator gekrönt werden und nicht du. Wir sitzen im selben Boot, du und ich. Entweder wir rudern gemeinsam... oder wir gehen gemeinsam unter.«

Shaddam schien keineswegs von dieser Erwiderung überrascht zu sein. »Ja, sicher. Genau, wie ich erwartet habe, Hasimir. Du hast mich stets davor gewarnt, nicht so zu handeln, wie man es von mir erwartet.«

Fenring hatte zumindest den Anstand, eine beschämte Miene aufzusetzen. Und den Mund zu halten.

»Du warst es, der mich überhaupt zu dieser gefährlichen Intrige überredet hat. Und wer weiß, ob wir jemals einen Gewinn aus unseren gewagten Investitionen auf Ix ziehen werden?« Shaddams Augen schienen Feuer zu versprühen. »Synthetisches Gewürz, also wirklich! Ich wünschte, ich hätte mich niemals auf die Tleilaxu eingelassen! Und jetzt muss ich die unangenehmen Folgen über mich ergehen lassen. Siehst du wenigstens ein, wohin uns deine Intrigen geführt haben?«

»Hmm-ääh, ich werde mich nicht mit dir streiten, Shaddam. Das wäre unproduktiv. Aber die Risiken waren dir von Anfang an bekannt, genauso wie der enorme Profit. Bitte hab Geduld.«

»Geduld? In diesem Moment gibt es für uns zwei klar unterscheidbare Möglichkeiten.« Shaddam bestieg wieder das Kristallpodium und setzte sich wie ein kauernder Raubvogel auf den Thron. »Wie du sagtest: Entweder werde ich gekrönt, und wir beide erreichen gemeinsam den Gipfel der Macht – oder wir gehen gemeinsam unter... ins Exil oder in den Tod.« Er stieß den Atem mit einem leisen Pfeifen aus. »Und jetzt schweben wir beide in Todesgefahr, nur wegen deines verfluchten Gewürz-Plans.«

Nun griff Fenring nach dem letzten Strohhalm, während seine Augen hektisch hin und her huschten, als würde er nach einem Fluchtweg suchen. »Du hast eine besorgniserregende Neuigkeit erfahren. Ich spüre es. Sag mir, was geschehen ist.« Im Palast oder in der Hauptstadt ereigneten sich nur wenige Dinge, ohne dass Fenring sofort davon erfuhr.

Shaddam verschränkte die langen Finger seiner Hände. Fenring errötete und beugte sich vor, während seine Augen vor Neugier noch größer wurden. Der Kronprinz seufzte resigniert. »Die Tleilaxu haben zwei Assassinen in Leto Atreides' Zelle geschickt, um ihn zu töten.«

Fenrings Herz machte einen Satz, obwohl er sich noch gar nicht sicher war, ob es sich um eine gute oder schlechte Neuigkeit handelte. »Und hatten sie Erfolg?«

»Nein... nein. Unserem jungen Herzog ist es irgendwie gelungen, eine Waffe in die Zelle zu schmuggeln, so dass er sich verteidigen konnte. Trotzdem macht mir dieser Vorfall große Sorgen.«

Fenring ging in die Hocke und schüttelte verwundert den Kopf. »Das ist unmöglich. Ich dachte, du hättest bereits mit unserem Tleilaxu-Kontaktmann gesprochen und ihm unzweideutig klar gemacht...«

»Das habe ich«, entgegnete Shaddam. »Aber offensicht-

lich bist du nicht der Einzige, der meine Befehle ignoriert. Entweder hat sich Ajidica nicht an meine Anweisungen gehalten, oder er hat seine eigenen Leute nicht im Griff.«

Fenring knurrte leise. Er war froh, dass er den Zorn des Kronprinzen auf ein anderes Ziel lenken konnte. »Wir müssen auf ähnliche Weise zurückschlagen. Hidar Fen Ajidica soll am eigenen Leibe spüren, dass er den Befehlen seines Imperators zu gehorchen hat. Andernfalls wird er die unangenehmen Folgen tragen müssen.«

Shaddam sah ihn an, aber seine Augen wirkten erschöpft und nicht mehr so warm und entgegenkommend wie einst. »Du weißt genau, was zu tun ist, Hasimir.«

Fenring ergriff die Gelegenheit, die Gnade des Kronprinzen zurückzugewinnen. »Jederzeit, Herr.« Dann huschte er durch den großen Empfangssaal davon.

Shaddam ging wieder vor dem Kristallthron auf und ab, um sich zu beruhigen und seine Gedanken zu ordnen. Kurz bevor Fenring den Ausgang erreichte, rief er ihm nach: »Unser Problem ist noch nicht geklärt, Hasimir. Einige Dinge müssen anders werden, wenn ich zum Imperator gekrönt wurde.«

»Ja, Herr. Ihr müsst... hmm-hmm... tun, was Ihr für richtig haltet.« Mit einer tiefen Verbeugung zog sich Fenring aus dem Audienzsaal zurück, erleichtert, mit dem Leben davongekommen zu sein.

75

Wenn eine notwendige Aufgabe erledigt werden muss, gibt es immer verschiedene Möglichkeiten. Hauptsache, die Aufgabe wird erledigt.

Graf Hasimir Fenring,
Depeschen von Arrakis

Der Tleilaxu-Pilot, der den Angriff in der Ladebucht des Heighliners überlebt hatte, war ein wichtiger Zeuge für den Prozess und durfte daher Kaitain nicht verlassen. Er war kein Gefangener und konnte sich nicht über schlechte Behandlung beklagen, aber niemand war besonders begierig darauf, sich in seiner Nähe aufzuhalten. Die Bene Tleilax hatten nicht einmal seinen Namen bekannt gegeben. Er wollte nur möglichst bald in sein Schiff zurückkehren und sich wieder an seine Arbeit machen.

Doch aufgrund der vielen Gäste, die zu Shaddams bevorstehender Krönungszeremonie und der kaiserlichen Hochzeit eintrafen, wurde es immer schwieriger, eine Unterkunft zu finden. Shaddams Protokollminister war es ein Vergnügen gewesen, dem Mann leider nur ein winziges und schlichtes Zimmer anbieten zu können.

Doch zur Verärgerung des Protokollministers schien der Tleilaxu-Pilot überhaupt nicht von dieser Unannehmlichkeit berührt zu sein. Er beklagte sich kein einziges Mal, während er wartete und sich nur deshalb aufregte, weil er endlich dazu beitragen wollte, den Verbrecher Leto Atreides seiner gerechten Strafe zuzuführen...

Die Nächte von Kaitain waren freundlich, klar und voller Sterne und Monde. Die schimmernden Schleier der Polarlichter ließen es niemals völlig dunkel werden. Zu dieser Stunde schliefen die meisten Bewohner der Hauptstadt.

Hasimir Fenring verschaffte sich mühelos Zugang zum verschlossenen Zimmer, in dem der Tleilaxu-Pilot untergebracht war. Er bewegte sich lautlos wie ein Suspensorschatten und völlig ohne Licht. Er kannte die Nacht wie einen guten Freund.

Fenring hatte noch nie zuvor einen schlafenden Tleilaxu gesehen – doch als er sich dem Bett näherte, stellte er fest, dass der grauhäutige Mann sich bereits aufgesetzt hatte und hellwach war. Er starrte ihn durch die Dunkelheit an, als könnte er besser sehen als Shaddams Spießgeselle.

»Ich habe eine Maula-Pistole in der Hand, mit der ich genau auf Ihren Körper ziele«, sagte der Tleilaxu. »Wer sind Sie? Sind Sie gekommen, um mich zu töten?«

»Hmm-ääh, nein.« Fenring hatte sich schnell von seiner Überraschung erholt und benutzte seine lieblichste und seidigste Stimme, um sich vorzustellen. »Ich bin Hasimir Fenring, ein guter Freund von Kronprinz Shaddam. Ich komme mit einer Botschaft und einer Bitte.«

»Worum geht es?«, fragte der Pilot.

»Kronprinz Shaddam fleht Sie an, noch einmal genau über die Einzelheiten Ihrer Zeugenaussage nachzudenken, hmmm? Er wünscht sich Frieden zwischen den Häusern des Landsraads und möchte nicht, dass ein solcher Schatten auf die Familie Atreides fällt, deren Mitglieder dem Padischah-Imperator seit den Zeiten der Großen Revolte treu gedient haben.«

»Unsinn«, erwiderte der Tleilaxu. »Leto Atreides hat auf unsere Schiffe gefeuert, eins zerstört und meins beschädigt. Es gab Hunderte Tote. Er hat den schwersten politischen Feuersturm der letzten Jahrzehnte entfacht.«

»Ja, ja!«, sagte Fenring. »Aber Sie könnten verhindern, dass der Sturm noch größere Ausmaße annimmt, hmm? Shaddam wünscht sich, seine Herrschaft in Frieden und Wohlstand zu beginnen. Können Sie nicht die Gesamtinteressen des Imperiums berücksichtigen?«

»Mir geht es nur um die Interessen meines Volkes«,

sagte der Pilot. »Und es war nur *ein* Mann, der uns etwas Böses getan hat. Jeder weiß, dass Atreides schuldig ist. Also muss er für sein Verbrechen büßen. Nur damit können wir uns zufrieden geben.« Er lächelte mit dünnen Lippen. Die Maula-Pistole in seiner Hand bewegte sich keinen Millimeter zur Seite. Fenring wurde klar, warum dieser Mann bis zum Posten eines Piloten aufgestiegen war. Er besaß offensichtlich die Willensstärke, die zur Führung eines Schiffs nötig war. »Nachdem das geschehen ist, kann Shaddam so viel Frieden haben, wie er möchte.«

»Sie machen mich sehr traurig«, sagte Fenring im Tonfall tiefer Enttäuschung. »Ich werde dem Kronprinzen Ihre Antwort überbringen.« Er verschränkte die Arme über der Brust und verbeugte sich zum Abschied, wobei er seine Hände vorstreckte. Durch diese Bewegung wurden zwei Nadelpistolen ausgelöst, die an seinen Handgelenken befestigt waren. Lautlos drangen die tödlichen Projektile dem Piloten in die Kehle.

Der Tleilaxu verkrampfte sich und feuerte im Reflex seine Waffe ab. Fenring konnte den Geschossen mühelos ausweichen. Die langen Pfeile schlugen in die Wand und blieben zitternd stecken. Eine Sekunde darauf hämmerte der Bewohner des Nebenzimmers gegen die Wand, um sich Ruhe zu erbitten.

Im Dunkeln musterte Fenring sein Werk. Der Fall war eindeutig, und die Bene Tleilax würden sofort verstehen, was geschehen war. Nach dem dreisten Mordversuch an Leto Atreides, der trotz Shaddams ausdrücklichem Befehl, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, erfolgt war, hatte Hidar Fen Ajidica schwer zu büßen.

Die Tleilaxu rühmten sich ihrer Fähigkeit, Geheimnisse wahren zu können. Zweifellos würden sie still und leise den Namen des Piloten von der Zeugenliste streichen und ihn nie wieder erwähnen. Ohne seine Aussage stand ihre Anklage auf einem deutlich schwächeren Fundament.

Fenring hoffte nur, dass die Rachsucht des kleinen

Volkes durch diesen Mord nicht zusätzlich angestachelt wurde. Wie würde Hidar Fen Ajidica reagieren?

Fenring verließ den Raum und schlich sich durch die Dunkelheit zurück. Er ließ die Leiche zurück, für den Fall, dass die Bene Tleilax ihn als Ghola wiederbeleben wollten. Schließlich mochte der kleine Mann trotz seiner Fehler ein sehr guter Pilot gewesen sein.

76

Bei der Planung einer Rache sollte man die Phase der Vorfreude in allen Einzelheiten genießen, denn die tatsächliche Ausführung unterscheidet sich häufig extrem von der ursprünglichen Planung.

Graf Hasimir Fenring,
Depeschen von Arrakis

Für den Baron Wladimir Harkonnen hätte es keine schönere Entwicklung der Ereignisse geben können. Sein Vergnügen wäre sicherlich noch größer gewesen, wenn der Rest des Imperiums die wunderbare Komplexität seines Plans hätte *würdigen* können – aber natürlich durfte die Wahrheit niemals bekannt werden.

Als bedeutendes Haus und gegenwärtige Verwalter der Gewürzproduktion auf Arrakis hatte man den Harkonnens einen abgelegenen luxuriösen Flügel des imperialen Palasts als Unterkunft zur Verfügung gestellt. Die Karten für reservierte Plätze zur Krönung und zur Hochzeit waren ihnen bereits zugestellt worden.

Und vor all den prächtigen Zeremonien war es natürlich die traurige Pflicht des Barons, den Prozess des bedauernswerten Leto Atreides zu beobachten. Er trommelte mit den Fingern auf einem Bein und schürzte die vollen Lippen. Ach, die schwere Verantwortung des Adels!

Er saß in einem indigofarbenen Polstersessel und hielt eine Kristallkugel im Schoß. Aus der Tiefe der durchsichtigen Sphäre stiegen Holobilder von Feuerwerken und Lichtspektakeln auf, eine Vorschau auf das, was in wenigen Tagen auf Kaitain herabregnen würde. In einer Ecke des Raums spielte ein Musikkamin flüsternde Melodien, die ihn zum Gähnen brachten. In letzter Zeit fühlte er

sich häufig müde; sein Körper wurde schwächer und zittriger.

»Ich will, dass du den Planeten verlässt«, sagte der Baron zu Glossu Rabban, ohne von der Kristallkugel aufzublicken. »Ich möchte nicht, dass du während des Prozesses oder der Krönung hier bist.«

Der Mann mit den breiten Schultern und den dicken Lippen sträubte sich. Sein braunes Haar war ohne Stil kurz geschoren, und er trug eine gefütterte Weste aus Dra-Leder, die ihn noch mehr als sonst wie ein Fass aussehen ließ. »Warum? Ich habe alles getan, was du von mir verlangt hast, und unsere Pläne haben sich bestens entwickelt. Warum willst du mich jetzt wegschicken?«

»Weil ich dich nicht hier haben will!«, sagte der Baron und strich sich mit einer Hand über das dichte Haar, um es zu glätten. »Ich kann es nicht ertragen, wenn die Leute dich sehen und vielleicht auf die Idee kommen, du könntest etwas mit der traurigen Lage des armen Leto zu tun haben. Du hast so etwas... Schadenfrohes an dir.«

Der Neffe des Barons runzelte die Stirn und holte tief Luft. »Aber ich würde gerne dabeisein, um ihm in die Augen zu schauen, wenn er den Urteilsspruch hört.«

»Genau das ist der Grund, warum du verschwinden musst. Verstehst du es denn nicht? Du könntest dich damit verraten!«

Mit einem tiefen Knurren gab sich Rabban endlich geschlagen. »Darf ich wenigstens zur Hinrichtung kommen?« Es fehlte nicht viel, und er hätte einen Schmollmund gezogen.

»Das hängt vom Zeitpunkt ab.« Der Baron starrte auf seine mit Ringen besetzten Finger und klimperte mit dem Metall leise gegen die glatte Oberfläche der Kugel, in seinem gewohnheitsmäßigen Rhythmus. »Ich werde zumindest dafür sorgen, dass das Ereignis zu deiner Erbauung aufgezeichnet wird.«

Der Baron erhob sich schwerfällig aus dem Sessel und zurrte die Schärpe fester um seinen Morgenrock, der sich

bereits enger als sonst anfühlte. Mit einem Seufzer lief er auf bloßen Füßen durch den luxuriös eingerichteten Raum, bis sein Blick auf die dekorative Badewanne mit den komplizierten Bedienungselementen zur Regelung von Temperatur und Massageintensität fiel. Da sein Körper immer häufiger von mysteriösen Schmerzen heimgesucht wurde, beschloss er, sich ein langes, entspannendes Bad zu gönnen – falls er auf Kaitain jemanden fand, der ihm auf angemessene Weise assistierte.

Rabban wirkte immer noch unzufrieden, als er auf der Schwelle zum opulenten Quartier des Barons stand. »Was soll ich also tun, Onkel?«

»Besteige einen Leichter und nimm den nächsten verfügbaren Heighliner. Ich möchte, dass du nach Arrakis fliegst und die Gewürzproduktion überwachst. Mehre unsere Gewinne.« Der Baron lächelte ihm zu, dann wedelte er mit der Hand, um seinen Neffen zu entlassen. »Ach, nun schau nicht so betrübt! Geh und jag ein paar Fremen, wenn du möchtest, damit sich deine Stimmung bessert. Du hast deinen Anteil an unserem Plan bereits erfüllt, und du hast gute Arbeit geleistet.« Er bemühte sich, in besänftigendem Tonfall zu sprechen. »Aber wir müssen sehr vorsichtig sein. Vor allem jetzt. Gib einfach darauf Acht, was ich tue, und versuche daraus zu lernen.«

Rabban griff sich etwas Essbares von einem Tablett, das neben der Tür schwebte, und ging. Als er endlich allein war, überlegte der Baron, wie er am besten an einen Jungen mit zarter Haut kam, der ihm das Bad versüßte. Er wollte sich völlig entspannen, um für den folgenden Tag ausgeruht zu sein.

Morgen musste er nicht mehr tun, als den Gang der Dinge zu beobachten, wenn der junge Leto Atreides bemerkte, dass er sich in einem Labyrinth aus Fallen verfangen hatte.

Bald würde das Haus Atreides vollständig ausgelöscht sein.

77

Was ist wichtiger – die juristische Form oder das Ergebnis? Ganz gleich, wie sehr ein Gericht die Beweise sezieren mag, die Grundlage der letzten Wahrheit bleibt unberührt. Zum Leidwesen vieler Angeklagter ist diese letzte Wahrheit oft nur dem Opfer und dem Täter bekannt. Alle anderen müssen zu einem eigenen Urteil kommen.

Das Gesetz des Landsraads,
Kodizille und Analysen

Am Morgen der Verhandlung vor dem Gericht des Landsraads wählte Leto seine Garderobe mit äußerster Sorgfalt aus. Andere mochten in dieser Situation ihre prächtigsten Gewänder anlegen, teure Hemden aus Merh-Seide, Anhänger und Ohrringe, mit Walpelz besetzte Umhänge und modische Mützen, die mit Federn und Flitter verziert waren.

Leto jedoch entschied sich für schlichte Latzhosen, ein blau-weiß gestreiftes Hemd und eine marineblaue Fischermütze – genau die Art von einfacher Kleidung, die er würde tragen müssen, wenn er kein Herzog mehr war. Um die Hüfte hatte er eine Schärpe geschlungen, in der er einen Beutel mit Angelködern und eine leere Messerscheide mit sich führte. Er ging ohne Atreides-Abzeichen oder seinen herzoglichen Siegelring. Als gewöhnlicher Bürger, der er nach einem Schuldspruch sein würde, demonstrierte Leto dem Landsraad durch seinen bescheidenen Aufzug, dass er schon irgendwie überleben würde. Er konnte sich auch mit einfachen Dingen begnügen.

Er war dem Beispiel seines Vaters gefolgt und hatte sich stets bemüht, seine Getreuen gut zu behandeln. Das ging teilweise so weit, dass viele der Diener und Soldaten Leto

als einen der Ihren betrachteten, als Waffenbruder. Als er sich nun für den Prozess zurechtmachte, versuchte er sich an den Gedanken zu gewöhnen, ein ganz einfacher Mann zu sein... und stellte fest, dass es sich gar nicht so schlecht anfühlte. Es machte ihm die gewaltige Last der Verantwortung bewusst, die er seit dem Tod des alten Herzogs auf sich genommen hatte.

Ein Leben als armer Fischer mochte in gewisser Hinsicht tatsächlich leichter sein. Er würde sich keine Sorgen mehr wegen imperialer Intrigen, unsicheren Allianzen und Verrat machen müssen. Bedauerlicherweise würde Kailea niemals einwilligen, die Frau eines Fischers zu werden.

Außerdem darf ich mein Volk und meine Familie nicht im Stich lassen.

In einem knappen Brief von Caladan hatte seine Mutter zum Ausdruck gebracht, dass sie ganz und gar nicht mit seiner Forderung nach einem Verwirkungsverfahren einverstanden war. Für sie wäre der Prestigeverlust infolge der Auflösung des Hauses Atreides ein sehr schwerer Schlag, auch wenn sie gegenwärtig (was in ihren Begriffen nur vorübergehend sein konnte) ein asketisches Leben unter den Einsamen Schwestern führte.

Konfrontiert mit dem Niedergang des Hauses Richese hatte Helena in das Haus Atreides eingeheiratet, um das schwindende Vermögen ihrer Familie abzusichern, nachdem Imperator Elrood ihnen das Arrakis-Lehen entzogen und es den Harkonnens überantwortet hatte.

Helenas Mitgift hatte dem Haus Atreides größeren politischen Einfluss, einen Platz im Vorstand der MAFEA und spezielle Stimmrechte im Landsraad eingebracht. Doch Herzog Paulus hatte seiner Frau niemals die sagenhaften Reichtümer zu Füßen gelegt, die sie sich gewünscht hatte, und Leto wusste, dass sie bestimmt die Hoffnung hegte, irgendwann den früheren Ruhm ihrer Familie wiederherstellen zu können. All das wäre ihr für immer unmöglich, wenn er in diesem Prozess verlor.

Nachdem er die offizielle Vorladung erhalten hatte, traf

sich Leto mit seinen Anwälten im Korridor vor seiner Zelle. Es waren zwei ausgezeichnete Juristen von Elacca, Clere Ruitt und Bruda Viol – Frauen, die sich als Strafverteidigerinnen einen Namen gemacht hatten. Sie waren vom ixianischen Botschafter im Exil Cammar Pilru vorgeschlagen und von Thufir Hawat gründlich ausgefragt worden.

Die Anwältinnen trugen dunkle Geschäftsanzüge und würden sich an das juristische Prozedere halten, auch wenn der Verlauf dieses ungewöhnlichen Verfahrens in erster Linie von Leto und seiner Persönlichkeit abhing. So musste er ohne konkrete Beweise auskommen, die zu seinen Gunsten sprachen.

Clere Ruitt reichte ihm ein dünnes Blatt aus ridulianischem Kristall, das eine kurze offizielle Erklärung enthielt. »Es tut mir Leid, Mylord. Das wurde uns vor wenigen Augenblicken zugestellt.«

Mit einem unguten Gefühl überflog Leto die Worte. Hawat ließ plötzlich die Schultern hängen, als hätte er längst erraten, worum es ging. Rhombur trat näher und versuchte, die Schriftzeichen auf dem Kristall zu lesen. »Was ist das, Leto? Lass es mich lesen.«

»Das Richtergremium hat bestimmt, dass keine Hellseherinnen der Bene Gesserit zugelassen werden. Ihre Aussagen dürfen nicht einmal vor dem Tribunal vorgebracht werden.«

Rhombur schnaufte entrüstet. »Zinnoberrote Hölle! Ich dachte, in einem Verwirkungsverfahren sei jedes Beweismittel zulässig! So etwas dürfen sie doch gar nicht bestimmen!«

Die zweite Anwältin schüttelte den Kopf, während ihr Gesicht ausdruckslos blieb. »Sie begründen es damit, dass sämtliche Gesetze des Imperiums dem entgegenstehen. Es gibt zahlreiche Bestimmungen und Richtlinien, nach denen die Aussagen von Hellseherinnen ausdrücklich nicht zugelassen werden. Die Regeln der Beweisführung mögen in einem Verwirkungsprozess sehr locker gehandhabt werden, aber die Richter haben entschieden, dass dennoch nicht alles erlaubt sein kann.«

»Also... keine Hellseherinnen.« Rhombur zog eine finstere Miene. »Dabei war es unsere größte Hoffnung.«

Leto jedoch ließ sich dadurch nicht erschüttern. »Dann werden wir eben ganz allein kämpfen müssen.« Er sah seinen Freund an. »Nun reiß dich zusammen! Seit wann bin ich es, der *dir* Mut machen muss?«

»Andererseits«, sagte Bruda Viol, »haben die Tleilaxu den Piloten des angegriffenen Schiffs von ihrer Zeugenliste gestrichen. Ohne eine Erklärung dazu abzugeben.«

Leto stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, aber Hawat warnte ihn: »Wir werden trotzdem jede Menge vernichtender Zeugenaussagen zu hören bekommen, Mylord.«

Schweigend begleitete er seine Berater in den überfüllten Gerichtssaal des Landsraads. Am Ende eines langen Gangs nahm er zwischen ihnen am Tisch der Verteidigung Platz, der unter einem hohen Podium stand, von dem die Richter den Fall verfolgen würden. Ruitt flüsterte ihm etwas ins Ohr, aber er konzentrierte sich nicht auf ihre Worte. Stattdessen las er aufmerksam die Namen der ernannten Richter: sieben Herzöge, Barone und Grafen, die zufällig aus den Großen und Kleinen Häusern des Landsraads ausgewählt worden waren.

Diese Männer würden über sein künftiges Schicksal entscheiden.

Da die Tleilaxu keinem Adelshaus angehörten und ihnen selbst nach der Übernahme von Ix die Mitgliedschaft im Landsraad verweigert worden war, waren sie nicht in diesem Gremium vertreten. In den Tagen vor dem Prozess hatten Würdenträger der Bene Tleilax den Palast aufgesucht und auf den Höfen unter wütendem Geschrei Gerechtigkeit gefordert – doch nach dem Attentatsversuch auf Leto waren sie von Sardaukar-Wachen zum Schweigen gebracht worden.

Jetzt betraten die erwählten Richter in ihren Roben und Uniformen in ernster Prozession den Gerichtssaal. Hinter dem langen Pult aus Steinholz nahmen sie Platz. Farbige Banner und Wappen der entsprechenden Häuser hingen jeweils hinter ihrem Stuhl.

Nach der gründlichen Vorbereitung durch seine Anwältinnen und Thufir Hawat erkannte Leto jeden einzelnen. Zwei der Richter, Baron Terkillian Sor von IV Anbus und Graf Bain O'Garee von Hagal, waren starke Handelspartner des Hauses Atreides gewesen. Der schwarzhaarige Herzog Prad Vidal von Ecaz hingegen war ein erklärter Feind des alten Herzogs und ein Verbündeter der Harkonnens. Und Graf Anton Miche stand im Ruf, bestechlich zu sein, was ihn sehr empfänglich für die Interessen der Harkonnens machte, da sich weder Rhombur noch der Mentat früh genug an ihn hatten wenden können.

Zwei gegen zwei, dachte er. Die übrigen drei Richter hatten keine vorgefasste Meinung. Aber Leto nahm den deutlichen Gestank des Verrats wahr; er sah es in den eiskalten Mienen, wie sie es vermieden, ihm in die Augen zu schauen. *Haben sie längst beschlossen, dass ich schuldig bin?*

»Es gibt noch weitere schlechte Neuigkeiten... Herzog Leto.« Bruda Viol zögerte, seinen früheren Adelstitel zu benutzen. Ihr Gesicht war kantig und ernst, aber merkwürdig leidenschaftslos, als hätte sie schon so viel Ungerechtigkeit und Korruption gesehen, dass es ihr schließlich gleichgültig geworden war. »Eben erst haben wir festgestellt, dass einer der drei noch unentschlossenen Richter, Rincon aus dem Haus Fazeel, durch einen geheimen Handelskrieg gegen Ix ein immenses Vermögen verloren hat. Es ging um den Asteroiden-Bergbau im Klytemn-System. Vor fünf Jahren konnten Richons Berater ihn nur mit Mühe davon abhalten, eine Blutfehde gegen Dominic Vernius zu erklären.«

Die zweite Anwältin nickte und senkte die Stimme. »Wir haben das Gerücht gehört, Monsieur Atreides, dass Rincon Ihre Verurteilung als seine einzige Chance betrachtet, sich an Ix zu rächen, nachdem das Haus Vernius abtrünnig geworden ist.«

Leto brach der kalte Schweiß aus, und er stöhnte angewidert. »Gibt es in diesem Saal überhaupt noch jemanden, der sich dafür interessiert, was wirklich im Heighliner vorgefallen ist?«

Sowohl Bruda Viol als auch Clere Ruitt blickten ihn an, als hätte er soeben eine völlig blödsinnige Bemerkung von sich gegeben.

»Drei gegen zwei, Mylord«, sagte Hawat. »Also müssen wir die zwei unvoreingenommenen Richter auf unsere Seite bringen und darauf achten, nicht die zaghafte Unterstützung zu verlieren, mit der wir rechnen.«

»Es wird schon schiefgehen«, sagte Rhombur.

Der fensterlose, gepanzerte Gerichtssaal war früher während der Bauarbeiten auf Kaitain eine herzogliche Vertretung gewesen. Die gewölbte Decke im gotischen Stil war mit militärischen Darstellungen und den Wappen der Großen Häuser verziert. Leto suchte den roten Falken der Atreides und konzentrierte sich darauf. Obwohl er sich um Fassung bemühte, hatte er die Empfindung eines schrecklichen Verlusts, die Sehnsucht nach dem, was vielleicht nie wieder sein würde. In kürzester Zeit hatte er alles zum Einsturz gebracht, was sein Vater ihm hinterlassen hatte, und nun stand er in den Trümmern des Hauses Atreides.

Als er Tränen in seinen Augen spürte, verfluchte er sich für diese Schwäche. Noch war nicht alles verloren. Er konnte immer noch siegen. Er würde siegen! Ihm wurde eiskalt, und er drängte den bedrohlichen Strom der Verzweiflung zurück. Der Landsraad sah ihm zu, und er musste stark genug sein, um sich dem Notwendigen zu stellen. Er konnte sich keine Depressionen oder andere negative Empfindungen erlauben.

Hinter ihm betraten die Beobachter den Gerichtssaal und unterhielten sich leise und angeregt. Zwei größere Tische flankierten den Verteidigertisch, an dem er saß. Seine Gegner nahmen am linken Tisch Platz – Repräsentanten der Tleilaxu, vermutlich von den Harkonnens und anderen Feinden der Atreides unterstützt. Doch der verhasste Baron und sein Gefolge hielten sich im Hintergrund auf den Zuschauersitzen, als wollten sie in dieser Angelegenheit saubere Hände behalten. Der andere Tisch war für die Verbündeten und Freunde der Atreides reserviert.

Leto nickte jedem einzelnen mit einem zuversichtlichen Lächeln zu.

Aber seine Gedanken waren alles andere als zuversichtlich, und er musste sich selbst eingestehen, dass seine Chancen nicht sehr gut standen. Die Ankläger würden die Beweise vorlegen, dass die Waffen der Atreides-Kampfgondel abgefeuert worden waren, und die zahlreichen neutralen Zeugen aufrufen, die bestätigen würden, dass die Schüsse nur vom winzigen Beiboot an Bord von Letos Fregatte stammen konnten. Auch ohne den Tleilaxu-Piloten als Zeugen gab es genügend andere Beobachter des Geschehens. Die gegenteiligen Beteuerungen seiner Gefährten und seiner Besatzung würden diese Aussagen nicht widerlegen können, genausowenig wie die vielen Freunde der Familie, die als Charakterzeugen auftreten sollten.

»Vielleicht können wir aufgrund der Verweigerung der Hellseherinnen in Berufung gehen«, schlug Clere Ruitt vor, aber Leto gewann daraus keinen Trost.

Dann traten durch einen Seiteneingang die Vertreter der Tleilaxu-Anklage mit ihren Anwälten und verderbten Mentaten ein. Ihr Auftritt erfolgte ohne große Fanfare, aber unter Lärm und Unruhe, da sie eine Maschine von diabolischem Aussehen in den Saal brachten. Sie rollte auf quietschenden Rädern und mit scheppernden Gelenken herein. Ein Raunen ging durch die Anwesenden, als sie sich vorbeugten, um einen besseren Blick auf den furchterregendsten Apparat zu haben, den sie jemals gesehen hatten.

Das muss Absicht sein, dachte Leto. *Sie wollen mich zusätzlich verunsichern.*

Die Tleilaxu schoben die ominöse Maschine umständlich an Letos Tisch vorbei; dabei blickten ihn die grauhäutigen Männer mit wutfunkelnden Augen an. Unruhe breitete sich im Publikum aus. Dann hielten die Tleilaxu an und ließen den Apparat mitten auf der freien Fläche für die Sprecher stehen, direkt unter dem hohen Steinholz-Podium.

»Was ist das?« Einer der erwählten Richter, Baron Terkillian Sor, beugte sich mit gerunzelter Stirn vor.

Der Sprecher der Tleilaxu, ein drahtiger Mann, dessen Name nicht bekannt gegeben worden war, blickte Leto voller Hass an und wandte sich dann dem Fragesteller zu. »Hohes Gericht, in den historischen Aufzeichnungen des imperialen Gesetzes sind die ausdrücklichen Hinweise auf das Verwirkungsverfahren rar, aber eindeutig. ›Falls der Angeklagte das Gericht nicht von seiner Unschuld überzeugen kann, soll er alles verlieren, was er besitzt, ohne Ausnahme.‹ Ich wiederhole: *alles*.«

»Ich bin des Lesens kundig«, entgegnete Terkillian Sor mit finsterer Miene. »Aber was hat das mit Ihrer Apparatur zu tun?«

Der Tleilaxu-Sprecher holte tief Luft. »Wir beabsichtigen, nicht nur Anspruch auf das Vermögen des Hauses Atreides zu erheben, sondern auch auf die Person des abscheulichen Verbrechers Leto Atreides, einschließlich seiner Zellen und seines genetischen Materials.«

Während die Zuhörer schockiert raunten, bedienten Techniker der Tleilaxu die Maschine, worauf verborgene Sägeblätter rotierten und elektrische Funken an langen Stäben knisterten. Offensichtlich war der Apparat so konstruiert worden, dass er möglichst furchteinflößend wirkte.

»Mit diesem Gerät werden wir Herzog Leto noch hier im Gerichtssaal exsanguinieren, ihm jeden Tropfen Blut abpumpen. Wir werden ihn abhäuten und seine Augen entfernen, für verschiedene Tests. Jede einzelne seiner Zellen geht in den Besitz der Tleilaxu über und kann den Zwecken zugeführt werden, die wir für angemessen halten.« Er schnaufte. »Wir haben das Recht dazu!«

Dann blickte sich der graue Mann lächelnd zu Leto um.

Leto versuchte ruhig zu bleiben und nicht zu offenbaren, welches Unbehagen er empfand. Kalter Schweiß lief ihm über den Rücken. Er wollte, dass seine Anwälte etwas sagten, aber sie dachten überhaupt nicht daran.

»Vielleicht erkennt sogar der Angeklagte in diesem Schicksal einen Vorteil«, gab der Tleilaxu-Sprecher mit einem niederträchtigen Grinsen zu bedenken. »Schließlich hat er

keine Erben. Wenn er verliert, wird das Haus Atreides nicht mehr existieren. Doch mit seinen Zellen haben wir die Möglichkeit, ihn als Ghola wiederzubeleben.«

Um ihren Befehlen zu gehorchen, dachte Leto entsetzt.

Rhombur starrte die Tleilaxu mit trotziger Wut an, während Thufir Hawat wie eine Statue an seiner Seite saß. Die zwei Anwältinnen von Elacca machten sich eifrig Notizen.

»Genug der effektvollen Inszenierung«, donnerte Graf Bain O'Garee. »Über diese Frage können wir später entscheiden. Lassen Sie uns mit dem Prozess beginnen. Ich will hören, was Atreides zu den Vorwürfen zu sagen hat.«

Obwohl er sich Mühe gab, es nicht zu zeigen, wusste Leto plötzlich, dass er verloren hatte. Jeder Anwesende im Saal kannte seinen unverhohlenen Hass auf die Tleilaxu und seine offene Unterstützung der vertriebenen ixianischen Herrscherfamilie. Auch wenn er Zeugen aufrief, die für ihn sprachen, kannte hier niemand seinen Charakter. Er war jung und unerfahren, und seine Rolle als Herzog war ihm durch eine Tragödie aufgedrängt worden. Die anwesenden Mitglieder des Landsraads hatten ihn bislang nur ein einziges Mal erlebt, als er vor dem Forum gesprochen und sich als jugendlicher Heißsporn präsentiert hatte.

Die Vivisektions- und Exekutionsmaschine der Tleilaxu versprühte Funken, als wäre sie ein hungriges Tier. Leto wusste, dass es keine Berufung geben würde.

Doch bevor der erste Zeuge aufgerufen werden konnte, flogen die schweren, messingbeschlagenen Türen im hinteren Bereich des Saals auf und knallten gegen die Steinwände. Dann wurde es so still, dass nur noch das rhythmische Klacken metallverstärkter Stiefelabsätze auf dem Marmorit-Fußboden zu hören war.

Als Leto sich umdrehte, sah er den Kronprinzen Shaddam, der nicht seine gewohnte Sardaukar-Uniform trug, sondern die kaiserlichen Gewänder in Scharlachrot und Gold aus Pelz und Samt. Gefolgt von einer Eskorte seiner Elitetruppen marschierte der angehende Imperator nach vorn. Er zog die Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden

auf sich. Vier schwer bewaffnete Männer musterten die Menge und waren bereit, auf jedes Anzeichen von Gewalt zu reagieren.

Das Verwirkungsverfahren war für das Gericht des Landsraads schon ungewöhnlich genug – aber der Auftritt des künftigen Padischah-Imperators höchstpersönlich war ohne Beispiel.

Shaddam näherte sich durch den langen Mittelgang und würdigte Leto keines Blickes. Die Sardaukar bezogen hinter dem Verteidigungstisch Stellung und verstärkten damit Letos Unbehagen.

Shaddams Gesicht war versteinert und seine Oberlippe leicht verzogen. Er gab nicht den geringsten Hinweis auf den Grund für seinen Auftritt. *Hat meine Botschaft ihn erzürnt?* fragte sich Leto. *Will er meinen Bluff in der Luft zerreißen? Wird er mich hier im Saal vor dem Landsraad unter seinen Stiefeln zertreten? Wer würde es wagen, ihm Einhalt zu gebieten?*

Als Shaddam das hohe Podium erreicht hatte, blickte er zu den Richtern auf und gab bekannt: »Bevor dieser Prozess beginnt, habe ich eine Erklärung abzugeben. Ist das Gericht bereit, mich anzuhören?«

Obwohl Leto seinem angeheirateten Cousin misstraute, musste er eingestehen, dass Shaddam eine beeindruckende und elegante Erscheinung war. Zum ersten Mal erlebte er diesen Mann als eigenständige Persönlichkeit und nicht nur als den Schatten seines greisen Vaters Elrood. Shaddams Krönung zum Imperator sollte in zwei Tagen stattfinden und unmittelbar darauf seine große Hochzeit mit Anirul – Ereignisse, die Leto möglicherweise nicht mehr miterleben durfte. Die mächtigen Bene Gesserit hatten ein deutliches Zeichen der Unterstützung seiner Herrschaft gesetzt, und alle Großen und Kleinen Häuser des Landsraads waren zur Zeit bemüht, seine Gunst zu behalten.

Fühlt er sich durch mich bedroht?

Der vorsitzende Richter verbeugte sich und breitete unterwürfig die Arme aus. »Herr, wir fühlen uns durch Eure

Anwesenheit und Euer Interesse an diesem Fall geehrt. Selbstverständlich wird das Tribunal des Landsraads Euch anhören.« Leto wusste kaum etwas über diesen Richter, außer dass es sich um den Baron Lar Olin vom Planeten Risp VII handelte, der für seine reichen Titan-Vorkommen bekannt war. »Bitte sprechen Sie.«

Shaddam deutete hinter seinen Rücken in Letos Richtung. »Mit Erlaubnis des Gerichts möchte ich den Wunsch äußern, dass mein Cousin Leto Atreides an meiner Seite steht. Ich möchte über die böswilligen Anschuldigungen sprechen, die gegen ihn erhoben wurden, und hoffe, dass ich es dem Gericht ersparen kann, die kostbare Zeit aller Anwesenden zu vergeuden.«

Letos Gedanken rasten, und er warf Hawat einen verwunderten Blick zu. *Was hat er vor? Sein Cousin? Wie er es sagt, klingt es beinahe freundlich und nett... aber wir beide standen uns nie besonders nahe.* Leto war lediglich der Enkel einer der Töchter Elroods von der zweiten Frau des verstorbenen Imperators, die nicht einmal Shaddams Mutter war. Der Familienstammbaum der Corrinos hatte fast alle Häuser des Landsraads durchwuchert, also konnten Blutverwandtschaften keine große Bedeutung für Shaddam haben.

Der vorsitzende Richter nickte. Die Anwältinnen an Letos Tisch blickten sich erstaunt an und wussten nicht, wie sie reagieren sollten. Misstrauisch erhob sich Leto von seinem Platz. Mit zitternden Knien trat er vor, bis er neben dem Kronprinzen stehen blieb, zu seiner Linken, einen Schritt von ihm entfernt. Obwohl sie sich hinsichtlich der Körpergröße und der Gesichtszüge recht ähnlich waren, unterschieden sie sich gravierend in der Kleidung, die zwei soziale Extreme repräsentierte. In seiner schlichten Fischertracht kam sich Leto wie ein Staubkörnchen inmitten eines Sturms vor.

Leto verbeugte sich ehrfürchtig, bevor der Kronprinz direkt neben ihn trat und ihm die Hand auf die Schulter legte. Der kostbare Samtstoff von Shaddams Gewand floss über den Arm des jungen Atreides.

»Ich spreche mit dem Herzen des Hauses Corrino und dem Blut des Padishah-Imperators«, begann Shaddam, »sowie im Namen all meiner Vorfahren, die sich mit dem Haus Atreides verbündet haben. Der Vater dieses Mannes, Herzog Paulus Atreides, kämpfte tapfer für das Imperium gegen die Rebellen von Ecaz. In allen Kämpfen und Gefahren hat die Atreides-Familie meines Wissens niemals verräterisch oder unehrenhaft gehandelt. Diese Tradition reicht zurück bis zu ihrem heldenhaften Opfer an der Brücke von Hrethgir zur Zeit von Butlers Djihad. Niemals haben sie einen feigen Mord begangen. Niemals! Wer von Ihnen wagt es, meine Worte zu widerlegen?« Er kniff die Augen zusammen, worauf die Richter verlegen den Blick abwandten.

Shaddam schaute die Richter einen nach dem anderen an. »Wer unter Ihnen, der die Geschichte unserer Häuser kennt, kann dasselbe von sich behaupten? Wer kann auf eine solche Tradition der Loyalität und der unbefleckten Ehre zurückblicken? Wenn wir ehrlich sind, können sich nur wenige von uns mit dem noblen Haus der Atreides vergleichen.« Als er die Worte verklingen ließ, wurde die Stille nur vom scharfen Knistern einer statischen Entladung der ominösen Tleilaxu-Maschine unterbrochen. »Und aus genau diesem Grund sind wir heute hier versammelt, nicht wahr, meine Herren? Hier geht es um Wahrheit und Ehre.«

Leto sah, dass einige der Richter zustimmend nickten, weil es von ihnen erwartet wurde. Trotzdem wirkten sie verdutzt. Ein imperialer Würdenträger war noch nie zuvor freiwillig vor ein Landsraad-Gericht getreten. Warum engagierte sich Shaddam für einen Fall von solch nebensächlicher Bedeutung?

Er hat meine Botschaft erhalten! dachte Leto. *Und das ist seine Antwort.*

Dennoch blieb er darauf gefasst, dass sich plötzlich eine Falle auftat. Er verstand nicht, was ihm auf einmal widerfuhr, aber Shaddam konnte unmöglich die Absicht verfolgen, einfach hereinzuspazieren und ihn zu retten. Von allen

Großen Häusern des Landsraads waren insbesondere die Corrinos für ihre hinterhältigen Intrigen berüchtigt.

»Das Haus Atreides ist niemals vom Weg der Ehre abgewichen«, fuhr Shaddam mit beherrschender Stimme fort. »Niemals! Und dem jungen Leto wurde der Ehrencodex dieser Familie indoktriniert. Durch den sinnlosen Tod seines großen Vaters wurde er gezwungen, dieses hohe Amt zu übernehmen.«

Shaddam nahm seine Hand von Letos Schulter und trat einen Schritt näher an die Richter heran. »Meiner Ansicht nach ist es einfach unmöglich, dass dieser Mann, der einem solchen Haus entstammt, absichtlich auf Tleilaxu-Schiffe feuert, wie ihm hier vorgeworfen wird. Eine solche Tat stünde im Widerspruch zu allem, woran das Haus Atreides glaubt. Jeder Beweis für das Gegenteil kann nur falsch sein. Meine Hellseherinnen haben dies bestätigt, nachdem sie mit Leto und seinen Zeugen gesprochen haben.«

Eine Lüge, dachte Leto. *Ich habe mit keiner Hellseherin gesprochen!*

»Kaiserliche Hoheit«, sagte der Richter Prad Vidal, während seine schwarzen Brauen einen tiefen Schatten auf seine Augen warfen. »Es konnte nachgewiesen werden, dass die Waffen der Kampfgondel seiner Fregatte abgefeuert wurden. Wollt Ihr andeuten, dass die Tleilaxu-Schiffe durch einen unglücklichen Unfall vernichtet wurden? Durch einen dummen Zufall?«

Shaddam hob die Schultern. »Was mich betrifft, hat Herzog Leto diesen Umstand zufriedenstellend erklärt. Ich selbst habe des Öfteren im Orbit mit Kampfgondeln auf Übungsdrohnen geschossen. Das Ergebnis einer entsprechenden Untersuchung kann also nicht eindeutig sein. Vielleicht war es ein Unfall, ja, aber er wurde nicht durch die Atreides verursacht. Es muss sich um technisches Versagen gehandelt haben.«

»Aber in zwei Tleilaxu-Schiffen gleichzeitig?«, erwiderte Vidal ungläubig.

Leto sah sich sprachlos um, während er beobachtete, wie

sich die Dinge entwickelten. Shaddam würde in Kürze die Herrschaft antreten. Wenn der Imperator persönlich und unmissverständlich für Leto Partei ergriff, würde es dann noch irgendein Repräsentant wagen, sich zum Feind der Krone zu machen? Ein solches Verhalten hätte ein ernstes und langes Nachspiel.

Hier geht es nur um Politik, um Machtspiele innerhalb des Landsraads, dachte Leto, während er darum kämpfte, nach außen hin völlig ruhig zu bleiben. *Mit der Wahrheit hat das alles nicht das Geringste zu tun.* Nachdem der Kronprinz jetzt seinen Standpunkt verdeutlicht hatte, würde jeder Richter, der für die Verurteilung Letos stimmte, offen gegen den nächsten Imperator opponieren. Selbst die Feinde des Hauses Atreides würden niemals ein solches Risiko eingehen.

»Wer weiß?«, entgegnete Shaddam und schüttelte den Kopf, um anzudeuten, dass er diese Frage für irrelevant hielt. »Vielleicht wurde das zweite Schiff von Trümmern des ersten getroffen, wodurch es weniger stark beschädigt wurde.« Niemand konnte ernsthaft von einer solchen Erklärung überzeugt sein, aber der Kronprinz hatte den Richtern einen Weg aus dem Dilemma angeboten.

Das Gericht beriet sich leise. Einige waren der Ansicht, dass Shaddams Argumente plausibel klangen – sie waren offensichtlich daran interessiert, es dem neuen Imperator recht zu machen –, doch Vidal gehörte nicht zu dieser Fraktion. Schweiß lief ihm über die Stirn.

Als Leto sich umblickte, sah er, wie der Tleilaxu-Sprecher missbilligend den Kopf schüttelte. Auf dem hohen Stuhl, den man für ihn am Tisch der Anklage aufgestellt hatte, wirkte er wie ein trotziges Kind.

Der Kronprinz setzte seinen Appell fort. »Ich stehe hier, wie es mein Recht und meine Pflicht als Ihr oberster Vorgesetzter ist, um mich persönlich für meinen angesehenen Cousin Herzog Leto Atreides zu verbürgen. Ich fordere nachdrücklich die Beendigung dieses Prozesses und die Wiederherstellung seines Titels und Vermögens. Wenn Sie

meiner... Bitte stattgeben, verspreche ich, ein Kontingent imperialer Diplomaten zu den Tleilaxu zu schicken, um sie zu überzeugen, die Angelegenheit fallen zu lassen und auf eine Vergeltung an den Atreides zu verzichten.«

Shaddam bedachte die Tleilaxu mit einem langen Blick, und Leto gewann den deutlichen Eindruck, dass der Imperator auch die zwergwüchsigen Menschen in seiner Gewalt hatte. Auf irgendeine Weise. Als sie sahen, dass Shaddam die Partei des Hauses Atreides ergriff, zerbröckelte ihr Hochmut.

»Und wenn die Kläger nicht einverstanden sind?«, fragte Vidal.

Shaddam lächelte. »Ach, sie werden einverstanden sein. Ich bin sogar bereit, aus meiner Kasse eine großzügige Entschädigung für... diesen bedauerlichen Unfall zu zahlen. Es ist meine Pflicht als künftiger Herrscher, für Frieden und Stabilität im gesamten Imperium zu sorgen. Ich kann nicht zulassen, dass alles, was mein Vater während seiner langen Regierungszeit aufgebaut hat, durch eine solche Fehde zerstört wird.«

Leto blickte in Shaddams Augen und erkannte inmitten seiner staatsmännischen Autorität einen Funken Furcht. Shaddam gab Leto ohne Worte zu verstehen, dass er den Mund halten sollte, was diesen noch neugieriger machte, welche hektischen Konsequenzen sein Bluff nach sich gezogen hatte.

Also hielt er den Mund. Aber konnte Shaddam sich erlauben, ihn anschließend am Leben zu lassen, wenn er nicht genau wusste, welche Beweise Leto gegen ihn in der Hand haben mochte?

Nach einer kurzen Besprechung unter den Richtern räusperte sich Baron Lar Olin und gab bekannt: »Dieses ordnungsgemäß eingeschworene Richtergremium des Landsraads ist zu der Erkenntnis gelangt, dass lediglich Indizienbeweise gegen Leto Atreides vorliegen. Angesichts derart gravierender Zweifel besteht keine Rechtfertigung, ein Verfahren mit solch vernichtenden Konsequenzen fortzuset-

zen, insbesondere nach der außergewöhnlich überzeugenden Aussage von Kronprinz Shaddam Corrino. Daher erklären wir, dass Leto Atreides vollständig von allen Vorwürfen entlastet ist und seinen Titel und sein Vermögen zurückerhält.«

Leto konnte sein Glück noch gar nicht fassen, als ihm plötzlich der künftige Imperator gratulierte und er von Freunden und Anhängern bedrängt wurde. Viele waren begeistert, dass er gewonnen hatte, aber Leto war trotz seiner Jugend nicht naiv, denn er wusste, dass genauso viele sich einfach nur freuten, dass die Tleilaxu verloren hatten.

Jubel und tosender Applaus brachen im ganzen Gerichtssaal aus, doch es gab einige, die verdächtig still blieben. Leto prägte sich ihre Gesichter genau ein, und er war überzeugt, dass Thufir Hawat in diesem Moment dasselbe tat.

»Cousin Leto«, sagte Shaddam inmitten des Lärms, »eins möchte ich noch erledigen.«

Aus dem Augenwinkel bemerkte Leto, wie etwas aufblitzte. Shaddam hatte plötzlich ein mit Juwelen besetztes Messer aus dem Ärmel gezogen. Der Griff funkelte blaugrün, ähnlich wie der Hagal-Quarz des imperialen Throns. Er hatte es blitzschnell emporgehoben.

Thufir Hawat sprang vom Verteidigungstisch auf, aber er war zu weit entfernt. Die Menge war mit einem Mal verstummt.

Dann lächelte Shaddam und ließ das Messer in die leere Scheide an Letos Hüfte gleiten. »Das möchte ich dir zu diesem glücklichen Anlass schenken, Cousin«, sagte er im freundlichsten Tonfall. »Diese Klinge soll dich stets daran erinnern, dass du einer meiner treuesten Diener bist.«

78

Wir tun, was wir tun müssen.
Zum Teufel mit Freundschaft und Loyalität.
Wir tun, was wir tun müssen!

Lady Helena Atreides,
aus ihren persönlichen Tagebüchern

Hasimir Fenring hockte schockiert und grübelnd in seinen privaten Gemächern. *Wie konnte Shaddam mir so etwas antun?*

Die Nachrichtenkapsel mit dem offiziellen Siegel des Imperators – dem Wachslöwen des Hauses Corrino – hatte er achtlos aufs Bett geworfen. Shaddams amtliche Verfügung hatte er in kleine Fetzen zerrissen, doch erst, nachdem er sich jedes einzelne Wort eingeprägt hat.

Ein neuer Auftrag – eine Beförderung! – eine Verbannung?

Hasimir Fenring, in Anerkennung Ihrer treuen Dienste für das Imperium und den Thron des Padischah-Imperators werden Sie hiermit auf den neu geschaffenen Posten des offiziellen Imperialen Beobachters auf Arrakis berufen.

Aufgrund der überragenden Bedeutung dieses Planeten für die Ökonomie des Imperiums sollen Ihnen dort alle für Ihre Arbeit nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden.

Bla-bla-bla.

Wie konnte er es wagen? Welch sinnlose Vergeudung seiner Talente! Welch törichte Rache, Fenring in ein Sandloch abzuschieben, in dem sich Würmer und ungewaschene Eingeborene tummelten! Er schäumte vor Wut und wünschte sich, er könnte die Angelegenheit mit der faszinierenden Margot Rashino-Zea besprechen, der er mehr

vertraute, als er sollte. Immerhin war sie eine Bene-Gesserit-Hexe...

Aufgrund der überragenden Bedeutung dieses Planeten! Er schnaufte angewidert, dann begann er, sämtliche zerbrechlichen Gegenstände zu zerstören, deren er habhaft werden konnte. Er wusste, dass Shaddam ihn nur in einem Anfall von kurzsichtigem Zorn verbannt hatte. Für einen Mann mit Fenrings Fähigkeiten war dieser neue Posten eine Beleidigung. Er wurde vom Zentrum der imperialen Macht isoliert. Dabei musste er *hier* sein, auf Kaitain, im politischen Auge des Hurrikans, nicht irgendwo in den Hinterhöfen der Galaxis.

Doch er konnte Shaddams Verfügung weder infrage stellen noch ignorieren. Fenring hatte dreißig Tage, um seinen Posten auf dem berüchtigten Wüstenplaneten anzutreten. Er fragte sich, ob er jemals von dort zurückkehren würde.

79

Die gesamte Menschheit ist in einem einzigen Individuum enthalten, so wie alle Zeit in einem Augenblick und das gesamte Universum in einem Staubkorn enthalten ist.

Fremen-Sprichwort

Am Tag der Krönung und Hochzeit von Shaddam IV. herrschte auf allen Welten des Imperiums Karnevalsstimmung. Jubelnde Mengen vergnügten sich mit Trinken und Tanzen, bei Sportereignissen und Feuerwerken. Der alte Imperator Elrood hatte sich so lange an den Thron geklammert, dass sich nur noch wenige Menschen daran erinnern konnten, wie das letzte Mal ein neuer Herrscher gekrönt worden war.

In der Hauptstadt von Kaitain versammelten sich die Massen an den prächtigen Boulevards, um einen guten Blick auf die kaiserliche Prozession zu haben. Es war ein sonniger Tag – wie immer –, und die fliegenden Händler machten das schnelle Geschäft, indem sie Souvenirs und Erfrischungen anboten.

Die Fahnen des Hauses Corrino wehten im leichten Wind, und jeder hatte sich zum feierlichen Anlass in Scharlachrot und Gold gekleidet. Die weitläufige Prozessionsroute wurde von Soldaten der Sardaukar gesichert, deren grau-schwarze Uniformen mit Goldbrokat geschmückt waren. Sie waren reglos wie steinerne Wächter mit präsentierten Lasguns erstarrt und ließen sich weder von den lauten Fanfaren noch dem Tosen der Menge rühren. Aber sie waren bereit, mit tödlicher Gewalt zu reagieren, wenn es auch nur die leiseste Andeutung einer Bedrohung des Imperators gab.

Frenetischer Jubel drang aus zahllosen Kehlen, als Kronprinz Shaddam und die ihm anverlobte Lady Anirul in einer mit Samt ausgeschlagenen Kutsche vorbeizogen, die von

sechs goldenen Löwen von Harmonthep gezogen wurde. Die beeindruckenden Mähnen der Tiere waren mit Edelsteinen behängt und wurden von der leichten Brise bewegt. Diener und Lanzenträger liefen neben dem Wagen her, der kaum sichtbar in den zarten Schimmer eines schützenden Schildes gehüllt war.

Anirul winkte und lächelte. Sie hatte ihr schwarzes Bene-Gesserit-Gewand abgelegt und war in einen Wasserfall aus Spitzen, Rüschen und Perlen gekleidet. Ihr Diadem funkelte voller Prismen und Juwelen, die das Sonnenlicht vom ewig wolkenlosen Himmel auffingen. An ihrer Seite war Shaddam ein ebenso hoheitsvoller Anblick, das rötliche Haar perfekt frisiert, die militärische Uniform mit Litzen, Schulterstücken und klimpernden Medaillen besetzt.

Da die Hochzeit des Kronprinzen keines der Großen oder Kleinen Häuser bevorzugte, hatte der Landsraad Anirul als Gattin des Imperators akzeptiert, obwohl viele wegen ihrer mysteriösen Herkunft und ihres »Verborgenen Ranges« mit Skepsis reagiert hatten. Doch nach dem Tod Elroods, auf den nun diese grandiose Krönungs- und Hochzeitszeremonie folgte, stand das Imperium ohnehin im Zeichen einer Welle von Veränderungen. Shaddam hoffte, diese Umstände zu seinen Gunsten nutzen zu können.

Mit einem eingebrannten väterlichen Lächeln im Gesicht warf er der Menge Solari-Münzen und Juwelen zu – eine alte Tradition imperialer Freigebigkeit, die dem neuen Amtsinhaber Glück bringen sollte. Das Volk liebte ihn, er war von Reichtum umgeben, und mit einem Fingerschnippen konnte er ganze Welten auslöschen. Genauso hatte er sich das Leben als Imperator immer vorgestellt.

Trompeten schmetterten eine Fanfare der Freude.

* * *

»Willst du dich nicht zu mir setzen, Hasimir?«, fragte die gertenschlanke Blondine während der Ouvertüre zur Krönungszeremonie und schenkte ihm ein kokettes Lächeln.

Fenring wusste nicht, ob Margot Rashino-Zea ihre Stimme mit Absicht verführerisch klingen ließ oder ob sie von Natur aus so war. Er hatte einen Teller mit verschiedenen exotischen Vorspeisen in der Hand. Giftschnüffler umschwirrten die dicht gedrängten Gäste wie Kolibris. Die Zeremonien würden sich noch über viele Stunden hinziehen, und die Gäste konnten sich nach Belieben entspannen und durch kleine Mahlzeiten stärken.

Schwester Margot Rashino-Zea war größer als Fenring und beugte sich sehr nahe zu ihm herab, wenn sie sprach. Ihr korallenrotes und pechschwarzes Kleid betonte die exquisite Vollkommenheit ihrer Figur. Sie trug eine Halskette aus caladanischen Perlen und eine mit Gold und kostbaren Edelsteinen besetzte Brosche. Ihre Haut war wie Milch und Honig.

Ringsum auf der Galerie des Großen Theaters plauderten elegant gekleidete Herren und Damen des Adels und tranken Grand-Cru-Weine aus langstieligen Gläsern. Der Oktav-Kristall sang, wann immer angestoßen und ein Trinkspruch ausgebracht wurde. In weniger als einer Stunde würde die Versammlung den zweifachen Höhepunkt der Feierlichkeiten miterleben, der auf der großen Bühne stattfinden sollte: die Krönung des Padischah-Imperators Shaddam Corrino IV. und seine Hochzeit mit Lady Anirul Sadow Tonkin von der Bene-Gesserit-Schwesternschaft.

Fenring nickte mit dem großen Kopf und begrüßte Margot mit einer knappen Verbeugung. »Es wäre mir eine große Ehre, an deiner Seite sitzen zu dürfen, liebste Margot.« Den Teller sorgfältig in der Hand balancierend ließ sich Fenring neben ihr auf der Bank nieder. Sie musterte die Vorspeisen, die er sich ausgesucht hatte, und bediente sich davon, ohne ihn um Erlaubnis zu fragen.

Es war eine fröhliche Zusammenkunft, dachte Fenring, ohne das Raunen der Zwietracht, das die Atmosphäre im Palast während der vergangenen Monate vergiftet hatte. Er war mit seinen eigenen Bemühungen in dieser Richtung sehr zufrieden. Wichtige Bündnisse waren gefestigt wor-

den, und die Fürstenhäuser sprachen nicht mehr von einer Revolte gegen Shaddam. Die Bene Gesserit hatten öffentlich ihre Unterstützung der Corrino-Herrschaft bekundet, während die Hexen zweifellos hinter den Kulissen ihre Machenschaften in der großen Politik fortgesetzt hatten. Fenring fand es merkwürdig, dass viele der misstrauischsten Aristokraten nicht mehr unter den Lebenden weilten – ebenso wie die neugierigeren, mit denen er selbst überhaupt nichts zu tun gehabt hatte.

Der Prozess gegen Leto Atreides war per Erlass beendet worden, und die Einzigen, die sich offen gegen diese Entscheidung aussprachen, waren die Bene Tleilax. Doch Shaddam und er würden daran arbeiten, ihre Proteste schnellstmöglich verstummten zu lassen. Das größte Geheimnis stellte für Fenring der Umstand dar, dass niemand genau zu wissen schien, was wirklich im Gilde-Heighliner geschehen war.

Je länger er beobachtete und je mehr er über die seltsame Abfolge der Ereignisse nachdachte, desto wahrscheinlicher kam es ihm vor, dass der junge Leto Atreides tatsächlich hereingelegt worden war. *Aber wie und durch wen?* Kein anderes Haus hatte sich durch die Demonstration von Häme hervorgetan, und da praktisch jeder an die Schuld der Atreides glaubte, hatten nicht einmal die phantasievollsten und lockersten Zungen gegenteilige Gerüchte gestreut.

Fenring hätte sehr gerne gewusst, was geschehen war, allein schon, um diese Methode in sein eigenes Repertoire aufzunehmen. Doch wenn er seinen neuen Posten auf Arrakis angetreten hatte, würde er wohl kaum Gelegenheiten finden, das Geheimnis zu enträtseln.

Bevor er die angenehme Plauderei mit Margot fortsetzen konnte, hörte er von draußen den Lärm der Menge und schallende Trompeten. »Shaddam und das kaiserliche Gefolge treffen ein«, sagte Margot und schüttelte ihr honigblondes Haar. »Wir sollten uns lieber auf unsere Plätze begeben.«

Fenring wusste, dass die Kutsche des Kronprinzen in die-

sem Augenblick auf den großen Platz fuhr, an dem das Theater und die Verwaltungsgebäude des Imperiums lagen. Er versuchte seine Enttäuschung zu überspielen. »Aber du sitzt doch im Block der Bene Gesserit, meine Liebe.« Er starrte sie mit dunkel funkelnden Augen an, während er ein Stück Kaitain-Fasan in eine Schale mit Pflaumensoße tunkte. »Erwartest du, dass ich in eins eurer Kostüme schlüpfe und mich als Mitglied der Schwesternschaft ausgebe?« Genüßlich zerkaute er den Bissen. »Ich würde es sogar tun, nur um dir nahe zu sein, hmm-hmm.«

Sie tippte ihm gegen die Brust. »Auf jeden Fall bist du nicht der, der du zu sein scheinst, Hasimir Fenring.«

Er kniff leicht die übergroßen Augen zusammen. »Was willst du damit andeuten?«

»Damit will ich andeuten... dass wir beide sehr viel gemeinsam haben.« Sie streifte mit ihrem weichen Busen seinen Arm. »Vielleicht wäre es klug, wenn wir beide das Bündnis, das sich zwischen uns zu etablieren scheint, fortsetzen und in einen offiziellen Status überführen würden.«

Fenring sah sich um, ob sie von irgendwem belauscht wurden. Er mochte keine Schnüffler. Dann beugte er sich vor und sagte mit leidenschaftsloser Stimme zu ihr: »Ich habe nicht die Absicht, mir eine Frau zu nehmen. Ich bin ein genetischer Eunuch und kann keine Kinder zeugen.«

»Dann sind wir möglicherweise gezwungen, gewisse Opfer zu bringen, jeder von uns auf seine Weise. Es muss ja keiner von uns persönlich nehmen.« Sie hob die goldenen Augenbrauen. »Außerdem kann ich mir vorstellen, dass du dennoch in der Lage bist, eine Frau zu befriedigen. Auch ich wurde umfassend... ausgebildet.«

Ein raues Lächeln erschien auf seinem Gesicht. »Ähhhmm-hmm. Tatsächlich? Meine liebe Margot, wie es klingt, hast du mir ein interessantes Geschäft vorzuschlagen.«

»Und du, Hasimir, scheinst ein Mann zu sein, der praktische Erwägungen über romantische Gefühle stellt. Ich glaube, wir passen gut zusammen«, sagte sie. »Wir beide

sind geschickt darin, vielschichtige Pläne zu durchschauen und die labyrinthischen Beziehungen zwischen scheinbar beziehungslosen Ereignissen zu erkennen.«

»Deren Ergebnisse häufig von tödlicher Konsequenz sind, nicht wahr?«

Mit ihrer Serviette wischte sie ihm einen Rest Pflaumensoße aus dem Mundwinkel. »Hmm, du brauchst jemanden, der sich um dich kümmert.«

Er musterte sie aufmerksam, die züchtige Art, in der sie den Kopf hoch erhoben hielt, die Vollkommenheit und das gleichmäßige Tempo ihrer Sprache – die im völligen Kontrast zu seiner zeitweise undeutlichen und schleppenden Redeweise stand. Ihre graugrünen Augen blickten ihn ohne Arg an. Doch er erkannte das Funkeln von Geheimnissen, die sich hinter diesen reizenden Pupillen verbargen... so vieler Geheimnisse.

Und er könnte viele Jahre mit der Herausforderung verbringen, diesen Geheimnissen auf die Spur zu kommen.

Fenring rief sich ins Gedächtnis, dass diese Hexen teuflisch schlau waren. Sie handelten nicht aus persönlicher Motivation. Nichts war so, wie es schien. »Du bist ein Teil der Schwesternschaft, meine liebe Margot, und ihr verfolgt größere Ziele. Ich kenne mich ein wenig mit den Bene Gesserit aus. Ihr seid ein kollektiver Organismus.«

»Nun, ich habe dem Organismus mitgeteilt, was ich zu tun beabsichtige.«

»Informiert oder um Erlaubnis gebeten? Oder hat man dich von Anfang an auf mich angesetzt?«

Die Lady des Hauses Venette spazierte vorbei, mit zwei kleinen, übertrieben frisierten Hündchen. Ihr vergoldetes Kleid war so voluminös, dass die anderen Gäste zurückweichen mussten, um ihr Platz zu machen. Die Edeldame hielt den leeren Blick bei jedem Schritt streng geradeaus gerichtet, als wäre sie ganz darauf konzentriert, ihr Gleichgewicht zu wahren.

Margot beobachtete das Spektakel, dann wandte sie sich wieder Fenring zu. »Dieses Arrangement hätte offensichtli-

che Vorteile für alle Beteiligten, und Mutter Oberin Harishka hat mir bereits ihren Segen gegeben. Du würdest durch eine Verbindung mit der Schwesternschaft viel gewinnen, obwohl ich dir natürlich nicht all unsere Geheimnisse verraten werde.« Sie versetzte ihm spielerisch einen Stoß mit dem Ellbogen, worauf ihm beinahe der Teller aus der Hand gefallen wäre.

»Hmm-hmm«, sagte er und betrachtete ihren vollkommenen Körperbau, »und ich bin eine Schlüsselfigur in Shaddams Machtgefüge. Er vertraut niemandem mehr als mir.«

Margot hob amüsiert die Augenbrauen. »Ach! Schickt er dich deswegen nach Arrakis? Weil du ihm so nahe stehst? Ich habe gehört, du wärst gar nicht so glücklich über deine neue Stellung.«

»Wie hast du davon erfahren?« Fenring zog eine finstere Miene und hatte das unangenehme Gefühl, das Gleichgewicht zu verlieren. »Ich selbst weiß es erst seit zwei Tagen.« Diese gerissene Hexe hatte noch viel mehr zu sagen, und er wartete, dass sie sich ihm offenbarte.

»Hasimir Fenring, du musst lernen, jeden Sachverhalt zu deinem Vorteil zu nutzen. Arrakis ist der Schlüssel zur Melange, die wiederum der Schlüssel zum Universum ist. Unser neuer Imperator ist möglicherweise der Meinung, dass er dich lediglich auf irgendeinen Posten abgeschoben hat, aber in Wirklichkeit hat er dir eine Aufgabe von immenser Bedeutung übertragen. Du bist der Kaiserliche Beobachter auf Arrakis!«

»Ja, und dem Baron Harkonnen wird das überhaupt nicht passen. Ich vermute ohnehin, dass er uns viele Kleinigkeiten verheimlicht.«

Sie schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Dir kann niemand solche Dinge verbergen, mein Liebster. Oder mir.«

Er erwiderte das Lächeln. »Dann könnten wir etwas gegen die Langeweile tun, indem wir seinen Geheimnissen auf den Grund gehen.«

Sie fuhr mit einem langen, schlanken Finger an seinem Ärmel entlang. »Das Leben auf Arrakis soll keineswegs ein-

fach sein, aber... vielleicht könnte ich es dir durch meine Gesellschaft angenehmer machen.«

Allmählich wurde er misstrauisch, wie es seine Natur war. Obwohl sich in der Menge zahlreiche extravagante Kostüme tummelten, war Margot die allerschönste Frau im ganzen Saal. »Möglicherweise. Aber warum solltest du mich dorthin begleiten? An diesen schrecklichen Ort, wenn man den Berichten Glauben schenken kann.«

»Meine Schwestern beschreiben Arrakis als Planeten voller uralter Mysterien, und wenn ich dort einige Zeit verbringen würde, könnte ich mein Ansehen unter den Bene Gesserit beträchtlich steigern. Es könnte ein wichtiger Schritt in meiner Ausbildung zur Ehrwürdigen Mutter werden. Benutz deine Phantasie: Sandwürmer, Fremen, Gewürz. Es könnte äußerst interessant werden, wenn du und ich diese Geheimnisse gemeinsam lösen würden. Deine Gesellschaft regt mich an, Hasimir.«

»Ich werde... über deinen Vorschlag nachdenken.«

Er fühlte sich von dieser Frau physisch wie emotional angezogen... und diese Gefühle beunruhigten ihn. Wenn er in der Vergangenheit solche starken Reaktionen erlebt hatte, war er stets bemüht gewesen, sie zurückzuweisen, sich des Anlasses dieser Emotionen auf irgendeine Weise zu entledigen. Doch diese Schwester Margot Rashino-Zea war anders – oder sie schien es zumindest zu sein. Das würde sich erst im Laufe der Zeit herausstellen.

Er hatte die Geschichten über die Zuchtprogramme der Bene Gesserit gehört, doch aufgrund seiner genitalen Deformierung konnte die Schwesternschaft nicht an seinen Genen interessiert sein. Es musste also etwas anderes dahinterstecken. Offensichtlich gingen Margots Motive über ihre privaten Gefühle hinaus – sofern sie tatsächlich etwas für ihn empfand. Diese Frau musste erkannt haben, welche Möglichkeiten sich durch ihn boten, sowohl für sie als auch ihren Orden.

Und Margot hatte ihm im Gegenzug etwas zu bieten – einen neuen Weg zur Macht, von dem er niemals zuvor zu

träumen gewagt hatte. Bislang war er in dieser Hinsicht völlig von Shaddam abhängig gewesen, mit dem er sich zufällig bereits in frühester Kindheit hatte anfreunden können. Doch diese Beziehung war vor kurzem ernsthaft beschädigt worden, als der Kronprinz plötzlich ein merkwürdiges Verhalten an den Tag gelegt hatte. Shaddam mutete sich zu viel zu, wenn er versuchte, eigene Entscheidungen zu treffen und mit dem eigenen Kopf zu denken. Ein tollkühnes, gefährliches Unterfangen – und er schien nicht das Geringste davon zu ahnen.

In dieser Situation konnte Fenring neue Kontakte zu mächtigen Kreisen sehr gut gebrauchen. Wie zum Beispiel zu den Bene Gesserit.

Mit der Ankunft der Kutsche des Imperators strömten die Gäste in das Große Theater. Fenring stellte seinen Teller auf einem Tisch ab, und Margot hakte sich bei ihm unter. »Also wirst du an meiner Seite sitzen?«

»Ja«, sagte er und zwinkerte. »Und vielleicht werde ich sogar noch mehr tun.«

Sie lächelte auf reizende Weise, und er dachte daran, wie schwer es ihm fallen würde, diese Frau zu töten. Falls es jemals soweit kam.

* * *

Jedes Hohe Haus hatte ein Dutzend Platzkarten für das doppelte Ereignis im Großen Theater erhalten, während die übrige Bevölkerung des Imperiums über die planetaren Übertragungssysteme zuschauen musste. Die Einzelheiten dieser großartigen Zeremonie würden mindestens für die nächsten zehn Jahre genügend Gesprächsstoff liefern – genau wie Shaddam beabsichtigt hatte.

Als Repräsentant seines wiederhergestellten Hauses saß Herzog Leto Atreides mit seinem Gefolge in den Schwarzplaz-Sitzen in der zweiten Reihe des Hauptparketts. Seit dem Ende des Prozesses vor dem Landsraad hatte der »liebe Cousin« des Imperators den Schein gewahrt, aber Leto glaubte nicht daran, dass die geheuchelte Freundschaft seine Rück-

kehr nach Caladan überdauern würde – es sei denn, Shaddam war der Ansicht, dass Leto nun ihm einen Gefallen schuldig war. *Nimm dich in Acht, wenn du etwas kaufst,* hatte der alte Herzog gesagt, *denn es könnte verborgene Kosten geben.*

Thufir Hawat saß zu seiner Rechten, und der stolze und exaltierte Rhombur Vernius zu seiner Linken. Neben Rhombur saß seine Schwester Kailea, die nach Letos Befreiung zur Delegation gestoßen war. Sie war sofort nach Kaitain geeilt, um die Krönung zu sehen und an der Seite ihres Bruders aufzutreten. Ihre smaragdgrünen Augen erstrahlten bei jedem neuen Anblick. Es verging kaum ein Moment, in dem Kailea nicht mit erstauntem Keuchen oder entzückten Schreien auf irgendein neues Wunder reagierte. Es wärmte Letos Herz, wenn er ihr Glück beobachtete – es war das erste Mal, dass er sie seit ihrer Flucht von Ix so erlebte.

Während Rhomburs Kleidung in den Vernius-Farben gehalten war, hatte sich Kailea entschieden, ihre cremefarbenen Schultern mit einem Umhang zu drapieren, der den roten Falken der Atreides zeigte – genauso wie Leto. Sie hatte sich an seinem Arm festgehalten und von ihm zu ihren Sitzplätzen führen lassen, worauf sie ihm mit einem Lächeln anvertraut hatte: »Ich habe diese Farben aus Respekt für den Gastgeber gewählt, der uns Asyl gewährt hat, und zum Gedenken an das wiederhergestellte Vermögen des Hauses Atreides.« Danach hatte sie ihn sogar auf die Wange geküsst.

Da das Todesurteil für das Haus Vernius immer noch wie eine düstere Wolke über dem Horizont hing, stellte es ein erhebliches Risiko für die Geschwister dar, an den Festlichkeiten teilzunehmen. Thufir Hawat ging jedoch davon aus, dass sie verhältnismäßig sicher waren, solange die feierliche Stimmung vorherrschte, sofern sie die Toleranz ihrer Anwesenheit nicht überstrapazierten. Als Leto seine Einschätzung gehört hatte, hatte er gelacht. »Gibt es für Mentaten jemals eine absolute Sicherheit, Thufir?« Hawat fand es überhaupt nicht lustig.

Obwohl der Schauplatz der Krönungs- und Hochzeitszeremonie wegen der öffentlichen Aufmerksamkeit einer der sichersten Orte des Universum war, bezweifelte Leto, dass Dominic Vernius sich hier blicken lassen würde. Selbst jetzt, nach dem Tod des rachsüchtigen Elrood, hatte es Rhomburs Vater nicht gewagt, sein Versteck zu verlassen oder ihnen auch nur irgendeine Nachricht zukommen zu lassen.

Auf den hinteren Rängen des riesigen Theaters saßen die Vertreter der Kleinen Häuser, der MAFEA, der Raumgilde, der Mentaten, der Suk-Schule und vieler anderer einflussreicher Gruppierungen, die über die Millionen Welten verstreut waren. Das Haus Harkonnen hatte eine eigene Loge im oberen Bereich des Saals besetzt. Der Baron, der ohne seinen Neffen Rabban gekommen war, weigerte sich, auch nur in die Richtung der Atreides-Delegation zu blicken.

»Diese Farben, diese Klänge, diese Düfte – all das macht mich ganz schwindlig«, sagte Kailea, die seufzend einatmete und näher an Leto heranrückte. »So etwas habe ich noch nie zuvor gesehen – weder auf Ix noch auf Caladan.«

»So etwas hat im ganzen Imperium seit etwa einhundertfünfzig Jahren niemand mehr gesehen«, erwiderte Leto.

In der ersten Reihe, genau vor den Atreides, saßen mehrere Bene-Gesserit-Frauen in identischen schwarzen Gewändern, darunter auch die ergraute Mutter Oberin Harishka. Auf der anderen Seite des Mittelgangs standen Sardaukar in Gala-Uniformen und voller Bewaffnung.

Die Bene-Gesserit-Delegation begrüßte die Ehrwürdige Mutter Anirul, die künftige Imperatorin, als sie an der Gruppe vorbeikam, begleitet von einer großen Ehrenwache und grellbunt gekleideten Hofdamen. Rhombur suchte nach der atemberaubenden blonden Frau, die ihm den mysteriösen Nachrichtenwürfel gegeben hatte, bis er feststellte, dass sie nicht bei den anderen Schwestern, sondern neben Hasimir Fenring saß.

Der hohe, in mehrere Ebenen unterteilte Raum war von einer erwartungsvollen Atmosphäre erfüllt. Schließlich wurde

es still im Großen Theater, und alle Anwesenden nahmen die Kopfbedeckungen ab und eine ehrfürchtige Haltung ein.

In der Uniform eines Offiziers der Sardaukar, mit silbernen Epauletten und dem Wappen des Goldenen Löwen des Hauses Corrino, betrat Kronprinz Shaddam den Saal und schritt über einen Teppich aus Samt und Damast durch den Mittelgang. Sein rotes Haar war mit glitzernder Pomade frisiert. Mitglieder seines Hofstaats folgten ihm, allesamt in Scharlachrot und Gold gekleidet.

Die Nachhut bildete der Hohepriester von Dur im grünen Gewand, der traditionsgemäß jeden Imperator seit dem Fall der Denkmaschinen gekrönt hatte. Trotz des wechselhaften Geschicks seiner uralten Religion verstreute der Hohepriester stolz den heiligen roten Eisenstaub von Dur nach rechts und links ins Publikum.

Als er Shaddam gemessenen Schrittes und in schmucker Uniform auftreten sah, erinnerte sich Leto daran, wie der Kronprinz nur wenige Tage zuvor in einen anderen Saal geschritten war, um für ihn auszusagen. In gewisser Weise hatte sein Cousin damals in Seidengewändern und Juwelen viel hoheitsvoller gewirkt. Jetzt sah er eher wie ein Soldat aus – der oberste Befehlshaber aller Streitkräfte des Imperiums.

»Ein klares politisches Zeichen«, flüsterte Hawat ihm ins Ohr. »Haben Sie es bemerkt? Shaddam lässt die Sardaukar wissen, dass der neue Imperator sich als Mitglied ihrer Organisation betrachtet, dass sie ein bedeutender Machtfaktor sind.«

Leto nickte, da er diese Sitte nur zu gut kannte. Genauso wie sein Vater pflegte auch der junge Herzog den Umgang mit seinen Männern, aß mit ihnen und nahm an alltäglichen Aufgaben teil, um ihnen zu zeigen, dass er von seinen Truppen niemals etwas verlangen würde, wozu er nicht selbst bereit war.

»Sieht für mich eher nach Show als Realität aus«, bemerkte Rhombur.

»Ein riesiges Imperium lässt sich nicht ohne Show regie-

ren«, sagte Kailea. Mit einem Stich erinnerte sich Leto an das Faible des alten Herzogs für Stierkämpfe und andere Spektakel.

Shaddam genoss den Auftritt, sonnte sich in der Glorie. Er verbeugte sich, als er an seiner Braut und den Bene Gesserit vorbeikam. Doch zuerst sollte die Krönung erfolgen. An einer bestimmten Stelle hielt Shaddam an und drehte sich zum Hohepriester von Dur um, der nun die funkelnde Krone des Imperators auf einem goldbestickten Kissen bereithielt.

Hinter dem Kronprinzen öffnete sich ein breiter Vorhang, der das imperiale Podium enthüllte, das man zu diesem Anlass ins Theater geschafft hatte. Der massive Thron war aus einem einzigen Stück blaugrünen Quarzes gehauen – der größte Edelstein dieser Art, der jemals gefunden wurde und in die Zeit des Imperators Hassik III. datierte. Verborgene Projektoren schossen genau abgestimmte Laserstrahlen in die Tiefen des Kristallblocks, der sie in einer Explosion aus Regenbogenfarben brach. Die Zuschauer hielten den Atem an, als sie die strahlende Schönheit des Throns erblickten.

In der Tat, das grandiose Schauspiel hat eine wichtige Bedeutung für die alltäglichen Geschäfte des Imperiums, dachte Leto. *Es schafft etwas Verbindendes und vermittelt den Menschen, dass sie zu einem bedeutungsvollen Ganzen gehören.*

Solche Zeremonien festigten den Eindruck, dass die Menschlichkeit und nicht das Chaos über das Universum regierten. Selbst ein eigennütziger Imperator wie Shaddam konnte einiges Gutes bewirken, fand Leto – und hoffte es inbrünstig.

Feierlich stieg der Kronprinz die Stufen des Quarzpodiums hinauf und nahm auf dem Thron Platz. Sein Blick war starr geradeaus gerichtet. Nach der altehrwürdigen Tradition folgte ihm der Hohepriester, während er die funkelnde Krone hoch erhoben hatte.

»Schwörst du, Kronprinz Shaddam Raphael Corrino, dem Heiligen Imperium die Treue?«

Die Stimme des Priesters war im ganzen Theater zu hören, wo sie von Lautsprechern in völlig natürlicher, unverzerrter Klangqualität wiedergegeben wurde. Dieselben Worte wurden rund um den Planeten Kaitain übertragen und würden sich demnächst im ganzen Imperium verbreiten.

»Ich schwöre«, sagte Shaddam mit voller Stimme.

Der Hohepriester ließ das Symbol der Herrschaft auf das Haupt des Sitzenden sinken. Zu den versammelten Würdenträgern sagte er: »Hiermit präsentiere ich den neuen Padischah-Imperator Shaddam IV. Möge seine Herrschaft so lange wie die Sterne erstrahlen!«

»Möge seine Herrschaft so lange wie die Sterne erstrahlen!«, wiederholte das Publikum im schallenden Chor.

Als Shaddam sich nun mit der funkelnden Krone auf dem Haupt vom Thron erhob, tat er es als Imperator des Bekannten Universums. Das Publikum im Saal applaudierte und jubelte ihm zu. Er schaute auf die Menschen, die ein Mikrokosmos seines Herrschaftsbereichs waren, bis sein Blick bei der rehäugigen Anirul innehielt, die gemeinsam mit ihrer Ehrenwache und den Hofdamen vor das Podium getreten war. Der Imperator streckte ihr seine Hand entgegen.

Harishka, die Mutter Oberin der Bene Gesserit, führte Anirul an Shaddams Seite. Die Frauen bewegten sich im gleitenden Gang der Schwesternschaft, als wäre Shaddam ein Magnet, der sie an sich zog. Dann kehrte die alte Harishka zu ihrem Sitzplatz unter den anderen Bene Gesserit zurück.

Der Priester sprach einen Segen über das Paar, während der neue Imperator zwei Diamantringe auf den Ehefinger von Aniruls Hand steckte, gefolgt von einem prächtigen Armreifen aus roten Soosteinen, der seiner Großmutter väterlicherseits gehört hatte.

Als sie zu Imperator und Lady ernannt waren, präsentierte der Hohepriester von Dur sie der Versammlung. Im Publikum beugte sich Hasimir Fenring zu Margot hinüber und flüsterte ihr zu: »Wollen wir vortreten und den Hohe-

priester fragen, ob er schnell noch eine zweite Trauung einschieben kann?«

Sie kicherte und versetzte ihm einen verspielten Rippenstoß.

* * *

An diesem Abend erreichte der Hedonismus in der Hauptstadt einen beispiellosen Höhepunkt. Die Luft war mit Adrenalin, Pheromonen und Musik geschwängert. Das kaiserliche Paar beteiligte sich an einem verschwenderischen Mahl, auf das ein großer Ball folgte, der in eine kulinarische Orgie überging, die das vorige Bankett wie eine Vorspeisentafel erscheinen ließ. Als die Jungvermählten zum imperialen Palast aufbrachen, wurden sie mit Rosen aus Merh-Seide überschüttet und von übermütigen Aristokraten gejagt.

Schließlich konnten sich Imperator Shaddam IV. und Lady Anirul ins kaiserliche Ehebett zurückziehen. Vor dem Schlafzimmer ließen adlige Männer und Frauen Kristallglocken klingen und helle Leuchtgloben durch die Fenster schweben – das traditionelle Spektakel, das die neue Verbindung mit Fruchtbarkeit segnen sollte.

Die Feierlichkeiten setzten sich ähnlich wie in all den vergangenen Jahrtausenden fort; sie reichten bis zu den Tagen vor Butler, bis zu den Wurzeln des Imperiums zurück. Mehr als tausend kostspielige Geschenke wurden auf dem Rasen vor dem Palast ausgebreitet. Sie würden später von Dienern des Imperators eingesammelt und an die Bevölkerung verteilt werden, während auf Kaitain noch eine Woche lang weitergefeiert wurde.

Und wenn das große Fest vorbei war, konnte Shaddam endlich damit beginnen, zur Tagesordnung überzugehen und als Imperator über eine Million Welten zu herrschen.

In der Retrospektive wurde das legendäre Ereignis, das als ›Letos Gambit‹ bezeichnet wird, zur Grundlage der immensen Popularität des jungen Herzogs Atreides. Er konnte sich erfolgreich als strahlendes Leuchtfeuer der Ehre in einem galaktischen Meer der Finsternis präsentieren. Für viele Mitglieder des Landsraads wurde Letos Aufrichtigkeit und Naivität zu einem Symbol der Ehre, das viele der Großen und Kleinen Häuser so sehr beschämte, dass sie ihren Umgang miteinander änderten... zumindest für eine gewisse Zeit, bis sich wieder das vertraute frühere Verhalten durchsetzte.

Ursprünge des Hauses Atreides:
Die Saat der Zukunft im
Galaktischen Imperium, von Bronso von Ix

Wütend über den Misserfolg seines Plans tobte Baron Harkonnen durch die Säle und Korridore seiner Familienburg auf Giedi Primus. Er schrie sein Personal an, ihm einen Zwerg zu besorgen, den er quälen konnte. Er brauchte ein Geschöpf, über das er dominieren konnte, das er quälen und vollständig vernichten konnte.

Als Yh'imm, einer der Unterhaltungsmanager des Barons, sich beklagte, dass es nicht gerade fair war, jemanden einzig wegen seiner Körpergröße zu verfolgen, ordnete der Baron an, Yh'imms Beine an den Knien zu amputieren. Damit würde der unverhofft zum Zwerg degradierte Unterhaltungsmanager genau den gewünschten Anforderungen entsprechen.

Als der heulende und flehende Mann zu den Chirurgen der Harkonnens fortgeschafft wurde, ließ der Baron seinen Neffen Glossu Rabban und den Mentaten Piter de Vries

kommen, um mit ihnen eine wichtige Besprechung abzuhalten.

Während er in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch wartete, der mit Papieren und Berichten auf ridulianischem Kristall übersät war, brüllte der Baron mit seiner Bassstimme: »Ich verfluche die Atreides, vom kindlichen Herzog bis zu den Bastarden, von denen er abstammt! Wenn sie doch nur alle bei der Schlacht von Corrin krepiert wären!«

Er wirbelte herum, als de Vries durch die Tür zum Arbeitsraum trat, und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren, da ihm seine Muskeln nicht wie gewohnt gehorchen wollten. Er hielt sich an der Tischkante fest, um nicht zu stürzen. »Wie konnte Leto diesen Prozess überstehen? Er hatte keine Beweise, keine Verteidigungsstrategie!« Gedämpfte Leuchtgloben schwebten unter der Decke des Raums. »Er weiß selbst noch nicht einmal, was genau geschehen ist.«

Das Gebrüll des Barons hallte durch die Tür in die Korridore, die mit poliertem Stein und Messing ausgekleidet waren. Rabban kam durch den Gang geeilt. »Und ich verfluche Shaddam für seine Einmischung! Nur weil er Imperator ist, hat er nicht das Recht, Partei zu ergreifen! Was verspricht er sich davon?«

Sowohl Rabban als auch de Vries zögerten an der hohen, mit Eisen ausgeschlagenen Tür, da sie nicht in den Strudel des Zorns geraten wollten, den der Baron ausgelöst hatte. Der Mentat schloss die Augen und rieb sich über die buschigen Augenbrauen, während er überlegte, was er sagen oder tun sollte. Rabban trat zu einer Nische und goss sich ein Glas mit starkem Kirana-Brandy ein. Er gab ein tierisches Schlürfen von sich, als er trank.

Der Baron löste sich vom Tisch und ging auf und ab. Seine Bewegungen waren merkwürdig ruckhaft, als hätte er Schwierigkeiten, sein Gleichgewicht zu wahren. Seine Kleidung lag eng am Körper an, der wieder an Gewicht zugenommen hatte.

»Ich wollte einen unverhofften Krieg auslösen und nach dem Gemetzel die Überreste einsammeln! Aber irgendwie hat dieser verdammte Atreides alle anderen davon abgehalten, übereinander herzufallen. Indem er auf diesem riskanten Verwirkungsverfahren bestand – ich verfluche diese uralten Sitten! – und bereit war, sich für seine kostbaren Freunde und Besatzungsmitglieder zu opfern, hat er sich beim Landsraad ungemein beliebt gemacht. Seine Popularität erreicht ungeahnte Höhen.«

Piter de Vries räusperte sich. »Vielleicht war es ein Fehler, Baron, die Tleilaxu gegen ihn aufzubringen. Niemand mag die Tleilaxu. Es war sehr schwierig, in den Häusern genügend Empörung zu schüren. Außerdem war es nicht vorgesehen, dass diese Angelegenheit vor Gericht verhandelt wird.«

»Wir haben keine Fehler gemacht!«, brummte Rabban, der sofort bereit war, seinen Onkel zu verteidigen. »Nimm das zurück, wenn dir dein Leben lieb ist, Piter!«

De Vries ging nicht darauf ein und zeigte auch keine Furcht. Er war selbst ein äußerst fähiger Kämpfer, dessen Erfahrung zweifellos über Rabbans pure Muskelkraft triumphieren würde, wenn es jemals zur körperlichen Auseinandersetzung kommen sollte.

Der Baron warf seinem Neffen einen enttäuschten Blick zu. *Es scheint dir niemals vergönnt zu sein, etwas zu begreifen, das auch nur durch den feinsten Schleier der Subtilität verhüllt wird.*

Rabban funkelte den Mentaten wütend an. »Herzog Leto ist nicht mehr als ein dreister junger Herrscher aus einer unbedeutenden Familie. Das Einkommen des Hauses Atreides basiert auf dem Verkauf von... Pundi-Reis!« Er spuckte diese Worte geradezu aus.

»Es bleibt die Tatsache, Rabban«, sagte der verderbte Mentat mit aalglatter Stimme, »dass die anderen Mitglieder des Landsraads ihn tatsächlich zu *mögen* scheinen. Sie bewundern diesen kindlichen Herzog für das, was er geleistet hat. Wir haben ihn zum Helden gemacht.«

Rabban trank aus, goss sich ein neues Glas ein und trank es schlürfend.

»Das Forum des Landsraads wird plötzlich *uneigennützig?*« Der Baron schnaufte. »Das ist noch unglaublicher als die Vorstellung, dass Leto den Gerichtssaal als Sieger verlässt.«

Aus dem Operationsraum am Ende der langen, düsteren Korridore drangen grausige Geräusche und entsetzliche Schreie, die bis in das Arbeitszimmer des Barons schallten. Die Leuchtgloben flackerten, aber sie konnten die schwache Helligkeitsstufe halten.

Der Baron warf de Vries einen durchdringenden Blick zu, dann deutete er in Richtung der Operationsräume. »Vielleicht solltest du dich persönlich um diese Sache kümmern, Piter. Ich möchte, dass der Unterhaltungsmanager die Behandlung überlebt... zumindest bis ich die Behandlung fortsetzten werde.«

»Ja, Baron«, sagte der Mentat und eilte durch die Korridore zur medizinischen Abteilung. Die Schreie wurden immer schriller und weibischer. Außerdem waren das Brutzeln von Schneidstrahlern und das Knirschen von Sägen zu hören.

Der Baron dachte an sein passend gekürztes Spielzeug und an das, was er mit Yh'imm anstellen würde, sobald die Wirkung der Schmerzmittel nachgelassen hatte. Oder war es möglich, dass die Ärzte den Ehrgeiz besaßen, ihre Aufgabe ohne jede Betäubung zu erfüllen? Ja, es war möglich.

Rabban ließ genüsslich die schweren Augenlider sinken, während er einfach nur genoss, was er hörte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er den Mann lieber durch das Wildreservat von Giedi Primus gehetzt. Aber der Baron hielt einen solchen Aufwand für maßlos übertrieben – all das Herumgerenne und Erklettern vereister Felsen. Er hatte wesentlich angenehmere Vorstellungen, sich die Zeit zu vertreiben. Außerdem hatten sich die Gelenke des Barons in letzter Zeit immer stärker entzündet, während seine Mus-

keln schwächer und zittriger wurden und sein Körper insgesamt an Energie verlor...

Vorläufig musste der Baron sich selbst um eine Ersatzbefriedigung kümmern. Nachdem Yh'imms Beinstümpfe kauterisiert waren, würde er sich vorstellen, der Manager wäre Herzog Atreides. Daran hätte er bestimmt großen Spaß.

Dann hielt der Baron inne, als ihm bewusst wurde, wie dumm es war, sich so sehr wegen des Scheiterns eines einzigen Plans aufzuregen. Seit ungezählten Generationen hatten die Harkonnens ihren verhassten Todfeinden immer wieder subtile Fallen aufgestellt. Aber die Atreides ließen sich nicht ohne weiteres töten, vor allem, wenn sie mit dem Rücken zur Wand standen. Die Fehde reichte bis zur Großen Revolte zurück, als man ihnen Verrat und Feigheit vorgeworfen hatte. Seit dieser Zeit hassten die Harkonnens die Atreides – und umgekehrt.

Und so würde es immer sein.

»Wir haben immer noch Arrakis«, sagte der Baron. »Wir haben immer noch die Kontrolle über die Melange-Produktion, auch wenn wir unter der Fuchtel der MAFEA und dem wachsamen Auge des Padischah-Imperators stehen.« Er grinste Rabban an, der völlig unerwartet zurückgrinste.

Tief im Herzen der hässlichen und düsteren Größe von Burg Harkonnen ballte der Herzog die Faust und reckte sie in die Luft. »Solange wir Arrakis haben, ist unser Vermögen gesichert.« Dann schlug er mit einer Hand auf die weich gefütterte Schulter seines Neffen. »Wir werden das letzte Gewürzkörnchen aus dem Sand pressen, bis Arrakis nicht mehr als eine leere Hülse ist!«

81

Das Universum enthält ungenutzte und bislang unvorstellbare Energiequellen. Sie befinden sich direkt vor Ihren Augen, aber Sie können sie nicht sehen. Sie befinden sich in Ihrem Geist, aber Sie können sie nicht denken. – Ich kann es!

Tio Holtzman,
Gesammelte Vorträge

Auf der Gildewelt Junction wurde jener, der einmal D'murr Pilru gewesen war, vor ein Tribunal aus Navigatoren gebracht. Niemand nannte ihm den Grund, und auch mithilfe seines intuitiven und begrifflichen Verständnisses des Universums konnte er nicht erraten, was sie von ihm wollten.

D'murr wurde weder von anderen Auszubildenden noch von neuen Piloten begleitet, die wie er gelernt hatten, sich im Warpraum zurechtzufinden. Auf einem großen offenen Exerzierplatz, bewachsen mit verkümmertem Blakgras waren die versiegelten, mit Gewürzgas gefüllten Tanks des hochrangigen Tribunals im Halbkreis auf Steinplatten angeordnet, in die sich die Furchen vieler früherer Versammlungen eingegraben hatten.

D'murrs kleinerer Tank stand ganz allein vor ihnen, genau im Zentrum des Halbkreises. Da sein Leben als Navigator gerade erst begonnen hatte und er nicht sehr weit in der Hierarchie der Piloten aufgestiegen war, wies sein Körper noch verhältnismäßig menschliche Züge auf. Die Mitglieder des Tribunals – allesamt Steuermänner – hatten dagegen aufgequollene Köpfe und monströs veränderte Augen, die sich gelegentlich in den zimtorangenen Schwaden zeigten.

Eines Tages werde ich wie sie sein, dachte D'murr. Es

hatte eine Zeit gegeben, da wäre er entsetzt vor dieser Vorstellung zurückgeschreckt, doch nun akzeptierte er das Unvermeidliche. Er dachte an all die neuen Offenbarungen, die ihm auf dem Weg dahin zuteil werden würden.

Das Gildetribunal redete ihn in der Kurzsprache an, die auf einer Mathematik höherer Ordnung basierte und Gedanken und Worte direkt über die Raumstruktur vermittelte – was wesentlich effizienter als jede menschliche Kommunikation war. Grodin, der leitende Ausbilder, fungierte als Sprachrohr für die anderen.

»Man hat dich beobachtet«, sagte Grodin. Es war übliche Praxis, dass die Ausbilder der Gilde Geräte zur Holo-Aufzeichnung in der Navigationskammer jedes Heighliners und in jedem Trainingstank der neuen und unerfahrenen Piloten installierten. Im Verlauf der gewundenen Schiffsrouten zwischen den Sternen wurden diese Aufzeichnungen in gewissen Zeitabständen durch neue Speicher ersetzt und nach Junction gebracht.

»Sämtliche Details werden routinemäßig untersucht.« D'murr wusste, dass die Vertreter der Gildebank und ihre Geschäftspartner in der MAFEA sicherstellen mussten, dass wichtige Navigationsregeln und Sicherheitsvorkehrungen eingehalten wurden. Damit hatte er keine Probleme.

»Die Gilde hat mit Erstaunen registriert, dass gezielte und nicht autorisierte Übertragungen an deine Navigationskammer gesendet wurden.«

Das Kommunikationsgerät seines Bruders! D'murr wand sich in seinem Tank, als er all die schwindelerregenden Konsequenzen erkannte, die Strafen und Einschränkungen, die ihm bevorstehen mochten. Er könnte zu einem der gescheiterten Navigatoren werden, jenen bedauernswerten Monstern, die den körperlichen Preis gezahlt hatten, ohne in den Genuss der Vorteile zu kommen. Aber D'murr wusste, dass er über starke Fähigkeiten verfügte! Vielleicht würden die Steuermänner ihm verzeihen...

»Wir sind neugierig«, sagte Grodin.

Dann erzählte und erklärte D'murr ihnen alles, was er

wusste, informierte sie über jedes Detail. Er versuchte sich zu erinnern, was C'tair ihm beschrieben hatte, und berichtete von den Zuständen auf dem isolierten Planeten Ix. Auch von der Entscheidung der Tleilaxu, zum alten Heighliner-Modell zurückzukehren. Die Neuigkeit beunruhigte sie, aber das Tribunal war viel mehr an der Funktionsweise des »Rogo-Senders« interessiert.

»Nie zuvor gab es eine zeitverlustfreie Kommunikation durch den Warpraum«, sagte Grodin. Seit Jahrtausenden wurden sämtliche Nachrichten von Kurieren befördert, in physischer Form, an Bord eines physischen Schiffes, das viel schneller durch den Warpraum reiste als jede bekannte Übertragungsmethode, die auf den normalen Raum beschränkt war. »Können wir diese Innovation nutzen?«

D'murr erkannte das militärische und ökonomische Potenzial eines solchen Geräts, falls es sich als realisierbar erwies. Obwohl er nicht alle technischen Einzelheiten kannte, war ihm klar, dass sein Bruder eine bahnbrechende Erfindung gemacht hatte, die für die Raumgilde faszinierende Aussichten bot. Sie wollten es haben.

Ein älteres Mitglied des Tribunals schlug die Möglichkeit vor, beide Enden der Verbindung mit mental fortgeschrittenen Navigatoren zu besetzen, anstelle eines normalen Menschen wie C'tair Pilru. Ein anderer erkundigte sich, ob die Verbindung eher mentaler oder technischer Natur war, ob sie vielleicht nur auf die frühere Nähe der Zwillinge zurückzuführen war, auf die Ähnlichkeit ihrer Gehirnmuster.

Vielleicht fand die Gilde im großen Repertoire aus Piloten, Navigatoren und Steuermännern weitere Paare mit ähnlichen mentalen Verbindungen... obwohl sie vermutlich selten waren. Doch trotz der Kosten und Schwierigkeiten ergab sich aus dieser Methode der Kommunikation vielleicht eine neue Dienstleistung, die nach einer Erprobungsphase zu einem hohen Preis dem Imperator angeboten werden konnte.

»Du darfst deinen Rang als Pilot behalten«, sagte Grodin und erlaubte ihm, sich vom Tribunal zu entfernen.

* * *

Herzog Leto und Rhombur Vernius warteten seit ihrer triumphalen Rückkehr von Kaitain schon seit mehreren Wochen darauf, dass der neue Imperator ihre Bitte um eine Audienz beantwortete. Leto war bereit, sofort ein Shuttle zu besteigen und sich auf dem Weg zum Palast des Imperators zu machen, sobald ein Kurier eintraf und einen Termin verkündete. Er hatte sich geschworen, seinen Bluff mit keinem Wort zu erwähnen, nicht weiter auf die Corrino-Tleilaxu-Verbindung einzugehen... aber Shaddam IV. war zweifellos neugierig.

Wenn noch eine weitere Woche ohne Antwort verstrich, wollte sich Leto auch ohne Termin auf den Weg machen.

Er wollte die Welle seines gestiegenen Ansehens und seiner Popularität ausnutzen und über eine Amnestie und Entschädigung für das Haus Vernius verhandeln. Er glaubte, dass es seine beste Gelegenheit war, die Angelegenheit zu einem glücklichen Abschluss zu bringen, doch als die Tage vergingen und der Imperator schwieg, schienen sich seine Hoffnungen allmählich in Luft aufzulösen. Sogar der ewig optimistische Rhombur wurde nervös und verzweifelt, während sich Kailea deprimiert mit der Tatsache abzufinden versuchte, dass ihr nun doch keine strahlende Zukunft mehr bevorstand.

Endlich brachte ein menschlicher Kurier ein Standardkommuniqué in einem Nachrichtenzylinder, in dem der Imperator vorschlug – da seine freie Zeit für Gespräche sehr begrenzt war –, eine bislang unerprobte Methode zu nutzten, die neuerdings von der Raumgilde angeboten wurde, ein Verfahren ohne Zeitverlust, das sich ›Gildelink‹ nannte. Es setzte die mentale Verbindung zweier Gilde-Navigatoren voraus, die sich in verschiedenen Sonnensystemen aufhielten. Ein Heighliner im Orbit um Caladan und ein zweiter

über Kaitain sollten theoretisch genügen, um ein Gespräch zwischen Herzog Leto Atreides und Imperator Shaddam IV. zu ermöglichen.

»Endlich habe ich die Gelegenheit, mein Ansinnen vorzubringen«, sagte Leto, obwohl er noch nie zuvor von dieser Kommunikationsmethode gehört hatte. Shaddam schien begierig darauf zu sein, sie für seine eigenen Zwecke zu nutzen, und auf diese Weise würde niemand beobachten können, wie er sich mit Herzog Atreides traf.

Kaileas grüne Augen leuchteten auf, und sie ignorierte sogar den widerlichen Stierkopf, der im Speisesaal hing. Sie beeilte sich, das Kleid zu wechseln und stattdessen stolz in den Vernius-Farben aufzutreten, obwohl es unwahrscheinlich war, dass irgendwelche bildlichen Eindrücke übertragen werden konnten. Rhombur traf zum verabredeten Zeitpunkt in Begleitung von Thufir Hawat ein. Leto schickte alle Diener, Wachen und sonstigen Angestellten hinaus.

Der Heighliner, mit dem der Kurier gekommen war, blieb im stationären Orbit über Caladan, während ein zweites Schiff über Kaitain wartete. Die erfahrenen Steuermänner der Gilde an Bord der Schiffe – zwischen denen eine gewaltige Entfernung lag – würden ein unbekanntes Verfahren einsetzen, mit dem ihr Geist die Leere überwinden konnte, bis sich eine gedankliche Verbindung zwischen ihnen herstellte. Die Gilde hatte Hunderte ihrer Navigatoren getestet, bevor sie zwei gefunden hatte, die in der Lage waren, einen schwachen, aber direkten Kontakt herzustellen. Ob es sich um Telepathie oder durch Melange geförderte hellseherische Fähigkeiten oder etwas ganz anderes handelte, blieb vorläufig unbekannt.

Leto atmete tief durch und wünschte sich, er hätte mehr Zeit gehabt, seine Worte einzustudieren, auch wenn er schon viel zu lange gewartet hatte. Er wagte es nicht, um einen weiteren Aufschub zu bitten...

Shaddam befand sich in einem prächtigen, von Hecken gesäumten Arboretum im imperialen Palast, als er in ein winziges Mikrofon an seinem Kinn sprach, das mit den

Lautsprechern in der Navigationskammer des Heighliners über seinem Planeten verbunden war. »Kannst du mich hören, Leto Atreides? Hier scheint die Sonne, und ich bin soeben von meinem morgendlichen Spaziergang zurückgekehrt.« Er nahm einen Schluck aus einem Kelch mit süßem Saft.

Als die Worte des Imperators in der Navigationskammer des Schiffs über Kaitain eintrafen, nahm auch der Steuermann im anderen Heighliner über Caladan sie auf mentale Weise wahr, als Echo dessen, was sein Kollege gehört hatte. Der Steuermann über Caladan unterbrach die Verbindung für einen Moment, um die Worte vor einem glitzernden Sprechglobus zu wiederholen, der in seiner mit Gewürzgas gefüllten Kammer schwebte. Daraufhin konnte sie auch Leto im hallenden Speisesaal von Burg Caladan über das installierte Lautsprechersystem hören. Sie klangen verzerrt und schleppend, ohne emotionale Nuancen, aber es waren nichtsdestoweniger die Worte des Imperators.

»Ich habe die Morgensonne von Caladan stets als viel angenehmer empfunden, Cousin«, erwiderte Leto und übernahm die vertrauliche Anrede, um das Gespräch auf einer freundschaftlichen Ebene fortsetzen zu können. »Du solltest irgendwann unseren bescheidenen Planeten besuchen.«

Als Leto sprach, hatte der Navigator über Caladan wieder den Gildelink zu seinem Partner hergestellt, wodurch Letos Worte auch im anderen Schiff wahrgenommen und dann nach Kaitain weitergeleitet wurden.

»Dieses neue Kommunikationssystem ist wunderbar!«, wich Shaddam einer direkten Entgegnung aus. Doch er schien Gefallen an den Möglichkeiten des Gildelinks zu finden, als hätte er soeben ein neues Spielzeug entdeckt. »Viel schneller als menschliche Boten, obwohl es vermutlich mit immensen Kosten verbunden sein wird. Hier scheint sich ein weiteres Monopol der Gilde abzuzeichnen. Ich hoffe nur, dass sie nicht zu viel Geld für dringende Nachrichten verlangen.«

Als Leto diese Worte in seinem Speisesaal hörte, fragte er sich, ob sie ihm oder nicht vielmehr den mithörenden Gilde-Navigatoren galten.

Shaddam hüstelte nervös, was natürlich nicht übertragen wurde. »Auf den Planeten des Imperiums gibt es so viele wichtige Angelegenheiten und so wenig Zeit, um sich mit allen zu beschäftigen. Ich habe viel zu wenig Zeit für Freundschaften, die mir am Herzen liegen, wie zum Beispiel mit dir, mein Cousin. Worüber möchtest du mit mir sprechen?«

Leto holte tief Luft, und seine falkenhaften Gesichtszüge wurden ernster. »Erhabener Imperator Shaddam, wir bitten Euch, dem Haus Vernius Amnestie zu gewähren und ihm wieder den angestammten Platz im Landsraad zurückzugeben. Der Planet Ix ist von überragender wirtschaftlicher Bedeutung und darf nicht in den Händen der Tleilaxu bleiben. Sie haben bereits viele wichtige Produktionsanlagen zerstört und für eine Verknappung von Waren gesorgt, die für die Sicherheit des Imperiums lebenswichtig sind.« Dann fügte er in vorsichtiger Andeutung auf seinen Bluff hinzu: »Wir beide wissen genau, was in diesem Augenblick wirklich dort geschieht.«

Ich will doch mal sehen, dachte Leto, *ob ich ihm den Eindruck vermitteln kann, dass ich viel mehr über die Tleilaxu-Connection weiß, als mir tatsächlich bekannt ist.* Prinz Rhombur, der neben ihm stand, warf ihm einen argwöhnischen Blick zu.

»Solche Angelegenheiten kann ich nicht im Beisein von Mittelsmännern besprechen«, sagte Shaddam rasch.

Leto riss die Augen auf, als Shaddam diesen möglicherweise schwerwiegenden Fehler beging. »Wollen Sie damit andeuten, dass die Gilde nicht vertrauenswürdig ist, Herr? Sie transportiert Armeen für das Imperium und die Großen Häuser, sie kennt unsere geheimsten Kriegspläne, bevor wir sie in die Tat umsetzen können. Dieser Gildelink ist sogar noch sicherer als ein Gespräch unter vier Augen im imperialen Audienzsaal.«

»Aber wir haben die Möglichkeiten des Verfahrens noch nicht gründlich studiert«, widersprach Shaddam, um ihn offensichtlich hinzuhalten. Er hatte den wachsenden Einfluss von Herzog Leto Atreides verfolgt. Hatte dieser Emporkömmling Verbindungen, die sogar über die Raumgilde hinausreichten? Er blickte sich im menschenleeren Garten um und wünschte sich ausnahmsweise, dass Fenring wieder bei ihm wäre. Doch der Mann bereitete sich auf seine Reise nach Arrakis vor. *Vielleicht war es doch ein Fehler gewesen, Leto zu retten.*

In möglichst sachlichen Worten legte Leto nun die Angelegenheit der Ixianer dar und versicherte, dass das Haus Vernius niemals verbotene Technik hergestellt hatte. Trotz ihrer Ankündigung hatten die Tleilaxu dem Forum des Landsraads bislang weder eine Anklage noch irgendwelche Beweise vorgelegt, sondern die Sache stattdessen selbst in die Hand genommen und sich in ihrer Gier die Reichtümer von Ix angeeignet. Auf der Grundlage von Gesprächen mit Rhombur schätzte Leto den Wert des Lehens und der durch die Tleilaxu verursachten Schäden ein.

»Das klingt übertrieben«, antwortete Shaddam etwas zu schnell. »Die Berichte der Bene Tleilax deuten auf wesentlich geringere Zahlen hin.«

Er ist persönlich dort gewesen, dachte Leto, *und versucht es zu verheimlichen.* »Natürlich versuchen die Tleilaxu, den Gesamtwert geringer einzuschätzen, um die Reparationszahlungen zu reduzieren, falls sie jemals gezwungen sein sollten, sie zahlen zu müssen.«

Dann führte Leto die Schätzung der Todesopfer unter den Ixianern an und ging sogar auf Elroods ungerechtfertigte Belohnung für den Tod der Lady Shando ein. Schließlich mutmaßte er mit emotionsgeladener Stimme über das schwere Los von Graf Vernius, der sich immer noch auf einer fernen, unbekannten Welt versteckt hielt.

Während einer längeren Pause an seinem Ende der Verbindung schäumte Shaddam vor Wut. Er überlegte verzweifelt, wie viel dieser nassforsche Herzog tatsächlich über den

Coup der Tleilaxu wusste. Er hatte zahlreiche Andeutungen fallen lassen... aber bluffte er vielleicht nur? Als Imperator musste Shaddam schnell etwas unternehmen, um die Situation wieder unter Kontrolle zu bekommen – aber er konnte dem Haus Vernius niemals erlauben, auf die Welt ihrer Vorfahren zurückzukehren. Die Forschung der Tleilaxu zum synthetischen Gewürz war von zu großer Bedeutung und konnte nicht ohne weiteres an einen anderen Ort verlegt werden. Die Mitglieder der Familie Vernius waren bedauernswerte Opfer – mit dem verletzten Stolz oder den Racheplänen seines Vaters hatte Shaddam nichts im Sinn –, aber diese Leute konnten einfach nicht mehr in ihren früheren Stand zurückversetzt werden, als wäre nichts geschehen.

Schließlich räusperte sich der Imperator und sagte: »Unser bestmögliches Angebot wäre eine begrenzte Amnestie. Da Rhombur und Kailea Vernius Ihrer persönlichen Obhut unterstehen, Herzog Leto, garantieren wir für ihre Sicherheit und Begnadigung. Von diesem Tag an ist kein Kopfgeld mehr auf sie ausgesetzt. Sie sind von jeder Schuld freigesprochen. Dafür garantiere ich.«

Als er den Ausdruck fassungsloser Begeisterung auf den Gesichtern der zwei Exil-Ixianer sah, sagte Leto: »Vielen Dank, Majestät, aber was ist mit einer Entschädigung für das verlorene Familienvermögen?«

»Keine Entschädigung!«, erwiderte Shaddam in viel strengerem Tonfall, den der Gildemann natürlich nicht wiedergeben konnte. »Und keine Wiederherstellung des früheren Standes des Hauses Vernius auf Xuttah, ehemals Ix. Ach ja, die Bene Tleilax haben *mir* inzwischen eine ausführliche und schlüssige Dokumentation vorgelegt, an deren Aufrichtigkeit ich keinen Zweifel hege. Aus Gründen der imperialen Sicherheit kann ich leider keine Einzelheiten weitergeben. Sie haben meine Geduld nun hinreichend strapaziert.«

Verärgert knurrte Leto: »Ein Beweis, dessen Stichhaltigkeit sich nicht überprüfen lässt, ist überhaupt kein Beweis, Majestät. Er müsste schon einem Gericht vorgelegt werden.«

»Was ist mit meinem Vater und den anderen überlebenden Mitgliedern des Hauses Vernius, Majestät?«, sagte Rhombur in das Mikrofon, das Leto benutzt hatte. »Können Sie auch ihm Amnestie gewähren, wo immer er sich aufhalten mag? Er tut doch niemandem etwas zuleide?«

Shaddams Antwort, die an Leto gerichtet war, kam schnell und wie der Biss einer giftigen Schlange. »Ich habe dir gegenüber große Nachsicht gezeigt, Cousin, aber ich warne dich – du solltest es nicht übertreiben. Wäre ich dir nicht auf so freundschaftliche Weise verbunden, hätte ich es niemals auf mich genommen, für dich auszusagen – oder dir die heutige spontane Audienz gewährt oder für deine Freunde Zugeständnisse gemacht. Eine Amnestie für die Kinder, mehr nicht.«

Leto sträubte sich gegen die Worte, doch er wahrte die Fassung. Es war klar, dass er Shaddam nicht von seinem Standpunkt abbringen konnte.

»Wir schlagen vor, dass Sie diese Bedingungen akzeptieren, solange wir in der Stimmung sind, sie zu gewähren«, sagte Shaddam formell. »Wenn uns zusätzliche Beweise für die Schuld des Hauses Vernius vorgelegt werden, könnten wir gezwungen sein, ein nicht so freundliches Urteil über sie zu sprechen.«

Leto zog sich vom Mikrofon zurück, um sich mit Rhombur und Kailea zu beraten. Die Geschwister waren zögernd bereit, das Angebot anzunehmen. »Immerhin haben wir heute einen kleinen Sieg errungen, Leto«, sagte Kailea mit ihrer sanften Stimme. »Wir haben unser Leben und unsere persönliche Freiheit, auch wenn wir auf unser Erbe verzichten müssen. Außerdem ist das Leben auf Caladan gar nicht so schlecht. Wie Rhombur immer sagt: Wir können das Beste daraus machen.«

Rhombur legte seiner Schwester die Hand auf die Schulter. »Wenn es gut genug für Kailea ist, ist es auch gut genug für mich.«

»Also ist die Angelegenheit besiegelt«, sagte Shaddam, nachdem sie durch die Gilde-Navigatoren ihr Einverständ-

nis übermittelt hatten. »Die offiziellen Dokumente werden vorbereitet.« Dann wurden seine Worte scharf wie Rasierklingen. »Und wir erwarten, dass dieser Fall nie wieder zur Sprache kommt.«

Abrupt beendete der Imperator den Gildelink, und die zwei Navigatoren lösten ihren mentalen Kontakt. Leto umarmte Rhombur und Kailea gleichzeitig, nachdem sie beide nun wenigstens vor einer Verfolgung in Sicherheit waren.

82

Nur Narren hinterlassen Zeugen.

Hasimir Fenring

»Ich werde Kaitain vermissen«, sagte Fenring mit seltsam düsterer Stimme. Noch am heutigen Tag sollte er als Shaddams Imperialer Beobachter nach Arrakis aufbrechen. *In die Wüste verbannt!* Doch Margot hatte ihn ermahnt, darin neue Gelegenheiten zu erkennen... In dieser Hinsicht war Fenring Experte. Konnte der Imperator wirklich mehr im Sinn haben, als ihn einfach nur zu bestrafen? Konnte er seinen neuen Posten vielleicht doch zu einer Machtstellung ausbauen?

Fenring war an Shaddams Seite aufgewachsen. Sie beide waren mehr als zwei Jahrzehnte jünger als Fafnir, der frühere designierte Erbe des Goldenen Löwenthrons. Angesichts eines älteren Kronprinzen und einer großen Töchterschar von seinen verschiedenen Frauen hatte Elrood nicht viel vom Juniorprinzen erwartet, so dass er dem leisen Vorschlag seiner Bene-Gesserit-Mutter entsprochen hatte und Fenring gemeinsam mit Shaddam unterrichtet werden durfte.

Im Verlauf der Jahre hatte sich Fenring zu einem »Expeditor« gemausert, zu einer Person, die bereit war, notwendige Aufgaben für seinen Freund Shaddam zu übernehmen, ganz gleich, wie unangenehm sie sein mochten – einschließlich des Mordes an Fafnir. Die Gefährten teilten viele dunkle Geheimnisse, zu viele, als dass sich ihre Wege jetzt ohne ernsthafte Auswirkungen hätten trennen können... und beide Männer wussten das.

Shaddam hat mir alles zu verdanken, was er ist, verdammt!

Wenn er etwas Zeit zum Nachdenken gefunden hatte, musste der neue Imperator verstehen, dass er es sich nicht leisten konnte, Fenring zum Feind zu haben. Oder ihn auch nur zu verärgern, indem er ihn auf den Posten eines imperialen Dieners abschob. Es würde nicht lange dauern, dann musste Shaddam ihn von Arrakis zurückrufen. Es war nur eine Frage der Zeit.

Irgendwie würde es ihm schon gelingen, jeden widrigen Umstand in einen Vorteil zu verwandeln.

Lady Margot, die er drei Tage zuvor in einer einfachen Zeremonie geheiratet hatte, übernahm das Kommando über die Kammerdiener. Mit jedem Atemzug stieß sie einen neuen Befehl aus und sorgte dafür, dass ihre Sachen reisefertig gemacht wurden. Als Bene Gesserit hatte sie wenige Bedürfnisse und keinen extravaganten Geschmack. Doch sie wusste, wie wichtig es war, bei öffentlichen Auftritten Zeichen zu setzen, und ließ ein ganzes Frachtschiff beladen, darunter Kleidung und Möbel aus dem Haus Corrino, kostbares höfisches Tafelbesteck, kostbare Wandbehänge und feinste Wäsche. Derartige Besitztümer würden den Status ihres Ehemannes in Arrakeen erhöhen, wo sie eine private Residenz beziehen würden, viele Kilometer vom Machtsitz der Harkonnens ins Carthag entfernt. Diese Demonstration von Unabhängigkeit und Luxus würde den Harkonnens und ihren Funktionären verdeutlichen, über welche Macht Shaddam und seine allgegenwärtigen Augen verfügten.

Lächelnd sah Fenring zu, wie Margot letzte Hand anlegte. Sie war ein Aufruhr aus hellen Farben und reizendem honigblondem Haar, lobte mit ihrem Lächeln und tadelte mit strengen Worten, wenn sich jemand zu langsam bewegte. *Welch großartige Frau!* Sie beide wahrten faszinierende Geheimnisse voreinander, und die gegenseitige Enthüllung würde sich zweifellos als großes Vergnügen erweisen.

Wenn es dämmerte, wären sie bereits zum Wüstenplanet unterwegs, den die Einheimischen dort *Dune* nannten.

* * *

Später am gleichen Tag, während einer entspannten Stunde, in der weder der Imperator noch sein langjähriger Freund bereit waren, die Bitten um Verzeihung auszusprechen, die gesagt werden mussten, saß Fenring an der Schildballkonsole und wartete darauf, dass der Padischah-Imperator Shaddam IV. seinen nächsten Zug machte. Sie hielten sich allein in einem Freizeitraum mit Plazwänden an der Spitze eines Palastturms auf. Flitter-Thopter schnurrten in der Ferne, höher als die mit Bändern geschmückten Drachen und Glühgloben.

Fenring summte leise vor sich hin, obwohl er wusste, wie sehr Shaddam diese Angewohnheit hasste. Schließlich schob der Imperator einen Stab durch den schimmernden Schild, mit genau der richtigen Geschwindigkeit – weder zu schnell noch zu langsam. Der Stab traf auf eine rotierende Scheibe und ließ die schwarze Kugel im Zentrum der Sphäre emporschweben. Shaddam konzentrierte sich und zog den Stab wieder zurück, worauf die Kugel in das Loch mit der Nummer 9 fiel.

»Ihr habt heimlich geübt, Herr, hmmm?«, sagte Fenring. »Gibt es für den Imperator etwa keine dringlicheren Pflichten? Trotzdem müsst Ihr Euch mehr am Riemen reißen, wenn Ihr mich schlagen wollt.«

Der Imperator starrte auf den Stab, den er soeben benutzt hatte, als hätte er ihn furchtbar enttäuscht.

»Möchtet Ihr vielleicht die Stäbe tauschen, Herr?«, bot Fenring ihm in spöttischem Tonfall an. »Stimmt damit etwas nicht?«

Shaddam schüttelte störrisch den Kopf. »Ich werde diesen Stab behalten, Hasimir. Das wird für lange Zeit unser letztes Spiel sein.« Er atmete tief ein und blähte die Nasenflügel. »Ich habe dir doch gesagt, dass ich jetzt allein zurechtkomme.« Er schien nach Worten zu suchen. »Aber das heißt nicht, dass ich nicht mehr an deinen Ratschlägen interessiert bin.«

»Selbstverständlich, Eure Hoheit. Deshalb schickt Ihr mich in ein Sandloch, das von Sandwürmern und ungewa-

schenen Barbaren bevölkert wird.« Er starrte ausdruckslos über den Schildball auf Shaddam. »Ich denke, dass es ein schwerer Fehler ist. In diesen ersten Tagen deiner Herrschaft hast du guten, objektiven Rat nötiger als je zuvor. Du kannst nicht alles allein bewältigen, Shaddam, und wem kannst du mehr vertrauen als mir?«

»Nun, ich habe die Atreides-Krise recht gut bewältigt. Ich allein habe eine Katastrophe verhindert.«

Fenring zögerte seinen Zug an der Schildballkonsole weiter hinaus und sagte: »Ich stimme zu, dass das Ergebnis durchaus positiv war – aber wir haben immer noch nicht erfahren, was er über uns und die Tleilaxu weiß.«

»Ich wollte nicht den Eindruck übermäßiger Besorgnis erwecken.«

»Ähm-hmm. Vielleicht hast du Recht. Aber wenn du das Problem gelöst hast, dann verrate mir Folgendes: Wenn es nicht Leto war, wer hat dann auf die Tleilaxu-Schiffe gefeuert? Und wie?«

»Ich denke über verschiedene Alternativen nach.«

Fenrings große Augen blitzten auf. »Leto ist zur Zeit äußerst populär, vielleicht macht er dir eines Tages sogar den Thron streitig. Ob er die Krise nun selbst ausgelöst hat oder nicht, Herzog Atreides hat sie in einen unstrittigen Sieg für sich und die Ehre seines Hauses verwandelt. Er hat ein scheinbar unüberwindliches Hindernis bewältigt und sich mit bewundernswerter Eleganz aus der Affäre gezogen. Die Mitglieder des Landsraads achten auf solche Dinge.«

»Ja, sicher... aber es ist kein Grund zur Besorgnis.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Die Unzufriedenheit unter den Häusern wurde vielleicht nicht restlos zerstreut, wie man uns glauben machen will.«

»Wir haben die Bene Gesserit auf unserer Seite, dank meiner Frau.«

Fenring schniefte. »Die Ihr auf meinen Vorschlag hin geheiratet habt, Hoheit. Aber nur weil die Hexen etwas behaupten, wird es dadurch nicht unbedingt wahr. Was ist, wenn diese Allianz nicht genügt?«

»Wie meinst du das?« Shaddam zog sich vom Spielapparat zurück und bedeutete Fenring ungeduldig, seinen Zug zu machen.

»Denk einmal nach, wie unberechenbar Herzog Leto ist. Vielleicht bereitet er geheime militärische Bündnisse vor, um Kaitain zu überfallen. Seine enorme Beliebtheit verschafft ihm eine gute Verhandlungsposition, und er ist allem Anschein nach sehr ehrgeizig. Die Oberhäupter der Großen Häuser sind gerne bereit, mit ihm zu reden. Du dagegen hast zur Zeit keine so breite Basis der öffentlichen Unterstützung.«

»Ich habe meine Sardaukar.« Dennoch wies das Gesicht des Imperators Fältchen des Zweifels auf.

»Behalte deine Legionen gut im Auge, um sicherzustellen, dass sie nicht infiltriert sind. Ich werde von Arrakis aus nicht viel bewirken können, aber ich mache mir Sorgen wegen solcher Angelegenheiten. Ich weiß, du hast gesagt, du würdest allein mit allem zurechtkommen, und ich glaube dir. Ich bemühe mich nur, dich nach bestem Wissen zu beraten – wie ich es stets getan habe –, Hoheit.«

»Das weiß ich zu schätzen, Hasimir. Aber ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass mein Cousin Leto die Heighliner-Krise bewusst heraufbeschworen hat, um dieses Ergebnis zu erreichen. Dazu war alles zu unwägbar, zu riskant. Er konnte nicht wissen, dass ich letztlich für ihn in die Bresche springen würde.«

»Aber ihm war klar, dass du irgendetwas tun würdest, sobald du erfährst, dass er geheime Informationen besitzt.«

Shaddam schüttelte den Kopf. »Nein. Die Wahrscheinlichkeit eines Scheiterns war extrem hoch. Er hat beinahe den gesamten Familienbesitz verloren.«

Fenring hob einen langen Finger. »Aber es war nicht unwahrscheinlich, anschließend großen Ruhm zu ernten. Schau dir einfach an, was in der Zwischenzeit mit ihm geschehen ist. Ich bezweifle, dass er es genau voraussehen konnte, aber Leto ist jetzt ein Held. Sein Volk liebt ihn, sämtliche Aristokraten bewundern ihn – und er hat die Tlei-

laxu als jämmerliche Idioten hingestellt. Ich schlage daher vor – da du darauf bestehst, alles allein zu machen –, die weitere Karriere des Hauses Atreides genauestens im Auge zu behalten.«

»Danke für deinen Rat, Hasimir«, sagte Shaddam und wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Spielkonsole zu. »Ach, übrigens... habe ich schon erwähnt, dass ich dich... befördert habe?«

Fenring schnaufte leise. »Eine Versetzung nach Arrakis würde ich nicht gerade als Beförderung bezeichnen. ›Kaiserlicher Beobachter‹ klingt jedenfalls nicht sehr eindrucksvoll, hmm?«

Shaddam lächelte und hob in imperialer Überlegenheit den Kopf. Auf diesen Augenblick hatte er schon die ganze Zeit gewartet. »Ja, sicher... aber wie wäre es stattdessen mit *Graf* Fenring?«

Fenring war völlig verblüfft. »Du willst mich... zum *Grafen* ernennen?«

Shaddam nickte. »Graf Hasimir Fenring, Kaiserlicher Beobachter auf Arrakis. Dein Familienvermögen wird sich beträchtlich vergrößern, mein Freund. Irgendwann werden wir dafür sorgen, dass du in den Landsraad aufgenommen wirst.«

»Mit einem Vorstandsposten in der MAFEA?«

Shaddam lachte. »Alles zu seiner Zeit, Hasimir.«

»Damit wäre Margot dann eine Gräfin, nicht wahr?« Seine großen Augen funkelten, als Shaddam ihm zunickte. Er versuchte, seine Begeisterung zurückzuhalten, aber der Imperator konnte ihm ansehen, wie er sich fühlte.

»Und jetzt werde ich dir verraten, warum dieser Auftrag von so entscheidender Bedeutung ist, sowohl für dich wie auch für das Imperium. Erinnerst du dich an einen Mann namens Pardot Kynes – den Planetologen, den mein Vater vor einigen Jahren nach Arrakis geschickt hat?«

»Natürlich.«

»Nun, seine Arbeit war in letzter Zeit nicht sehr fruchtbar. Ein paar unregelmäßige Berichte, die zudem unvollständig

und anscheinend zensiert waren. Einer meiner Spione ließ sogar durchblicken, dass Kynes sich zu sehr mit den Fremen angefreundet hat, dass er möglicherweise die Seiten gewechselt hat und einer von ihnen geworden ist.«

Fenrings Augenbrauen hoben sich. »Ein imperialer Diener, der sich unter diese grässlichen, primitiven Eingeborenen mischt?«

»Ich hoffe es nicht, aber ich möchte, dass du die Wahrheit herausfindest. Inoffiziell bist du mein imperialer Melange-Geschäftsführer, der im Geheimen die Gewürzarbeiten auf Arrakis sowie den Fortschritt unserer synthetischen Gewürzherstellung auf Xuttah überwacht. Du wirst ständig zwischen diesen beiden Planeten und dem Kaiserpalast hin und her pendeln. Du wirst nur codierte Botschaften schicken, und zwar ausschließlich an mich.«

Als Fenring allmählich den Umfang und die Folgen seiner neuen Aufgabe erkannte, entwickelte er einen neuen Enthusiasmus, der rasch seine bisherige Unzufriedenheit vertrieb. Ja, jetzt sah er wirklich die Möglichkeiten. Er konnte es nicht erwarten, Margot davon zu erzählen – mit ihrem Bene-Gesserit-Verstand würde sie zweifellos sofort weitere Vorteile erkennen.

»Eine wahre Herausforderung, wie sie meinen besonderen Talenten angemessen ist. Hmm-hmm, sie könnte mir tatsächlich Spaß machen.«

Fenring wandte sich wieder dem Spiel zu und traf die rotierende Scheibe, die die Bahn des schwebenden Schildballs steuerte. Die Kugel fiel ins Loch mit der Nummer 8. Enttäuscht schüttelte er den Kopf.

»Zu schade«, sagte Shaddam. Mit einem geschickten Manöver beförderte er seine letzte Kugel in die 10, womit er das Spiel gewonnen hatte.

83

Fortschritt und Profit setzen beträchtliche Investitionen in Personal und Ausrüstung sowie finanzielle Rücklagen voraus. Doch die Ressource, die am häufigsten übersehen wird und dennoch oftmals den größten Gewinn abwirft, ist die Investition von Zeit.

Dominic Vernius,
Die geheime Funktion von Ix

Er hatte nichts mehr zu verlieren.

Der Renegat, der einst als Kriegsheld mit dem Namen Graf Dominic Vernius bekannt gewesen war, war tot, aus allen offiziellen Archiven des Imperiums gelöscht. Aber der Mann selbst lebte in unterschiedlichsten Masken weiter. Er war ein Mensch, der niemals aufgeben würde.

Dominic hatte einst für den Ruhm des Imperators gekämpft. Im Krieg hatte er mit Kampfschiffen oder Handwaffen Tausende von Feinden besiegt; er hatte auch den Tod seiner Opfer aus nächster Nähe erlebt, wenn er Stichwaffen oder sogar die bloßen Hände eingesetzt hatte. Er kämpfte, arbeitete und liebte mit vollem Einsatz.

Und der Lohn für diese langjährigen Investitionen war die Entehrung, die Verbannung, der Tod seiner Frau, die Schande seiner Kinder.

Trotz alledem war Dominic ein Überlebenskünstler, ein Mann mit einem Ziel. Er wusste, dass er auf den richtigen Zeitpunkt warten musste.

Obwohl der verbitterte alte Elrood längst tot war, verspürte Dominic nicht die geringste Bereitschaft zur Vergebung. Es war die Macht des Kaiserthrons gewesen, die all diese Schmähungen und Schmerzen zu verantworten hatte. Auch der neue Herrscher Shaddam würde

sich in dieser Hinsicht nicht als besserer Mensch erweisen...

Er hatte Caladan aus der Ferne beobachtet. Rhombur und Kailea schienen einigermaßen in Sicherheit zu sein. Ihr Asyl wurde respektiert, auch nachdem es nicht mehr durch die charismatische Präsenz des alten Herzogs garantiert wurde. Dominic hatte den Tod seines Freundes Paulus Atreides betrauert, aber er wagte es nicht, an der Bestattung teilzunehmen oder seinem jungen Erben Leto auch nur eine verschlüsselte Nachricht zu schicken.

Er war jedoch in schwerer Versuchung gewesen, zum Verwirkungsverfahren nach Kaitain zu reisen. Rhombur hatte Caladan in einem Anfall von Leichtsinn verlassen und an der Seite seines Freundes an der Gerichtsverhandlung teilgenommen, obwohl er damit die Verhaftung und eventuelle Hinrichtung riskierte. Wenn es zum Äußersten gekommen wäre, hätte sich Dominic auf die Zentralwelt begeben, um sich zu opfern und damit das Leben seines Sohnes zu erkaufen.

Doch das war nicht nötig gewesen. Leto war trotz widrigster Umstände von allen Vorwürfen freigesprochen worden – und Rhombur und Kailea ebenfalls. Wie war es dazu gekommen? Dominics Gedanken waren in Aufruhr, und seine Stirn lag in tiefen Falten. Shaddam höchstpersönlich hatte den jungen Leto gerettet. Shaddam Corrino IV., der Sohn des verabscheuungswürdigen Imperators Elrood, der das Haus Vernius vernichtet hatte, war scheinbar einer Laune gefolgt und hatte den Fall zurückgewiesen. Dominic vermutete, dass beträchtliche Bestechungsgelder und die Androhung von Repressalien für dieses Ergebnis verantwortlich waren, auch wenn er sich nicht vorstellen konnte, welche Mittel ein unerfahrener Herzog von sechzehn Jahren einsetzen konnte, um den Imperator des Bekannten Universums zu erpressen.

Dominic entschied jedoch, dass er ein Risiko eingehen musste. Gegen besseres Wissen, aber von seiner Trauer geblendet, hatte er schäbige Kleidung angelegt, seine Haut

dunkler gefärbt und war allein nach Bela Tegeuse gereist. Bevor er irgendetwas anderes unternehmen konnte, musste er mit eigenen Augen den Ort sehen, an dem seine Frau von Elroods Sardaukar niedergemetzelt worden war.

Mit Luft- und Bodenfahrzeugen suchte er still und leise den Planeten ab. Er wagte es nicht, Fragen zu stellen, obwohl viele Berichte auf den Schauplatz des Massakers hindeuteten. Schließlich fand er eine Stelle, wo eine Ackerfläche eingeebnet, gepflügt und versalzen worden war, damit dort nie wieder etwas wuchs. Ein Haus war bis auf die Grundmauern niedergebrannt und mit Plastbeton versiegelt worden. Es gab keinen Hinweis auf Shandos Grab, aber er spürte ihre Nähe.

Hier hat meine geliebte Frau gelebt.

Unter den zwei düsteren Sonnen kniete Dominic auf dem verwüsteten Land und weinte, bis er jegliches Zeitgefühl verloren hatte. Und als seine Tränen versiegten, war sein Herz von einer großen, harten Leere erfüllt.

Jetzt war er bereit für den nächsten Schritt.

Also bereiste Dominic Vernius die abgelegensten Welten des Imperiums, um treue Männer zusammenzusuchen, die von Ix entkommen waren – Männer, die lieber für ihn arbeiteten, ganz gleich, welche Ziele er verfolgte, als auf Ackerbauwelten dahinzuvegetieren und sich einen bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen.

Er trommelte Offiziere zusammen, die während der Rebellion auf Ecaz an seiner Seite gekämpft hatten, Menschen, die ihm viele Male das Leben gerettet hatten. Dominic wusste, dass er sich in große Gefahr brachte, wenn er diese Männer aufsuchte, aber er vertraute seinen früheren Kameraden. Trotz der großen Belohnung, die immer noch auf seinen Kopf ausgesetzt war, würde keiner von ihnen sein Gewissen damit belasten wollen, seinen ehemaligen Vorgesetzten verraten zu haben.

Dominic hoffte, dass der neue Padischah-Imperator Shaddam IV. im Chaos seiner Amtseinführung nicht daran dachte, das heimliche Verschwinden von Männern untersuchen

zu lassen, die unter Vernius gekämpft hatten, als Shaddam noch ein Teenager gewesen war. Zu jener Zeit war er noch nicht einmal zum Thronerben designiert gewesen, da Kronprinz Fafnir die erste Stelle innerhalb der Erbfolge innegehabt hatte.

Viele Jahre waren seitdem vergangen, so dass die meisten der Veteranen sich nur noch in nostalgischen Erinnerungen an die ruhmreichen alten Zeiten ergingen und sich einzureden versuchten, dass der Krieg und das Blutvergießen viel aufregender und heldenhafter als in Wirklichkeit gewesen waren. Etwa ein Drittel entschied sich, nicht in seine Dienste zu treten, doch die anderen ließen sich rekrutieren und warteten auf weitere Befehle...

Als Shando untergetaucht war, hatte sie sämtliche Aufzeichnungen gelöscht, ihren Namen geändert und anonyme Geldmittel benutzt, um sich ein kleines Anwesen auf der düsteren Welt Bela Tegeuse zu kaufen. Ihr einziger Fehler war gewesen, die Hartnäckigkeit der Sardaukar des Imperators zu unterschätzen.

Dominic wollte den Fehler seiner Frau nicht wiederholen. Für das, was er im Sinn hatte, würde er einen Ort aufsuchen, wo niemand ihn sehen konnte, wo er den Landsraad beobachten und zum Stachel im Fleisch des Imperators werden konnte.

Das war so ziemlich die einzige Waffe, die ihm noch geblieben war.

Als er bereit war, mit der eigentlichen Arbeit zu beginnen, übernahm Dominic Vernius die Pilotenkonsole eines nicht registrierten Schmugglerschiffs, in dem sich ein Dutzend loyaler Männer befanden. Seine Kameraden hatten genügend Geld und Ausrüstung mitgebracht, um ihn in seinem Kampf um Ruhm und Ehre zu unterstützen – der vielleicht sogar sein Verlangen nach Rache befriedigte.

Dann suchte er den Atomwaffenvorrat der Familie Vernius auf. Der Einsatz dieser Waffen war durch die Große Konvention verboten, trotzdem verfügte jedes Große Haus des Landsraads über ein Arsenal. Die ixianischen Atomwaf-

fen wurden seit Generationen auf der dunklen Seite eines kleinen Mondes im Orbit um den fünften Planeten des Alkaurops-Systems unter Verschluss gehalten. Die Tleilaxu-Parasiten auf Ix wussten natürlich nichts davon.

Anschließend enthielt Dominics Schmugglerschiff genügend Vernichtungskraft, um eine ganze Welt auszulöschen.

»Die Rache liegt in der Hand des Herrn«, hieß es in der Orange-Katholischen Bibel. Doch nach allem, was er durchgemacht hatte, lag Dominic nicht mehr allzu viel an der Religion, und er war auch nicht unbedingt gewillt, sich an die Feinheiten des Gesetzes zu halten. Er war jetzt ein Renegat und stand damit außerhalb der schützenden wie der strafenden Hand des Rechtssystems.

Er sah sich in der Rolle des größten Schmugglers aller Zeiten, der sich dort versteckte, wo niemand ihn finden würde, wo er aber dennoch größten wirtschaftlichen Schaden anrichten konnte, mit dem er all die mächtigen Häuser traf, die ihn verraten und ihm jegliche Unterstützung verweigert hatten.

Mit diesen Atomwaffen würde er in die Geschichte eingehen.

Außerhalb der Reichweite des veralteten Netzwerks der von der Gilde betriebenen Wettersatelliten landete Dominic sein Schiff mit dem Atomwaffenvorrat in einer unbewohnten Polarregion des Wüstenplaneten Arrakis. Ein steifer, kühler Wind zerrte an den verschlissenen Uniformen seiner Männer, als sie den Boden dieser öden Welt betraten. *Arrakis.* Ihre neue Operationsbasis.

Es würde noch viel Zeit vergehen, bis irgendjemand wieder etwas von Dominic Vernius hören würde. Aber wenn er bereit war... würde sich das ganze Imperium an seinen Namen erinnern.

84

Eine Welt ruht auf vier Säulen: der Gelehrsamkeit der Weisen, der Gerechtigkeit der Mächtigen, den Gebeten der Rechtschaffenen und dem Wagemut der Tapferen. Aber alle zusammen sind sie nichts wert ohne einen Herrscher, der die Kunst des Herrschens versteht.

Prinz Raphael Corrino,
Diskurse über die Regierung

Leto stieg allein zum Strand hinab, über den steilen Weg und die Treppenstufen, die im Zickzack an der Klippe hinunterführten, bis zum alten Kai unterhalb der Burg Caladan.

Durch Lücken in der Wolkendecke fiel mittägliches Sonnenlicht und spiegelte sich glitzernd auf dem stillen Meer, das sich bis zum Horizont erstreckte. Leto hielt auf der jäh abfallenden Klippe aus Schwarzstein an und schirmte die Augen mit der Hand ab, um zu den Tangwäldern zu blicken, zu den Fischerbootflotten mit den singenden Seemännern und den Riffen, die in gezackten Linien das Meer durchzogen.

Caladan – seine Welt, reich an Meeren und Wäldern, an Ackerland und natürlichen Rohstoffen. Sie befand sich seit sechsundzwanzig Generationen im Besitz des Hauses Atreides. Und jetzt gehörte sie ihm.

Er liebte diese Welt, den Geruch der Luft, das salzige Aroma der Ozeane, den strengen Duft von Tang und Fisch. Die Menschen hatten stets hart für ihren Herzog gearbeitet, und Leto wollte ebenfalls versuchen, sein Bestes für sie zu geben. Was wäre aus den guten Bürgern von Caladan geworden, wenn er das Verwirkungsverfahren verloren hätte? Hätten sie es überhaupt bemerkt, wenn dieses Lehen von

der Verwaltung eines anderen Hauses übernommen worden wäre? Beispielsweise vom Haus Teranos, vom Haus Mutelli oder irgendeinem anderen angesehenen Mitglied des Landsraads? Vielleicht – vielleicht auch nicht.

Leto konnte sich jedenfalls nicht vorstellen, an einem anderen Ort zu leben. Die Atreides gehörten hierher. Selbst wenn er alles verloren hätte, wäre er nach Caladan zurückgekehrt, um den Rest seines Lebens in der Nähe der Küste zu verbringen.

Obwohl Leto wusste, dass er unschuldig war, hatte er immer noch keine Ahnung, was mit den Tleilaxu-Schiffen im Innern des Heighliners geschehen war. Er konnte niemandem den eindeutigen Beweis liefern, dass er die Schüsse, die beinahe einen Krieg ausgelöst hätten, *nicht* abgefeuert hatte. Gewiss, er hatte ein ausreichendes Motiv für eine solche Tat, und aus diesem Grund hatten die anderen Häuser gezögert, zu seiner Verteidigung zu sprechen, ob sie nun Verbündete waren oder nicht. Hätten sie es getan, hätte man ihnen möglicherweise einen Anteil am Atreides-Vermögen vorenthalten, wenn es nach der Verwirkung aufgeteilt worden wäre. Doch sogar während dieser Zeit hatten viele Häuser vorsichtig zum Ausdruck gebracht, dass sie Leto dafür bewunderten, wie er seine Besatzungsmitglieder und Freunde in Schutz nahm.

Dann war ein Wunder geschehen und Imperator Shaddam hatte ihn gerettet.

Auf dem Rückflug von Kaitain nach Caladan hatte sich Leto ausführlich mit Thufir Hawat unterhalten, doch weder der junge Herzog noch der Krieger-Mentat hatten eine Erklärung dafür, weshalb Shaddam ihm zu Hilfe gekommen war oder warum er solche Angst vor Letos verzweifeltem Bluff hatte. Schon als kleiner Junge hatte Leto gelernt, niemals an die Aufrichtigkeit einer selbstlosen Handlung zu glauben, auch wenn Shaddam vor Gericht eine Erklärung in bewegenden Worten abgegeben hatte. So viel stand fest: Der neue Imperator hatte etwas zu verbergen. Und das hatte irgendetwas mit den Tleilaxu zu tun.

Mit Letos Einverständnis hatte Hawat Spione der Atreides auf verschiedene Welten geschickt, in der Hoffnung, dass sie brauchbare Informationen entdeckten. Doch nachdem der Imperator durch Letos geheimnisvolle Botschaft vorgewarnt war, würde er zweifellos noch vorsichtiger sein als zuvor.

Im Gesamtspektrum des Imperiums war das Haus Atreides immer noch nicht besonders mächtig und hatte erst recht keine Gewalt über die Corrino-Familie. Es gab also keinen offensichtlichen Grund, weshalb es unter dem speziellen Schutz des Imperators stehen sollte. An den Blutbanden konnte es nicht liegen, da viele Mitglieder des Landsraads irgendeine Form der Verwandtschaft zu den Corrinos nachweisen konnten, insbesondere wenn man bis zu den Tagen der Großen Revolte zurückging.

Und wie passten die Bene Gesserit ins Bild? Waren sie Letos Verbündete oder seine Feinde? Warum hatten sie ihm ihre Hilfe angeboten? Wer hatte ihm überhaupt die Informationen über Shaddams Beziehungen zu den Tleilaxu zugespielt? Der codierte Nachrichtenwürfel hatte sich aufgelöst. Leto war es zwar gewöhnt, stets mit unsichtbaren Feinden zu rechnen – aber nicht mit unsichtbaren Verbündeten.

Und es blieb die geheimnisvollste aller Fragen: Wer hatte nun wirklich die Tleilaxu-Schiffe zerstört?

Allein und besorgt verließ Leto die Klippe und lief einen sanft abfallen Weg hinunter, der am Strand aus grauschwarzen Kieseln entlangführte, bis er den verlassenen Kai erreichte. Alle Boote waren hinausgefahren, bis auf ein kleines, auf den Strand gesetztes Coracle und eine vor Anker liegende Yacht, an deren Mast ein Wimpel mit dem Falkenwappen der Atreides flatterte.

Dieses Wappentier hatte kurz vor der endgültigen Ausrottung gestanden.

Leto setzte sich im hellen Sonnenlicht an das Ende des Hauptpiers, wo er auf das Plätschern der Wellen und die Rufe der grauen Möwen lauschte. Hier roch es intensiv

nach Salz, Fisch und frischer Luft. Er erinnerte sich, wie er mit Rhombur hinausgefahren war, um nach Korallenjuwelen zu tauchen... an das Feuer und den Schiffbruch, den sie am fernen Riff erlitten hatten. Eine kleine Katastrophe im Vergleich zu dem, was sich später zugetragen hatte.

Er starrte nach unten ins Wasser und beobachtete eine Felsenkrabbe, die sich an die Pfeiler des Piers klammerte und dann in der blaugrünen Tiefe verschwand.

»Bist du nun mit deinem Leben als Herzog zufrieden, oder wärst du doch lieber ein einfacher Fischer?« Prinz Rhomburs laute Stimme klang fröhlich und gut gelaunt.

Leto drehte sich um und spürte die von der Sonne erwärmten Balken des Piers unter dem Hosenboden. Rhombur und Thufir Hawat liefen über die knirschenden Kiesel in seine Richtung. Leto wusste, dass der Meister der Assassinen ihn tadeln würde, weil er mit dem ungeschützten Rücken zum freien Strand saß, während er durch das Rauschen des Meeres jede heimliche Annäherung viel zu spät bemerken würde.

»Vielleicht kann ich beides sein«, sagte Leto, stand auf und klopfte sich den Schmutz von der Kleidung. »Um mein Volk besser zu verstehen.«

»Wer sein Volk versteht, ist auf dem besten Weg, die Natur des Herrschens zu verstehen«, zitierte Hawat eine alte Maxime der Atreides. »Ich hoffe, du hast über die Staatskunst meditiert, da uns noch sehr viel Arbeit bevorsteht, nachdem die Verhältnisse jetzt wieder zur Normalität zurückkehren.«

Leto seufzte. »Normalität? Das glaube ich nicht. Jemand hat versucht, einen Krieg mit den Tleilaxu anzuzetteln und meiner Familie die Schuld in die Schuhe zu schieben. Der Imperator fürchtet sich vor dem, was ich seiner Meinung nach zu wissen scheine. Das Haus Vernius hat nach wie vor Renegatenstatus, und Rhombur und Kailea müssen hier im Exil bleiben, auch wenn sie zumindest begnadigt wurden und keine Belohnung auf ihren Kopf mehr ausgesetzt ist. Und zu guter Letzt konnte ich mich keineswegs von jedem

Verdacht befreien, da viele immer noch davon überzeugt sind, dass ich diese Schiffe angegriffen habe.«

Er hob einen Kieselstein auf, der irgendwie auf das Pier geraten war, und warf ihn so weit über das Wasser, dass er das Platschen nicht mehr hören konnte. »Wenn das ein Sieg für das Haus Atreides ist, Thufir, dann ist es bestenfalls ein bittersüßer Sieg.«

»Schon möglich«, sagte Rhombur, der neben dem Coracle am Strand stehen geblieben war. »Aber immer noch besser als eine Niederlage.«

Der alte Mentat nickte. Seine Lederhaut reflektierte die Sonne. »Mit Ihrem Verhalten haben Sie die wahre Ehre eines Edelmanns demonstriert, Mylord, und das Haus Atreides hat die Achtung weiter Kreise gewonnen. Das ist ein Sieg, den Sie niemals unberücksichtigt lassen sollten.«

Leto blickte zu den hohen Türmen von Burg Caladan hinauf, die über der Klippe aufragten. Seine Burg, sein Zuhause.

Er dachte an die uralten Traditionen seines Hauses und wie er darauf aufbauen würde. In seiner hohen Stellung war er die Achse, um die sich Millionen Menschen drehten. Das Leben eines einfachen Fischers mochte durchaus leichter und friedlicher verlaufen – aber es war nicht sein Leben. Er würde für immer Herzog Leto Atreides sein. Er hatte seinen Namen, seinen Titel und seine Freunde. Und das Leben war gut.

»Kommen Sie, meine jungen Herren«, sagte Thufir Hawat. »Es ist wieder Zeit für eine neue Lektion.«

Frohen Mutes folgten Leto und Rhombur dem Meister der Assassinen in die Burg.

Nachwort von Brian Herbert

Seit mehr als einem Jahrzehnt gibt es Gerüchte, ich würde an einem Roman arbeiten, der im *Dune*-Universum meines Vaters spielt, einer Fortsetzung zum sechsten Band der Serie, *Die Ordensburg des Wüstenplaneten*. Ich hatte eine Reihe erfolgreicher Science Fiction-Romane veröffentlicht, aber ich war nicht sicher, ob ich ein so immenses und hoffnungslos erscheinendes Unterfangen in Angriff nehmen wollte. Schließlich ist *Der Wüstenplanet* ein herausragendes Werk, einer der komplexesten und vielschichtigsten Romane, die jemals geschrieben wurden. Eine moderne Version des Mythos vom Drachenschatz, die Geschichte großer Sandwürmer, die die kostbare Melange bewachen, das altershemmende Gewürz. *Dune* ist eine wunderbare Perle, bestehend aus vielen schimmernden Schichten, die bis tief unter die Oberfläche reichen, bis zum Kern.

Kurz vor seinem viel zu frühen Tod im Jahre 1986 dachte mein Vater über einen Roman nach, der den Arbeitstitel *Dune 7* trug, ein Projekt, das er bereits an Berkley Books verkauft hatte, zu dem im Nachlass jedoch keine Notizen oder Entwürfe aufzufinden waren. Vater und ich hatten einmal darüber gesprochen, gemeinsam einen *Dune*-Roman zu schreiben, irgendwann in ferner Zukunft, aber wir hatten weder einen Termin noch genauere Einzelheiten festgelegt. Es wäre frühestens nach der Fertigstellung von *Dune 7* und anderen Projekten dazu gekommen.

In den folgenden Jahren dachte ich häufiger über den unvollendeten Romanzyklus meines Vaters nach, insbesondere nachdem ich die fünfjährige Arbeit am Buch *Dreamer of Dune* abgeschlossen hatte, eine Biographie dieses komplexen und rätselhaften Mannes. Für diese Biographie war es nötig gewesen, den Ursprung und die Themen der *Dune*-Serie zu analysieren. Nach langer Überlegung kam ich auf die Idee, dass es faszinierend wäre, ein Buch zu schreiben,

das auf den Ereignissen basierte, die er im Appendix zum *Wüstenplaneten* so knapp beschrieben hatte, einen neuen Roman, der zehntausend Jahre früher während der Zeit von Butlers Djihad spielte, der legendären Großen Revolte gegen die Denkmaschinen. Dies war eine mythische Zeit in einem mythischen Universum, eine Zeit, in der die meisten der großen Schulen gegründet wurden, einschließlich der Bene Gesserit, der Mentaten und der Schwertmeister.

Als meine Absichten bekannt wurden, wandten sich mehrere prominente Schriftsteller an mich und boten mir ihre Mitarbeit an. Doch wenn ich mit ihnen verschiedene Ideen durchspielte, konnte ich mir niemals ein konkretes Projekt vorstellen. Es waren hervorragende Autoren, doch ich spürte keine Synergie, die für ein so monumentales Vorhaben unerlässlich ist. Also wandte ich mich anderen Projekten zu und machte einen Bogen um das größere. Obwohl Vater viele reizvolle lose Enden in den fünften und sechsten Band eingestreut hatte, gab es sein Nachwort zu *Die Ordensburg des Wüstenplaneten,* eine wunderbare Würdigung meiner verstorbenen Mutter Beverly Herbert – die fast vierzig Jahre lang seine Frau gewesen war. Die beiden hatten als Team gearbeitet, wobei sie seine Arbeiten gegenlas und als Testpublikum für seine überfließenden Ideen fungierte. Nachdem nun beide nicht mehr unter uns weilten, schien es eine vernünftige Schlussfolgerung, das Projekt nicht mehr anzurühren.

Das Problem war jedoch, dass ich ständig von einem gewissen Ed Kramer belästigt wurde. Als anerkannter Herausgeber und Sponsor von Science Fiction- und Fantasy-Conventions wollte er eine Anthologie mit Kurzgeschichten zusammenstellen, die im *Dune*-Universum spielten – Geschichten von verschiedenen bekannten Autoren. Er überzeugte mich, dass es ein sehr interessantes und bedeutendes Projekt wäre, und wir sprachen darüber, es gemeinsam herauszugeben. Die Einzelheiten waren noch nicht endgültig festgelegt, da es eine Reihe von Schwierigkeiten sowohl rechtlicher als auch künstlerischer Art gab. In diesem Sta-

dium teilte Ed mir mit, dass er einen Brief vom Bestsellerautor Kevin J. Anderson erhalten hatte, der eingeladen worden war, einen Beitrag zur geplanten Anthologie beizusteuern. Er hatte einen Vorschlag zu machen, den er als »Schuss ins Blaue« bezeichnete, und fragte nach, ob es möglich sei, etwas in Romanlänge zu schreiben, vorzugsweise eine Fortsetzung zu *Die Ordensburg des Wüstenplaneten*.

Kevins Begeisterung für das *Dune*-Universum sprang einem buchstäblich von den Seiten seines Briefes entgegen. Trotzdem zögerte ich die Antwort um etwa einen Monat hinaus, da ich gar nicht wusste, was ich ihm antworten sollte. Ich zögerte, obwohl er seine Fähigkeiten zur Genüge bewiesen hatte. Es war eine Entscheidung von großer Tragweite. Inzwischen wusste ich, dass ich intensiv an einem solchen Projekt mitarbeiten wollte, um zu gewährleisten, dass es dem Geist der Originalserie entsprach. Neben J. R. R. Tolkiens *Der Herr der Ringe* und einer Handvoll anderer Werke gehört *Der Wüstenplanet* zu den größten schöpferischen Leistungen aller Zeiten und stellt das wohl größte Beispiel einer Weltkonstruktion in der Literaturgeschichte dar. Ich war es dem Vermächtnis meines Vaters schuldig, keine falsche Entscheidung zu treffen. Ich las alles, was ich von Kevin in die Hände bekommen konnte, und machte mich über ihn sachkundig. Bald wurde mir klar, dass er ein brillanter Schriftsteller war und einen ausgezeichneten Ruf hatte. Also entschloss ich mich, ihn anzurufen.

Wir verstanden uns auf Anhieb, sowohl auf privater wie auch professioneller Ebene. Abgesehen von der Tatsache, dass ich ihn sympathisch fand, spürte ich zwischen uns eine Energie fließen, es kam zu einem bemerkenswerten Austausch von Ideen, von dem die Serie nur profitieren konnte. Nachdem ich das Einverständnis meiner Familie eingeholt hatte, beschlossen Kevin und ich, keine Fortsetzung, sondern ein Prequel zu schreiben – das jedoch nicht in uralten Zeiten lange vor der *Dune*-Serie spielen sollte. Stattdessen wollten wir auf Ereignisse eingehen, die sich nur dreißig oder vierzig Jahre vor dem Beginn des *Wüsten-*

planeten zugetragen hatten – wie sich Pauls Eltern kennen gelernt hatten, was der Planetologe Pardot Kynes auf Arrakis erlebt hatte, bis zu den Gründen für die schreckliche Feindschaft zwischen den Häusern Atreides und Harkonnen und vielem anderen mehr.

Bevor wir ein detailliertes Exposé verfassten, lasen wir noch einmal alle sechs *Dune*-Bände, die mein Vater geschrieben hatte, während ich mit der Arbeit an einer umfangreichen *Dune-Konkordanz* begann – eine Enzyklopädie sämtlicher Figuren, Orte und Wunder des *Dune*-Universums. Von großer Bedeutung war für uns die Frage, wie sich mein Vater den Abschluss der Serie vorgestellt hatte. Es stand fest, dass er für *Dune 7* etwas ganz Besonderes im Sinn gehabt hatte, doch unabsichtlich hatte er uns damit ein großes Geheimnis hinterlassen. Es fanden sich keine Notizen oder sonstigen Hinweise, es gab nur das, an was ich mich erinnerte, dass nämlich mein Vater kurz vor seinem Tod verschiedene Stellen in zwei Taschenbuchausgaben von *Die Ketzer des Wüstenplaneten* und *Die Ordensburg des Wüstenplaneten* mit einem gelben Marker angestrichen hatte. Doch diese Bücher waren nach seinem Tod nicht mehr aufzufinden.

Als ich mich Anfang Mai 1997 endlich mit Kevin J. Anderson und seiner Frau, der Schriftstellerin Rebecca Moesta, traf, explodierten wir geradezu mit neuen Ideen für das Buch. Hektisch kritzelten wir sie auf Papier oder zeichneten sie auf Band auf. Aus diesen Notizen entwickelten sich erste Szenen, während wir immer noch darüber diskutierten, welchen Abschluss mein Vater für die Serie geplant haben mochte.

In den letzten zwei Bänden, *Die Ketzer des Wüstenplaneten* und *Die Ordensburg des Wüstenplaneten*, hatte er eine neue Bedrohung eingeführt – die infamen Geehrten Matres –, die damit begonnen hatten, große Teile der Galaxis zu verwüsten. Am Ende der *Ordensburg* standen die Hauptfiguren mit dem Rücken zur Wand, kurz vor der Niederlage... worauf die Leser erfahren, dass die Geehrten Matres

selbst vor einer noch größeren und geheimnisvolleren Bedrohung auf der Flucht waren... einer Gefahr, die sich nun auch den Protagonisten der Geschichte näherte, bei denen es sich hauptsächlich um Ehrwürdige Mütter der Bene Gesserit handelte.

Knapp zwei Wochen nach unserem Treffen rief mich ein Anwalt an, der sich um den Nachlass meiner Eltern kümmerte. Er teilte mir mit, dass in einem Banksafe in einer Vorstadt von Seattle zwei Behälter aufgefunden worden seien, die Frank Herbert gehörten – und von deren Existenz keiner von uns etwas gewusst hatte. Ich vereinbarte einen Termin mit der Bankverwaltung, dann verfolgte ich mit zunehmender Spannung, wie das Schließfach geöffnet wurde. In den Behältern befanden sich Unterlagen und alte Floppy-Disks, die umfangreiche Notizen zum nie veröffentlichten 7. *Dune*-Band enthielten – der langerwarteten Fortsetzung zu *Die Ordensburg des Wüstenplaneten*! Jetzt wussten Kevin und ich mit Gewissheit, was Frank Herbert beabsichtigt hatte, so dass wir die Handlung des Prequels im Hinblick auf das künftige große Finale der Serie anlegen konnten.

Mit neuer Begeisterung machten wir uns daran, ein Buchkonzept auszuarbeiten, das wir den Verlagen präsentieren konnten. Für diesen Sommer hatte ich eine Reise nach Europa eingeplant, zu einer Hochzeitsfeier, an der meine Frau Jan und ich unbedingt teilnehmen wollten. Ich nahm einen neuen Laptop-Computer und einen federleichten Drucker mit, worauf Kevin und ich den ganzen Sommer lang FedEx-Pakete hin und her schickten. Als ich schließlich zurückkehrte, hatten wir ein 141 Seiten dickes Konzept für eine Trilogie abgeschlossen – das umfangreichste Exposé, das wir jemals gesehen hatten. Meine dazugehörige *Dune-Konkordanz*, die Enzyklopädie über all die wunderbaren Schätze des *Dune*-Universums, war etwa zur Hälfte fertiggestellt und würde noch mehrere Monate intensivster Arbeit beanspruchen.

Während wir abwarteten, ob ein Verlag Interesse zeigte,

erinnerte ich mich mit großer Freude an die vielen schriftstellerischen Arbeiten, die mein Vater und ich gemeinsam unternommen hatten, und an meine frühen Romane der achtziger Jahre, die von seinen liebevollen, aufmerksamen Verbesserungsvorschlägen profitiert hatten. Alles, was ich von ihm gelernt hatte – und noch viel mehr –, würde ich für dieses große Projekt benötigen.

Nachwort von Kevin J. Anderson

Ich bin Frank Herbert niemals begegnet, aber durch die Worte, die er schrieb, kannte ich ihn sehr gut. Ich las den *Wüstenplaneten* erstmals mit zehn Jahren und im Verlauf vieler Jahre immer wieder; dann widmete ich mich mit großem Vergnügen allen Fortsetzungen. *Der Gottkaiser des Wüstenplaneten*, frisch aus der Druckerpresse, war das erste Hardcover, das ich jemals kaufte (damals war ich gerade aufs College gekommen). Dann arbeitete ich alle seine anderen Bücher durch und hakte fleißig die Liste der »weiteren Titel von...« ab. *Das grüne Herz, Hellstrøms Brut, Die Leute von Santaroga, Die Augen Heisenbergs, Ein Cyborg fällt aus, Der Jesus-Zwischenfall, Die weiße Pest* und viele weitere mehr.

Für mich stellte Frank Herbert den Gipfel dessen dar, was die Science Fiction sein konnte – zu eigenen Gedanken anregend, ehrgeizig, von epischer Breite, gründlich recherchiert und unterhaltsam – alles in einem Buch. Andere Science Fiction-Romane erreichten eins oder mehrere dieser Ziele, während *Der Wüstenplanet* alles zusammen leistete. Ich hatte bereits mit fünf Jahren beschlossen, Schriftsteller zu werden. Und mit zwölf Jahren wusste ich, dass ich Bücher wie die von Frank Herbert schreiben wollte.

Während meiner College-Zeit veröffentlichte ich eine Handvoll Kurzgeschichten, danach begann ich mit der Arbeit an meinem ersten Roman, *Resurrection Inc.*, einer komplexen Geschichte, die in einer zukünftigen Welt spielt, in der die Toten wiederbelebt werden, um den Lebenden zu dienen. Der Roman ist voller gesellschaftlicher Kommentare, religiöser Bedrohungen, einem großen Figurenrepertoire und (jawohl) einem vielschichtigen Plot. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich genügend veröffentlicht, um den Science Fiction Writers of America beitreten zu können... und eins der größten damit verbundenen Privilegien

war die Mitgliederliste. Jetzt hatte ich die Privatadresse von Frank Herbert! Ich nahm mir fest vor, ihm mein allererstes signiertes Exemplar zu schicken. Ich konnte den Roman unmittelbar darauf an Signet Books verkaufen... doch bevor es in den Handel kam, war Frank Herbert gestorben.

Ich hatte begierig die letzten zwei *Dune*-Bände gelesen, *Ketzer* und *Ordensburg*, in denen Herbert eine neue große Saga begonnen hatte, die auf einen Höhepunkt zusteuerte, während buchstäblich alles Leben auf dem Planeten Arrakis vernichtet wurde und die Menschheit kurz vor der Ausrottung stand – an diesen Punkt war Frank Herbert bis zu seinem Tod gelangt. Ich wusste, dass sein Sohn Brian ebenfalls ein professioneller Schriftsteller war, der mehrere Science Fiction-Romane vorzuweisen hatte. Ich wartete und hoffte, dass Brian ein Manuskript fertigstellte oder zumindest ein Exposé ausarbeitete, das sein Vater hinterlassen hatte. Ich hoffte, dass die treuen *Dune*-Leser eines Tages eine Auflösung dieses Cliffhangers in den Händen halten konnten.

Unterdessen machte meine eigene schriftstellerische Karriere Fortschritte. Ich wurde für den Bram Stoker Award und den Nebula Award nominiert; zwei meiner Thriller beziehungsweise die Filmrechte wurden von großen Hollywood-Studios gekauft. Während ich weiterhin eigene Romane schrieb, konnte ich mit großem Erfolg Ausflüge in bereits existierende Universen wie *Star Wars* und *Akte X* (die ich beide gleichermaßen liebe) unternehmen. Ich lernte, mir die etablierten Regeln und Figuren anzueignen, sie in meine Phantasie einzubetten und eigene Geschichten zu erzählen, die den Erwartungen der Leser entsprachen.

Dann verbrachte ich im Frühling 1996 eine Woche im Death Valley in Kalifornien, das schon immer einer meiner Lieblingsplätze zum Schreiben gewesen war. Eines Nachmittags wanderte ich durch einen abgelegenen Canyon und diktierte Ideen auf Band. Etwa nach einer Stunde bemerkte ich, dass ich auf einen falschen Weg geraten war und ich noch viele Meilen bis zu meinem Auto zurückzulegen

hatte. Während dieses unverhofft langen Marsches durch die öde und wunderschöne Wüstenlandschaft schweiften meine Gedanken zu *Dune* ab.

Seit Frank Herberts Tod waren zehn Jahre vergangen, und inzwischen hatte ich mich einigermaßen damit abgefunden, dass die *Dune*-Serie auf ewig unvollendet bleiben würde. Trotzdem interessierte es mich brennend, wie die Geschichte aufgelöst werden konnte... und wenn ich mir selbst ein Ende ausdenken musste.

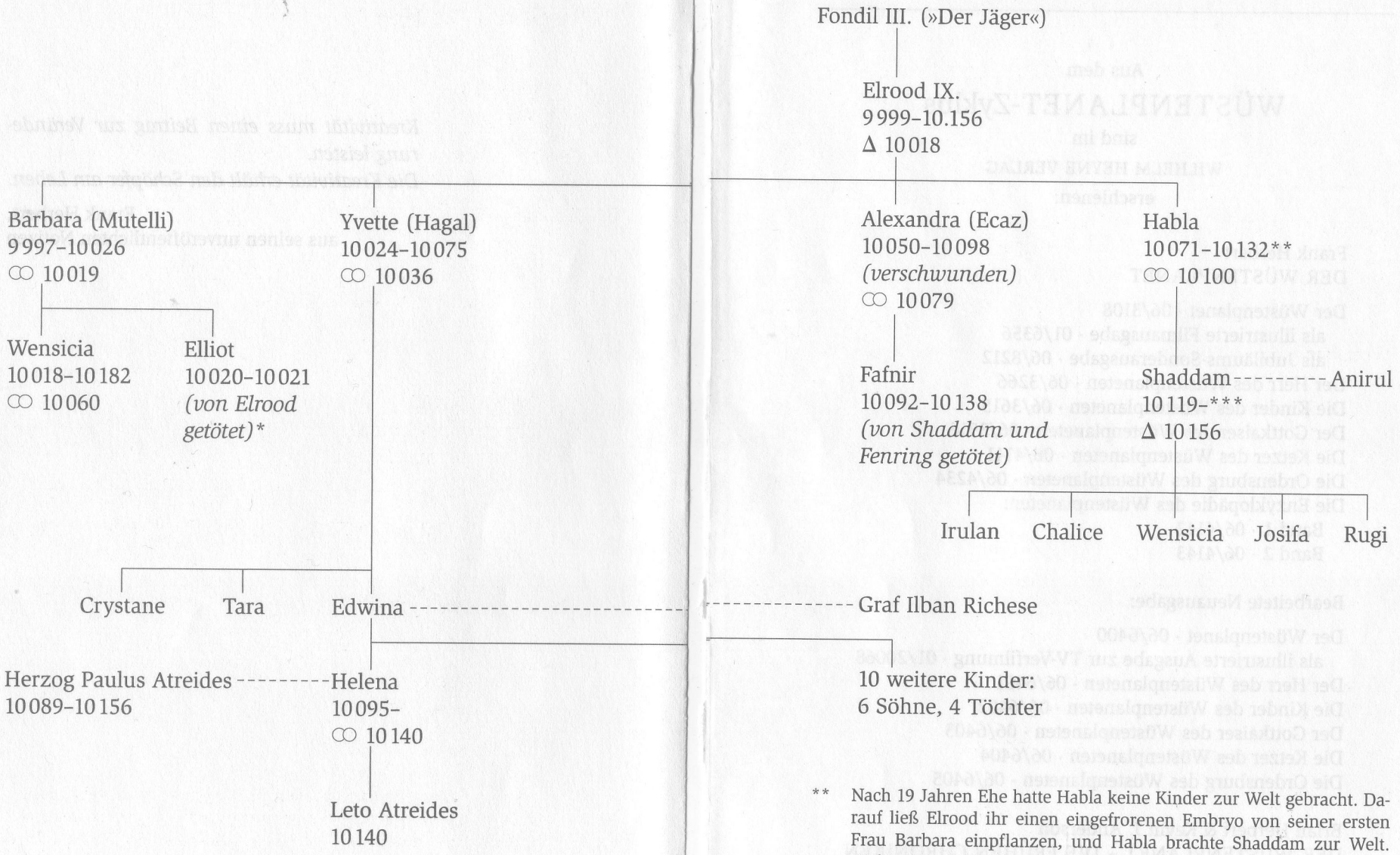
Ich war Brian Herbert nie zuvor begegnet, und es gab keinen Grund, warum er auch nur einen Augenblick lang über meinen Vorschlag nachdenken sollte. Aber *Der Wüstenplanet* war für mich der beste Science Fiction-Roman aller Zeiten, und es gab nichts, woran ich lieber gearbeitet hätte. Also beschloss ich, dass es zumindest nicht schaden konnte, einfach mal zu fragen...

* * *

Wir hoffen, dass es Ihnen Spaß gemacht hat, das *Dune*-Universum noch einmal mit unseren Augen wiederzusehen. Es war eine ganz besondere Ehre, die vielen tausend Seiten der Originalnotizen von Frank Herbert durchzugehen, so dass es uns vielleicht gelungen ist, einige der lebhaften Welten wiederzuerschaffen, die seinen Recherchen, seiner Phantasie und seinem Leben entsprungen sind. Ich finde *Dune* immer noch genauso aufregend und anregend wie vor vielen Jahren, als ich dieser Welt zum ersten Mal begegnet bin.

Kreativität muss einen Beitrag zur Veränderung leisten.
Die Kreativität erhält den Schöpfer am Leben.

Frank Herbert,
aus seinen unveröffentlichten Notizen



Δ Beginn der Herrschaft als Imperator.

* Nach dem Mord an ihrem Sohn verfiel Barbara dem Wahnsinn. Elrood behielt sie jedoch als Frau und schwängerte sie wiederholt. Die befruchteten Embryonen wurden für den Fall späterer Probleme mit der Erbfolge eingelagert.

** Nach 19 Jahren Ehe hatte Habla keine Kinder zur Welt gebracht. Darauf ließ Elrood ihr einen eingefrorenen Embryo von seiner ersten Frau Barbara einpflanzen, und Habla brachte Shaddam zur Welt. Nicht einmal Shaddam war die Identität seiner genetischen Mutter bekannt.

*** Im Appendix zum *Wüstenplaneten* sind die Geburtsdaten von Shaddam Corrino IV. und Graf Hasimir Fenring aufgrund von Tippfehlern falsch angegeben, wie auch die davon abweichenden Altersangaben im Roman belegen. Die korrekten Geburtsdaten sind 10119 für Shaddam und 10118 für Hasimir.

DAS ABENTEUER GEHT WEITER: DER WÜSTENPLANET - DIE FRÜHEN CHRONIKEN

Mit dem Wüstenplanet-Zyklus hat Frank Herbert eine Zukunftssaga geschaffen, die in ihrer epischen Wucht und ihrem außerordentlichen Detailreichtum nur mit J.R.R. Tolkiens »Herr der Ringe« zu vergleichen ist. Nach dem Tod des Autors 1986 schien diese Saga - zum Bedauern von Millionen von Leserinnen und Lesern rund um die Welt - zu einem endgültigen Abschluß gekommen zu sein.

Doch nun geht das Abenteuer weiter: Gestützt auf den umfangreichen Nachlass seines Vaters und gemeinsam mit dem bekannten Star-Wars-Autor Kevin J. Anderson erzählt Frank Herberts Sohn Brian Herbert die unmittelbare Vorgeschichte dieses atemberaubenden Epos und beleuchtet jene Charaktere, Motive und Konflikte, die zu den Ereignissen in »Der Wüstenplanet« führen: die ehrgeizigen genetischen Zuchtpläne der Bene Gesserit, die desolaten Zustände und Intrigen am Hof des Imperators, der Aufstieg Leto Atreides' zum Herzog, das schreckliche Schicksal des jungen Duncan Idaho und der Traum des Planetologen Pardot Kynes, der den Fremen, den Ureinwohnern von Arrakis, die Vision einer wasserreichen grünen Welt schenkt...

»Diese neuen Romane sind nicht nur ein faszinierender Teil des großen Wüstenplanet-Zyklus, sondern auch ein erstklassiges Abenteuer, das für sich selbst steht. Frank Herbert wäre auf die Fortführung seines Epos stolz gewesen.«
Dean Koontz

ISBN 3-453-18768-7
€ 12,00 [D]
0 2
9 783453 187689

Heyne Science Fiction
Deutsche Erstausgabe
Best.-Nr. 06/8304

EIN HEYNE-BUCH